Das Damen-regiment an den verschiedenen Höfen Europas in ...

Theodor Griesinger

Google

KE 31363 (1^I)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von A. Kröner.
1866.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das

Damen-Regiment

an den

verschiedenen Höfen Europas

in

den zwei letzt vergangenen Jahrhunderten.

Geschildert

von

Theodor Griesinger.

Erste Reihe.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1866.

Digitized by Google

KE 31363 (1^I)

Starr

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Digitized by Google

Die großen französischen Vorbilder

oder

Das Damenregiment am Hofe von Frankreich

unter Ludwig XIV. und Ludwig XV.

Erster Band.

Digitized by Google

Erstes Buch:

Die Zeiten der Lavallière.

[illegible]

Marie Mancini S. 6
Lavallière S. 43
Henriette d. [illegible] S. 1[illegible]
Marquise von Montespan S. [illegible]
Ninon de Lenclos 2[illegible]
Fontanges 334
Frau von Maintenon 420

Digitized by Google

dieß eine große Abneigunng gegen angestrengte Thätigkeit in sich verspürte, so machte es sich gewissermaßen ganz von selbst, daß

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die Heirath mit der Spanierin.

In Anfang Novembers im Jahr des Herrn 1659 — doch, halt! Ehe ich mit meiner Geschichte beginne, muß ich einige trockene historische Data voransenden, ohne welche das, was ich erzählen will, dem Leser unmöglich ganz klar werden könnte.

Ludwig XIV., der Sohn Ludwigs XIII. und Anna's, einer geborenen Erzherzogin von Oesterreich, erblickte am 5. September 1638 das Licht der Welt und folgte seinem Vater am 14. Mai 1643, an welchem letzterer starb, in der Regierung des Königreichs Frankreich nach. Er war also noch nicht fünf Jahre alt, als er König wurde, und eben deßwegen konnte er nicht selbst regieren, sondern dieß that für ihn seine Mutter und Vormünderin, die Königin-Wittwe Anna, welche man für gewöhnlich Anna von Oesterreich hieß. Im Grunde genommen, regierte aber auch Anna von Oesterreich nicht, obwohl sie vom Parlament von Paris förmlich zur Regentin des Reichs installirt worden war; sie regierte nicht, sage ich, wenn man unter „Regieren" das versteht, daß man das Regiment in der Hand habe und die Regierungshandlungen selbstständig ausübe. Dessen war sie nicht fähig, weil sie nur geringe Fähigkeiten und Einsichten besaß, und da sie überdieß eine große Abneigunng gegen angestrengte Thätigkeit in sich verspürte, so machte es sich gewissermaßen ganz von selbst, daß

ihr inniger Freund und Vertrauter — Viele wollen wissen, er sei ihr noch näher gestanden, — der berühmte Cardinal Mazarin die Zügel der Herrschaft ganz an sich riß. Alles also, was in jener Zeit in Frankreich vom Throne herab beschlossen, decretirt und ausgeführt wurde, ging weder von Ludwig XIV. noch von Anna von Oesterreich aus, sondern ausschließlich vom Cardinal Mazarin, dem Premierminister, und er allein ist demnach für jene Regierungshandlungen verantwortlich zu machen. Den Gesetzen Frankreichs oder vielmehr der Verordnung des Königs Karl V. gemäß hätte nun allerdings dieses Vormundschaftswesen am 5. September 1651, an welchem Tage Ludwig XIV. vierzehn Jahre alt und volljährig wurde, ein Ende nehmen sollen, und in der That fand auch am 7. September selbigen Jahres im großen Saale des Parlaments zu Paris ein feierlicher Actus statt, durch welchen man die Majorennität Ludwigs in solennster Weise publicirte, allein dieser Actus war nur ein formeller und es blieb deßwegen doch alles beim alten. Ja sogar die Krönung und Salbung, welche man am 7. Juni 1654 unter großer Pracht mit dem jungen Könige zu Rheims vornahm, änderte hieran nicht das mindeste und noch weniger übte die Empörung eines Theils der französischen Großen, welche — den Prinzen Ludwig Condé an der Spitze — sich selbst die Lenkung des Staatsruders verschaffen wollten, (man heißt diese Empörung „die Unruhen der Fronde", hierauf einen nachhaltigen Einfluß aus. Vielmehr führte der Kardinal Mazarin sowohl nach dieser Krönung als während der Frondeunruhen das Alleinregiment gerade eben so straff, als unmittelbar nach dem Tode Ludwigs XIII. im Jahr 1643.

Woher kam nun aber dieß? Einfach von der Erziehung Ludwigs XIV.! Alle gleichzeitigen, wie nachherigen Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Natur den erstgebornen Sohn Ludwigs XIII. mit großen und herrlichen Eigenschaften, geistigen wie körperlichen, ausgestattet hatte. Sie geben einstimmig zu, daß er sich schon sehr frühe zu einem überaus schönen, kräftigen und stolz aufgerichteten Jüngling entwickelt habe, und daß seine Fassungskraft, sein Begriffsvermögen, überhaupt seine Verstandesan-

lagen von seltener, ausgezeichneter Art gewesen seien. Aber nicht minder einstimmig versichern sie, daß ihm der Kardinal Mazarin — oder was dasselbe ist: auf dessen Befehl die Königin Anna von Oesterreich — solche Lehrer gegeben habe, welche zwar alles thaten, um die körperlichen Befähigungen ihres Zöglings auszubilden, das heißt, welche ihn im Fechten, im Reiten, im Tanzen, im Schwimmen, mit einem Worte in allen ritterlichen Künsten auf's trefflichste unterrichteten und welche es sogar so weit brachten, daß kein Mensch in ganz Frankreich es ihm an Anmuth, Zierlichkeit, wie auch an Würde und Majestät in der äußeren Erscheinung gleichthat, welche dagegen aber umgekehrt seine geistige Ausbildung auf unverantwortliche Weise vernachlässigten, so daß er in allen Wissenschaften, selbst in den gewöhnlichen, wie in der Geschichte, in der Geographie, in der Mathematik, in den alten und neuen Sprachen weit hinter dem zurückblieb, was seine Befähigungen von ihm hätten erwarten lassen. Sie thaten dieß natürlich nicht aus eigenem Antrieb und auf eigene Verantwortung, sondern weil es der Kardinal Mazarin so haben wollte, und der Kardinal Mazarin wollte es — dieß liegt wohl ziemlich klar auf der Hand — so haben, damit der junge König nicht allzufrühzeitig seine Kräfte fühlen lerne, damit nicht zu frühzeitig in ihm die Lust erwache, die Zügel des Regiments mit eigenen Händen zu ergreifen, damit der Kardinal Mazarin, so lange er lebte, oder wenigstens so lange als möglich, der factische Beherrscher Frankreichs bleibe. Dieß Resultat zu erreichen, griff der Kardinal noch zu einem andern Mittel. Er stellte nehmlich dem jungen Könige vor, daß die französischen Großen, welche die Unruhen der Fronde (vom Wort: „fronder“, über alles räsonniren und losziehen) erregten, absonderlich aber das Haupt derselben, Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé, der Erstgeborne der Bourbon'schen Seitenlinie, welche nach dem Aussterben der Hauptlinie das Anrecht zum Throne von Frankreich hatte — daß, sage ich, dieser Condé nebst seiner Partei nicht aus Haß gegen den Kardinal Mazarin, wie vorgegeben wurde, sich empört hatte, sondern um ihn, den König Ludwig, des Thrones zu berauben und sich selbst

an seine Stelle zu setzen. Er stellte ihm ferner vor, daß diese Absicht der Frondeurs auch von Spanien und anderen Mächten getheilt worden sei, und endlich stellte er ihm vor, daß nur Er, der Kardinal, durch seine Thatkraft und Klugheit diese Absicht vereitelt habe. Weil er aber für diese seine Vorstellungen Gründe vorzubringen wußte, und zwar wahrscheinlich genug klingende Gründe, so schenkte ihm Ludwig XIV. vollständigen Glauben und war von der Stunde an fest überzeugt, daß der Kardinal allein der Mann sei, ihm die Krone zu retten und ihn vor seinen Feinden zu schützen. Deßwegen wußte er auch nach erhaltener Volljährigkeit nichts besseres zu thun, als dem Kardinal, so wie er es seit seiner frühesten Jugend gewohnt war, alle Regierungsgeschäfte zu überlassen und sich selbst dagegen rein den Vergnügungen der Jugend hinzugeben; der Cardinal aber nützte dieses Abhängigkeitsgefühl des jungen Monarchen so sehr aus, daß er demselben nicht nur nicht erlaubte, über wichtigere Angelegenheiten eine Entscheidung zu treffen, sondern daß er ihm sogar heftige Vorwürfe machte, wenn es ihm je einmal einfiel, irgend Jemanden ohne sein, des Cardinals Wissen, auch nur eine geringere Gnadenbezeugung zu verwilligen. Ja er behandelte ihn, seinen Herrn und König, beinahe wie einen Schüler und sagte ihm auch geradezu in's Gesicht, daß ihm selbst zu der unbedeutendsten Regierungshandlung noch die nöthige Erfahrung und Einsicht fehle; in allem dagegen, was das Vergnügen und die körperliche Lust anbelangte, ließ er ihm vollkommen freie Hand und hatte sogar offenbar seine Freude daran, wenn der junge Monarch sich sehr gut divertirte. Solcherartig waren in den ersten Regierungsjahren Ludwigs XIV. die Verhältnisse am Hofe zu Paris und wenn ich nun noch hinzusetze, daß im Jahre 1659, in welchem unsere Geschichte beginnt, nicht nur die Unruhen der Fronde beinahe ihr vollständiges Ende gefunden hatten, sondern daß auch der König von Spanien, welcher als Verbündeter der Frondeurs schon geraume Zeit mit Frankreich Krieg führte, sich endlich ebenfalls nicht abgeneigt zeigte, Frieden zu schließen — man unterhandelte darüber schon seit dem Jahre 1658, war aber bis zum November 1659 über die Bedin-

gungen immer noch nicht ganz einig geworden —, so habe ich dem Leser alles gesagt, was er braucht, um die nun folgende wahrheitsgetreue Historie zu verstehen.

Es war also zu Anfang des Novembers im Jahr des Herrn 1659, da saßen in einem hintern Zimmer des Louvre zu Paris zu schon ziemlich vorgeschrittener Nachtzeit drei Personen, ein Herr und zwei Damen, beisammen, welche eine große Terrine voll dampfenden Punsches vor sich hatten. Alle drei standen nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, sondern sie näherten sich mehr dem mittleren Alter; dagegen zeichneten sie sich sämmtlich durch sehr fein geschnittene, kluge Gesichter aus und in ihrer Kleidung lag jene Feinheit und Eleganz, welche ihre näheren Beziehungen zum Hofe nicht verkennen ließ.

„Wie er uns nur so lange hinhalten mag," sagte die eine Dame, welche Madame de Toyras hieß und eine vertraute Freundin der Frau von Motteville, der ersten Kammerfrau Anna's von Oesterreich, war. „Wie er uns nur so lange hinhalten mag? Er versprach doch Schlag zehn Uhr hier zu sein."

„Wenn er bälder hätte abkommen können," erwiederte der Herr, welchen wir dem Leser als den Dichter Benserade, eine damals am Hofe von Paris neu aufgetauchte und sehr wohlgelittene Persönlichkeit vorstellen, „wenn er hätte bälder abkommen können, so wäre er bereits hier, denn wir haben hier zwei Anziehungspunkte, welche unbedingt magnetartig auf ihn wirken. Ich meine die Terrine Punsch hier und . . . ."

„Und mich," fiel ihm die zweite Dame, welche sich Madame Deshuilières schrieb, lachend in die Rede. „Zuerst aber kommt sicherlich der Punsch und erst wenn er von diesem genug hat, beliebt es ihm seine Augen auf mich zu werfen. Aber siehe da, hier ist er ja, der viel ersehnte La-Porte und Gott sei Dank, nun kann's losgehen."

In der That öffnete sich in diesem Augenblicke die Thüre und mit geräuschlosen Tritten schlich ein Herr herein, welcher sich, nachdem er stumm gegrüßt, sofort hart neben Madame Deshuilières niederließ, und den diese dann augenblicklich mit einem großen

Glase Punsch bediente. Dieser Herr aber, dessen Kleidung sich durch eine fast noch größere Eleganz auszeichnete, als die der drei Andern und aus dessen anscheinend kaltem und nichtssagendem Gesichte eine ganz eigenthümliche Verstandesschärfe heraussah, hieß wirklich La-Porte und war der erste Kammerdiener des jungen Königs Ludwigs XIV.

„Nun mein Freund,“ sagte Madame Deshuilières zu dem Neuangekommenen, nachdem sich derselbe mit einem starken Schluck erquickt hatte, „hat sich Seine Majestät jetzt endlich zu Bette gelegt? Ich hätte geglaubt, sein Unwohlsein würde ihn schon früher dazu genöthigt haben.“.

„Oh,“ erwiderte La-Porte, „was das leichte Unwohlsein des Königs anbelangt, so hat sich dieses im Laufe des Tages gänzlich gehoben, denn Fräulein Marie Mancini wich die ganze Zeit über nicht von seiner Seite und sie lasen mit einander den Petrarka oder wie der italienische Dichter sonst heißt, und dann lachten und schäckerten sie wieder mit einander, und dann aßen und tranken sie mit einander und kurz und gut, sie wären noch bei einander, wenn nicht ihre Majestät die Frau Königin Regentin in höchst eigener Person erschienen wäre, und allerhöchst ihrem Herrn Sohne geboten hätte, sich jetzt schlafen zu legen.“

„Königin Regentin?“ rief Benserade mit komischem Ernste. „La-Porte, Sie vergessen, daß es mit der Vormundschaft längst ein Ende hat, denn Seine Majestät Ludwig XIV. ist seit sechs Jahren volljährig. Aber,“ setzte er dann lächelnd hinzu, „ist es denn wirklich wahr, daß der König mit der Mancini die italienischen Dichter liest? Er hatte doch früher einen solchen Horror vor allem Lernen und Lesen und ich kann mir's kaum denken, daß er der italienischen Sprache mächtig ist.“

„Sie hat ihn die Sprache gelehrt,“ versetzte drauf La-Porte „und sie hat ihm auch den Geschmack an den Dichtern beigebracht.“

„Und sie wird ihm noch manch anderes beibringen,“ setzte Madame Deshuilières hinzu. „Sie ist hochfliegenden Geistes, gerade wie seine Eminenz ihr Oheim der Herr Kardinal, und wenn der König sie heirathet, wie er sich schon mehr als einmal aufs

Bestimmteste ausgesprochen hat, so gebt Acht, ob er nicht von ihrem Geiste angesteckt eines schönen Morgens mit einem Male die Vormundschaftsketten abstreift und als selbstwilliger Monarch auftritt."

„Ja, wenn er sie heirathet," warf Frau von Toyras höhnisch ein; „aber er wird sie nicht heirathen, dafür stehe ich euch gut."

„Hm!" meinte Benserade, „das weiß ich denn doch nicht. Der Kardinal Mazarin kann sich doch wahrhaftig nicht entgegenstemmen, wenn der König eine seiner Nichten an den Altar führen will? Gerade umgekehrt sollte man meinen!"

„Aber die Mutter?" rief Frau von Toyras, „die Königin Anna? Haben Sie denn die ganz vergessen? Wir wollen übrigens nicht streiten, denn die beabsichtigte Reise nach Lyon wird schon in wenigen Wochen Alles zur Entscheidung bringen."

„Also bleibt's bei dieser Reise?" fragte Benserade. „Ich glaubte, die Königin und der Kardinal seien wieder davon abgegangen."

„Nein," erwiderte Frau von Toyras mit Bestimmtheit, „die Zusammenkunft mit Madame Royale von Savoyen, der Tante des Königs, wird in diesem Monate noch stattfinden und die Abreise von hier ist bereits auf den zwölften festgesetzt."

„Und Madame Royale," fragte La-Porte mit einer höchst gleichgiltigen Miene, als ob ihn die Sache ganz und gar nicht interessire, „wird Höchstihre Prinzessin Tochter Margarethe mitbringen und es wäre also wirklich auf eine Heirath Seiner Majestät mit seiner Cousine, das ist mit seinem leiblichen Geschwisterkinde, abgesehen?"

„Prinzessin Margarethe wird mitkommen," erwiderte Frau von Toyras; „das weiß ich mit Bestimmtheit, aber ob es sich ernstlich um eine Heirath mit ihr handelt, darüber bin ich noch nicht ganz im Klaren, denn die Königin Mutter hält in diesem Punkte etwas hinter dem Berge. In der That wäre es mir höchst sonderbar, wenn das noch vor Kurzem mit so viel Eifer betriebene

Heirathsprojekt mit der Tochter des Königs von Spanien auf einmal gänzlich fallen gelassen worden wäre."

„Noch sonderbarer ist," meinte Benserade, „daß man von all' diesen Heirathen spricht, als ob man über die Hand des Königs nur so ohne Weiteres verfügen könnte. Gerade als ob er nicht auch einen Willen, nicht auch ein Herz hätte," setzte er nach seiner gewohnten spöttischen Weise hinzu, „während doch diese erste träumerische Jugendliebe mit der Mancini . . . . ."

„Oho!" lachten die beiden Damen laut auf. „Die erste träumerische Jugendliebe! Haben Sie denn in den letzten Jahren in Sibirien gelebt, daß Sie meinen, dies Verhältniß zu der Mancini sei die erste Liebschaft des Königs?"

„Nein," erwiderte der Poet, „ich habe die letzten Jahre keineswegs in Sibirien zugebracht, aber da ich erst seit Kurzem Zutritt am Hofe habe, so sind mir die Liebeleien des jungen Monarchen nur gerüchtweise zu Ohren gekommen und Gerüchte sagen nie die volle Wahrheit. Ich möchte also jetzt eine authentische Nachricht darüber bekommen, und gewiß ist Freund La-Porte so gefällig, mich mit einem Male in diese Mysterien einzuweihen."

„Einverstanden, einverstanden!" riefen die beiden Damen; „La-Porte muß beichten und wohl möglich, daß wir selbst noch etwas erfahren, was wir noch nicht wissen."

„Gut, ich will's thun," entgegnete der Kammerdiener des Königs, „denn ich weiß ja, daß ich mich auf euer allseitiges Stillschweigen verlassen kann. Also füllet die Gläser voll bis zum Rande und dann höret mir andächtig zu. Wir alle wissen," fuhr er dann nach einer kleinen Pause fort, indem er sich nachlässig in seinen Sessel zurücklehnte, „daß Seine Majestät schon in seinem sechszehnten Jahre so kräftig und ausgebildet aussah, als ein Anderer im zwanzigsten, und nicht minder ist uns bekannt, mit welch wunderbarer Schönheit der Himmel den Monarchen gesegnet hat. Da war es denn kein Wunder, daß von den Damen am Hofe, so viel Zucht und Ehrbarkeit auch an demselben unter dem strengen Regimente der Königin-Mutter vorherrschend ist, gar manche dem anziehenden Königsjünglinge die schmachtendsten Blicke zuwarf, und

es will mich bedünken, derselbe hätte anklopfen dürfen, wo er gewollt hätte, die Thüre wäre ihm nicht verschlossen geblieben. Unter Anderem passirte einmal Folgendes: Die Königin-Mutter war krank und der liebevolle Sohn wachte bei ihr; nicht minder aber wachte neben dem Bette der Königin auch deren erste Kammerfrau, Madame de Motteville. Wie es nun spät und später wurde, da übermannte den jungen Fürsten der Schlaf und weil zu gleicher Zeit auch die Königin-Mutter schlummerte, so hatte die Kammerfrau volle Muse, den schlafenden König zu betrachten. Aber ach, er kam ihr schöner vor, als Endymion und sie kam dadurch in eine solche Aufregung, daß . . . ."

„La-Porte," unterbrach ihn hier mit lautem Lachen die Frau von Toyras, indem sie ihm mit der einen Hand den Mund verschloß; „La-Porte, Sie sind doch der malitiöseste von allen Menschen. Meine mütterliche Freundin Motteville hat mir den Fall mehr als einmal selbst erzählt und es ist wahr, daß sie über die Schönheit des jungen Monarchen in ein wahres Entzücken gerieth, allein so wie sie sich dieser Gefühle bewußt wurde, da griff sie im Momente nach ihrem Gebetbuche, das glücklicherweise neben ihr lag, und fing an so eifrig darin zu lesen, daß der Teufel der Versuchung von ihr wich."

„Nun gut," erwiderte La-Porte trocken, „ich will's zugeben, daß es sich ganz so verhielt, wie Sie sagen; allein eben so sicher ist, daß die andere Kammerfrau der Königin-Mutter, Madame de Beauvais, sich nicht lange hernach in einer ähnlichen Lage dem Könige gegenüber befand und — und — und, nun wie soll ich mich ausdrücken, und unglückseligerweise kein Gebetbuch fand."

„Wie?" rief Benserade mit unverhülltem Erstaunen. „So wäre es denn wahr, daß die Beauvais die erste Geliebte des Königs gewesen ist, sie, die damals bereits ihre dreißig Jahre oder mehr zählte und dazuhin nur Ein Auge hatte? Ich habe seiner Zeit von der Sache reden hören, aber sie war mir zu unglaublich, als daß ich ihr weitere Notiz schenkte."

„Je nun," meinte La-Porte, die Achseln zuckend, „der Geschmack der Menschen ist ein verschiedener. Uebrigens als Geliebte

des Königs möchte ich sie nicht bezeichnen, da er sie wohl nie wirklich liebte. Vielmehr war sie es, die eine Gelegenheit mit ihm suchte, sie war es, welche ihn durch ihre üppigen Formen und ihr herausforderndes Entgegenkommen in ihr Garn zu locken verstand, und bei dem jugendlichen Feuer, das ihn beseelte, triumphirte sie nur zu leicht, trotz ihres Einen Auges, über seine Unerfahrenheit. Dafür aber ging der Roman auch bald zu Ende."

„Was ist aus ihr geworden?" fragte Benserade.

„Die Folgen ihres Umgangs mit dem König wurden sichtbar," erwiderte der Kammerdiener, „und die schamlose Person sorgte noch besonders dafür, daß sie recht sichtbar wurden. Somit ward sie von der Königin-Mutter Knall und Fall entfernt und ihr der Hof ein- für allemal verboten. Dagegen erhielt sie ein Schloß mit Schloßgut zum Präsente und dem Knaben, den sie bald hernach gebar, verlieh man den Titel eines Barons von Beauvais."

„Das wäre die Liebschaft Numero Eins," sagte jetzt Madame Deshuilières, ihrem Freunde das Glas wieder füllend; „nun an Numero Zwei."

„Oh," meinte La-Porte, „über diese kann ich mit wenigen Worten hinweggehen, denn sie ist nur eine neue Auflage des Verhältnisses mit der Beauvais. Der König, in dem die Sinnlichkeit einmal geweckt war, bemerkte eines Tags bei einem Spaziergang in dem Parke von Fontainebleau eine Gärtnerstochter, welche der Beauvais an Reichthum der Formen nichts nachgab, oder vielmehr sie hierin noch übertraf. Besonders jung war sie nicht mehr und viel Reiz in der Unterhaltung hatte sie auch nicht; dagegen aber besaß sie eine gute Portion Erfahrung und verstand deßwegen die Blicke des Königs gleich von Anfang an aus dem Fundamente. Was soll ich nun weiter sagen? Genug, der König faßte damals zur großen Verwunderung des Hofs eine ungemeine Vorliebe für das Studium der Botanik und suchte diesen seinen Wissenschaftsdurst in den Gärten von Fontainebleau zu befriedigen. Eines Tags aber kam die Königin-Mutter durch eine Zwischenträgerin hinter den wahren Sachverhalt, und nun wurde die Gärtnerstochter über Hals und Kopf mit einer guten Aussteuer an einen

Landmann verheirathet, der recht gerne an einem gleich nach der Hochzeit zur Welt gekommenen Töchterlein Vaterstelle vertrat."

„Diese — Liebschaft, wenn man sie anders so heißen kann," sagte Madame de Toyras, „muß sehr geheim gehalten worden sein, denn nicht einmal ich selbst habe etwas Genaueres darüber gewußt. Ich glaubte bisher, die Herzogin von Chatillon sei die zweite Liebe des Königs gewesen."

„Wie?" rief Benserade. „Die Herzogin von Chatillon, die Tochter jenes tollen Grafen von Bouteville-Montmorency, der unter der vorigen Regierung hingerichtet wurde, weil er den Marquis de Beuvron am hellen Mittag auf der Place Royale zum Duelle nöthigte und nach drei Gängen niederstieß?"

„Dieselbe," erwiederte Madame Toyras. „Sie war und ist noch wunderbar schön, aber sie hat etwas von der heftigen Gemüthsart ihres Vaters, und darum machte sie, nachdem sie den Gasparo de Coligny, Herzog von Chatillon, den innigsten Freund des großen Condè, geheirathet hatte, die eifrigste Parteigängerin für die Partei der Fronde."

„Ebendeßwegen, „meinte darauf der Kammerdiener, „ist es auch zwischen ihr und dem König zu gar keinem wirklichen Verhältnisse gekommen, obwohl es alle Welt glaubte. So sehr sie nehmlich auch den König mit ihren prachtvollen schwarzen Augen zu fesseln wußte, so durfte ihm der Cardinal Mazarin nur sagen, wie die Herzogin mit dem Prinzen Condé stehe, und aus war's auf einmal mit all' seiner Liebe. Er ist sogar jetzt noch fest überzeugt, daß die Herzogin ihm nur deßwegen entgegenkam, um durch eine Liaison mit ihm für den Prinzen und seine Partei gewisse Vortheile zu erlangen oder vielleicht gar den Einfluß des Cardinals gänzlich zu beseitigen, und ehrlich gestanden, ich glaube ebenfalls, daß die schöne Dame so etwas beabsichtigte. Kurz und gut also: mit der Herzogin von Chatillon war's nichts; um so tiefer aber saß ihm eine Zeit lang die Liebe zu dem Fräulein de la Mothe d'Argencourt, der jüngsten Hofdame der Königin, im Herzen und es kostete nicht wenige Mühe, zu verhindern, daß eine ernsthafte Verbindung daraus entstand. Das Fräulein hatte

hielt es für eine übergroße Weichlichkeit, wenn ein Mann sich dieses Transportmittels bediente, und verzieh dasselbe selbst jüngeren Damen nicht. Unter solchen Umständen kann man sich's denken, wie unendlich viele Pferde nothwendig waren, wenn ein ganzer Hof, also ein König wie Ludwig XIV., eine Königin wie Anna von Oesterreich, und ein Minister wie der Cardinal Mazarin, je von allen ihren höheren und niederen Bediensteten — weiblichen wie männlichen — begleitet, eine Reise antrat, denn in einem solchen Falle handelte es sich nicht von einem Dutzend oder auch zwei Dutzend Personen, sondern stets von mehreren Hunderten, wobei die gewöhnlichen Troßknechte noch nicht einmal gerechnet waren. Ueberdem wie viel Saumthiere nahm nur das Gepäck in Anspruch! Und wie viel Wagen die Fourage und die sonstigen Vorräthe, deren man benöthigt war, da man unterwegs in Städte kam, wo die Leute sich keineswegs in der Lage befanden, den Hof mit allen seinen gewohnten Bequemlichkeiten versorgen zu können! Kurz also, der Vorbereitungen waren unendlich viele nöthig und es nahm eine geraume Zeit in Anspruch, bis man mit ihnen zu Stande kam. Als endlich Alles in Ordnung war, wurde die Reise am 20. November 1659 angetreten.

Warum reiste nun aber der Hof nach Lyon? Der vor der Welt ausgesprochene Grund war, um mit Madame Royale, der Wittwe des verstorbenen Herzogs Viktor Amadeus I. von Savoyen, so wie mit deren Tochter, der Prinzessin Margarethe, zusammenzutreffen, und in der That — dieser Grund ließ sich hören. Madame Royale nehmlich, oder wie man sie früher nannte, Prinzessin Christine von Frankreich, gehörte als eine Tochter König Heinrich's des Vierten, also als eine Schwester des verstorbenen Königs Ludwig XIII. zu den allernächsten Verwandten des französischen Hofes und was konnte also natürlicher sein, als daß die beiden Schwägerinnen Anna von Oesterreich und Madame Royale eine Sehnsucht hatten, sich gegenseitig zu sehen und zu umarmen? Was war natürlicher, als daß die Tante den Neven, das ist Madame Royale den König Ludwig XIV. und dieser hinwiederum seine liebliche Cousine, die Prinzessin Margarethe, die Tochter sei-

ner Tante, begrüßen wollte? Ueberdem wo konnten die lieben Verwandten schicklicher und bequemer diese Familienzusammenkunft abhalten als in Lyon, das so ziemlich in der Mitte zwischen Chambery, der Hauptstadt von Savoyen, und Paris, der Hauptstadt von Frankreich, lag? Aber, wandten die mit den Hofgeheimnissen besser Vertrauten ein, warum bringt denn die Herzogin von Savoyen nur allein ihre Tochter Margarethe und nicht auch ihre übrgen Kinder mit nach Lyon? Warum kommt namentlich ihr Sohn Karl Emanuel II., der regierende Herzog von Savoyen, nicht mit? Endlich, warum unternimmt man diese Reise gerade jetzt, im November, in der rauhen Jahreszeit, während sie weit bequemer im letzten Sommer hätte gemacht werden können? Nein, nein — so calculirten dann diese Fragesteller, — um eine bloße Familienzusammenkunft handelt es sich nicht, sondern es steckt etwas Anderes darunter und dieses Andere ist eine Heirath, die zwischen Ludwig XIV. und Margarethe von Savoyen eingeleitet werden soll!

Dem mochte nun übrigens sein, wie ihm wollte, so war wenigstens Einer in dem großen Karavanenzug, welchen der Hof mit seinem Gefolge bildete, der sich über den Zweck der Reise den Kopf nicht im mindesten zerbrach, und dieser Eine war gerade der Hauptbetheiligte, nehmlich der junge König Ludwig XIV. Vielmehr brachte er einen Tag fröhlicher als den andern hin, und wenn der Cardinal und die Königin Anna in ihren Karossen oder in den Quartieren, in welchen man übernachtete, tiefnachdenkliche Gesichter zeigten, so lachte dagegen aus seinen Augen die helle Freude, das helle Glück, die hellste Zufriedenheit. Hiezu hatte er aber auch vollen Grund, denn einmal machte er die ganze Reise von Melün an zu Pferde und das Vergnügen des Reitens ging ihm über Alles; für's zweite gab man ihm in allen Städten, durch welche man zog, solenne Festlichkeiten, wie insbesondere Bälle, und er liebte nichts mehr als das Tanzen; für's dritte endlich hatte er während der ganzen Zeit Maria Mancini an der Seite — während des Reisens ritt sie stets hart neben ihm und auf den Bällen tanzte er fast nur mit ihr, — und Maria Mancini war damals der Abgott seiner Seele.

Es ist Zeit, daß wir uns ein wenig mit dieser Dame beschäftigen. Der Cardinal Mazarin hatte eine Schwester Hyeronima, welche an einen römischen Vornehmen, den Baron Lorenzo Mancini verheirathet war und demselben zehn Kinder gebar. Diese Kinder, das heißt die am Leben gebliebenen sieben, ließ der Cardinal sämmtlich von Rom nach Paris kommen, um sie bestens zu versorgen, und eines derselben, das viertgeborne — ein Bruder und zwei Schwestern giengen ihr voran — war Maria Mancini. Achtzehn Jahre war sie alt, als sie erstmals aus dem Kloster, in dem sie erzogen wurde, an den Hof kam, und da in Anbetracht der Stellung, welche der Cardinal daselbst einnahm, dessen Nichten bei allen Gelegenheiten, bei welchen der König erschien, ebenfalls erscheinen mußten, so sah Marie den jungen Monarchen, der gerade ein Jahr mehr zählte, als sie, von jener Zeit an fast alltäglich. Ja, »les Nièces Princesses du Cardinal,« wie man sie gewöhnlich nannte, wurden gewissermaßen des Königs Gespielinnen, und man konnte mit Recht sagen, daß sie und ihr Oheim mit der Königin Mutter und mit deren Söhnen nur eine einzige Familie bildeten. Anfangs nun schien es, als ob Ludwig XIV. auf Olympia Mancini eine der älteren Schwestern, sein besonderes Augenmerk geworfen habe, allein die Liebe, die er damals zu dem Fräulein de la Mothe d'Argencourt faßte, ließ plötzlich alle seine frühere Zuneigung zu Olympia, wenn er je welche gehabt hatte, erkalten und diese im Zorn hierüber gab sofort dem Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan ihre Hand. Der Prinz gehörte einer Nebenlinie des regierenden Savoyen'schen Hauses an; der Cardinal aber erbat sich für ihn den Titel eines Grafen von Soissons, welcher ihm den Rang eines königlichen Prinzen gab, und solche Rangerhöhung hatte in so fern einen Sinn, als das Haus Savoyen-Carignan sehr nahe mit dem Hause Bourbon verwandt war.

Durch diese Heirath wurde die Entfremdung natürlich eine noch größere, denn »Madame la comtesse«, wie Olympia von jetzt an ausnahmsweise hieß, bewohnte nun ihr eigenes Hôtel, das Hôtel Soissons, und das tägliche Zusammensein mit dem Könige hatte also ein Ende. Nicht so verhielt es sich mit Marie

Mancini. Sie blieb vielmehr des Königs Gespielin und letzterer gewöhnte sich so an sie, daß er ihrer auch nicht einen Tag lang entbehren konnte. Allein er fühlte nichts weiter für sie, als Freundschaft, so etwa wie für einen recht guten Kameraden, und es war dieß auch kein Wunder, da sie damals bei ihrer hoch aufgeschossenen, äußerst mageren, fast knochigen Figur keinen guten Eindruck machte. Mädchen, die schnell wachsen, sehen oft so aus, als ob sie aus lauter Haut und Knochen beständen, und wenn sie damit noch ein eingefallenes Gesicht nebst einem gelben Teint, wie Marie Mancini, verbinden, so hält man es für ganz unmöglich, daß solche dereinstens noch, und zwar oft in der allerkürzesten Zeit wirkliche Schönheiten werden könnten. Nun begab es sich aber, daß Ludwig XIV. im Sommer des Jahres 1658, eben als die Liebe zu Fräulein de la Mothe d'Argencourt ein so schnelles Ende genommen hatte, so zu sagen, um sich zu trösten, mit dem Cardinal Mazarin zur Armee nach Spanisch-Flandern abging und dort, nachdem er unter dem Marschall Turenne einige Belagerungen mitgemacht, plötzlich am Nervenfieber schwer erkrankte. Ja so schwer, daß man ihn schnellstens nach Calais schaffte und durch Kuriere die besten Aerzte von Paris herbeiholte. Trotzdem steigerte sich die Krankheit mit jedem Tag mehr und endlich erklärten die Aerzte selbst, daß, wenn nicht ein Wunder geschehe, keine Hoffnung mehr vorhanden sei. Nun wandten die Höflinge, die Großen wie die Kleinen und die Weiblichen wie die Männlichen, sich plötzlich vom sterbenden Könige ab, dem neu aufgehenden Gestirne zu, nehmlich dem jüngeren Bruder des Königs, Philipp, Herzog von Orleans, dem sogenannten „Monsieur", welchem der französische Thron zufallen mußte, und so auffallend war diese Abwendung, daß man hätte glauben können, Ludwig XIV. liege schon im Grabe. Selbst seine Mutter, Anna von Oesterreich, fand für gerathen, dieses Beispiel nachzuahmen, und so sah sich der bisher sichtlich vernachlässigt gewesene Monsieur wie im Sturmschritt mit einem ihn viel bewundernden und sich in Schmeicheltönen überbietenden Hofe umgeben. Ein Wesen dagegen gab es, welches all diesem elenden Getriebe fremd blieb und dieses eine Wesen war

Marie Mancini. Bei der ersten Nachricht von der Erkrankung Ludwigs hatte sie die Königin Mutter bestürmt, sie nach Calais abreisen zu lassen, und Tag und Nacht fuhr sie, um nur recht schnell an Ort und Stelle zu kommen. Man sagte ihr, das Fieber des Königs sei im höchsten Grade ansteckend — was kümmerte es sie? Sie wich nicht mehr vom Bette des Kranken und wartete seiner so, daß er nur noch von ihr Arzneien nahm. Der König überstand die Krankheit und konnte nach einigen Wochen nach Paris transportirt werden. Mit der wiederkehrenden Gesundheit jedoch zog in sein Herz ein Gefühl ein, das er bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Es war das Gefühl der ersten wirklichen Liebe, und dieses Gefühl wurde bald so mächtig in ihm, daß es seine ganze Seele ausfüllte. Von nun an blieben sie unzertrennlich, er und Maria Mancini, denn er wußte, daß jeder Blutstropfen in ihr ihm gehöre, und sie, sie wußte dasselbe von ihm. Und merkwürdig, welche Veränderung nun plötzlich mit dem Aeußern Mariens vorging! Ihre Wangen rötheten sich, ihr Körper bekam Fleisch, ihre Lippen wurden roth und schwellend und ihre kohlschwarzen Augen erglänzten in einem Feuer, daß ein junger, leicht erregbarer Mann ohne Gefahr nicht hineinsehen konnte. Und dann vollends der blendende Nacken, der schwellende Busen, die perlengleichen Zähne und die Blume der süßen Rede, die ihrem Munde entquoll — gewiß man konnte nichts Liebreizenderes sehen und hören — war es also ein Wunder, wenn er, ihr Geliebter: sie zur Göttin seines Herzens machte? —

Acht Tage schon hatte die Reise gedauert und das letzte Nachtquartier war zu Macon genommen worden. Auf den Abend hoffte man Lyon noch bei guter Zeit zu erreichen, denn da der Weg sich gerade hier als besonders gut erwies, so ging es in ziemlich schnellem Schritte vorwärts. Ludwig XIV. war wieder zu Pferde und ritt einen kohlschwarzen Rappen. Hart an seiner Seite hielt Maria Mancini, ihr milchweißes Roß mit wunderbarer Grazie lenkend, und hinter ihnen, aber in geziemender Entfernung, um jedes Lauschen unmöglich zu machen, folgten eine Menge Herren und Damen in mehr oder minder reicher Hofkleidung.

„Marie, du Herz meines Herzens," sagte der König, sich mit zärtlichem Blick an seine Begleiterin wendend, „warum senkst du dein Auge zu Boden und warum ist deine Stirne so umwölkt, als ob dich irgend ein geheimer Kummer drückte?"

„Eure Majestät," erwiderte die Angeredete leise, jedoch ohne den Kopf zu erheben, „Eure Majestät . . . ."

„Eure Majestät?" unterbrach sie der junge Monarch, indem er wie vor Schreck oder Erstaunen sein Pferd zurückriß, daß es sich hoch aufbäumte. „Um Gott, was soll das? Wie magst du mich jetzt, da wir doch allein sind, so anreden?"

„Ach, Ludwig," seufzte jetzt das Fräulein, „laß mich immerhin diese Sprache reden. Sieh, ich habe heute Nacht einen schweren Traum gehabt und im Traume erblickte ich dich auf dem Throne und neben dir saß deine Königin in prachtvollem Kleide und einen goldenen Reif im Haare, aber wie sie mir den Kopf zuwandte, sah ich, daß nicht ich es war, sondern eine Andere."

„Das hat dir geträumt, Marie?" rief Ludwig, dessen Gesicht schnell wieder die frühere Heiterkeit annahm. „Nun dann hast du falsch geträumt, denn siehe, auch ich hatte ein Gesicht heute Nacht, und mir war es, als ob ich an den Altar träte, meine Verlobte an der Hand führend, aber diese Verlobte warst du und wir waren beide trunken vor Seligkeit. Welcher Traum ist nun der rechte? Der meinige, sage ich dir, und zum tausendsten Male schwöre ich dir's zu, daß du und keine Andere meine Königin sein wird."

„Ich glaube dir, Ludwig," entgegnete Marie, ihn nunmehr voll und innig anblickend, „ich glaube dir, aber schwöre mir nicht; denn sieh, Gott hört jeden Schwur, und wenn du nun gezwungen würdest, dennoch eine Andere an den Altar zu führen, so wäre deine Seele vor ihm mit einem Meineide belastet."

„Zwingen?" rief der junge Monarch, sich hoch und stolz im Sattel erhebend. „Wer will mich zwingen? Ich bin der König, und aller Welt will ich's zeigen, daß ich es bin, der zu befehlen hat. Still, still, mein Herz," setzte er dann in etwas herabgestimmterem Tone hinzu, „ich weiß wohl, was du sagen willst und

was du mir schon oft gesagt hast. Du hast auch ganz recht damit, denn ich war wirklich bis jetzt nur der Schatten von einem Könige, und der Kardinal und meine Mutter lenkten Alles nach ihrem Willen. Aber dies soll anders werden; ja gewiß, es soll und muß anders werden und du konntest dich schon in Dijon, wo wir die letzten zwei Tage verweilten, davon überzeugen, daß ich mich nicht mehr ohne Weiteres gängeln lasse."

„Ja gewiß, mein Geliebter," erwiderte Marie hocherröthend. „Und du glaubst nicht, wie stolz ich auf dich ward, als du gegen den Willen deiner Mutter es durchsetztest, an meinem Geburtstag mir ein großes Ballfest zu geben. Allein dennoch .... ach Ludwig, ich habe gar trübe Ahnungen und meine Schwester Olympia, die mich gestern Abend bitten ließ, ihr eine Stunde Gesellschaft zu leisten ....."

„Deine Schwester Olympia?" unterbrach sie König Ludwig heftig. „Was ist's mit dieser? Hat sie Unfrieden zwischen mir und dir stiften wollen? Wollte sie dich eifersüchtig machen? Bei Gott, wenn's das ist, so lasse ich die Kutsche, in der sie mit ihrem Gemahl hinter uns dreinfährt, augenblicklich umwenden und schicke sie nach Paris zurück."

„Nein, nein, Ludwig," suchte ihn Marie sofort zu beschwichtigen, „du hast sie diesmal in einem falschen Verdachte. Wohl warnte sie mich früher einmal, dir kein so unbedingtes Vertrauen zu schenken, denn auch mit ihr hättest du einst von Liebe geflüstert; allein weil sie sah, daß ich kein Ohr habe für solche heimtückische Reden, unterließ sie das seitdem, und auch gestern betraf ihr Gespräch etwas ganz anderes. Ja, Ludwig," fuhr sie fort, indem sie ihr Pferd hart an seine Seite drängte, „etwas ganz anderes, aber zugleich auch etwas, was mich mit Schrecken und Angst erfüllte. Du weißt, am Hofe und beim großen Publikum zu Paris ist man der Ansicht, die Königin und mein Ohm hätten diese Reise nach Lyon mit dir unter keiner andern Absicht unternommen, als um eine Heirath zwischen dir und deiner Cousine Margarethe von Savoyen einzuleiten, und mit dieser Heirath sei auch deine Tante, die Herzogin von Savoyen, ganz einverstanden."

„Mag sein," rief der König eifrig dazwischen, „aber ich, ich bin nicht damit einverstanden, und ich denke, mein Jawort gehört doch auch noch ein klein wenig dazu."

„Unterbrich mich nicht," Ludwig," fuhr Marie mit noch gedämpfterer Stimme fort, „sondern höre, was mir meine Schwester mittheilte. Nicht um diese Heirath, sagte sie, sei es deiner Mutter und meinem Ohm zu thun, vielmehr um eine ganz andere, nehmlich um deine Verbindung mit der Infantin von Spanien, mit der Prinzessin Maria Theresia, der Tochter des Königs Philipp des Vierten. Längst schon würden Unterhandlungen über den Frieden zwischen beiden Königreichen gepflogen und eine der Bedingungen, welche von französischer Seite gestellt wurden, sei die, daß du die Hand Maria Theresia's erhaltest. Weil aber der König von Spanien zaudere, auf diese Bedingung einzugehen, so habe man diese Reise ausgesonnen, um ihn desto schneller zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er solle durch die Furcht, der von ihm so sehr gesuchte Frieden könnte gar nicht zu Stande kommen, wenn du anderweitig vermählt seiest, angespornt werden, recht schnell auch in die letzte Friedensbedingung, also in deine Heirath mit seiner Tochter, zu willigen, und somit dürften wir zwei, du und ich, zwar keine Angst davor haben, daß man dich zur Heirath mit der Prinzessin Margarethe nöthige, um so gewisser aber sei es, daß du die Prinzessin Maria Theresia nehmen müssest, denn an der schließlichen Einwilligung des spanischen Monarchen dürfe man nicht zweifeln."

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den jungen Monarchen, und er blieb eine geraume Zeit in tiefes Nachdenken versunken. „Marie," sagte er endlich, mit einem klaren Blicke aufschauend, „Marie, verstehst du etwas von der Geschichte, die du mir da erzähltest?"

„Ach Gott, nein," erwiderte sie, „und das ist eben das Traurige, daß ich nichts davon verstehe. Ich sagte es auch gleich meiner Schwester; aber diese meinte, um so mehr solle ich ihr vertrauen, da sie seit ihrer Heirath schon gar tief in die politischen Ränke, Kunstgriffe und Spiegelfechtereien eingeweiht worden sei."

„Gut," erklärte darauf der junge Monarch, „es mag sein, daß sie die Absicht haben, mich in ein Joch mit der Spanierin zu spannen, und ich erinnere mich jetzt auch, daß dein Ohm schon vor meiner schweren Krankheit einmal etwas von einer solchen Verbindung verlauten ließ. Ich erwiderte ihm damals nichts darauf, weil ich dich noch nicht liebte, und weil er die Sache nur so nebenbei berührte; allein jetzt, Marie, seitdem du mein guter Engel geworden bist, der mich vom Tode errettete, jetzt spreche ich es feierlichst aus, nie und nimmer wird eine Andere meine Frau als Marie Mancini. Bekümmere dich also nichts darum, was sie in ihrer Klugheit aussinnen, denn so wie ich entschlossen bin, macht nichts auf mich Eindruck, und was sie mir nun auch von einer Margaretha oder einer Maria Theresia vorschwatzen mögen, es ist Alles rein in den Wind gesprochen."

Er sah in der That sehr entschlossen aus, der junge Monarch Ludwig der Vierzehnte, als er diese Erklärung abgab, und da Marie Mancini ihm vollkommenen Glauben schenkte, so erheiterten sich ihre betrübten Gesichtszüge bald wieder. Aber ach, in welch kurzer Zeit schon sollte sie sich überzeugen, daß ihr Glauben ein trügerischer gewesen sei und daß zu Zeiten auch das feierlichst ausgesprochene Königswort so wenig gelte, als der Windhauch, der über die Steppe fährt!

Am 28. November zog die große Königskarawane unter dem Zulaufe der ganzen Bevölkerung in Lyon ein, und die Königin Anna mit ihrem Sohne und ihrem Staate bezog das große Hotel des Schatzmeisters von Frankreich auf dem Platze Bellecour; der Kardinal aber mit seinen Niecen und seinem fast ebenfalls königlichen Gefolge nahm sein Absteigequartier in einem etwas kleineren anstoßenden Hause, und da diese beiden Wohnungen durch einen parkartigen Garten mit einander verbunden waren, so konnten sich Marie Mancini und der König jeden Augenblick finden. Auch benützten sie diese Gelegenheit zu vielen Mondscheinspaziergängen und von keiner Seite wurde diesem ihrem immerwährenden Beisammensein das geringste Hinderniß in den Weg gelegt.

Am 30. November kam Madame Royale mit ihrer Tochter

Margaretha in Lyon an und ihr Einzug war ein beinahe noch prächtigerer, als der des Regenten von Frankreich. Sie und ihre Tochter saßen in einer offenen von vier prachtvollen Maulthieren getragenen Doppelsänfte, welche von zwölf durchaus in schwarzen Sammt gekleideten, vortrefflich berittenen Pagen umgeben war, und hinter der Sänfte folgten verschiedene sechsspännige Karossen mit den Hofdamen und Hofcavalieren; begleitet und geschützt aber wurde ihr Zug von einer Abtheilung ihrer Garde, welche ebenfalls in schwarzsammtnen goldbordirten Röcken einherstolzirte. König Ludwig war den Damen auf das ausdrückliche Verlangen seiner Mutter, welche ihm vorstellte, daß er, weil Lyon eine französische Stadt sei, den galanten Wirth machen müsse, mit einem kleinen Gefolge eine Strecke Wegs entgegengeritten, um sie als Verwandte zu grüßen; er schien jedoch von dieser Zusammenkunft nur wenig erbaut zu sein, denn als er zurückkehrte, hatte er sein sonst so heiteres Auge zu Boden gesenkt und in seinen Mienen lag ein nicht zu verkennender Verdruß.

Am 1. Dezember statteten sich die hohen Herrschaften gegenseitig Besuche ab und die erste Zusammenkunft der Königin Anna mit Madame Royale, ihrer Schwägerin, fiel so rührend aus, daß jeder Zuschauer geschworen hätte, zwischen ihnen könne nichts anderes als die innigste Liebe vorwalten. Sie umarmten und küßten sich auf's Zärtlichste, und Jede wollte es der Andern an süßen Worten zuvorthun. Jedoch auf den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft einzugehen, lehnte Königin Anna auf geschickte Weise ab, obwohl die mundfertige Christine mehr als einmal eine fast handgreifliche Anspielung machte.

Auf den Abend dieses Tages hatte die Stadt Lyon für die hohen Herrschaften auf dem Stadthause einen großen Ball veranstaltet und diesen eröffnete König Ludwig mit seiner Cousine Margarethe. Er konnte nicht umhin, dies zu thun, weil er sonst gegen die Etiquette verstoßen hätte; dagegen hielt er sich für diesen Zwang dadurch schadlos, daß er nachher fast nur noch allein mit Marie Mancini tanzte, und er konnte nicht einmal durch eine direkte obwohl leise Aufforderung seiner Mutter dazu

bewogen werden, die Cousine nochmals in die Reihen der Tanzenden zu führen.

„Wie findest du sie?" flüsterte ihm Marie Mancini leise zu, als er sie nach einer Tour zärtlich an ihren Platz geleitete. „Sie hat ein schönes Auge und sieht sehr gutmüthig aus."

„Es ist," erwiderte der königliche Jüngling mit fast lautem Spotte, „eine prächtige Erscheinung, klein, unscheinbar, mager, mit einer großen Nase, einem häßlichen Mund und jener gelbgrünen Gesichtsfarbe, die mir von jeher so gut gefallen hat. Ueberdem hat sie, um ihre Vorzüge vollkommen zu machen, der liebe Herrgott mit einem Höcker gesegnet, wie ich mich heute Morgen, als sie mich in einer überaus graziösen Morgentoilette empfing, zur Genüge überzeugen konnte, und so weiß ich denn wirklich nicht, ob man sie nicht geradezu mit einem Engel im Himmel vergleichen sollte."

Diese Schilderung der Reize oder vielmehr der Häßlichkeit Margarethens mochte etwas übertrieben sein, aber im Ganzen genommen beruhte sie auf Wahrheit und die junge Dame konnte in der That nichts weniger als schön genannt werden. Trotzdem benahm sie sich, als ob sie ein Vorrecht hätte, auf die Huldigungen der Männerwelt Anspruch zu machen und König Ludwig erhielt an diesem Abende manch strafenden Blick von ihr, weil er sie der Mancini wegen so sehr vernachlässigte.

Auch die Mutter Margarethens, Madame Royale, fand den andern Tag für nöthig, bei ihrer Schwägerin Anna Erklärungen über das Benehmen Ludwigs XIV. zu fordern; doch gab sie sich gerne zufrieden, als die Königin Wittwe von Frankreich sie versicherte, ihr Sohn sehe in Marie Mancini nichts, als eine Gespielin und schwesterliche Freundin, an die er sich seit Jahren schon gewöhnt, und von einem Liebesverhältniß zwischen den Beiden sei ganz und gar keine Rede. Sie gab sich zufrieden, sage ich, aber natürlich nur unter der Voraussetzung, daß nunmehr so bald als möglich ernsthafte Anstalten zum Verlöbniß ihrer Tochter mit dem Regenten Frankreichs getroffen würden, denn, um die Wahrheit zu sagen, sie war nur nach Lyon gekommen, weil sie

für gewiß annahm, daß diese Zusammenkunft mit einem Ehebündniß endigen würde. Sie legte nehmlich die Briefe, welche sie über diese Angelegenheit früher von ihrer Schwägerin Anna erhalten hatte, obwohl dieselben in einer keineswegs unzweideutigen Sprache abgefaßt waren, in dem für ihre eigenen Wünsche günstigsten Sinne aus und dachte nicht im Geringsten daran, daß ihre hohe Verwandtin ein unehrlich Spiel mit ihr treiben könnte. Inzwischen verging ein Tag nach dem andern, ohne daß weder von Seiten Anna's von Frankreich, noch von Seiten ihres Sohns, des Königs, noch endlich von Seiten des allmächtigen Ministers, des Kardinals Mazarin, irgend ein Schritt gethan worden wäre, der wie eine wirkliche Werbung ausgesehen hätte, gerade wie umgekehrt auch nichts geschah, das wie eine Ablehnung der projektirten Verbindung gedeutet werden konnte. Es wurden Revuen über die in und um Lyon liegenden Truppen abgehalten und Madame Royale und ihre Tochter waren eingeladen, dem Spektakel in der Karosse der Königin-Mutter zuzusehen. Man besuchte das Schauspielhaus oder machte größere Ausflüge zu Pferde, und nie verfehlte man dabei den hohen Gästen aus Savoyen den Ehrenplatz einzuräumen; aber immer erschien bei solchen Gelegenheiten auch Marie Mancini und immer sah man dann den König auf's Eifrigste mit ihr beschäftigt, während umgekehrt die Königin-Mutter den Damen aus Savoyen die zuvorkommendste Aufmerksamkeit widmete. So verging, wie schon berührt, ein Zeitraum von beinahe zwei Wochen und noch immer war kein entscheidendes Wort gefallen; da hielt es Madame Royale vor Ungeduld nicht mehr aus und sie sandte daher insgeheim einen Boten an ihren Sohn, den regierenden Herzog von Savoyen, damit er sich augenblicklich in Lyon einfände. Er folgte dem Rufe auch sogleich, und an dem Tage, als er mit einem fast königlichen Gefolge in die Stadt einritt, jubelte sie in ihrem Herzen, denn ihm gegenüber, dachte sie, werde Anna von Oesterreich mit ihrem Definitivum nicht mehr länger zögern können. Es kam auch wirklich sogleich, das Definitivum, aber es fiel ganz anders aus, als die Herzogin Christine von Savoyen erwartet hatte.

Am Abend des Tages nehmlich, an welchem Karl Emanuel II.

von Savoyen seinen Einritt in Lyon hielt, hatte der Kardinal Mazarin mit einem Herrn, der so eben auch in Lyon, aber in der größten Stille und Heimlichkeit, angekommen war, eine sehr lange und, wie es schien, sehr wichtige Unterredung unter vier Augen, und so bald der Herr sich verabschiedet, was jedoch erst gegen zehn Uhr Nachts geschah, eilte Mazarin trotz der sehr späten Stunde sogleich in das von der Königin Anna bewohnte Hotel hinüber, um sich bei dieser melden zu lassen.

„Ihre Majestät sind bereits zu Bette,“ sagte ihm Madame de Motteville, die erste dienstthuende Kammerfrau.

„Thut nichts, ich muß sie sprechen,“ erwiderte der Kardinal, seine glänzenden feurigen Augen voll auf sie richtend. „Melden Sie mich also sogleich und vergessen Sie nicht hinzuzusetzen, daß ich gesagt habe: ich muß.“

Ohne ein Wort der Entgegnung begab sich nun die Kammerfrau in das Schlafkabinet der Königin, und während sie dort verweilte, maß der Kardinal das Zimmer mit langen Schritten der Ungeduld. Es stand jedoch keine fünf Minuten an, so fand sich Madame de Motteville schon wieder ein und meldete ihm, daß die Königin bereit sei, ihn zu empfangen.

Anna von Oesterreich saß, in einen weiten Nachtmantel gehüllt, in einem Lehnsessel — denn sie hatte auf die Meldung hin, daß der Kardinal sie sprechen müsse, sogleich das Bett verlassen — und winkte, ohne aufzustehen, dem Eintretenden vertraulich zu; dieser aber, sich stumm verbeugend, winkte sofort der Kammerfrau, damit sie sich entferne.

„Endlich, endlich,“ flüsterte er jetzt, als diese dem Befehl Folge geleistet hatte, mit leiser Stimme, indem er sich zugleich sorgfältig umsah, ob Niemand ihn belauschen könne; „endlich sind wir am Ziele und ich bin so glücklich, Ihnen melden zu können, daß Philipp der Vierte einwilligt.“

„Spanien willigt ein?“ rief die Königin, wie elektrisirt aufspringend. „König Philipp willigt ein, meinem Sohne seine älteste Tochter Maria Theresia zur Gemahlin zu geben?“

„Er willigt ein,“ wiederholte der Kardinal im freudigsten

Tone, „und diese Einwilligung ist so viel werth, als wenn Frankreich eine große Provinz gewonnen hätte. Vor jetzt drei Stunden machte mir Don Antonio Pimentel seine Aufwartung und überreichte mir seine Creditive als vertrauter Emissär Seiner Majestät Philipps des Vierten. Vor kaum zehn Minuten verließ er mich und wir sind bis auf einige Kleinigkeiten über alle Bedingungen einig."

„Also doch, doch," rief die Königin, die sich vor Aufregung kaum zu fassen wußte. „Doch endlich verwirklicht er sich, der lange Traum meines Lebens!"

„Ja Madame," bekräftigte ihre Rede der Cardinal. „Bald ist's kein Traum mehr, sondern volle Wirklichkeit, und wenn Philipps IV. einziger Sohn Karl die Augen schließt, was bei seinem kranken Körperzustand nicht mehr viele Jahre anstehen kann, so ist Ludwig XIV. Erbe von Spanien, den spanischen Niederlanden, dem spanischen Italien und der herrlichen Franche-Comté, welch letztere schon längst hätte in Frankreich einverleibt werden sollen. Sie sehen also meine Königin, daß mein Rath, hier in Lyon mit Madame Royale und ihrer Tochter zusammenzukommen, doch kein so übler war, denn ohne die Furcht, es sei uns Ernst mit der Savoyerin, wäre der schwache, wankelmüthige Philipp noch lange zu keinem Entschlusse gekommen. Vergessen dürfen wir übrigens dabei nicht, daß der Paterprovinzial Morini ebenfalls ein nicht Geringes dazu beitrug, die Sache so schnell in's Reine zu bringen, und noch mehr Wirkung hatte ohne Zweifel der eigenhändige Brief des Ordensgenerals an den gläubigen Philipp."

„Ja," versetzte die Königin nachdenklich, „der Orden Jesu hat ein großes Interesse in dieser Sache an den Tag gelegt, ein größeres, als ich mir erklären kann. Aber mein Gott," rief sie dann plötzlich erschreckend, „wie wickeln wir uns da von meiner Schwägerin los? Sie wird einen furchtbaren Lärm anfangen, und da nun vollends auch ihr Sohn...."

„Pah," unterbrach sie der Cardinal mit einem höhnischen Lachen, „denen sagen wir, daß Seine allerchristlichste Majestät, König Ludwig XIV., keinen Gefallen an der Prinzessin Margarethe gefunden habe und daß also aus der Heirath nichts werden könne."

„Und Sie meinen," erwiderte die Königin kopfschüttelnd, „Sie meinen, sie werden es sich gefallen lassen?"

„Gefallen lassen?" meinte der Cardinal mit einem noch höhnischeren Lachen. „Savoyen ist ein kleines Fürstenthum und sein Regent wird sich daher wohl hüten, Frankreich zu beleidigen. Aber es ist schon spät," setzte er sofort aufstehend hinzu (er hatte nehmlich im Verlaufe des Gesprächs hart neben der Königin Platz genommen), „und Eure Majestät bedürfen der Ruhe."

„Nur noch Eines, mein Freund," sagte die Königin, dem Cardinale vertraulich die Hand reichend, „soll ich meinem Sohn jetzt schon Mittheilungen von der Sache machen?"

„Nein," entgegnete ihr weiser Berather, „es ist Zeit genug hiezu, wenn der Vertrag förmlich abgeschlossen ist und dieß kann offiziell erst in Paris geschehen."

„Und sie denken?" fragte die Königin etwas stockend, „Sie denken, daß er . . . ."

„Daß er ohne Widerrede thun wird, was wir von ihm begehren," ergänzte der Kardinal. „Es ist bisher immer so gehalten worden und eine Ausnahme kann also auch dießmal nicht stattfinden."

Sie schieden von einander, um sich gegenseitig zur Ruhe zu begeben; aber weder sie noch er fanden sie in dieser Nacht, denn beide waren zu aufgeregt und hatten allzuviel nachzudenken. Handelte es sich doch nicht um eine gewöhnliche Heirath, nicht um ein Familienereigniß, sondern um eine Verbindung zwischen zwei Königreichen, um eine Verbindung, welche den König Ludwig XIV. in eine ganz andere Bestimmung hineintrieb, als er gefunden haben würde, wenn er die Geliebte seines Herzens, Marie Mancini, hätte heirathen dürfen!

Den andern Tag hatte sowohl Anna von Oesterreich als der Cardinal Mazarin eine schwere Aufgabe. Erstere mußte der Madame Royale und letzterer dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen die Mittheilung machen, daß aus der Heirath mit der Prinzessin Margarethe nichts werden könne. Der Cardinal that es ohne Umschweife und die Folge war, daß der Herzog sich

alsobald auf's Roß warf, und Lyon nebst seinem ganzen Gefolge ohne Abschied zu nehmen verließ. Anna von Oesterreich suchte die Pille zu überzuckern, aber sie schmeckte deßhalb doch nicht minder bitter, und Madame Royale kam so außer sich, daß sie buchstäblich mit dem Kopf gegen die Wand rannte. Es blieb ihr aber deßwegen doch nichts anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen und zwei Tage später ihrem Sohne nachzureisen. Am würdigsten benahm sich noch die Prinzessin Margarethe, denn sie unterdrückte jedes Wort des Zorns oder der Enttäuschung, allein wie sehr sie sich die Sache zu Herzen nahm, geht daraus hervor, daß sie von da an kränkelte und das Jahr darauf, nachdem sie noch vorher den Herzog von Parma geheirathet hatte, starb.

Wer war nun froher als Marie Mancini und ihr hoher Geliebter, Ludwig XIV.? Sie schwelgten förmlich in Wonne und hielten ihre Zukunft für eine gesicherte. Auf den besondern Wunsch Ludwigs wurde auch der Aufenthalt in Lyon nach der Abreise der Savoyen'schen Herrschaften nicht sogleich abgebrochen, sondern der Hof blieb bis in die Mitte Januar 1660, und als endlich die Rückreise angetreten wurde, geschah dieß ganz auf dieselbe Weise, wie bei der Hinreise. Ludwig XIV. legte fast den ganzen Weg, trotz der Strenge der Jahreszeit, zu Pferde zurück und Marie Mancini war dabei seine unzertrennliche Gesellschafterin. So stieg die Liebe des jungen Paares von Tag zu Tag mehr und wer sie so, lachend und tändelnd, und lispelnd und händedrückend, seufzend und glühend, mit einander verkehren sah, der mußte glauben, daß zwei solche Herzen nie und nimmer aufhören könnten, für einander zu schlagen.

Auch nach der Rückkehr des Hofs in den Louvre zu Paris änderte sich geraume Zeit nichts an diesem Verhältnisse und es schien, als würde demselben von keiner Seite her irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Aber siehe da, jetzt eben, während die zwei Liebenden in voller Sicherheit wie ein Taubenpaar im Frühling girrten und sich schnäbelten, zog am westlichen Himmel eine Wolke herauf, die urplötzlich zu einem furchtbaren

Gewitter anschwoll und aus der ein Blitz, zündend und vernichtend zugleich, auf das glückliche Paar niederfuhr. Seit seinem ersten Erscheinen nehmlich, war Don Antonio Pimentel in steter Unterhandlung mit Cardinal Mazarin geblieben und als die vorläufigen Abmachungen und Stipulationen theils über die Bedingungen des Friedens überhaupt, also die Güter und Länderabtretungen, neben den sonstigen Entschädigungen, auf die Frankreich Anspruch machte, theils insbesondere über den Heirathsvertrag zwischen der Infantin Maria Theresia und dem König Ludwig XIV. weit genug gediehen waren, erschien in der Person des Don Juan d'Austria, eines natürlichen Sohns Philipps IV., mit großem Pompe ein außerordentlicher Gesandter Spaniens in Paris, welcher Vollmacht hatte, die große Angelegenheit zum Schlusse zu bringen. Nach wenigen Wochen waren die Minister über Alles im Reinen und es handelte sich nunmehr darum, von Seiten Frankreichs einen außerordentlichen Gesandten nach Madrid zu senden, damit dieser, mit eigenhändigen Briefen König Ludwigs XIV. versehen, im Namen desselben feierlichst um die Hand der Infantin anhalte. Jetzt also waren zwei Dinge unumgänglich nothwendig, zum ersten die Einwilligung des Königs Ludwig in die Heirath mit der Spanierin und zum zweiten das Aufhören des Verhältnisses zwischen Ludwig XIV. und Marie Mancini. Beides zu bewerkstelligen übernahm der Cardinal Mazarin und mit beidem gedachte er unendlich leicht fertig zu werden, denn der König hatte bisher sich durchaus seiner Leitung überlassen und was die Mancini betraf, so konnte er ihr ja als Oheim und zweiter Vater weiteres befehlen.

Der König pflegte den Cardinal fast jeden Tag zu besuchen, während der Cardinal dem Könige nur äußerst selten und dann jedesmal ohne alles Ceremoniell die Aufwartung machte. Dießmal jedoch hielt es Mazarin für passend, sich bei Seiner Majestät förmlich zur Audienz zu melden, „dieweil es sich um eine den Monarchen persönlich angehende Staatsaction handle,“ und als nun Ludwig XIV., wie natürlich, die Audienz sogleich gewährte, ging der vielgewandte Minister sogleich und direkt auf die Sache

los. Davon war er jedoch weit entfernt, mit dem Könige über die Bedingungen des mit Spanien abzuschließenden Friedens, so wie über das Nützliche einer Heirath mit der Infantin in eine Berathung einzutreten oder gar Seiner Majestät einen förmlichen Vortrag darüber zu machen, sondern er theilte dem Könige vielmehr kurz die mit dem außerordentlichen Gesandten Spaniens verabredeten Tractate als vollendete Thatsachen mit und verlangte sofort die Unterschrift des Monarchen zu den bereits ausgefertigten Schriftstücken. Doch wie erstaunte er nun, als Ludwig XIV. diese seine Unterschrift entschieden verweigerte! Allerdings gegen den politischen Theil der Tractate, das ist gegen die Stipulationen wegen der zu machenden Entschädigungen und was dergleichen mehr ist, hatte er nicht das geringste einzuwenden, um so mehr aber gegen den Theil des Friedenswerkes, welcher von der Heirath mit der Infantin Maria Theresia handelte. „Hievon,“ erklärte der Monarch auf's bestimmteste, will ich kein Wort weiter hören, denn ich werde diese Heirath unter keinen Umständen eingehen.“ Ueber diese kühne und gänzlich ungewohnte Sprache seines bisher stets so lenksamen Monarchen war der Cardinal nicht wenig frappirt und er glaubte im Anfang nicht recht gehört zu haben; allein als er sich nun überzeugte, daß es demselben völliger Ernst sei, setzte er ihm mit nicht minder bestimmten Worten auseinander, daß das Wohl Frankreichs durchaus diese Heirath verlange und daß von den bereits in aller Form abgeschlossenen Tractaten nicht mehr abgegangen werden könne, ohne das Land in einen neuen noch heftigeren Krieg, als der bisherige gewesen, zu verwickeln. Ueberdem gebe es ja gar keinen vernünftigen Grund, die Hand der Infantin auszuschlagen, indem diese eine junge wohlgestaltete Dame sei, um deren Besitz man den König allenthalben beneiden werde.

„Aber ich will sie nicht,“ rief jetzt der König leidenschaftlich. „Ich will sie nicht, weil ich eine andere liebe und diese Andere ist Marie Mancini, ihre Nichte. Diese oder keine wird meine Königin, und wenn Sie mich und Sie nicht unglücklich machen wollen, so werden Sie uns Ihre Einwilligung nicht versagen.“

Eine dunkle Röthe überzog das sonst so bleiche oder vielmehr bleichgelbe Gesicht des Cardinals und seine Augen blitzten auf in stolzer Freude. Aber nur einen Augenblick dauerte diese Bewegung, dann bezwang er sich wieder zu der früheren Ruhe. „Eure Majestät," sagte er, „bei Königen geht das Staatswohl über die Wünsche des Herzens. Allein weil sie jetzt allzu erregt sind, so will ich die Papiere für heute zurücknehmen, um sie HöchstIhnen morgen wieder vorzulegen."

Mit diesen Worten empfahl er sich und als er fort war rieb sich Ludwig XIV. vergnügt die Hände, denn er glaubte durch seine Festigkeit den Hauptwiderstand gegen seine Verbindung mit Marien bereits gebrochen zu haben. Eine Stunde später jedoch wurde er zu seiner Mutter gerufen und als er bei ihr eintrat, überzeugte er sich aus ihrem tiefernsten Gesichte, daß der Gegenstand ihrer Unterhaltung wohl kein anderer sein werde, als der soeben erst abgehandelte. In der That verhielt es sich auch so und Anna von Oesterreich setzte sofort ihrem Sohne auf solch' eindringliche Weise und mit solch' schlagenden Gründen zu, daß er sich kaum mehr zu helfen wußte. Dennoch hielt er fest Stand und selbst als die Mutter strenge Worte zu brauchen anfing, gab er nicht nach. Im Gegentheil schilderte er nun seine Liebe zu Marien mit einem Feuer, dem nicht leicht eine Mutter widerstanden hätte, und zuletzt warf er sich ihr zu Füßen, um ihre Einwilligung zu dieser Verbindung auf die rührendste Weise zu erflehen. Doch Anna von Oesterreich blieb kalt und unerbittlich, denn sie besaß den Stolz einer Habsburgerin, verstärkt durch bourbonischen Eigensinn.

„Du bittest um deine eigene Schande," rief sie, „und nie und nimmer gebe ich dazu meine Einwilligung. Wo hat man je gehört, daß ein König, und wäre es auch nur der eines kleinen Landes, um die Hand einer Unterthanin gefreit hat? Und du, der Monarch des mächtigsten Reiches der Christenheit, wolltest diese Schmach auf dich laden? Aber noch lebe ich; noch, Gott sei Dank, habe ich den Scepter in der Hand und . . . ."

„Nein," unterbrach sie ihr Sohn Ludwig mit zorniger und

heftiger Stimme, indem er mit gleichen Füßen auffsprang; „nein, nicht Sie halten den Scepter in der Hand, sondern ich, ich bin der König und jetzt will ich zeigen, daß ich zu befehlen habe. Wissen Sie also, daß aus dem Vertrage mit Spanien nichts wird und daß ich sofort Befehl geben werde, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, damit ich in vierzehn Tagen meine Hochzeit mit Marie Mancini feiern kann."

Mit einer stolzen Verbeugung und noch stolzeren Schritten verließ er das Zimmer, um sofort seine Geliebte Mancini aufzusuchen und ihr alles zu erzählen. Sie aber, ei wie lobte sie ihn, mit welchen Schmeichelworten überhäufte sie ihn, wie innigst dankte sie ihm und wie feurigst ermahnte sie ihn, auf dem betretenen Wege fortzufahren! „Wie ich dich liebe, Ludwig," sagte sie zu ihm, „das weißt du, denn ich habe dir tausendfache Beweise dafür gegeben; aber jetzt fühle ich nicht mehr blose Liebe zu dir, sondern auch die höchste Bewunderung. Du bist wie ein Mann, wie ein Held aufgetreten und die Zeit wird kommen, wo die ganze Welt dich anstaunt als einen Halbgott. Begeistert sah sie an ihm hinauf, und begeistert schloß er sie in seine Arme, und der Kuß, mit dem sie ihre Liebe von neuem besiegelten, wollte kein Ende nehmen. Mit Mühe endlich riß er sich los. „Ich muß jetzt mein Wort vollenden," sagte er, „und deinem Ohm die nöthigen Befehle ertheilen. In vierzehn Tagen haben wir unser Ziel erreicht und ich zeige dich der Stadt Paris als ihre Königin."

Fortstürmte er nach seinen Gemächern und beorderte augenblicklich einen der diensthuenden Kammerherren, zum Cardinale zu eilen und denselben zu sich zu bescheiden; allein indem er noch mit dem Kammerherrn sprach, trat unangemeldet der Pater Annat, des Königs Beichtvater in das Gemach, und ihm auf dem Fuße folgte ein anderer Pater, der ebenfalls den langen schwarzen Rock der Jesuiten trug.

„Eure Majestät," redete Pater Annat den König an. „Ich ...."

„Ich habe jetzt keine Zeit, mein ehrwürdiger Herr," unterbrach ihn Ludwig XIV. heftig; „kommen Sie ein anderes Mal, heute Abend, morgen, übermorgen, wann Sie wollen."

„Mein Herr und König," erwiederte der Pater in sanftem aber sehr entschiedenem Tone, nicht ich habe mit Eurer Majestät zu reden, sondern hier mein Vorgesetzter, der Paterprovinzial Morini, und was er Ihnen zu sagen hat, erleidet keinen Aufschub."

Der Genannte, ein hoher hagerer Mann mit tiefgefurchten Zügen, in dessen düsterem Auge aber unendlich viel Klugheit lag, trat vor und verbeugte sich tief vor dem Könige. „In Sachen der Religion," sagte er, „muß auch der größte Monarch stets Zeit haben, und ich weiß daher, daß Eure Majestät mir sofort eine kurze Audienz gewähren werden. Ich meine eine Audienz unter vier Augen."

Auch seine Stimme klang sanft, wie die seines niederer stehenden Collegen, des Paters Annat, aber sie klang zugleich so tief und nachhallend, daß Ludwig XIV. unwillkührlich von derselben ergriffen wurde. „Es sei," erwiederte er, „ich will Ihnen die Audienz gewähren. Aber ich erinnere Sie an Ihr Versprechen, mich nur auf ganz kurze Zeit in Anspruch nehmen zu wollen. Ich habe Wichtiges vor."

Er winkte dem Kammerherrn sich zu entfernen und im Vorzimmer seiner weiteren Befehle zu harren. Mit dem Kammerherrn verschwand auch der Pater Annat und Ludwig XIV. befand sich allein mit dem Pater-Provinzial Morini.

„Eure Majestät," begann dieser, „haben heute dem Cardinal Mazarin wie Ihrer Majestät, Höchst Ihrer Mutter, wegen der Heirath mit der Königlichen Infantin von Spanien eine abschlägliche Antwort gegeben."

„Halt, halt," fiel da Ludwig XIV. mit Hast ein. „Sie wollten mich sprechen in Sachen der Religion und jetzt beginnen Sie mit der Politik. Ueber dieses Thema werde ich nicht mit Ihnen verhandeln."

„Eure Majestät," entgegnete der Jesuit, „Politik und Religion sind nur für den Kurzsichtigen getrennte Factoren; in der Hand des Meisters wachsen sie in Eins zusammen. Unser Orden hat sich, wie Eure Majestät wissen wird," fuhr er dann nach einer kleinen Pause fort, „die Lebensaufgabe gesetzt, die abge-

fallenen Glieder der christlichen Kirche wieder zur alleinselig- machenden zurückzuführen, denn Ein Gott soll herrschen auf Erden. Um aber in ganz Europa die Ketzerei auszurotten, bedarfs einer weltlichen Hand, welche mächtig genug ist, allen europäischen Reichen Gesetze vorzuschreiben. Wir suchten diese Hand im Anfang im Hause Habsburg, denn diesem war bei unserem ersten Auftreten die halbe Welt unterthänig, und es beherrschte außer Oesterreich, Spanien, Portugal, Neapel, Mailand, den Niederlanden und der Franche-Comté auch noch den größten Theil Amerika's. In der That schien es auch, als ob die Habsburger dieser Aufgabe gewachsen wären; allein es schien nur so und im dreißigjährigen Kriege bewiesen sie ihre Ohnmacht; sie hatten das Zeug nicht, der Brut Luthers und Zwinglis den Kopf zu zertreten. Jetzt ist die Habs- burgische Macht tief gesunken und sie wird sich nie mehr zu ihrer früheren Höhe aufraffen, denn wir, die Söhne Loyola's, haben sie aufgegeben. An ihre Stelle setzen wir die Macht von Bourbon und Frankreich sei von jetzt an die Hand, welche in Europa dictirt. Wir kennen Eure Majestät besser, als Sie sich selbst kennen; wir wissen, welche außerordentliche geistige Kraft in Ihnen ver- borgen liegt, und darum bestimmen wir Ihnen das Protektorat von Europa. Den Anfang werden Sie damit machen, daß Sie das Haus Habsburg in Italien, in der Franche-Comté, in den Niederlanden und in Spanien beerben, und wenn Sie dieses Erbe haben, dann werden Sie sich den Kaiserhut von Deutschland auf- setzen. Damit sie aber das genannte Erbe beanspruchen können, müssen Sie sich vor allem erbsfähig machen und diese Erbsfähig- keit liegt in der Verbindung Eurer Majestät mit der Königstochter von Spanien. Ein Weiteres glaube ich nicht hinzusetzen zu müssen, um meinen König und Herrn zu bestimmen, seine vorhin ertheilte abschlägige Antwort alsobald zurückzunehmen."

Mit weit offenen Augen hatte Ludwig XIV. der Auseinander- setzung des Pater-Provinzial vom Orden Jesu zugehört und je großartiger und kühner der Plan des Jesuiten hervortrat, um so mehr erweiterten sich auch seine Augen. Er war offenbar von dem Gigantischen des Planes ergriffen, und es schien fast, als ob

eine Stimme in ihm dafür spreche, sogleich ein Schutz und Trutzbündniß mit dem Abgesandten der Societät Jesu zu schließen. Allein dieses Schwanken, wenn es je vorhanden war, dauerte nur kurze Zeit und mit fest entschlossener Miene trat er dem Pater entgegen.

„Mich gelüstet nach keinem Weltreich,“ sagte er. „Mir genügt mein schönes Frankreich und ich werde glücklich sein im Besitz von Marie Mancini.“

„Im Besitz der Nichte eines alten Wucherers,“ erwiederte der Jesuit verächtlich. „Diese Heirath darf nie stattfinden.“

„Und ich sage Ihnen, sie wird stattfinden,“ rief Ludwig XIV. mit einem flammenden Blicke. „Von Seiten des Kardinals, den Sie so verächtlich einen alten Wucherer nennen, so wie von Seiten meiner Mutter ist mir bereits alles vorgestellt worden, was gegen diese Verbindung sprechen kann, und es hat keinen Eindruck auf mich gemacht; glauben nun etwa Sie, Herr Pater, mehr ausrichten zu können, als die zwei Wesen, welche ich auf Erden am meisten verehre?“

Einen Augenblick schwieg der Pater und heftete seine düster glühenden Augen auf den Boden. Dann aber richtete er sich hoch auf und sah dem Könige voll in's Gesicht. „Ich glaube es,“ sprach er jetzt in langsam abgemessenem Tone und jeder Laut seiner tiefen Stimme drang tief in das Herz seines Zuhörers ein. „Ich glaube es und werde meinen Glauben zu rechtfertigen wissen. Erlauben Eure Majestät, daß ich Ihnen zu diesem Behufe eine Geschichte erzähle. Vor Jahren lebte irgendwo ein großer Baron, dessen herrliche Besitzungen der Neid der Welt waren. Der Baron hatte eine Frau, aber keine Kinder, und da seine Ehe durch lange zweiundzwanzig Jahre hindurch kinderlos blieb, so mußte er jede Hoffnung aufgeben, je noch einen unmittelbaren Erben zu bekommen. Vielmehr schien es sicher, daß dereinstens seine Baronie auf seinen einzigen ihm an Jahren bedeutend nachstehenden Bruder übergehen würde, und deßwegen ward auch dieser Bruder von Jedermann als der künftige Erbe behandelt. Namentlich geschah dieß von Seiten der Eltern heirathsfähiger Töchter, denn

der präsumtive Erbe zog die Unabhängigkeit der Abhängigkeit vor und ließ sich längere Zeit, obwohl er die Frauenzimmer sehr gern sah, durchaus nicht bewegen, in den Stand der Ehe zu treten. Nun gab es noch eine weitere, äußerst wichtige Persönlichkeit am Hofhalte des Barons, einen Pater oder Priester, welcher, weil von guter Familie stammend, den Baron total beherrschte und trotz der Priesterschaft die Stelle eines Major-Domus oder wenn man lieber will, eines Factotums und Prämierministers bekleidete. Dieser Major-Domus aber besaß eine Muhme — Viele wollten sagen, es sei seine Tochter gewesen, welche er sehr liebte, und mit welcher er daher auch sehr hoch hinauswollte. Darum hatte er durchaus nichts dagegen, als der Bruder des Barons anfieng, seine Augen auf die heranblühende Schönheit der Muhme zu werfen, sondern er begünstigte vielmehr diese entstehende Liebschaft auf alle Weise. Natürlich übrigens nichts anderes dabei denkend, als daß es zwischen den Beiden zur Ehe kommen müßte. Die Beiden wurden auch wirklich ganz vertraut, allein leider machte der Bruder und künftige Erbe dessenungeachtet keine Anstalt, die Hand seiner Geliebten zu begehren. Somit überraschte der Major-Domus das Paar einmal unversehens und verlangte sofort von dem Verführer kategorisch, daß er die Ehre des Mädchens durch eine Heirath wiederherstelle. Dieser aber, ein auf seinen alten Adel sehr stolzer Herr, lachte dem Major-Domus ins Gesicht und meinte: zum Lieben wäre ihm das Mädchen schon recht, allein etwas anderes sei es um das Heirathen; auch werde man von ihm, dem Erben einer so mächtigen Baronie, doch nicht erwarten, daß er sich zu einer so tief unter ihm stehenden Parthie herablasse. Dergleichen höhnische Worte setzte er noch mehrere hinzu und man kann sich nun denken, von welcher Wuth der Major-Domus erfaßt wurde. Als ein überaus kluger Herr jedoch ließ er sich nichts anmerken, sondern hielt den Zorn im Herzen verschlossen. Dagegen kam er bald darüber mit sich in's Reine, daß er eine eklatante Rache nehmen wolle, und diese leitete er damit ein, daß er den alten Baron zu dem Glauben aufreizte, sein jüngerer Bruder trachte darnach, ihn schon bei Lebszeiten zu beerben. In Folge dessen wurde der junge Baron

von seinem Bruder außer Lands geschickt und man gab ihm kaum das Nothwendige, um davon zu leben. Ueberdem — und das war eigentlich die Hauptsache — konnte der Exilirte nunmehr die Schritte des Major-Domus nicht mehr überwachen und folglich konnte er ihn auch nicht mehr hindern, seinen Hauptracheplan in's Werk zu setzen. Worin bestand aber dieser? In nichts anderem, als darin, dem jüngeren Baron das gehoffte Erbe total zu entziehen."

Hier hielt der Pater-Provinzial einen Augenblick inne, wie um nachzudenken. Doch geschah es wohl mehr um zu beobachten, welche Wirkung seine Erzählung auf den König mache. Dieser aber war augenscheinlich voller Aufmerksamkeit und hörte mit immer größerem Interesse zu, je länger die Erzählung dauerte.

„Fahren Sie fort, Herr Pater," sagte er daher augenblicklich, als der Jesuite stockte; „fahren Sie fort, denn da der Erbe eines Lehengutes, und das war doch natürlich die Baronie, nicht einfach durch eine testamentarische Verordnung beseitigt werden kann, so bin ich wirklich sehr begierig, wie der Major-Domus seinen Plan durchsetzen konnte."

„Einfach dadurch," sprach der Jesuit weiter, indem er jede Sylbe schwer betonte; „einfach dadurch, daß er dem alten Baron einen näheren, einen unmittelbaren Erben gab."

„Einen näheren, einen unmittelbaren Erben?" rief Ludwig XIV. in großer Aufregung. Also wohl einen Sohn? Aber wie war dieß möglich?"

„Es standen," fuhr der Jesuit fort, „dem Major-Domus zwei Wege offen. Entweder bestimmte er die Baronin — sie war damals noch nicht über vierzig und sah noch sehr jugendlich aus — entweder, sage ich, bestimmte er die Baronin dem Gemahl die Treue zu brechen und seine schwachen Kräfte durch andere jüngere zu ersetzen, oder nahm man ein fremdes Kind und ließ sie, die Dame, den Hocuspocus einer Scheingeburt durchmachen. Nach langer Ueberlegung und Berathschlagung mit der Baronin, die ebenfalls einen Haß auf den jüngeren Baron hatte, entschied sich der Kardinal Richelieu . . . . ."

„Halt, halt!" schrie jetzt der König tödtlich erbleichend und

zugleich den Pater-Provinzial so fest anfassend, als wollte er ihm die Arme entzwei brechen. „Widerrufen Sie den Namen, den Sie so eben aussprachen, denn Ihr Major-Domus und der verstorbene Kardinal Richelieu können unmöglich eine und dieselbe Person sein!"

„Ich widerrufe den Namen nicht," sprach der Pater mit starker Stimme, indem er den König mit mehr Kraft, als man ihm zugetraut hätte, zurückdrängte. „Ich setze vielmehr hinzu, der Baron war Ludwig XIII., die Baronin Anna von Oesterreich und der jüngere Baron Jean Baptiste Gaston Herzog von Orleans, welcher vor jetzt vier Wochen auf Blois in der Verbannung gestorben ist."

Diese drei Worte trafen den König so, als fiele ein zermalmender Schlag auf sein Haupt nieder, und er wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht der Pater noch zur rechten Zeit in seinen Armen aufgefangen und auf einen Divan niedergelassen hätte.

„Fassen Sie sich, mein Herr und König," sagte der Jesuit jetzt leise; „um dieses große Geheimniß weiß Niemand, als Ihre Mutter, mein General zu Rom und ich."

„Es ist eine Lüge," schrie Ludwig XIV. aufspringend; „eine Lüge ists, eine schändliche, niederträchtige Lüge, ersonnen, um mich einzuschüchtern und am Gängelbande zu leiten."

„Was ich erzähle," erwiederte der Jesuit mit furchtbarem Ernste, ist buchstäblich war, und wir besitzen darüber das eigenhändige schriftliche Zeugniß des Pater Joseph, des langjährigen Beichtvaters Ihrer Mutter. Uebrigens ist die Geschichte mit dem, was ich bis jetzt gesagt, noch nicht einmal zu Ende, sondern der Kardinal Richelieu ließ, um auf alle Fälle wegen der Thronnachfolge gesichert zu sein, auch noch einen zweiten Prinzen geboren werden, den Prinzen Philipp, Eurer Majestät einzigen Bruder."

„Mensch, Ihr seid furchtbar," sagte Ludwig XIV. leise, indem ein Schauder seinen ganzen Körper erschütterte. „Aber," rief er dann plötzlich sich ermannend, „es ist doch eine Lüge und ich werde mir sogleich Gewißheit verschaffen. Begleiten Sie mich zu meiner Mutter:"

„Recht gern," entgegnete der Pater kaltblütig, „und wenn nur ein Wort von dem, was ich erzählte, falsch ist, so verhängen Eure Majestät die härteste Strafe über mich, die Sie ersinnen können."

Der König machte in der That einige Schritte gegen die Thüre, als er aber sah, daß der Pater ihm auf dem Fuße folgte, hielt er augenblicklich wieder still.

„Der Mensch ist seiner Sache gewiß," flüsterte er bleich wie der Tod, und abermals hätten ihm beinahe seine Füße den Dienst versagt. Gleich darauf aber nahm er sich gewaltsam zusammen, und sah dem Pater fest in's Gesicht. „Angenommen," sagte er, „daß Ihre ganze Fabel Wahrheit sei, was gedenken Sie für einen Gebrauch davon zu machen?"

„Ich werde," erwiederte der Jesuit; „ich werde die betreffenden Papiere des Pater Joseph vor Eurer Majestät Augen vernichten, so bald Sie einwilligen, Maria Theresia von Spanien zu heirathen. Im andern Fall erhält dieselben Ludwig der Zweite von Bourbon Prinz von Condé, das Haupt der Fronde, und daß dieser dann die Krone von Frankreich als sein rechtmäßiges Erbe beanspruchen und erhalten wird, darüber dürfte wohl nicht der geringste Zweifel herrschen. Wählen Sie also, mein Königlicher Herr, wählen Sie zwischen der Krone von Frankreich und Maria Mancini."

Ueber den weiteren Verlauf des Zwiegesprächs zwischen dem Könige Ludwig und dem Pater-Provinzial Morini kann ich leider nichts Näheres berichten, allein welche Wahl der König traf, geht daraus hervor, daß den andern Morgen der Marschall Herzog von Grammont, von vierzig Edelleuten begleitet und mit verschiedenen eigenhändigen Briefen Ludwigs XIV. so wie seines großen Ministers, des Cardinals Mazarin, versehen, auf Courierpferden nach Madrid abreiste und dort in einem prächtigen Aufzuge für seinen Monarchen um die Hand der Infantin Maria Theresia an-

hielt. Die Antwort des Königs von Spanien fiel selbstverständlich bejahend aus, denn es war ja alles vorher schon abgemacht, und Ludwig XIV. begab sich nun mit seiner Mutter, mit dem Cardinal Mazarin und dem ganzen Hofe nach der spanischen Grenze. Dorthin kam auch Philipp IV. mit seiner Tochter und seinem Gefolge und die Hochzeit fand sofort am 9. Juni 1660 statt, nachdem die beiden Könige vorher auf der in der Bidassoa gelegenen sogenannten Fasaneninsel, später auch Conferenzinsel genannt, einen ewigen Frieden beschworen hatten. Zu gleicher Stunde mit dem Marschall Grammont reiste auch Marie Mancini von Paris ab; sie reiste aber nicht freiwillig, sondern der Cardinal Mazarin, ihr Oheim, ließ sie, damit der König sie nicht mehr sehen und dadurch in seinem Entschlusse wankelmüthig gemacht werden könne, nach der Citadelle von Brouage bringen, woselbst sie, bis sie sich gefaßt hatte, als eine halbe Staatsgefangene behandelt wurde. Von da kam sie sodann nach Rom und heirathete dort auf Befehl Mazarins den Connetable Lorenzo Colonna, einen römischen Fürsten und zugleich den reichsten Edelmann Italiens. Aber was war es für eine Ehe? Sie glaubte in den Tod zu gehen, als sie sie schloß. Den König Ludwig von Frankreich sah sie nie wieder.

Zweites Kapitel.

Die Tage von St. Germain

Das Schloß von St. Germain en Laye erbaute zu Anfang des zwölften Jahrhunderts König Ludwig der Dicke und man hieß es Saint Germain, weil eine in der Nähe stehende und schon von König Robert gegründete Kirche dem heiligen Germanus geweiht war; Germain en Laye aber ward es genannt, weil der dicke Wald, der es umgab, zu den Römerzeiten den Namen Silva Lida führte. Verschiedene Könige von Frankreich residirten zu verschiedenen Zeiten darin, und besonders gefiel sich in dem Schlosse König Franz I., der auch seine Hochzeit in demseben feierte. Natürlich übrigens hatte es zu jener Zeit schon verschiedene Wandelungen erlitten und war keineswegs mehr die einfache Burg Ludwigs des Dicken. Er selbst, König Franz nehmlich, vergrößerte es ebenfalls bedeutend und schuf überdem einen Theil des Waldes in einen Park um. In diesem Parke fand später in Gegenwart König Heinrichs II., des Connetable von Montmorency und andern Seigneurs am 10. August 1547 jenes berühmte Duell auf Leben und Tod zwischen dem Grafen Jarnak und dem Baron La Chateigneraie statt, welches damit endete, daß letzterer in der Verzweiflung, weil besiegt, bei Nacht den Verband seiner Wunde aufriß und sich lieber zu Tode blutete, als daß er von seinem Feinde das

Digitized by Google

Digitized by Google

dieser und lieblichen Umgebungen Gegensatz bildet nicht seine Stille und Ruhe gegen das tolle Geräusch des nicht mehr als fünf Stunden entfernten Paris!

Digitized by Google

Leben geschenkt angenommen hätte. Während der Unruhen der Ligue wohnte Karl IX. mit seinem ganzen Hofe, seine Mutter, die berühmte Katharina von Medicis, allein ausgenommen, in St. Germain, und diese Ausnahme fand deßwegen statt, weil ein Astrolog ihr prophezeit hatte, ihr Todestag sei mit besagtem Namen auf's engste verknüpft. Merkwürdigerweise übrigens sollte sich diese Prophezeihung doch bestätigen, denn der Priester, welcher Katharinen in ihren letzten Augenblicken seinen geistlichen Beistand lieh, führte den Namen St. Germain. Unter Heinrich IV. hatte die Liebe in der Person Gabrielens von Estrées hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und für sie, seine angebetete Freundin, ließ der Monarch einen neuen Palast bauen, welcher jetzt noch durch seine Eleganz mit dem alten Schlosse so sonderbar contrastirt. Auch Ludwig XIII. nahm oft und viel seinen Aufenthalt in St. Germain, und hier war es, wo sein Erbe, der Dauphin, das ist der nachmalige Ludwig XIV., das Sacrament der Taufe erhielt. Ebenso war es hier, wo besagter Dauphin, als er kaum einige Worte sprechen konnte, seinem Vater auf die Frage, wie er heiße, die Antwort gab: Ludwig der Vierzehnte. „Noch nicht, mein Sohn," erwiederte Ludwig XIII. darauf, „aber es wird wohl bald so heißen."

Es war übrigens kein Wunder, daß die Könige von Frankreich so gerne zu gewissen Jahreszeiten von Paris nach St. Germain übersiedelten, denn das Schloß hat eine der schönsten Lagen, die man sich nur denken kann. Es krönt die Spitze eines Hügels, der sich hart über der Seine erhebt, und die Fernsicht über das Seinethal hin, ist daher eine fast endlose. Ueberdem bietet die ganze Landschaft ringsum der Abwechslungen eine Ueberfülle und die vielen Dörfer, Städte, Schlösser, Denkmale, welche das Panorama des Schlosses bilden, lassen sich kaum überzählen. Der Wald aber, der die Gebäulichkeiten umgibt, der große, dunkle, mächtige Wald — ach wie viel reizende Parthien bietet nicht dieser und welchen ungeheuren Gegensatz bildet nicht seine Stille und Ruhe gegen das tolle Geräusch des nicht mehr als fünf Stunden entfernten Paris!

Jetzt noch ist daher St. Germain ein Lieblingsausflug der Pariser und gar manches der eingefleischtesten Stadtkinder kennt kein größeres Vergnügen, als hier in der unfern vom Schlosse angewachsenen kleinen Stadt gleiches Namens auf einige Wochen oder Monate eine Sommerwohnung zu beziehen. Jetzt noch geschieht dieß, obwohl St. Germain keineswegs mehr das ist, was es war, sondern eine Wandelung der traurigsten Art erlebt hat. Zur Revolutionszeit nehmlich wurde das Schloß in eine Kaserne verwandelt und wie die wilden Söhne der Republik darin gehaust haben mögen, kann man sich denken. Kaiser Napoleon gab dem Anwesen wieder eine andere Bestimmung und errichtete daselbst eine Militärschule für Kavallerieofficiere. Die Neuzeit endlich schuf die alte Königsburg gar in ein militärisches Correctionshaus um und es beherbergt jetzt durchschnittlich seine fünfhundert Sträflinge.

So sieht's zu St. Germain in unseren Tagen aus; in den Zeiten aber, in denen sich meine Erzählung bewegt, in den Zeiten, da Ludwig XIV. so eben die spanisch-habsburgische Maria Theresia heimgeführt hatte, glänzte das Schloß noch in all der Herrlichkeit, welche ihm König Heinrich IV. seiner Gabriele zu lieb verliehen hatte, und so zog es denn Ludwig XIV. unwillkürlich dahin, um mit seiner jungen Königin die Flittermonate der Ehe daselbst zu feiern. Mit großem Pompe hatte er sie nach Paris geführt und Festlichkeiten waren auf Festlichkeiten gefolgt. Allein ermüdet von den aufregenden Vergnügungen sehnte sich der König endlich nach Ruhe. Sein Vorsatz war, nachdem er seine angebetete Marie verloren, nur noch der Königstochter, der er sich aufgeopfert, zu leben, und um dieser zu leben, um dieser sich ganz widmen zu können, welcher Aufenthalt hätte dazu besser gepaßt, als das herrlich gelegene St. Germain mit seinem Parke und seinem Walde? Ludwig XIV. siedelte also mit seiner jungen Gemahlin dahin über, und da das Schloß der Räumlichkeiten genug bot, so begleitete ihn der ganze Hof, die Königin Anna und der Cardinal Mazarin an der Spitze. Ja letzterer war es eigentlich, der in dem Monachen den Gedanken an diese Uebersiedelung, wenn nicht geweckt, so doch zur Reife gebracht hatte,

denn wenn es gelang, den König dahin zu bringen, daß er blos seiner Gemahlin lebte, so blieb ihm die Idee, die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen, auch fernerhin fremd und der Cardinal konnte wie bisher der faktische Alleinherrscher von Frankreich bleiben.

Vielleicht wäre es auch in der That also gekommen, wenn nur die Königin Maria Theresia diejenigen Eigenschaften besessen hätte, welche einen Mann anzuziehen, zu fesseln und in den Fesseln gefangen zu halten vermögen; allein diese Eigenschaften besaß sie nicht. Schon körperlich genommen, konnte sie unmöglich den günstigsten Eindruck machen. Zwar allerdings war sie jung, sogar sehr jung, kaum über sechzehn Jahre alt, und Jugend verleiht jedem Mädchen gewisse Reize. Auch zeichnete sich ihr Gesicht durch eine ungemein feine weiße Hautfarbe aus, und ihre blauen Augen hatten einen sanften einschmeichelnden Glanz: aber von Gestalt war sie, obschon voll, doch sehr klein, fast unansehnlich, und in ihrem langen Gesichte saß eine große Nase mit einem fast noch größeren Munde, dessen dicke Lippen sich ziemlich schwulstartig ausnahmen. Ueberdem hatte sie sehr schlechte Zähne und Uebelwollende behaupteten sogar, ihr Athem mache sich nicht gerade durch den feinsten Geruch bemerklich. Doch diese ihre körperlichen Mängel konnten noch als gering angesehen werden gegenüber ihren geistigen. Sie war von der Natur mit ziemlich wenig Verstand ausgestattet, zudem war man am Hofe ihres Vaters bemüht gewesen, diesen so sehr als möglich niederzuhalten und ihren ganzen Kopf mit nichts als strenggläubiger Frömmigkeit vollzustopfen. Nie kam daher ein witziges Wort aus ihrem Munde und nie sprudelten ihre Augen von Lust und Leben auf. Dagegen besaß sie zwei andere gewiß nicht zu gering anzuschlagende Vorzüge; sie verband mit strengen Sitten eine ungemeine Gutmüthigkeit und ihr Herz schlug in voller Liebe für ihren Gemahl, nachdem sie diesem einmal angetraut worden war.

Also stand es mit Maria Theresia der jungen Gattin Ludwigs XIV., und wer vermag es nun dem letzten zu verübeln, wenn in ihm keine allzustarke Neigung zu ihr erwachte? Nur zu

tief empfand er jetzt, und jetzt erst recht, was er an Marie Mancini verloren hatte und oft und viel bemächtigte sich seiner ein Geist der Träumerei, der fast an Trübsinn und Melancholie grenzte. Man denke, Er, König Ludwig, der so lange er gelebt, an nichts gedacht hatte, als an das Vergnügen an Bälle, Maskeraden, Feuerwerke, Ausritte, Jagden, theatralische Aufzüge und was dergleichen mehr — Er und melancholisch! Der ganze Hof bemerkte es und vor allen die Königin Mutter. Sie forschte ihn aus und suchte ihn über seine Grillen, wie sie es nannte, zurechtzuweisen. Aber er hörte sie kaum an, wie man denn überhaupt schon seit einiger Zeit — ohne Zweifel seit der Unterredung mit dem Pater-Provinzial der Jesuiten — bemerkt haben wollte, daß er weit weniger auf sie gab als früher. Mehr fruchtete der Rath, den der Cardinal Mazarin dem Könige gab, der Rath nehmlich, sich dadurch zu zerstreuen, daß er das Schloß zu St. Germain zu Ihren der Königin verschönere, denn der König ging sogleich an's Werk, und unter anderem stammt aus jener Zeit die vielberühmte Terasse vor dem Schlosse, welche bei einer Breite von neunzig Fuß nicht weniger als siebentausend zweihundert Fuß lang war. Doch auch diese Zerstreuung half nur zeitweise und der Trübsinn des Monarchen kehrte stets wieder zurück. Woher dieser Zustand komme, davon konnte er sich selbst keine Rechenschaft geben, allein der Hofdamen einige hatten die Ahnung, daß die Leere in seinem Herzen nothwendigerweise die Ursache sein müßte und suchten sich ihm daher auf alle Weise zu nähern. Sie thaten es vergebens, denn er beachtete es kaum. Ja selbst der Umgang mit seinen befreundetsten Altersgenossen, welche man von seinem Jünglingsalter an ihm zu Gespielen gegeben und mit welchen er seit dieser Zeit alle Lust und Freude getheilt hatte, machte ihm Langeweile, und höchstens war noch der Graf von Lauzun, der sich ganz in ihn zu finden wußte, nach seinem Geschmacke.

Mit diesem ging er einstens an einem schönen Herbstabende des Jahres 1660 als der Mond klar am Himmel stand, auf dem Rasenplatze unterhalb der Terrasse spazieren und lange schritten beide ohne ein Wort zu sprechen neben einander her.

„Mein Bruder ist sehr zu beneiden," sagte da endlich der König mit einem tiefen Seufzer; „er wird eine eben so schöne als geistreiche Frau bekommen."

„So ist," fragte der Graf von Lauzun, „die Hochzeit Seiner Königlichen Hoheit mit der Prinzessin Henriette von England entschieden?"

„Ja," erwiederte Ludwig XIV., „meine Mutter und der Cardinal wollen es so. Aber denke dir nur, der Philipp weiß sein Glück nicht einmal zu schätzen."

„Sie ist schön und geistreich," bemerkte der Graf leichthin; „dagegen sagt man, sie besitze kein Gemüth."

„Das Gemüth ist nothwendig zur Liebe," sprach der König mit einem noch tieferen Seufzer; „doch kann es die übrigen Abmängel nicht ersetzen."

Abermals schwieg er still und schweigend schritten sie wieder eine Zeitlang neben einander auf und ab. Da hörten sie plötzlich hinter einem Laubgang das Rauschen von seidenen Kleidern und es war, als ob leichte Füße über den Sandweg hintrippelten. Lauzun sprang leichten Fußes an die Seite des Laubgangs und einige Zweige zurückbiegend, sah er vier weibliche Gestalten, wie sie eben in einem nahen Bosquet verschwanden.

„Es sind sicherlich vier Hofdamen der Königin," flüsterte er seinem königlichen Freunde zu, „und zwar ganz sicherlich von den jüngsten. Dieß ersah ich aus dem leichten elastischen Gang, obwohl ich sonst nichts unterscheiden konnte."

„Was mag," sagte der König träumerisch, „was mag wohl die jungen Fräulein zu so später Stunde noch in den Park herabführen?"

„Oh," kicherte Lauzun leise, „ganz gewiß eine verliebte Zusammenkunft. Sie halten sich jetzt für sicher, weil um diese Zeit der Park von außen geschlossen ist."

„Meinst du?" versetzte der König in etwas neugierigem Tone. „Nun gut, so wollen wir sie belauschen."

Rasch und leisen Trittes schritt er vorwärts und ebenso rasch und leise folgte ihm der Graf von Lauzun. Auch hüteten sie sich

natürlich gar wohl in's Mondeslicht zu treten, und schlichen, damit sie nicht gesehen würden, auf Umwegen hinter den Gebüschen fort. So kamen sie, den Damen unbemerkt, zum Bosquet, in welchem sie diese vermutheten, und richtig da saßen dieselben auf einer Rasenbank und genossen der lieblichen Abendluft, und plauderten fröhlich mit einander. Aber sie waren allein und von einem Herrn war weit und breit nichts zu sehen.

„Es ist doch kein verliebtes Stelldichein," raunte Ludwig XIV. enttäuscht seinem Freunde zu.

„Und überdem," meinte der Andere ebenso leise, „herrscht in dieser Laube eine solche Dunkelheit, daß man nicht einmal unterscheiden kann, ob wir weiße oder schwarze Gesichter vor uns haben. So denke ich, ist's das beste, wir gehen wieder."

„Nein," flüsterte der König zurück; „da wir einmal hier sind, so bleiben wir auch und hören zu, was sich die jungen Dirnchen für wichtige Geheimnisse mitzutheilen haben. Ohne Zweifel Liebesabenteuer."

Sie blieben und horchten. Und das Horchen ward ihnen gar leicht, denn die vier Damen sprachen laut genug und zudem frisch von der Leber weg, wie man es bei Hofe sonst selten hört. Der Inhalt des Gesprächs drehte sich jedoch keineswegs um Liebesabenteuer, wie Ludwig XIV. vermuthet hatte, sondern von einem Ballete, das den Tag zuvor bei Hofe stattgefunden und in welchem wie gewöhnlich der König mit den meisten Seigneurs aufgetreten war. Nachdem so ziemlich alles abgehandelt, insbesondere auch der Putz und das Aussehen der Damen, wurde die Frage aufgeworfen, wer von den Herrn am besten getanzt, wer die schönste Figur gemacht habe.

„Ihr mögt sagen, was ihr wollt," rief das Eine der Hoffräulein, der Graf von Gui e tanzte doch mit dem meisten Feuer."

„Ja," meinte die zweite der Damen, „aber es fehlt ihm die Zierlichkeit des Herzogs von Feuillade."

„Mir gefiel der Graf von Lauzun am besten," warf die dritte ein, „denn sein Costüm saß ihm wie angegossen und er hat eine kraftvolle Figur."

Es wurden noch mehrere Namen genannt, wie der des Herzogs von Créqui, des Marquis von Vardes, des Prinzen von Marsillac, des Grafen von Armagnac und Anderer nur des Königs allein gedachte keine der Sprecherinnen, und der König hatte doch bisher geglaubt, — und man hatte es ihm auch oft genug gesagt, — der beste Tänzer an seinem Hofe zu sein. Dies trieb ihm das Blut in die Wangen und er mußte es sich selbst gestehen, daß er sich ärgerte, daß er sich beleidigt fühlte.

„Aber, Louise," rief endlich die Eine der Damen, die muthwilligste von allen; „Louise, du sitzest ja so stumm da, als wäre dir der Mund zugewachsen. Geschwind gib uns dein Urtheil ab, und ich stehe dafür, das deine ist das weiseste."

Auch die andern zwei drangen sofort in die Vierte, sich zu erklären, denn dieselbe war bisher in der That ganz stumm geblieben und hatte an den losen Reden ihrer Gefährtinnen auch nicht den mindesten Antheil genommen.

„Ach," erwiederte jetzt die Gefragte und ihre Stimme klang gar wunderbar süß und sanft, fast wie das Flöten der Nachtigall — so kam es wenigstens dem Könige vor — „ach, ich gestehe euch offen, ich kann nicht begreifen, wie man von einem Grafen von Guiche und den Andern, die ihr genannt habt, auch nur sprechen kann, wenn sie in Gesellschaft des Königs sind. Neben ihm verschwinden sie ja gerade wie die Sterne vor der Sonne, und ich — ich sah deßhalb bei dem gestrigen Ballet nur ihn."

„Was?" lachte jetzt die muthwillige Fragerin von vorhin laut auf. „Blasse verschwindende Sternlein sind dir jene hochgestellten Kavaliere, von denen wir gesprochen? Warum nicht lieber Sternschnuppen oder gar Irrlichter? Bist du denn rasend genug geworden, dich in den König verliebt zu haben?"

„O nein," versetzte die Angeredete in einem fast rührenden Tone, der dem Könige wie lauter Sphärenmusik klang: „nein, so thöricht bin ich nicht, aber ich habe die Geschichte von Heinrich IV., den man den Großen nennt, gelesen und ich verehre seinen Enkel, wie man zu jener Zeit seinen Großvater verehrte. Ich weiß es, er ist nur ein Mensch, aber hat uns nicht kürzlich der Abbé

Oudedéi von griechischen Fabeln erzählt, nach welchen Menschen zu Halbgöttern emporstiegen?"

Unwillkürlich beugte sich bei diesen Worten Ludwig XIV. vor und seine Augen suchten die Dunkelheit zu durchdringen, um die zu erkennen, welche sich als seine so innige und begeisterte Verehrerin kund gab. Allein es gelang ihm dieß nicht nur nicht, sondern indem er sich vorbeugte entstand ein kleines Geräusch, das aber doch groß genug war, um die jungen Damen sofort in Allarm zu bringen. Mit einem Angstruf sprangen sie auf und rannten wie verscheuchte Rehe dem Schlosse zu, nicht eher stillstehend, als bis sie in dessen Portal verschwunden waren.

„Wer ist sie, Lauzun?" flüsterte jetzt der König, und seine Stimme hatte einen ganz eigenthümlichen Klang, als er diese Frage that. Auch hätte sein Begleiter sehen können, wie eine glühende Röthe seine Wangen überzog und aus seinen Augen ein fast strahlendes Feuer erglänzte, wenn der Mond seinen Weg bis zu diesem dunkeln Bosquet hier gefunden hätte. „Wer ist sie, Lauzun?" wiederholte der König. „Ich meine die, welche zuletzt gesprochen."

„In der That, Majestät," erwiederte der Graf, „ich darf mich doch rühmen, daß ich alle Damen am Hofe, die verheiratheten wie die ledigen, nicht blos vom Sehen, sondern auch vom Sprechen und zum Theil noch näher kenne; aber diese da — wahrhaftig, diese Stimme habe ich noch nie gehört, und daß man nichts sehen konnte, das wissen Eure Majestät so gut wie ich. Doch das hat nichts zu sagen. Ich habe Eine von den andern Dreien erkannt, nehmlich das Hoffräulein von Artigny, und da wird's also nicht schwer fallen, die Namen der übrigen zu erkunden."

„Halt," rief der König, „du willst die Artigni ausfragen? Nein, das darf nicht sein, denn nie sollen die jungen Damen erfahren, daß sie hier von uns belauscht worden sind. Du wirst also über das Abenteuer von heute Abend vollkommen reinen Mund halten, Lauzun, verstehst du, vollkommen reinen, und wer die Sprecherin war, will ich schon selbst herausbringen."

Mit diesen Worten schlug der König die Richtung nach dem

Schlosse ein und sein Freund folgte ihm auf dem Fuße, ohne daß weiter ein Wort mehr über die Sache geschrochen worden wäre. Sowie aber Ludwig XIV. sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, um sich auskleiden zu lassen, fragte er seinen Kammerdiener La-Porte mit einer, wie er glaubte, äußerst gleichgültigen Miene, ob es wahr sei, was man ihm gesagt habe, daß er — La-Porte nehmlich — die sämmtlichen Vor- und Zunamen der am Hofe angestellten oder verweilenden Damen auswendig wisse.

„Eure Majestät," erwiderte der geschmeidige Mann lächelnd, „sind ganz recht berichtet worden. Belieben Höchstdieselben mich vielleicht auf die Probe zu stellen?"

„Nun," meinte der Monarch, „wie viel gibt's beispielsweise Louisen?"

„Es sind," sagte La-Porte nach kurzem Besinnen, „deren drei: Louise Marquise de Travers, Louise Marie de Mortemar und Louise Françoise de la Baume Le Blanc, alle drei Hoffräulein Ihrer Majestät der Königin."

Weiter wollte der Monarch nicht wissen und der Kammerdiener ward entlassen.

Den andern Tag erschien Ludwig XIV. mit einigen wenigen seiner vertrauteren Genossen in dem Zirkel der Königin, was er seit Wochen nur selten that, und wer war nun glücklicher, als Maria Theresia? Der König schien auch heiter und plauderte viel mit ihr. Dann ließ er sich von Graf Lauzun die drei Hoffräulein: Louise Marquise de Travers, Louise Marie de Mortemar und Louise Françoise La Baume Le Blanc zeigen, aber auf eine so unmerkliche Weise und so von der Ferne, daß es keinem Menschen auffallen konnte. Endlich richtete er im Vorbeigehen ein paar freundliche Worte an Fräulein Louise Marquise de Travers und horchte aufmerksam auf die Gegenrede der Dame. So wie er jedoch den spitzigen Laut dieser Stimme hörte, ging er weiter, ohne auf den Inhalt der Antwort zu achten, und das Fräulein, auf dessen Antlitz über die Anrede des Monarchen bereits ein triumphirendes Lächeln hinzog, ließ beschämt den Blick wieder sinken.

Am dritten Tag erschien Ludwig XIV. abermals in dem Zirkel der Königin und Alles ging wie den Abend zuvor; nur sprach er dießmal nicht mit Louise Marquise de Travers, sondern mit Louise Marie de Mortemar. Allein auch von ihr ging er mit höchst unbefriedigter Miene weg und man bemerkte, daß im Fortgehen seine Augen sie nicht einmal streiften.

Am vierten Tage endlich beschloß der König, nachdem er sich lange mit seiner Gemahlin, sowie mit deren nächster Umgebung unterhalten hatte, den letzten Versuch zu machen und das Fräulein Louise Françoise de La Baume Le Blanc anzureden. Er that es ohne viele Hoffnung, die rechte zu finden, und er wünschte es nicht einmal, daß diese Louise sich als die bewußte Bosquetlobrednerin ausweise, denn so viel er im Vorbeigehen bemerkt zu haben glaubte, war dieselbe ein sehr unbedeutendes Wesen, das ganz still und zurückgezogen im Hintergrunde saß und von Niemanden mit irgend einer Aufmerksamkeit bedacht wurde. Ganz gleichgültig trat er heran, ganz gleichgültig wandte er sein Auge auf sie und ganz gleichgiltig sprach er sie an. Aber wie ward ihm nun, als er sie genauer vor sich hatte, als sein Blick näher auf ihr haften blieb, als er sie gar vollends sprechen hörte! Sie erröthete, sie schlug die Augen nieder, sie erbleichte, sie erzitterte, und mit bebender Stimme stammelte sie ein paar Worte der Gegenrede. Ha diese Stimme! So süß, so schmelzend, so zart, so weich, so flötend — es war dieselbe Nachtigallenstimme, die er in dem Bosquet gehört! Und dann vollends ihr Aeußeres, dieses wunderbar liebliche und anmuthige Aeußere, nur geschaffen, die Herzen in Bande zu schlagen, — ach, wo hatte er nur bisher seine Augen gehabt, daß sie, diese Perle aller Perlen, ihm seither entgangen war? Freilich eine junonische, in stolzer Pracht einherschreitende Schönheit konnte man sie nicht nennen und ebensowenig hatte sie die Gestalt der kriegerischen Minerva oder Pallas Athene; nein, ihr Aussehen war ein weit bescheideneres, ja, wenn man so will, ein fast allzu bescheidenes und anspruchsloses. Allein wenn man in diese großen dunkelblauen, von langen schwarzen Wimpern beschatteten Augen sah, aus deren feuchtem Glanz der Himmel

herauswinkte; wenn man das blendende Weiß dieser blassen feinen Gesichtszüge, die Fülle dieser üppigen goldblonden Haare, die edle Form dieses Halses, dieses Nackens und dieser Arme, den herrlichen Bau dieses Körpers und den zarten Schnitt dieser Hände — wenn man das Alles betrachtete, so muß selbst ein Weiberfeind gestehen, daß über ihre ganze Person ein wahrhaft unbeschreiblicher Reiz verbreitet sei. Freilich — ihr Gang wurde dadurch in Etwas verunstaltet, daß sie, in Folge eines unglücklichen Falls in ihrer Kindheit den einen Fuß ein wenig schonte, oder wenn man's mit derberen Worten sagen will, daß sie ein wenig hinkte; doch sah man dieß kaum, wenn sie langsam ging, und selbst wenn man es bemerkte, so fiel es keineswegs unangenehm auf, sondern man meinte, es vermehre dieser Fehler nur noch das Rührende und Zarte ihrer ganzen übrigen Erscheinung. Mit einem Worte: Louise Françoise de La Baume Le Blanc war keine Venus Anadiomene, sie konnte nicht einer vollen glänzenden Rose verglichen werden, aber sie übte den stillen magischen Reiz des Veilchens und Vergißmeinnichts, und ihrem melancholisch-schmachtenden Lächeln vermochte kein Menschlichgeborener und also mit menschlichen Sinnen Begabter zu widerstehen. Mit diesen wunderbar anziehenden körperlichen Vorzügen aber war es noch nicht gethan, sondern sie verband damit auch noch die seltensten Gaben des Herzens und Geistes und nicht eine einzige Dame am ganzen Hofe stand über ihr an Tiefe des Gefühls und der Empfindung. Vollends endlich, wer hätte es gewagt, die Reinheit ihrer Sitten, die fast taubenähnliche Unschuld ihres bisherigen Lebens anzutasten, da sie ja bis zur Stunde noch nicht ein einziges Verhältniß gehabt, ja noch nicht Einem in fleischlicher Liebe zugelächelt hatte?

Nach dieser Schilderung, welche zudem noch bedeutend hinter der Wirklichkeit zurückbleiben muß, wird es Jedermann natürlich finden, daß der Eindruck, welchen das Fräulein Louise Françoise de La Baume Le Blanc auf den König machte, ein ganz außerordentlicher sein mußte und eben wegen der Stärke dieses Eindrucks war Seine Majestät auch nicht im Stande, denselben gänzlich zu unterdrücken, obwohl in der Kunst sich vor der Welt

nichts merken zu lassen — dieß gehört ja zum guten Tone der Großen — seine Erziehung eine vollendete genannt werden konnte. Um so glücklicher traf es sich sowohl für ihn, als für Fräulein de la Baume, daß eben, als ihre beiderseitige Verlegenheit auf einen Punkt stieg, wo sie hätte bemerkt werden müssen, die Königin, wie die Hofchroniken Frankreichs melden, von einem leichten Nasenbluten befallen wurde, welches natürlich die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes von dem jungen Paare ablenkte, und so wurde es wenigstens dem Könige möglich, sich so weit zu fassen, daß seine Bewegung nicht allzusehr auffiel. Weit weniger gelang dieß der jungen Dame, oder vielmehr es gelang ihr dieß ganz und gar nicht, allein, so sagte man sich, mußte nicht eine solche Verwirrung als eine ganz natürliche und selbstverständliche erscheinen, da ein so unbedeutendes Wesen, wie sie, die unerwartete Herablassung der königlichen Majestät doch unmöglich gelassen ertragen konnte?

So ging das erste Zusammentreffen des Königs mit der nachherigen Herzogin de la Vallière so ziemlich ohne Aufsehen zu erregen vorüber; allein nichts desto weniger war der Sturm, den derselbe in dem Herzen Ludwigs XIV. erregte, ein ungeheurer. Er liebte und liebte um so feuriger, als seine Liebe eine verbotene war, als er sie vor Gott und der Welt verbergen mußte. Doch nein, dieß letztere ist zu viel gesagt, denn seine Leidenschaft gänzlich in sich verschlossen zu halten, dazu war er nicht fähig. Er mußte wenigstens Einen haben, dem er sich anvertrauen, mit dem er über seine Liebe sprechen konnte und dieser Eine war der Graf von Lauzun. Von ihm erfuhr er auch die frühere Geschichte der Geliebten, denn er hatte ihm den Auftrag gegeben, sich unter der Hand darnach zu erkunden. Es war aber nicht viel, was er erfuhr, indem das Fräulein eigentlich gar keine Geschichte hatte. Ihr Vater, der Chevalier de La Baume Le Blanc stammte aus Burgund und gehörte einer alten, aber armen Adelsfamilie an. Als er sich mit ihrer Mutter verheirathete, ließ er sich in der Touraine nieder und dort wurde Louise Françoise im Jahr 1644 geboren. Kurz darauf starb er und seine Wittwe heirathete dann

später den Herrn v. St. Remy, den ersten Haushofmeister des Herzogs Gaston von Orleans. Louise Françoise hatte also jetzt einen Stiefvater und wurde in dessen Hause stiefväterlich erzogen. Wie froh mußte sie daher sein, als sie, die noch zudem gar kein Vermögen besaß, in Folge guter Empfehlungen in ihrem sechzehnten Jahre zu einem der Hoffräulein der Königin Maria Theresia ernannt wurde und so seit der Hochzeit Ludwig's XIV. an den Hof kam! Freilich war's eine sehr untergeordnete Stellung, die sie einnahm, und, was ich schon oben sagte, man beachtete sie eigentlich kaum; aber sie konnte nun doch wenigstens sorgenlos leben und hatte eine gesicherte, standesgemäße Existenz! Was wollte sie mehr, sie, welche die verkörperte Bescheidenheit genannt werden konnte?

Hundertmal sprach Ludwig XIV. dieß und anderes mit seinem Freunde Lauzun durch, und hundert Pläne schmiedeten sie dabei, wie es möglich zu machen wäre, daß der König dem Gegenstand seiner Liebe sein Herz eröffnete. Aber keiner der Pläne erwies sich als ausführbar und nicht einmal zu einem Briefchen gab sich die Gelegenheit, da der König, aus Furcht vor Verrath, sich keinem Weiteren anvertrauen wollte. Ludwig XIV. mußte sich also lange Zeit damit begnügen, seine Angebetete in den Zimmern der Königin im Vorbeigehen zu sehen und hie und da, aber nur äußerst selten, damit es nicht auffiel, ein paar Worte an sie zu richten. Gewiß ein äußerst verzweifelter Zustand für einen feurigen Liebhaber — ein Zustand, über den schon Mancher den Kopf verloren hat! So weit sollte es jedoch bei König Ludwig nicht kommen, sondern Gott Amor hatte Erbarmen mit ihm und führte einen Zufall herbei, welcher das erste Stelldichein möglich machte.

Es war in der Mitte des November 1660. Dieser Monat erwies sich in besagtem Jahr als besonders milde und man konnte bis spät Abends im Freien weilen. Die Königin Mutter veranstaltete also, wie sie hie und da that, eine Lustparthie im Walde von St. Germain und lud den König und die Königin Nachmittags nach einer großen, vom Schlosse etwa eine halbe Stunde entfern-

ten Wiese ein, welche von uralten Bäumen eingerahmt wurde. Es war ein herrliches Plätzchen und das königliche Ehepaar fand sich deßhalb, von den meisten Cavalieren und Damen des Hofes begleitet, schon zu guter Zeit dorten ein! Man spielte und promenirte und nahm Erfrischungen ein. Plötzlich erscholl von zwei Seiten her Musik und rechts und links sprangen Waldgötter und Waldnymphen aus dem Gebüsche hinter den Bäumen heraus, welche einen grotesken Tanz aufführten. Ihre Fröhlichkeit erwies sich als ansteckend und nach kurzem wirbelte Alles bunt durch einander. So merkte man es nicht, daß sich der Himmel schnell mit dicken schwarzen Wolken überzog, und eben so wenig merkte man, daß sich ein heftiger Wind erhoben hatte, welcher in den Wipfeln der Bäume rauschte. Plötzlich hörte man donnern, Blitze erleuchteten grell die Scene und fielen krachend in alte Baumstämme. Schlag folgte auf Schlag und dazuhin fiel ein Guß, als hätte Herr Jupiter Pluvius alle Schleussen des Himmels geöffnet. Nun kann man sich den Tumult denken, der unter den hier Versammelten, besonders unter der Damenwelt entstand. Alles schrie und rannte wild durch einander; Alles wollte vor dem nassen Elemente Schutz suchen und flüchtete sich unter die hohen Bäume. Aber hier konnte ihres Bleibens nicht sein, denn der Regen schlug gießbachähnlich durch und es blieb also nichts übrig, als mitten durch Sturm und Nässe sich nach dem Schlosse zu retten. Sofort begann ein förmliches Vorwärtsstürmen und nicht Wenige sowohl der Damen als der Herren rannten, ohne sich nach irgend Jemanden umzusehen, mit einer Eilfertigkeit davon, als gelte es einen Preis auf der Arena zu gewinnen. Zur Ehre des männlichen Geschlechts jedoch muß ich hinzusetzen, daß der größere Theil der Cavaliere den Damen zu Hülfe eilte und ihnen den Arm bietend, sie so gut es ging, wenigstens gegen die Wuth des Windes schützte. Eigenthümlich übrigens — mehr als einer der Verheiratheten bot nicht seiner Frau den Arm, sondern einer ganz andern, und auch sonst fanden sich Paare zusammen, welche man bisher für total fremd gehalten hatte.

In der ersten Minute, wie der Sturm ausbrach, winkte Ludwig XIV. den unfern vor ihm stehenden Grafen von Lauzun herbei und flüsterte ihm rasch einige Worte zu. Auf dieses hin eilte der Graf mit geflügelten Schritten zur Königin, um ihr seine unterthänigsten Dienste anzubieten, und er that dieß mit einem solch außergewöhnlichen Eifer, daß es der hohen auf die Formen der Etiquette so viel haltenden Frau fast nothwendig hätte auffallen sollen. Für den Augenblick aber war sie durch das heranstürmende Unwetter in eine allzu aufgeregte Stimmung versetzt worden, als daß sie Zeit zur Beobachtung gefunden hätte, und so nahm sie denn den Arm des Grafen mit der ungeduldigsten Hast an. Ja nicht genug an dem, sondern sie schlug auch alsobald einen sehr eilfertigen Schritt an und zog ihren Begleiter förmlich vorwärts, ohne sich nach dem König, ihrem Gemahl, oder überhaupt nach der übrigen Gesellschaft auch nur ein einziges Mal umzusehen.

Aeußerst aufmerksam folgte Ludwig XIV. allen Bewegungen seiner Gemahlin; so wie er jedoch sah, daß es ihr um nichts zu thun sei, als so schnell als möglich nach dem Schlosse zu gelangen, da wandte er sich rasch um und stürmte in einer entgegengesetzten Richtung fort. Er hatte den ganzen Tag das schöne Fräulein La Baume nicht einen Augenblick lang aus dem Gesicht verloren und wußte also ganz genau, daß sie sich bei den ersten fallenden Tropfen mit einigen anderen Damen unter einen mächtigen Baum geflüchtet hatte. Dorthin stürmte er, denn dort stand sie noch. Die andern Damen aber hatten sie, weil der Regen mit Gewalt durchschlug, am Arm von einigen gefälligen Herrn verlassen und auch sie war eben im Begriffe, sich einem ältlichen Cavaliere, der sich ihrer erbarmte, anzuvertrauen.

„Mein Fräulein," rief der König, seinen Hut trotz Wind und Regen tief herabziehend und zugleich dem ältlichen Hofmann einen Blick zuwerfend, der diesen bestimmte, sofort unter den Bäumen nebenan zu verschwinden; „mein Fräulein, ich hoffe, Sie werden mir die Ehre zu Theil werden lassen, Sie in's Schloß zu geleiten."

Zitternd, das Gesicht wie in Purpur getaucht, legte sie ihren

Arm in den seinigen, und langsam schritten sie vorwärts, er, der König stets, trotz des furchtbaren Unwetters, den Hut in der Hand tragend, als geleite er eine Kaiserin. Minuten vergingen, ohne daß eine Sylbe zwischen ihnen gewechselt worden wäre, und doch befand sich weit und breit Niemand, der sie hätte belauschen können, denn die andern Herrn und Damen gingen viel schneller als sie. Wochenlang schon hatte sich Ludwig XIV. nach einem Augenblick des Alleinseins mit ihr, seiner Angebeteten, gesehnt, und jetzt, da dieser Augenblick gekommen, jetzt fehlte ihm die Kraft, auch nur ein Wort hervorzubringen. Wohl fühlte er sich selig, sie so hart neben sich zu haben; wohl drückte er ihren Arm fester und fester; wohl erwies er sich sorgsamer gegen sie, als eine Mutter gegen ihr Kind hätte thun können; wohl sah er ihr mit einer Zärtlichkeit in's Gesicht, welche sein ganzes Innere verrieth; aber ein Geständniß seiner Liebe kam deßwegen doch nicht über seine Lippen.

Immer heftiger brauste der Wind, immer heftiger fielen die Tropfen und immer stärker rollte der Donner. Dennoch beflügelte der König seine Schritte nicht, denn er wollte seiner süßen Begleiterin keine allzustarke Anstrengung ihres schwachen Fußes zumuthen. Bei einem furchtbaren Donnerschlage fühlte er, wie sie erzitterte, und nun endlich löste sich ihm die Zunge.

„Erschrecken Sie nicht, mein Fräulein," flüsterte er ihr zu. „Gewiß hat es keine Gefahr. Oh ich wollte," fuhr er dann nach einer Pause feuriger fort, „ich wollte, es hätte deren, nur um Ihnen zeigen zu können, wie ich bereit wäre, jeden Blutstropfen für Sie aufzuopfern."

„Eurer Majestät Güte," entgegnete Fräulein de La Baume mit bebender Stimme . . . . .

„Eurer Majestät," unterbrach sie Ludwig heftig, indem er plötzlich stehen blieb. „Also sehen Sie in mir nichts als den König? Oh gewiß, mein Ich, meine Person ist Ihnen gleichgültig. Was sage ich, gleichgültig! Nein, nein Sie hassen mich wohl gar."

„Ich Sie hassen?" rief das Fräulein leidenschaftlich. „Mein Gott im Himmel, wer wäre fähig Sie zu hassen, und vollends ich — ich, die ich Sie so unendlich verehre!"

Ein Strom von unendlicher Seligkeit durchzog das Herz des Königs, als er diese Worte vernahm, und nieder stürzte er auf seine Kniee, unbekümmert darum, daß er sich bis auf die Haut durchnäßte. „Oh," bebte es mit geflügelten Worten von seinen Lippen, während er zugleich die Hand des Fräuleins ergriff und mit Küssen überdeckte; „oh, sagen Sie das Wort noch einmal. Aber nein, nicht das kalte Wort verehren! Sagen Sie, daß Sie mir gut sind, daß Sie mich lieben, nur ein ganz klein wenig lieben!"

„Um aller Heiligen willen, Eure Majestät," erwiederte die junge Dame in der größten Verwirrung, indem sie zugleich eine Bewegung machte, als wollte sie entfliehen. „Um Gottes und aller Heiligen willen, stehen Sie auf. Wenn uns Jemand überraschte, wenn Ihre Majestät die Königin es erführe, ach ich wäre gleich des Todes!"

„Oh," rief der König noch leidenschaftlicher als zuvor, „du bist kalt wie Eis, und ich glühe vor Liebe und Verlangen. Siehe, Mädchen, ich denke nichts mehr als dich; ich sehe nichts mehr als dich; von Morgens bis Abends und die ganze Nacht durch in meinen Träumen stehst du vor mir, und ich muß sterben, wenn du nicht die Meinige wirst."

Er war außer sich und kaum mehr wissend, was er that und sprach, umschlang er sie heftig mit beiden Armen, als wollte er sie zu sich herabziehen. In diesem Augenblicke aber zuckte hart vor ihnen, begleitet von einem furchtbaren Donnerschlage, ein greller Blitzstrahl hernieder und augenblicklich entzündete sich der Baum, welchen das Geschoß des Himmels getroffen hatte. Ein Angstschrei entfuhr den Lippen des Fräuleins und ohnmächtig sank dasselbe dem Könige in die Arme.

„Sie ist todt," schrie Ludwig XIV. mit Entsetzen im Blick, und sie an sich drückend, als wäre sie ein leichter Federball, rannte er mit ihr davon dem Schlosse St. Germain zu. Bald jedoch fühlte er an ihrem Herzschlag, daß sie lebe, und sie mit glühenden Küssen überdeckend suchte er sie wieder in's Dasein zurückzurufen. Ehe ihm indeß dieses gelungen war, kamen ihm Leute vom Schlosse mit einer Sänfte entgegen, denn dort war man wegen seines

langen Ausbleibens besorgt geworden, und an der Spitze dieser Sänfteträger befand sich der Doctor Bouvard, der damalige Leibarzt der Königin Mutter. Der Leibarzt wollte durchaus haben, daß sich Seine Majestät in die Sänfte setze, da es noch immer furchtbar regnete; allein Ludwig XIV. weigerte sich dessen entschieden, darauf bestehend, daß Fräulein de La Baume die Stelle einnehme. Man mußte ihn gewähren lassen und Ludwig XIV. schritt nun hart neben der Sänfte her, bis sie das Schloß erreicht hatten. Dort angekommen befahl er vor allem, für das Fräulein Sorge zu tragen, und er war nicht eher zu bewegen, seine Kleider zu wechseln, als bis ihm der Arzt gemeldet, daß die Ohnmächtige wieder zu sich gekommen und gänzlich außer aller Gefahr sei. Jetzt erst kleidete er sich vom Kopf bis zum Fuße frisch um, denn er trof förmlich von Wasser, und nahm dann ein Glas heißen Weins zu sich, das ihm bald alle seine Kräfte zurückgab.

Das war das erste Zeichen von wirklicher Selbständigkeit, welches Ludwig XIV. seit seiner Thronbesteigung äußerte; allein dieses Zeichen sollte sich nach Kurzem, wie wir sogleich sehen werden, in weit erhöhterem Maaßstabe wiederholen, und so darf man mit Recht sagen, daß nur die Liebe zu der künftigen Herzogin von La Vallière den König Ludwig zum thatsächlichen Könige gemacht habe.

Den andern Tag sprach man am Hofe von St. Germain von Nichts, als von den Abenteuern der gestrigen Waldparthie, und daß dabei der Name des Königs mit dem des Fräuleins de La Baume in die engste Verbindung gebracht wurde, versteht sich von selbst. Auch Maria Theresia, die regierende Königin, und Anna von Oesterreich, die Königin Mutter, besprachen dieses Thema; allein sie äußerten sich beide gar wenig besorgt.

„Wie könnte er sie lieben?“ sagte Maria Theresia, hochmüthig die dicken Lippen verziehend. „Sie hinkt ja mit dem einen Fuße und ihre Augen sind stets voll Thränen.“

„Sie hat sich,“ setzte die Königin Mutter hinzu, „durch's Lesen von Romanen den Kopf verrückt, und mein Sohn muß sie nothwendig sehr langweilig finden.“

Drittes Kapitel.

Drei Proben des Selbstregiments.

Das erste Anzeichen der beginnenden Selbstregierung gab Ludwig XIV. beim Gewitter im Walde von St. Germain; nicht lange hernach aber legte er wirkliche Proben des Selbstregiments ab, und jedes Mal war es die Liebe zum Fräulein de La Baume, welche ihn zu dieser Selbstthätigkeit aufstachelte. Der ersten Probe gebe ich den Titel der „vergitterten Fenster"; die zweite heißt: „der unterschobene Brief", und die dritte nennt sich „der Königsritt in's Kloster". Alle drei sind bezeichnend genug.

Es war nur wenige Tage nach dem Waldfeste von St. Germain, so erhielt Ludwig XIV. ein geschriebenes Gedicht über dasselbe, welches ihm sehr gut gefiel, denn es wurde darin die zarte und anziehende Schönheit des Fräuleins de La Baume fast über die Maaßen gepriesen. Als der Verfasser des Gedichts entpuppte sich sofort der uns bereits bekannte Dichter Benserade, und wenn es die Absicht desselben war, dadurch mit Seiner Majestät König Ludwig XIV. in nähere Berührung zu kommen, so glückte sie ihm vollkommen. Der König ließ ihn rufen, dankte ihm für seine Einsendung und unterhielt sich von da an oft und viel mit ihm über die Erzeugnisse der italienischen Poeten, welche er früher mit

Marie Mancini gelesen. Auf andere Gegenstände aber ließ er sich nicht mit ihm ein, obwohl der Kammerdiener La-Porte denselben längst — natürlich wie es schien gänzlich absichtslos — als einen Mann geschildert hatte, auf den man sich rücksichtslos, besonders auch was die Verschwiegenheit betreffe, verlassen könne.

Eines Abends nun saß der König ganz allein in seinem Kabinette und blickte träumerisch vor sich nieder. Ein Buch lag aufgeschlagen neben ihm, aber er würdigte es schon seit einer halben Stunde seiner Aufmerksamkeit nicht mehr und seine Seele weilte bei ganz andern Gebilden. Von ihr träumte er, von der süßen Louise Françoise de La Baume Le Blanc, welche sein ganzes Herz und dazu hin noch alle seine Sinnen erfüllte! Er hatte sie seit dem im letzten Kapitel geschilderten Abenteuer wohl schon öfters gesehen, denn er suchte die Zirkel der Königin wieder regelmäßig auf, aber sie allein zu sprechen oder auch nur ein einziges Wort im Vertrauen an sie zu richten, dazu war ihm bis jetzt, so sehr er sich auch darnach sehnte, noch keine Gelegenheit geworden. Ja sogar seine Blicke mußte er bewachen, da er nur zu deutlich bemerkte, wie ihn nicht bloß seine Mutter und die Königin Maria Theresia, sondern auch die sämmtlichen Hofdamen, die Kavaliere ebenfalls nicht ausgenommen, sorgfältig beobachteten, obwohl sie sich den Anschein gaben, als ob diese Beobachtung nur eine ganz zufällige und unabsichtliche sei. Ueberdem, wich ihm nicht das Fräulein selbst auf's auffälligste aus? Hielt sie sich nicht offenbar ganz geflissentlich stets im Hintergrunde oder auch, wenn möglich, ganz in der Nähe der Königin, zu deren Hofstaat sie gehörte, und hatte sie die Augen nicht jeder Zeit an den Boden geheftet, er mochte sie betrachten, so lange er wollte? Ach, gewiß, es war dieß ein Zustand zum Verzweifeln und hundertmal sagte er sich, daß das Fräulein unmöglich etwas wie Gegenliebe für ihn fühlen könne, denn sonst müßte ja ihr Betragen ein anderes sein. Hundertmal aber rief er sich wieder jenen leidenschaftlichen Ausruf: „Ich Sie hassen?" in's Gedächtniß und meinte dann, daß Louise de La Baume nur aus weiblichem Zartgefühl oder vielleicht auch, weil sie die Zurechtweisung der älteren

Hofdamen fürchte, so handle wie sie handelte. Grund zum Nachdenken hatte also Ludwig XIV. übergenug, und wir wissen nun, warum er so still und träumerisch in seinem Kabinette saß.

„Euer Majestät," meldete in diesem Augenblicke der Kammerdiener La-Porte, geräuschlos die Thüre öffnend, „Euer Majestät, der Dichter Benserade, welchen ich auf Höchst-Ihren Befehl auf diese Stunde bestellen mußte."

„Ach, Benserade," lächelte dem Eintretenden der König trübe entgegen, „ich wollte mir vorlesen lassen, aber ich bin zu traurig gestimmt, als daß ich das Gelesene nur hören würde. Ich will Sie wieder rufen lassen, wenn meine Stimmung eine andere geworden ist."

„Dieser Zustand der Melancholie, Euer Majestät, ist ein sehr bedenklicher," erwiederte der Poet, sich tief verneigend und mit einem äußerst ernsten Gesicht, das ihn aber nicht verhinderte, heimlich mit dem Kammerdiener La-Porte, der in diesem Moment das Zimmer verließ, einen Blick des Einverständnisses zu wechseln, „ja, ich wiederhole es, ein sehr bedenklicher, und überdem scheint er gegenwärtig am Hofe epidemisch werden zu wollen. Wenigstens komme ich so eben von einer Dame, bei welcher sich ganz dieselben Krankheitssymptome zeigen, nur vielleicht in noch verstärkterem Maaße als bei Eurer Majestät."

„Meinen Zustand, Benserade," meinte der König in äußerst trübem Tone, „meinen Zustand theilt Niemand am Hofe."

„Doch, Euer Majestät," entgegnete Benserade mit immer gleich großem Ernste, „es ist eine sehr auffallende Aehnlichkeit, wenn nemlich überhaupt zwischen des Monarchen Majestät und einem seiner Unterthanen ein Vergleich angestellt werden darf. Die Dame übrigens, von der ich spreche, dürfte Eurer Majestät kaum noch im Gedächtniß sein, da sie nur eine sehr untergeordnete Stellung einnimmt."

„Und wie heißt denn diese Schöne," fragte der König immer noch gänzlich theilnahmlos, „welche von demselben Trübsinn, der mich jetzt zuweilen befällt, heimgesucht sein soll?"

„Es ist," versetzte Benserade mit äußerster Ruhe, „eines der

jüngsten Kammerfräuleins Ihrer Majestät der Königin, und sie nennt sich Louise Françoise de La Baume Le Blanc."

Dieser so kalt und ruhig ausgesprochene Name brachte eine fast außerordentliche Wirkung hervor und wie elektrisirt sprang der König auf.

„Was sagen Sie?" rief er, während eine glühende Röthe sein Gesicht überzog. „Welchen Namen sprachen Sie da aus? Was wissen Sie von Fräulein de La Baume Le Blanc?"

„Eure Majestät," erwiderte der Poet in tiefster Unterthänigkeit und ohne eine Miene zu verziehen, „ich kenne Fräulein de La Baume nur sehr wenig, beinahe gar nicht. Dagegen ist ein anderes Kammerfräulein, Fräulein von Artigny, mir sehr wohl bekannt, da ich ein genauer Freund ihres Vaters bin, und so besuche ich sie denn nicht selten. Nun befindet sich das Zimmer des Fräuleins von Artigny hart neben dem des Fräuleins de La Baume und beide stehen auf sehr vertrautem Fuße zu einander. Die Folge ist, daß ich auch Fräulein de La Baume nicht selten sehe, und eben jetzt vor noch nicht einer Viertelstunde habe ich sie im Zimmer meiner jungen Freundin Artigny getroffen."

„Gut, gut," rief der König auf's heftigste erregt, als Benserade hier inne hielt, „aber wie haben Sie das Fräulein getroffen? Was wissen Sie von Louise de La Baume?"

„Je nun, Eure Majestät," meinte jetzt Benserade kopfschüttelnd, „ich kann es nicht in Abrede ziehen, daß ich sowohl das Betragen als das Aussehen des Fräuleins de La Baume gegen früher höchst verändert fand. Sonst war sie stets gleichmäßig freundlich und wenn auch nicht gerade lustig oder gar ausgelassen, doch immer heiter und lebensfroh; jetzt sitzt sie meist träumerisch und tiefsinnig da, ohne ein Wort zu sprechen, und nicht selten perlt eine Thräne in ihren schönen Augen. Ich fragte Fräulein von Artigny nach dem Grunde dieser auffallenden Veränderung, aber sie konnte oder wollte mir nichts Näheres darüber sagen, und meinte nur, das sei erst seit wenigen Tagen so, seit der letzten verregneten Waldparthie. Ich selbst hege nun freilich so meine eigenen Gedanken, denn ich habe die Weiber ein wenig studirt

und man sagt mir auch nach, daß ich einige Kenntniß derselben besitze."

„Und welches sind Ihre Gedanken?" fragte Ludwig XIV., als der Poet hier abermals inne hielt. „Heraus mit der Sprache, Mann, oder Sie bringen mich zur Verzweiflung!"

„Wenn ich nicht fürchten müßte, Eure Majestät zu beleidigen," versetzte darauf Benserade in etwas scheuem Tone, „so möchte ich wohl offen sein. Das ganze Benehmen des Fräuleins deutet auf eine geheime Liebe, und da man die schwärmerische Verehrung desselben für Eure Majestät kennt, so dürfte es nicht schwer sein, den Gegenstand dieser geheimen Liebe zu errathen."

Ein Strahl des Entzückens flog über das Gesicht des Königs und beinahe wäre er in lauten Jubel ausgebrochen. Doch nahm er sich gewaltsam zusammen und nachdem er das Zimmer mehrere Male mit langen Schritten gemessen hatte, gelang es ihm, den Sturm in seinem Innern wenigstens in so weit zu bezwingen, daß er seiner äußeren Würde nichts vergab.

„Benserade," sagte er dann, sich dem Dichter vertraulich nähernd, „ich will Ihnen ein Geständniß machen, das heißt," verbesserte er sich sofort selbst, „ich habe eine Bitte an Sie zu richten, eine Bitte, an deren Erfüllung mir sehr viel liegt. Bis jetzt vernachlässigte ich es, mich nach dem Befinden des Fräuleins de La Baume, das seit dem Gewittersturm in voriger Woche unwohl ist, zu erkundigen; ich that es nicht, weil — weil jeder Schritt eines Königs und besonders eines jungen, wie ich bin, so genau beobachtet und nur zu oft ganz falsch ausgelegt wird. Es war dieß eine große Unart von meiner Seite und Fräulein de La Baume wird also ohne Zweifel böse auf mich sein. Darum bin ich jetzt fest entschlossen, mein Unrecht wieder gut zu machen und — und," stotterte er von Neuem, „Sie können mir dabei behülflich sein."

„Meine Hand, mein Kopf," erwiederte Benserade, „mein ganzes Ich steht zu Eurer Majestät Disposition und ich würde mir lieber die Zunge ausreißen, als jemals etwas von dem zu verrathen, was Eure Majestät geruhen mir anzuvertrauen."

„Man hat mir Ihre Verschwiegenheit gerühmt,“ fuhr der König nun mit mehr Sicherheit fort, „und ich will Sie daher auf die Probe setzen. Kommen Sie morgen früh zu mir, dann gebe ich Ihnen ein Billet zur Besorgung an Fräulein de La Baume. Die ganze Welt dürfte den Inhalt des Billets wissen, allein — allein es ist doch besser, Sie geben dasselbe dem Fräulein auf heimliche Weise und eben so heimlich bringen Sie mir die Antwort wieder. Ich hoffe, Sie verstehen mich, mein Freund, und nun also auf Wiedersehen morgen früh neun Uhr.“

Mit diesen Worten hatte die in ihren Folgen so wichtige Audienz ein Ende und ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß sich Ludwig XIV. alsobald daran machte, seiner Angebeteten zu schreiben. Auch versteht es sich von selbst, daß der Inhalt des Briefs nicht gerade so beschaffen war, um „ohne Anstand von aller Welt gelesen zu werden“, sondern der König legte vielmehr darinnen alle die feurige Liebe nieder, welche er für das schöne Fräulein empfand, und beschwor sie zugleich auf's innigste, ihm ihre Gegenliebe dadurch zu beweisen, daß sie ihm eine Zusammenkunft unter vier Augen bewillige.

Zur bestimmten Zeit holte Benserade den Brief ab und brachte ihn sofort heimlich an seine Adresse. Aber er erhielt weder an diesem noch am nächstfolgenden Tage eine Antwort. Der König schrieb also eine zweite und nachher eine dritte und vierte Epistel, doch leider stets mit dem nehmlichen schlechten Erfolge. So vertraute er sich endlich in seiner Verzweiflung, auf den Rath seines Kammerdieners La-Porte, dem Benserade gänzlich an und beschwor ihn, das Fräulein La Baume zu einer Antwort zu bewegen. Benserade kam diesem Verlangen des Monarchen mit aller Bereitwilligkeit nach, und seine Beredtsamkeit, unterstützt von der des Fräuleins d'Artigny — denn dieser konnte die Sache natürlich nicht länger verborgen werden — brachte es auch wirklich dahin, daß die schöne La Baume sich entschloß, die Zuschriften des Königs nicht länger unerwiedert zu lassen. Doch wie beantwortete sie dieselben? Sie gestand ihm wohl zu, daß sie ihn auf's tiefste verehre; ja sie gestand ihm sogar zu, daß sie nie Liebe zu einem

andern Mann fassen, nie einem andern Manne ihre Hand reichen werde; aber sie erinnerte ihn zugleich mit strengen Worten an die heiligen Pflichten, welche er gegen seine Gemahlin habe; sie sprach ihm von den zeitlichen und ewigen Strafen, welche die Kirche auf ein Liebesverhältniß, wie das von ihm angestrebte, gesetzt; sie beschwor ihn mit aller Inbrunst, die ihr zu Gebot stand, ihrer Ehre doch fernerhin nicht mehr nahe treten zu wollen, und schloß damit, daß sie fest erklärte, dieß sei die einzige und letzte Antwort, die er je von ihr erhalten werde.

Der König war in Verzweiflung, als er diesen Brief erhielt, denn er glaubte nun sich für immer zurückgewiesen; doch Benserade wußte ihn bald wieder aufzurichten, indem er ihm bewies, daß aus jeder Zeile dieses Briefs die innigste Liebe hervorleuchte. Bald übrigens quälten den königlichen Jüngling neue Zweifel und Aengsten.

„Mein Gott,“ rief er, „auch zugegeben, daß sie mir ein wenig gut ist, so kann sie doch nie die meinige werden, da sie mir jede Zusammenkunft verweigert und auch sicherlich stets verweigern wird.“

„Das wird sie,“ bekräftigte Benserade, „denn nie schmückten ein weibliches Wesen höhere Reize der Unschuld und Bescheidenheit, und Eure Majestät würden sie gewiß nicht halb so hoch schätzen, wenn ihr nur einer dieser Reize abginge. Aber ich habe noch immer gehört, daß dem Kühnen das Glück hold ist, und wenn also das Fräulein nicht zu bewegen ist, Ihnen freiwillig eine Zusammenkunft zu bewilligen, so würde ich mir eine solche Zusammenkunft erobern.“

Der König schaute ihn betroffen an, als ob er ihn nicht verstände. „Erobern?“ sagte er; „wie meinen Sie das?“

„Es ist bekannt,“ erwiderte Benserade, „daß Ihre Majestät die Königin sich sehr bald des Abends zurückzieht, wenn nicht gerade eine besondere Festlichkeit stattfindet, und die Hofdamen begeben sich dann immer sogleich in ihre Appartements. Ein solcher Abend nun wäre zu benützen ....“

„Und mit Gewalt zu ihr auf das Zimmer dringen?“ unter-

brach ihn Ludwig XIV. mit einem wegwerfenden Blicke. „Mit Gewalt ihre Liebe erobern?“

„Eure Majestät haben mich nicht ganz verstanden,“ erwiederte Benserade gekränkt, „und dieß kommt daher, weil ich meinen Plan nicht vollständig entwickeln konnte. Ich meinte so: Majestät wünschen um jeden Preis eine Unterredung unter vier Augen mit Fräulein de La Baume; diese Unterredung kann bei Tag nicht stattfinden, weil sich ohne Aufsehen zu erregen keine Gelegenheit darbietet; Eure Majestät suchen sich also diese Gelegenheit bei Nacht, wenn die andern Menschen schlafen; das ist Alles.“

„Und das,“ meinte der König kopfschüttelnd, „das soll dann kein Aufsehen machen, wenn mich die Wache oder eine noch nicht zu Bette gegangene Zofe sieht, wie ich zur Nachtzeit über die langen Gänge und Corridore hinschleiche, um die zu den Appartements der Ehrenfräuleins führende Treppe zu erreichen? O Benserade, wie arm ist doch Ihre Erfindungsgabe, daß Sie mir zu einem solchen Unsinn rathen mögen!“

„Majestät,“ versetzte der Poet trocken, „ich meinte nicht den Weg über die Corridore und Treppen, sondern einen anderen, sichereren.“

„Und welchen?“ fragte der König gespannt.

„Von der großen Terrasse,“ erwiderte Benserade im selben trockenen Tone, „kann man mit Leichtigkeit einen der kleinen Balkone erreichen, welche den östlichen Flügel zieren, und von diesem Balkone dürfte es ebenso wenig schwer sein, das Mansardendach zu erklettern ....“

„Und in den Mansarden des östlichen Flügels befinden sich die Privatzimmer der Ehrenfräuleins,“ jubilirte der König, den Poeten mit Heftigkeit an seine Brust drückend. „Beim Himmel, Sie sind ein Goldmensch, Benserade; „aber,“ unterbrach er sich da plötzlich, indem er sich mit der Hand vor die Stirne schlug, „was nützt's mir, wenn ich auch das Dach erreiche? Die Fenster sind ja geschlossen und freiwillig wird Fräulein de La Baume nicht öffnen!“

„Nein,“ meinte Benserade, „sie nicht, aber ihre Freundin,

Fräulein d'Artigny, wird's thun, wenn ich sie darum anflehe, und da das Zimmer des Fräuleins de La Baume mit dem des Fräuleins d'Artigny durch eine Thür verbunden ist, so versteht sich das Uebrige von selbst."

Zum zweiten Male drückte Ludwig XIV. den Poeten an seine Brust und sein Herzensjubel war so stürmisch, daß Benserade alle Mühe hatte, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Dazu jedoch vermochte er den aufgeregten Monarchen nicht zu bereden, daß derselbe sich geduldet hätte, die Ausführung des vorgeschlagenen Planes auf einen kommenden Tag oder vielmehr auf eine kommende Nacht zu verschieben, sondern heute noch, gleich jetzt sollte die Sache in's Werk gesetzt werden. „Die Königin ist unwohl," sagte Ludwig XIV., „und wird sich sehr bald zurückziehen. Günstiger könnten wir es also gar nicht treffen und wenn wir Wochen oder Jahre lang zuwarteten." Benserade mußte demnach nachgeben und machte sich auch sogleich auf, das Fräulein d'Artigny von allem, was nöthig war, zu benachrichtigen. Er hatte ihr, wie er sich plötzlich erinnerte, ohnehin versprochen, ihr heute Abend noch eine kleine Lectüre zur Unterhaltung zukommen zu lassen, und — warum sollte er denn nicht gehen, ihr diese Lectüre persönlich zu überreichen? Er ging also und die junge Dame, schon zum voraus halb und halb eingeweiht, willigte natürlich in Alles, was er von ihr begehrte. Wie hätte sie auch ihrem Herrn und König eine so kleine Bitte abschlagen können? Wie hätte sie mögen so thöricht sein, eine Gefälligkeit zu verweigern, deren Erfüllung ihr für die Zukunft große Vortheile versprach?

Es war nahezu Mitternacht, als Ludwig XIV., begleitet von Benserade und dem Kammerdiener La-Porte, auf die große Terrasse heraustrat. Es brannten nur noch wenig Lichter in den Zimmern und ringsum herrschte die tiefste Stille. Auch die Dreie vemieden jedes Geräusch und den Anführer derselben machte La-Porte. Er öffnete, nachdem sie eine Zeitlang vorwärts geschritten waren, eine schmale Thüre, durch welche sie zu einer engen aufwärts führenden Treppe gelangten. Oben an der Treppe öffnete sich eine Glasthüre nach einem kleinen Balcon hinaus und hier auf

diesem Balcon blieb La-Porte stehen, um Wache zu halten; Benserade aber, ein damals noch trotz seiner fünf und vierzig Jahre sehr gewandter Mann, schwang sich sofort auf's Mansardendach hinauf, und ihm folgte auf dem Fuße König Ludwig XIV. Leise und langsam bewegten sie sich vorwärts, weniger schreitend als rutschend, und sich wohl hütend, eine der Dachplatten zu zerbrechen. Wer ihn damals gesehen hätte, ihn, den künftigen „Louis le Grand," den Repräsentanten der göttlichen Majestät auf Erden! Aber in diesem Augenblicke hatte er den König abgelegt und war nur der liebende Jüngling, der keiner Gefahr achtend zu seiner Angebeteten über's Dach in's Kämmerlein steigt. Wohl zehn Minuten brauchten sie, bis Benserade still hielt und dem Könige winkte ganz nahe heranzukommen. Hart über ihnen sahen sie ein halb geöffnetes Fenster!

Es gehörte eine starke Muskelkraft dazu, sich zu diesem Fenster hinaufzuschwingen, und König Ludwig schien diese Kraft im gegenwärtigen Augenblicke nicht zu besitzen, denn er zitterte heftig am ganzen Leibe. Er zitterte aber nicht vor Angst oder Schwäche, sondern nur vor heftiger Aufregung, und im nächsten Augenblicke schon hatte er das Fenster erreicht. „Hier erwarte mich," flüsterte er jetzt seinem Begleiter zu und — ein Moment, so gleitete er leise, wie eine Katze, in's Zimmer hinab.

Fräulein von Artigny empfieng ihn mit einer tiefen aber stummen Verbeugung, und eben so stumm deutete sie auf eine nur angelehnte Thüre neben an, welche in's Zimmer des Fräuleins de La Baume hinüberführte. Mit zwei unhörbaren Schritten war der König an dieser Thüre, erweiterte die Spalte derselben ein wenig und schaute mit hochklopfendem Herzen hinein. Da saß sie, die Angebetete seines Herzens, nur fünf Schritte von ihm, aber ihm den Rücken bietend, in einem Fauteuil zurückgelehnt, an einem von einer Lampe erleuchteten Tischchen, und las wie es schien mit Eifer in einigen Briefen, die sie vor sich liegen hatte. Er strengte seine Augen auf's äußerste an, um die Handschrift dieser Briefe zu erkennen, und — beim Gotte der Liebe — er konnte sich nicht täuschen; es waren die Briefe, die er selbst ihr

geschrieben! Sie dachte also an ihn, sie beschäftigte sich mit ihm, sie trug ihn in ihrem Herzen! Jetzt konnte er sich nicht mehr halten; er stieß die Thüre auf und mit einem einzigen Sprunge lag er zu ihren Füßen.

„Theuerste Louise," rief er, „endlich, endlich . . . . ." doch der Athem versagte ihm, so sehr stürmte es in seinem Innern, und er konnte für den Augenblick kein weiteres Wort mehr hervorbringen, dagegen umfaßte er ihre Kniee und bemächtigte sich ihrer Hände, um sie mit glühenden Küssen zu überdecken.

Man sieht, König Ludwig war ganz außer sich; allein wenn Er, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, dessen ganzes Wesen von Kraft strotzte, wenn er so furchtbar ergriffen wurde, wie wird es Ihr, der zarten Blume von kaum mehr als sechszehn Jahren, ergangen sein? Im ersten Momente, als sie sah, daß sich ein Mann zu ihren Füßen werfe, erschrak sie bis in den Tod und beinahe wäre sie ohnmächtig zusammengesunken. Wie sie aber dann in der nächsten Minute den König erkannte, da zuckte ein Strahl unendlichen Glückes über ihr Antlitz und ihre sonst so bleichen Wangen glühten wie in Purpurröthe. Er, der König, nach dessen Gunst sie Alle schmachteten, die an diesem Hofe lebten; Er, der durch ein einziges gütiges Wort, durch einen einzigen freundlichen Blick aus einem Unglücklichen einen Glücklichen machen konnte — Er suchte sie in ihrem Mansardenstübchen auf! Und gewiß, er mußte sie unendlich lieben, da er einen solchen Schritt wagte, und durfte sie also so hartherzig sein, ihm die Hand zu entziehen? Nein das konnte sie nicht; sie theilte vielmehr sein Entzücken, und als er endlich kühn genug wurde, sie in seine Arme zu schließen und seinen Mund auf den ihren zu drücken, da konnte er deutlich fühlen, daß seine Küsse erwiedert wurden. Aber nur gar kurze Zeit dauerte dieser Rausch, denn urplötzlich erwachte in der armen Louise das Bewußtsein der beleidigten Schamhaftigkeit und mit diesem Erwachen kehrten ihre Sinne vom Himmel zur Erde zurück.

„O mein Herr und König," rief sie mit Thränen in den Augen, indem sie sich zugleich hastig von dem Monarchen loszu-

machen suchte; „o mein Herr und König, was haben Sie gethan? Morgen wird der ganze Hof mit Fingern auf mich deuten und meine Ehre ist für immer dahin!“

„Dieß wird nicht der Fall sein, mein theuerstes Wesen,“ beschwichtigte sie Ludwig XIV., indem er sich von neuem ihrer Hände bemächtigte. „Auf dem Wege, auf dem ich zu Ihnen kam, konnte mir Niemand begegnen und folglich weiß kein Mensch um dieß Geheimniß als ihre Freundin Artigny und mein treuer Benserade, welche beide sicherlich so schweigsam sind wie das Grab.“

Der König erzählte ihr nun, wie er es möglich zu machen gewußt habe, sie zu besuchen, ohne die gewöhnliche Treppe heraufzusteigen, und hatte die Genugthuung zu sehen, daß sie auf's heftigste erschrak, als er von der Reise über's Dach sprach. Ja daß sie ihn sogar auf's tiefinnigste beschwor, sich und sein theures Leben doch für die Zukunft nie mehr einer solchen abenteuerlichen Gefahr auszusetzen! Allein — er mochte sonst zu ihrer Beruhigung anführen was er wollte, dahin brachte er es nicht, daß sie sich wegen seines Besuchs auch in ihrem Gewissen getröstet gefühlt hätte. Im Gegentheil, es ergriff sie nun eine förmliche Angst und sie fieng an auf's bitterste zu weinen.

„Ich muß mich vor mir selber schämen,“ schluchzte sie, ihr Gesicht in ihre Hände verbergend, „und Eure Majestät können von nun an keine Achtung mehr vor mir haben.“

Es war ein furchtbarer heftiger Paroxismus, der sie befiel, und lange Zeit wollten alle die vielen guten Worte, die ihr der Monarch zuflüsterte, nichts fruchten. Doch endlich faßte sie sich wieder ein wenig, und ließ es sich gefallen, daß er ihr die Thränen abtrocknete. Um so bestimmter verlangte sie dagegen von ihm, daß er sie jetzt augenblicklich verlasse und nie mehr einen Versuch mache, ihr auf diese oder ähnliche Weise nahe zu kommen. Zu ersterem mußte sich denn auch Ludwig XIV. wirklich entschließen, wenn er nicht einen erneuerten Thränenausbruch hervorrufen wollte, und somit nahm er sofort auf äußerst respectueuse Art von ihr Abschied, um auf dem nehmlichen Wege, auf dem er gekommen, in seine Appartements zurückzukehren. Alles ging ohne

Unfall ab, obgleich der Rückweg fast noch mit mehr Gefahr verbunden war, als der Hinweg. Allein was hatte der königliche Jüngling mit seiner Waghalsigkeit gewonnen? Nun viel oder nicht viel, wie man will, nehmlich einmal Küsse und zum zweiten die unumwundene Gewißheit, daß er geliebt und zwar nicht als König, sondern um seiner selbst willen geliebt sei!

Die ganze Nacht durch träumte Ludwig XIV. von dem Fräulein de La Baume und war unendlich glücklich in seinem Traume. Dieses Gefühl der Seligkeit verließ ihn auch den andern Morgen nicht und man sah es ihm an, als er trotz der Kälte ziemlich leicht gekleidet vor dem Schlosse seine Morgenpromenade machte, daß ihm etwas ganz absonderlich Wohlthuendes begegnet sein müsse. Doch jetzt sah er plötzlich den Dichter Benserade in größter Eile auf sich zukommen und wie er dessen blasses erschrockenes Gesicht bemerkte, so verließ ihn selbst ebenfalls alle Farbe.

„Ist etwas von unserer nächtlichen Fahrt entdeckt?“ fragte er den Dichter leise, als dieser nahe genug gekommen war.

„Von uns nichts, Majestät,“ erwiederte Benserade eben so leise; „wohl aber von der nächtlichen Fahrt. Die Schildwache auf der Terrasse will nehmlich auf dem Balcon unter den Fenstern der Zimmer, welche die beiden Fräulein d'Artigny und de La Baume bewohnen, zwei Gestalten bemerkt haben, welche sehr verdächtige Bewegungen gemacht hätten. Ob's Weiber oder Männer oder gar Geister gewesen seien, die dort ihr Wesen getrieben, habe man, setzte die Schildwache hinzu, bei der großen Dunkelheit nicht unterscheiden können; allein, daß dort sich etwas bewegte, was nicht hingehörte, das sei um so gewisser. So deponirte der betreffende Soldat heute Nacht nach seiner Ablösung und natürlich wurde heute in aller Früh der Herzogin von Navailles als der Gouvernante der Ehrenfräulein von dem bedenklichen Ereigniß Anzeige gemacht. Was thut nun aber die? Sie wittert etwas Sträfliches und rennt zur Königin Mutter. Und was wird sofort beschlossen? Nichts anderes, als die Fenster in den Zimmern der beiden Fräuleins vergittern zu lassen.“

„Warum nicht gar lieber zumauern!“ versetzte der König mit

unwilliger Geberde. „Aber gut, daß ich's weiß, der unsinnige Beschluß soll nicht ausgeführt werden.“

„Soll nicht?“ zischelte Benserade weiter. „Aber ich sagte Eurer Majestät, der Beschluß ist bereits in der Ausführung begriffen, und wenn Sie sich die Mühe geben wollen, hier um die Ecke zu biegen, so können Sie sehen, wie die Schlosser schon an den Fenstern handthieren. Die beiden Fräulein sind in Verzweiflung, denn durch die Vergitterung ihrer Fenster wird der Verdacht auf sie geworfen, als ob sie nächtliche Besuche ....“

„Ich verstehe,“ unterbrach ihn Ludwig XIV. heftig, „aber beim Himmel, dieser eigenmächtigen Wirthschaft an meinem Hofe will ich ein Ende machen. Bontemps,“ rief er sofort mit schallender Stimme einem Kammerherrn zu, der ganz in der Nähe mit einem andern Höfling sich unterhielt; „Bontemps, eilen Sie schnellstens zur Herzogin von Navailles, und befehlen Sie ihr in meinem Namen, sie soll sich in der Minute, wie sie geht und steht, in das Zimmer der Königin Mutter begeben. Verstehen Sie, in der Minute, denn ich will nicht auf sie warten.“

Er sprach dieß in einem so hohen Tone, daß der Kammerherr über Hals und Kopf davonrannte, und in der That währte es nur ganz kurze Zeit, bis die Gouvernante der Ehrenfräuleins in den Gemächern der Königin Mutter erschien. Fast in demselben Augenblick trat auch König Ludwig dort ein.

„Wie,“ herrschte er die Herzogin an, nachdem er seine Mutter nur kurz gegrüßt hatte, „wie kommen Sie zu dem unsinnigen Befehl, die Fenster der Zimmer, in welchen die beiden Fräulein d'Artigny und de La Baume wohnen, vergittern zu lassen?“

„Eure Majestät,“ erwiederte die Herzogin von Navailles im höchsten Grade überrascht, auf eine solche Weise angeredet zu werden; „Eure Majestät, es ist Verdacht vorhanden ....“

„Sie sind eine rigoristische Närrin,“ unterbrach sie der König in noch gebieterischerem Tone. „Verdacht? Was könnte für ein Verdacht da sein? Sie selbst sind es, die einen Verdacht hervorrufen will, denn Jedermann muß sich fragen, warum nur

gerade bei diesen beiden Fräuleins die Fenster vergittert werden und nicht auch bei den andern."

„Das sind," sagte jetzt die Königin Mutter mit Strenge, „das sind Dinge, mein Sohn, die du nicht verstehst und in welche du dich daher nicht mischen solltest."

„Ich verstehe," rief der König, seiner Mutter einen Blick zuwerfend, vor dem diese die Augen niederschlagen mußte, „ich verstehe, daß ich mich bis jetzt in nur zu viele Dinge nicht gemischt habe, in welche ich mich hätte mischen sollen. Aber das soll jetzt anders werden. Bei Gott es soll anders werden von dieser Stunde an. Ich weiß es, meine Mutter, daß Sie auf den Unsinn dieser verrückten Tugendwächterin eingegangen sind, ich weiß, daß der Befehl dieser tollen Fenstervergitterung von Ihnen ausgegangen ist. Aber so gewiß Sie diesen Befehl erließen, so gewiß werden Sie ihn augenblicklich zurücknehmen und zwar in der Form zurücknehmen, daß die ganze Angelegenheit als eine eigenmächtige, auf nichts sich gründende Anmaaßung der Herzogin von Navailles herauskommt."

„Mein Sohn," entgegnete die Königin Mutter, „diese Sprache . . . ."

„Wird von nun an meine Sprache sein," ergänzte König Ludwig mit Hohheit, und verließ mit einer kurzen stolzen Verbeugung das Zimmer.

Dieß war der erste factische Beweis von Selbstregiment, welchen Ludwig XIV. öffentlich von sich gab, und derselbe erregte am ganzen Hofe ein solches Aufsehen — die tief gedemüthigte Herzogin von Navailles plauderte die Sache selbst aus —, daß man ohne Zweifel Wochen lang von nichts Anderem gesprochen haben würde, wenn nicht zwei andere für die Hofleute weit wichtigere Ereignisse diese Angelegenheit in den Hintergrund gedrängt hätten. Das eine der besagten Ereignisse war der Tod des Kardinals Mazarin, des bisherigen thatsächlichen Beherrschers von Frankreich, das andere die Vermählung Monsieur's, des Herzogs von Orleans, des Bruders des Königs, mit Henriette, einer Tochter des Königs Karl I. von England.

Der Kardinal Mazarin zählte damals, das ist zu Anfang des Jahres 1661, noch keine sechzig Jahre, denn er hatte, so viel man bis jetzt mit Bestimmtheit weiß, im Monat Juli des Jahres 1602 das Licht der Welt erblickt; allein er sah weit älter aus, da er schon seit längerer Zeit an einer unheilbaren Krankheit, der Brustwassersucht, litt, und so wunderte sich Niemand, als auf einmal, in der Mitte des Februar, die Kunde erscholl, derselbe liege im Schlosse zu Vincennes, wohin er sich zu Anfang des Januar 1661 zurückgezogen, im Sterben. Das Gerücht sprach die volle Wahrheit. Der Kardinal lag im Sterben und die vorgenommene Luftveränderung — darin lag der Grund seiner Uebersiedlung nach Vincennes — hatte die reißenden Fortschritte der Krankheit nicht im geringsten gehemmt. So folgte denn Ludwig XIV. ungesäumt dem Rufe seines langjährigen Leiters, der ihn an sein Krankenbette beschied, und wich mehrere Wochen lang, nehmlich bis zu seinem wirklichen Abscheiden am 9. März 1661, nicht mehr von seiner Seite. Auch Anna von Oesterreich, die Königin Mutter, eilte nach Vincennes, um ihn, ihren großen Minister, mit dem sie so viele Jahre lang in den vertrautesten Verhältnissen gestanden, zu warten und zu pflegen; allein eigenthümlicherweise fühlte sich der Kranke, so bald er die Gewißheit hatte, daß er sterben müsse, in ihrer Gegenwart ganz auffallend beengt, während umgekehrt sein Athem sich erleichterte, so bald man ihn, was deßhalb täglich stundenlang geschah, mit Ludwig XIV. allein ließ. In diesen Stunden nun — so wollen die Geschichtsschreiber einstimmig wissen — soll der alte gewiegte Staatsmann den jungen König in alle Geheimnisse der Regierungskunst eingeweiht haben, und es sei kein einziges Feld der Politik, der innern, wie der äußern, gewesen, das er nicht sorgfältig mit ihm durchgesprochen. Auch soll er ihn nachdrücklich davor gewarnt haben, je wieder einen Premierminister als Oberleiter der Geschäfte anzunehmen, so wie noch mehr davor, seiner Mutter, der eben so herrschbegierigen als kurzsichtigen Königin Anna einen allzugroßen Einfluß zu gestatten; vielmehr müsse Er, der König, wenn er nicht zu einer bloßen Spielpuppe herabgedrückt werden

wolle, die Zügel der Regierung selbst ergreifen, und dürfe sich seiner Minister und Staatsräthe oder Intendanten nur als Arme bedienen, durch welche seine Befehle zur Ausführung gebracht würden. Endlich — so wird von den Chronisten jener Zeit berichtet — habe Mazarin seine letzten Stunden noch dazu benützt, um dem jungen Könige diejenigen Personen zu bezeichnen, welche zur Besorgung der Geschäfte am besten tauglich seien, und die Schlußermahnung sei darin bestanden, nie irgend Einen im Staate, sei er nun ein Bürgerlicher oder Adeliger oder Fürstlichgeborener, so groß werden zu lassen, daß derselbe fähig wäre, einer Regierungsmaaßregel Widerstand entgegenzusetzen.

Solches und noch manches Andere soll der sterbende Kardinal Mazarin mit dem Könige Ludwig in den vielen Stunden, da er mit ihm allein war, durchgesprochen haben, und es ist auch recht wohl möglich, daß sich dieß alles der Wahrheit gemäß so verhielt. Doch achte ich auch den Widerspruch derer, welche meinen, daß man dem Charakter Mazarins allzuviel Ehre anthue, wenn man ihm auf seinem schmerzvollen Sterbebette den Lorbeerkranz einer solch hohen, fast über die menschlichen Kräfte hinausgehenden philosophischen Ruhe um die bleichen zuckenden Schläfe winde, und überlasse es daher einem jeglichen meiner Leser von der Sache zu halten, was ihm gut dünkt. Thatsache dagegen ist, daß noch am nehmlichen neunten März, an welchem der Kardinal starb, nur eine Stunde später, als dieser die Augen geschlossen hatte, König Ludwig die sämmtlichen Großen des Reichs und Würdenträger des Hofs auf die vierte Mittagsstunde des darauffolgenden Zehnten in die Zimmer der Königin Mutter bescheiden ließ, und daß er ihnen dann, als sie dorten versammelt waren, eine Eröffnung machte, welche ganz mit dem übereinstimmte, was der Kardinal ihm auf dem Todtenbette gerathen haben soll. „Gott hat mir,“ sagte er zu ihnen, nachdem er sich vor dem Thronsessel des großen Empfangssaals aufgestellt hatte, „Gott hat mir gestern einen Diener geraubt, wie solche den Königen und Fürsten nur selten zu Theil werden. Derselbe lenkte die Geschicke Frankreichs während meiner ganzen Jugendzeit, und er lenkte sie mit so viel Weisheit,

daß ich mir zuschwor, ihn nie von seiner hohen Stellung zu entfernen, so lange mir ihn Gott erhalten wolle. Nun aber war es der Wille des Höchsten, daß er mir entrissen werden sollte, und nun ergreife ich die Zügel des Regiments mit eigenen Händen. Ich thue es mit dem festen Vorsatz, stets nach Recht und Gerechtigkeit zu regieren, und ich hoffe, der Himmel wird mich in meinem Vorsatze unterstützen. Damit ichs aber kann, darf ich mich nie von dem Willen eines Einzelnen abhängig machen, und der Verstorbene wird also in seiner Eigenschaft als Erster des Reichs nie einen Nachfolger erhalten. Ich werde mich vielmehr der Vorstände der verschiedenen Ministerien als gleichberechtigter Rathgeber bedienen und Einer wie der Andere wird mir seine Vorträge machen, jeder in seiner Funktion und auf dem Felde, das ihm angewiesen ist. Darin besteht die Richtschnur meiner künftigen Regierungsweise und darnach sich zu achten ersuche ich jeden der Anwesenden. Damit es aber keinem meiner Unterthanen an Gelegenheit fehle, mir seine Bitten vorzutragen, bestimme ich, daß alle Gesuche unmittelbar an mich selbst kommen, und ich selbst werde, nach Anhörung des Raths meiner Minister, diese Gesuche beantworten." Also sprach der König und zur Bestätigung seiner Worte erneuerte er sofort die Bestallungen der sämmtlichen schon unter Mazarin bestandenen Regierungsvorstände, Staatssecretäre und Minister.

Das war das eine der beiden hochwichtigen Ereignisse, von denen ich oben gesprochen; das andere, die Verheirathung Monsieur's mit Henriette von England, folgte gleich darauf, am Schlusse des Monats März. Obwohl es nehmlich die Königin Anna von Frankreich und König Karl I. von England längst unter sich abgemacht hatten, daß aus Henriette und Philipp von Orleans ein Ehepaar werden sollte, so konnte die Hochzeit füglich nicht früher gefeiert werden, da sie sonst beide noch Kinder gewesen wären. Zählte doch Philipp, als im Jahr 1640 geboren, anno 1661 erst einundzwanzig, und Henriette, die vier Jahre später, anno 1644, auf die Welt kam, gar erst siebzehn Jahre! Man wartete daher mit der Hochzeit absichtlich bis zum Schluß des März 1661 und

hatte um so mehr recht, so zu handeln, als der Herzog von Orleans, der jüngere und zugleich einzige Bruder Ludwigs XIV., sich keineswegs derselben vortheilhaften physischen Entwicklung erfreuen konnte, wie sein älterer Bruder. Im Gegentheil war Monsieur klein und schmächtig von Statur und wenn auch sein Gesicht schön genannt werden konnte, so lag doch etwas so Nichtssagendes, wenn nicht Fades und Geistloses darin, daß man ihn selbst in seinem einundzwanzigsten Jahre noch kaum für einen Jüngling hielt. Einen ganz andern Eindruck machte Henriette von England, wie man „Madame" vor ihrer Verheirathung gewöhnlich nannte. Sie war nehmlich groß und schön gewachsen, obwohl vielleicht etwas zu mager, und ihr liebliches Gesicht nebst ihrer Büste glich einer eben aufgesprungenen, herrlich aufblühenden Rose. Dazuhin hatte sie glänzende, fast herausfordernde Augen, so wie einen Mund wie zum Küssen geschaffen, und wenn sie lächelte, so zeigten sich zwei Reihen von Zähnen, die man unmöglich mit etwas anderem als mit Perlen vergleichen konnte. Das alleranziehendste aber an ihr war ihre Unterhaltungsgabe, überhaupt ihr liebenswürdiges Benehmen (dieses verdankte sie ihrer Erziehung in Frankreich), und sie übte hiedurch auf das männliche Geschlecht einen solchen zauberischen Einfluß aus, daß nur wenige Herzen, in denen sie herrschen wollte, ihr zu widerstehen vermochten.

Das neu verheirathete Paar erhielt natürlich vom Könige sein eigenes Hotel, das Palais Royal, nebst eigenem Hofstaat und in diesem letzteren fanden auch die beiden bisherigen Ehrenfräuleins bei der Königin, die Freundinnen d'Artigny und de La Baume, als wirkliche Ehrendamen einen Platz. Es war dieß eine Beförderung, die Ludwig XIV. ganz gut, ohne daß es irgend auffiel, mit ihnen vornehmen konnte, da außer ihnen noch viele ähnliche Beförderungen vorkamen; allein nicht des Vorrückens halber erhielt Louise de La Baume diese neue Stelle, sondern aus ganz anderen, viel tiefer liegenden Gründen. Einmal nehmlich wurde sie dadurch der rigoristischen Aufsicht der alten Herzogin von Navailles entzogen, welche gar keine Rücksichten kannte, wenn eines

der ihr untergebenen Fräuleins auch nur in den geringsten Verdacht einer angehenden Liebschaft kam, und für's andere durfte der König sicher sein, daß seine junge Schwägerin an ihrem Hofhalt einen weit freieren Ton einführen würde, als der in den Zirkeln der Königin Maria Theresia geltende. Er mußte also offenbar im Palais Royal viel leichter und viel öfter Gelegenheit finden, seine angebetete Louise zu sprechen, und selbst eine geheime Zusammenkunft durfte nichts so Unmögliches sein, wenn nur Louise selbst hierein willigte. Uebrigens klug, das sah er wohl ein, klug mußte er es angreifen, da seine Schwägerin Henriette gar helle Augen im Kopf hatte, und diese zu täuschen, ließ er daher von Anfang an — der Rath kam von Benserade her — sein Hauptaugenmerk sein.

Und er griff es klug an, der König Ludwig XIV., fast klüger, als man ihm hätte zutrauen mögen! Fast jeden Tag erschien er im Palais Royal und man konnte es nur zu deutlich sehen, wie er seine schöne Schwägerin seiner ganz besonderen Aufmerksamkeit würdigte. Ja oft schien es, als ob er nur für sie Sinn und Auge hätte und nach wenigen Monaten schon zischelte der ganze Hof von dieser seiner schwägerlichen Passion. Doch nein, daß ich's recht sage, nicht für Madame Henriette allein schien er Sinn zu haben, sondern nebenbei auch noch für Madame la Comtesse, das ist für jene weiter oben schon von mir berührte Olympia Mancini, welche an den Grafen von Soissons verheirathet war und mit Henriette schon längst eine innige Freundschaft geschlossen hatte. Eben wegen dieser ihrer Freundschaft, so wie noch mehr wegen ihres hohen Rangs, als Gemahlin des Grafen von Soissons, eines geborenen Prinzen von Savoyen, nahm Madame la Comtesse damals eine der hervorragendsten Stellungen am Hofe von Frankreich ein und sie wußte sich diese um so leichter zu sichern, als sie mit nicht wenig Klugheit eine prächtige Körpergestalt vereinigte. Insbesondere zeichnete sie sich dadurch aus, daß sie sich äußerst reizend zu kleiden wußte, ja so reizend, daß dadurch jede einzelne schöne Parthie ihres Leibes ihr vortheilhaftestes Licht erhielt, und es konnte daher selbst der tugendhafteste Mann nicht

umhin, sein Auge oft länger auf ihr ruhen zu lassen, als für die Ruhe seiner Sinne gut war.

Diese beiden Damen nun schien der König seit der Hochzeit seines Bruders ganz allein auszuzeichnen, allerdings die erstere, Madame Henriette, um ein gut Theil mehr als die zweite, Madame la Comtesse; allein jedenfalls war auch die letztere Auszeichnung noch groß genug, um den Neid aller andern Hofdamen im höchsten Grade zu erwecken. Wer hätte also unter solchen Umständen noch an das arme unscheinbare Fräulein de La Baume denken können? Nein, gewiß, der König hatte sie und das Abenteuer im Walde von St. Germain längst vergessen, und dieß konnte auch Niemanden wundern, da ihre zarte Mondscheinserscheinung den Vergleich mit einer Henriette und Olympia unmöglich aushalten konnte! So urtheilte man am Hofe von Frankreich, und dieses Urtheil fand dem äußeren Anschein nach in den solennen Festlichkeiten, welche aus Veranlassung der Vermählung Monsieurs mehrere Monate lang hinter einander gegeben wurden, seine volle Bestätigung. Wurden doch bei allen diesen Carrussels, Turnieren, Ringelrennen und wie die Aufzüge und Spiele sonst noch hießen, Madame Henrietten stets die hervorragendsten Ehren erwiesen, und sah es doch ganz so aus, als ob auf den Bällen, bei den Ballets und bei den sonstigen ähnlichen nächtlichen Vergnügungen, welche der König oder die Königin Mutter veranstalteten, alle Huld des Monarchen auf die schöne Schwägerin sowie auf ihre Freundin Olympia ausschließlich sich niedersenkte! Hierauf thaten sich denn auch die beiden Damen nicht wenig zu gut und insbesondere trug Madame Henriette, welche ihren Gemahl schon vor der Verehelichung mit ihm als eine Null zu betrachten sich angewöhnt hatte, das Siegesbewußtsein, auf Kosten Maria Theresias die factische Beherrscherin von Frankreich zu werden, ganz offen vor aller Welt zur Schau. Etwas weniger ostensibel, hauptsächlich in Gegenwart Henriettens, ging Madame la Comtesse zu Werke, allein in ihrem Innern hoffte sie ganz das Gleiche und sie kleidete sich daher eben jetzt verführerischer, als je früher oder später in ihrem ganzen Leben.

„Aber die Ehemänner der beiden Damen?“ wird der Leser erstaunt fragen, „gestatteten sie denn ein solches Betragen ihrer Gattinnen, ohne daß sie ein Wort der Einsprache erhoben, ohne daß sie dem buhlerischen Benehmen durch ein dictatorisches Veto ein Ende gemacht hätten?“ Ach die beiden Ehemänner! Von ihnen wetteiferte der Eine mit dem Andern an geistiger wie körperlicher Schwäche und es war so gar leicht, ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß durch die Huldigungen des Königs ihnen selbst eine Ehre angethan werde. Sie also legten den Bestrebungen ihrer Damen, Seine Majestät zu fesseln, nicht das geringste Hinderniß in den Weg; wohl aber kam ein solches Hinderniß von einer andern Seite, nehmlich von den beiden Liebhabern, welche die genannten Damen besaßen und mit denen es oft zu den furchtbarsten Eifersuchtsscenen kam. „Liebhabern?“ fragt abermals der Leser verwundert, und ich antworte ohne weitere Umschweife mit Ja. Henriette von England nehmlich und ihre Freundin Olympia waren beide allzu freisinnig erzogen worden, als daß sie es für eine Sünde erachtet hätten, sich für den Zwang einer Heirath, die bei keiner von ihnen dem eigenen Willen entsprang, bei einem Freunde zu entschädigen; vielmehr würden sie sich selbst der größten Sünde, der Sünde gegen die Natur und den Verstand für schuldig erachtet haben, wenn sie sich das Joch der Entsagung und Selbstpeinigung freiwillig auferlegten.

Wer waren nun übrigens die Liebhaber? Der von Madame Henriette hieß Graf von Guiche, der von Madame la Comtesse aber Marquis de Vardes, und beide sind allzu hervorragende Persönlichkeiten, als daß ich ihrem Andenken nicht wenigstens einige Worte widmen sollte. Der Marquis de Vardes durfte sich rühmen, daß königliches Blut in seinen Adern rolle, denn er war der Sohn der Liebe zwischen dem König Heinrich IV. und der Gräfin von Moret, und stand somit im nächsten Verwandtschaftsverhältniß zu Ludwig XIV., dem Enkel Heinrichs IV. Alle Tugenden seines Vaters hatten sich auf ihn vererbt und nie gab es in Frankreich einen kühneren, tapfereren, entschlosseneren und galanteren Cavalier. Auch besaß er neben seiner Ritterlichkeit noch viele sonstige

empfehlenswerthe körperliche wie geistige Eigenschaften, und so konnte es ihm nicht fehlen, daß er bei den Damen ein fast außerordentliches Glück machte. Man erzählte sich darüber gar wundersame Dinge, und insbesondere machte sein Liebesverhältniß zur Herzogin von Roquelaure, die sich durch eine geradezu überirdische Schönheit auszeichnete, Aufsehen. Nicht minder viel sprach man von seinen vielen Duellen, in welchen ihm sein wackerer Degen beinahe immer zum Siege verhalf, und gar mancher Ehemann, wie z. B. der Prinz Conti, ließen sich daher lieber seine Galanterien gegen ihre Frauen gefallen, als daß sie sich ihm auf der Mensur entgegengestellt hätten. So konnte es denn nicht fehlen, daß der edle Graf, als er zu Anfang des Jahres 1661 nach längerer Abwesenheit an den Hof von Paris kam, sogleich, obwohl damals die erste Blüthezeit seiner Jugend längst vorüber war (schon im Jahr 1646 hatte er sich im Felde als tapferer Kapitän ausgezeichnet), das größte Interesse erregte, und bald fing er sich in den Netzen, welche ihm die Gräfin von Soissons stellte. Nach Kurzem wurde ihr Verhältniß äußerst intim und Olympia setzte einen Stolz darein, diesen Löwen der Liebe wie des Schwertes gefangen genommen zu haben. Allein, merkwürdig, so viel Glück der Graf bei den Damen machte, so viel machte er auch bei den Männern, und insbesondere ward ihm auch die Ehre zu Theil, daß ihn König Ludwig ganz sichtlich bevorzugte. Ja letzterer machte ihn zu seinem Genossen und Vertrauten, und es war nahe daran, daß der Graf von Lauzun gänzlich von diesem illegitimen Verwandten des Monarchen verdrängt worden wäre. So eine außerordentliche Persönlichkeit nun aber auch der Marquis de Vardes zu sein sich rühmen konnte, so gab ihm doch der Graf von Guiche fast in keinem Stücke nach, und in zweien übertraf er ihn noch, nämlich in der Jugend und in der Schönheit. Den Namen Graf von Guiche führte er als erstgeborener Sohn des Marschalls, Herzogs von Grammont, und als der künftige Erbe dieses Herzogs erhielt er schon in frühester Jugend die Obristenstelle über ein Garderegiment. Da übrigens ein ganz ungewöhnlicher ritterlicher Geist in ihm wohnte, ein Geist, der überdem

durch eine weise Erziehung auf's höchste ausgebildet worden war, so zog er es vor, im Auslande seine Sporen zu verdienen, und wie er nun nach mehrjährigem Umherschwärmen in der Welt, fast um dieselbe Zeit wie Bardes, an den französischen Hof zurückkehrte, ging ihm ein Heldenruf voran, wie ihn fast kein einziger der mit ihm Lebenden zu erwerben gewußt hatte. Er galt förmlich als ein anderer Ritter ohne Furcht und Tadel, als ein Paladin der Schönheit und Unschuld, und der Abenteuer, die man ihm erlebt zu haben zuschrieb oder die er auch vielleicht wirklich erlebt hatte, waren so viele, daß man eine ganze Woche davon erzählen konnte, ohne fertig zu werden. An Dutzenden von Höfen hatte er turnirt, hundert Schlachten oder Einzelnkämpfe hatte er durchgefochten, fast alle Sprachen Europas waren ihm mundgerecht und kaum in Romanen konnte man einen Ritter finden, der sich ihm an die Seite setzen konnte. Was aber noch merkwürdiger war, als dieses Alles, man sah's ihm gar nicht an, daß solch ein furchtbarer Heros in ihm steckte, denn seine feine Taille glich eher der eines Weibes und sein schönes Gesicht mit dem glänzendsten schwarzen Augenpaare, dem man nur begegnen konnte, zeichnete sich durch einen so weißen Teint aus, daß sich keine der Damen des Hofs daran hätte zu schämen gebraucht. Gewiß also hatte ich Recht, wenn ich oben sagte, der Graf von Guiche habe sich dem Marquis von Bardes in jeglicher Beziehung an die Seite setzen können und sei sogar in Manchem noch über ihm gestanden. Wenn sich jedoch dieß Alles so verhielt, wie konnte man es den Frauen und Fräuleins zu Paris verübeln, wenn ihre Augen unwillkürlich auf diesem wundersamen Ritter etwas länger, als die gute Sitte eigentlich gestattete, haften blieben, und wenn insbesondere die damals hervorragendste Dame am Hofe, Madame Henriette, welche für alles Romantische schwärmte, sich so zu ihm hingezogen fühlte, daß sie sich am liebsten gar nicht mehr von ihm getrennt hätte? Ob's übrigens wirkliche, wahre Liebe war, was sie zu ihm hinzog, ist sehr zu bezweifeln, vielmehr scheint es, daß sie einen Stolz darein setzte, ihn allein zu besitzen; es kitzelte ihren romanhaften Geist, recht abenteuerliche Zusammen-

künfte mit ihm zu haben und sich, um eine Stunde mit ihm allein zu sein, den augenscheinlichsten Gefahren auszusetzen. So besuchte er sie unter Anderem nicht selten als Wahrsagerin verkleidet am hellen Tage und verkündete ihr aus Karten oder Handlinien die Zukunft — ihr und den sie umgebenden Damen, ohne daß ihn diese, die ihn doch oft genug am Hofe sahen, erkannt hätten, und manchmal stellte sie sich krank, damit er unter der Hülle eines Wunderdoctors, der in einer der Vorstädte von Paris sein Wesen trieb, in Gegenwart Monsieurs, ihres Gemahls, ihr den Puls fühle und dann ganz allein die halbe Nacht bei ihr wache, ihren Schlummer zu beobachten.

Dieß waren die zwei Liebhaber, die ich dem Leser, ihrer Berühmtheit halber, etwas ausführlicher zu schildern für nöthig hielt, und ich füge nur noch hinzu, daß beide, da die Herrinnen ihrer Herzen als die innigsten Freundinnen galten, ebenfalls einen intimen Freundschaftsbund schlossen. Beide glichen sich auch darin, daß sie von den Aufmerksamkeiten, welche der König sowohl seiner Schwägerin als der Gräfin von Soissons erwies, noch mehr aber von der Art und Weise, wie die genannten Damen diese Aufmerksamkeiten aufnahmen, höchst unangenehm berührt wurden, und besonders ließ sich der Graf von Guiche durch die Schwüre Henriettens, ihr Benehmen sei nur darauf berechnet, den König davon abzuhalten, daß er sich nicht von einer so geringen Person, wie das Fräulein de La Baume sei, fesseln lasse, kaum beschwichtigen. Er war und blieb eifersüchtig und ganz das gleiche war, obwohl in bei weitem geringerem Maaßstabe, bei dem Marquis de Vardes der Fall. Weil sie aber von dieser argen Plage — denn etwas anderes kann man die Eifersucht wohl nicht nennen — heimgesucht wurden, schärften sie auch ihre Augen in ganz derselben Weise, wie Eifersüchtige zu thun pflegen, und beobachteten sowohl den König als ihre Geliebten auf das genaueste. Dieses scharfe Beobachten machte, daß sie bald wußten, wo sie, wenigstens was den König betraf, daran waren.

Eines Abends, im Herbst 1661, gab die Königin Mutter große Gesellschaft. Sie hatte den ganzen Hof geladen, und den

Glanzpunkt des Festes bildete eine große Lotterie, wie solche auch der König hie und da, wenn man sich des schlechten Wetters halber auf die Zimmer beschränkt sah, veranstaltete. Die Gegenstände, die man in der Lotterie gewinnen konnte, bestanden zum größeren Theile aus Geschmeiden von geringerem Werthe, hie und da auch aus spaßhaften Artikeln, welche den Gewinnern weniger Vortheil als Spott und Gelächter einbrachten. Dagegen unterließ man es auch nie, einige größere Treffer beizufügen, von denen jeder seine Tausende gekostet hatte, und der Haupttreffer repräsentirte stets eine wirklich bedeutende Summe. Gewinnen konnte jeder Anwesende, denn jeder Geladene, ob höher oder niedriger gestellt, erhielt eine Gratis-Marke oder besser gesagt, ein Gratis-Loos, und man hielt sehr darauf, daß die Ziehung so unpartheiisch als nur möglich vor sich gehe, obschon in besonderen Fällen, wie nicht geläugnet werden konnte, der Glücksgöttin nachgeholfen wurde. Für diesen Abend nun war von der Königin Mutter mit besonderer Aufmerksamkeit Sorge dafür getragen worden, daß die größte Lust und Fröhlichkeit herrsche. Sie that es, weil sie damit ihrer Schwiegertochter, der Königin Maria Theresia, eine Freude bereiten wollte, und letzteres wollte sie, weil Maria Theresia sich in jenen Umständen befand, welche man schon bei einer gewöhnlichen Ehe die gesegneten nennt. Mit wie viel mehr Recht also bei einer Königin, die im Begriff ist, der Krone einen Erben zu geben! Und in der That herrschte auch die größte Lust und Fröhlichkeit, denn es stellte sich sofort, als man die Lotterie begann, heraus, daß gerade so viel Gewinnnummern als Anwesende da seien, so daß also jeder Geladene gewinnen mußte. Ha, welches Gelächter nun, wenn irgend ein Gegenstand, der nur für einen Mann paßte, einem zarten Fräulein zufiel, oder wenn umgekehrt ein Kavalier mit etwas bedacht wurde, das nur eine verheiratete Frau brauchen konnte! Welche Freude aber auch für jene, die eine schwere Goldkette oder einen sonstigen ähnlichen Schmuck gewannen, und welcher unter der Maske einer fröhlichen Gratulation verborgene Neid bei denen, welche eines solchen Glücks nicht theilhaftig wurden! Doch sonderbar,

der Treffer für den Hauptgewinnst wollte eine Ewigkeit lang nicht herauskommen, und doch spannte Alles mit fast fieberischer Ungeduld auf diesen Treffer. Und warum? Nun, darüber brauchte man nicht zu staunen! Dort stand er ja ausgestellt, auf dem langen Tische, auf dem die Werthsachen alle numerirt lagen, und er bestand aus nichts anderem, als aus einem vollständigen Damenschmucke der kostbarsten Gattung! Dort lag er in einem prachtvollen offenen golddurchwirkten Etuis, das hinwiederum auf ein seidenes Kissen placirt war, und Jedermann bewunderte das Halsband mit seinen herrlichen großen Perlen, die Ohrgehänge, die von Diamanten funkelten, die Armbänder aus eitel Gold und Rubinen, den Gürtel, der von Gold und Smaragden strotzte! Dort lag er, mit der einfachen Nummer Eins versehen, und Jeder, wenn er in den undurchsichtigen Beutel mit den Nummern langte, hoffte diese einfache Nummer zu ziehen! Aber sicherlich zog er eine andere, höhere, und Eins wollte um keinen Preis zu Tage kommen! Da trat endlich, nachdem wohl schon drei Viertheile der Loose gezogen waren, König Ludwig XIV. an den Nummernbeutel, griff sorglos hinein und übergab nach Brauch das zusammengewickelte Papier, das er herauszog, dem Herzog von Navailles, welcher die Looszіehung überwachte. Mit einem tiefen Bückling empfing dieser das Papier und eröffnete es mit gewohnter Gravität. Plötzlich aber belebten sich seine starren Züge und mit lauter Stimme schrie er: „Numero Eins! Seine Majestät haben den Hauptgewinnst gezogen.“

Alle Welt drängte sich herzu, fast mehr, als die Etikette erlaubte. Der König aber trat an den Gabentisch und ergriff das Kästchen, welches den kostbaren Schmuck enthielt.

„Der Schmuck ist in der That sehr schön,“ sagte er, denselben mit einem Kennerblick betrachtend, und gleich darauf flogen seine Augen im Kreise umher, wie wenn er die suchte, welcher er den Schmuck verehren wollte.

„Der Schmuck ist einer Königin würdig,“ flüsterte ihm jetzt die Königin Mutter zu, die sich hart an ihn herangedrängt hatte, „und war von Anfang an für eine Königin bestimmt.“

„Für die Königin der Schönheit, denke ich,“ erwiederte der König laut und seine Augen suchten wieder im Kreise umher, ohne daß er sich um seine Mutter weiter bekümmert hätte.

Jetzt schien er gefunden zu haben, was er suchte, und strahlenden Blickes machte er ein paar Schritte vorwärts. Die Richtung jedoch, die er einschlug, war nicht die gegen Maria Theresia, sondern etwas seitwärts, das ist nach der Seite, wo Madame Henriette nebst Madame la Comtesse mit ihren Ehrendamen ihren Platz hatten. Sogleich füllten sich die Augen Maria Theresias mit Thränen, Henriette von England aber strahlte förmlich vor Entzücken. Beides bemerkte der König, denn ein halbunterdrückter zorniger Ausruf seiner Mutter machte ihn darauf aufmerksam. Ueberdem sah er auch, wie eine der Ehrendamen Henriettens, die nur drei Schritte hinter dieser saß, urplötzlich flammroth und dann wieder todtesblaß wurde, als wäre sie einer Ohnmacht nahe, und nun hielt er augenblicklich in seinem Wege wieder still.

„Dieser Schmuck,“ sagte er jetzt, ruhig lächelnd, „dieser Schmuck ist allzu schön, als daß ich mich nicht verpflichtet fühlen sollte, nur allein die Schönste und Anmuthigste damit zu zieren. Wohin ich aber meine Augen wende, strahlt mir nur Anmuth und Schönheit entgegen. Wie könnte ich mich also jetzt gleich entscheiden? Ich möchte somit lieber das hübsche Geschmeide nicht augenblicklich aus der Hand geben, sondern bitte um die Erlaubniß, erst mit darüber zu Rathe zu gehen, welche von den Schönheiten, die ich sehe, dasselbe am besten zieren wird.“

Lauter Beifall von weiblichem wie männlichem Munde erscholl, als Seine Majestät diesen weisen Ausspruch that, und am lautesten zeigten sich Madame Henriette und Madame la Comtesse; allein diese beiden waren doch sichtlich erblaßt, als wenn sie sehr unangenehm überrascht worden wären, und zudem funkelten die Augen Henriettens wie vor lauter Haß und Zorn. Ebenso wenig schien der Ausspruch des Königs nach dem Geschmack der Königin Maria Theresia zu sein, denn sie zog sich gleich nachher, Unwohlsein vorschützend, in ihre Gemächer zurück, und da dasselbe gleich darauf auch die Königin Mutter that, so nahm das Fest, das so

ungemein heiter begonnen hatte, einen viel schnelleren und tristeren Ausgang, als man vermuthet haben würde.

In den nächsten acht Tagen waren natürlich alle Damen und Cavaliere des Hofs ungemein begierig, zu erfahren, welches Glückskind der König durch die Ertheilung des Schmuckes zur Königin der Schönheit und Anmuth erklären würde, und obwohl die verschiedensten Muthmaaßungen darüber geflüstert wurden, so war doch im Ganzen alle Welt darüber einig, daß die Wahl des Monarchen nur auf Madame Henriette fallen könnte. Allein die acht Tage vergingen, ohne daß man hierüber aufgeklärt worden wäre, und nicht einmal geschah dieß in den darauf folgenden vierzehn Tagen. Durch diese Verzögerung steigerte sich die Spannung immer höher, und zu der Spannung kam, wenigstens bei Madame Henriette, auch noch Erbitterung. Man hatte sie allerseits so bestimmt versichert, und sie selbst hatte so bestimmt gehofft, daß sie die Auserwählte sein werde, und nun noch immer kein Resultat! Daß ihr der König den Schmuck nicht gleich am Festabend gegeben, das ließ sich daraus erklären, daß er die Königin Maria Theresia nicht beleidigen wollte; allein warum denn jetzt immer noch nicht? Zwar erwies er ihr auch in diesen drei Wochen eine sich stets gleichbleibende Aufmerksamkeit; zu einer Erklärung aber ließ er sich, so sehr sie ihm auch entgegenkam, unter keinerlei Form herbei. Wahrhaftig, das war kaum mehr zu ertragen!

An einem trüben November-Abend saßen Madame Henriette und ihre Freundin Olympia ganz allein im Boudoir der ersteren beisammen. Die Königin gab an diesem Abend kleine Gesellschaft, allein Madame wie ihre Freundin hatten sich entschuldigen lassen, es vorziehend, ganz unter sich das unerhörte Benehmen des Königs zu besprechen. Eine Stunde oder mehr mochte so vergangen sein, da ließen sich der Marquis de Vardes und der Graf von Guiche melden. „Sie hätten," bemerkte die Kammerfrau, „Ihrer Königlichen Hoheit Wichtiges mitzutheilen."

Sie wurden angenommen und gleich nach ihrem Eintreten entfernte sich, auf einen Wink von Madame, die dienstthuende Kammerfrau wieder.

„Kann uns Niemand hören?“ flüsterte der Graf von Guiche, indem er an der Thüre horchte, durch welche sich die Kammerfrau entfernt hatte.

„Niemand,“ erwiederte die Herzogin von Orleans, über das Benehmen ihres Geliebten nicht wenig erstaunt, „Niemand, wenn Sie nicht allzu laut reden.“

„Nun, so sprechen Sie, Vardes,“ versetzte der Graf von Guiche.

„Königliche Hoheit,“ nahm sofort der Marquis das Wort, „Seine Majestät haben sich erklärt. Ich weiß, wer den Schmuck erhalten hat.“

„Der König hat sich erklärt?“ rief die Gräfin von Soissons vorschnell, während Madame Henriette sich bis zur Todesblässe entfärbte.

„Ja,“ fuhr der Marquis fort, „aber ganz im Stillen. Und ganz im Stillen, ganz insgeheim erhielt den Schmuck Fräulein Louise Françoise de La Baume Le Blanc.“

„Nicht möglich,“ rief die Herzogin von Orleans aufspringend und mit dem Fuße stampfend. „Marquis, Sie haben sich ein Märchen erzählen lassen.“

„Der Kammerherr von Bontemps,“ entgegnete der Marquis äußerst kaltblütig, „hat den Schmuck dem Fräulein mit eigenen Händen schon vor drei Wochen gebracht, und um dieß zu erfahren, habe ich mich mit dem Grafen von Lauzun, der allein in das Geheimniß eingeweiht war, auf Leben und Tod geschlagen.“

Funkelnden Auges und Todesblässe im Gesicht schritt die Herzogin von Orleans einige Male im Zimmer auf und nieder. Dann trat sie an ein kleines Tischchen und ergriff ein dort stehendes silbernes Glöckchen. Noch ehe sie sich aber dessen bedienen konnte, fiel ihr der Graf von Guiche mit schnellem Griff in die Hand.

„Was wollen Sie, Madame?“ fragte er.

„Ich werde,“ sprach diese mit tiefer unnatürlicher Stimme, „ich werde das Fräulein de La Baume rufen lassen und dasselbe fragen, ob es den Schmuck erhalten hat.“

„Und dann?“ fragte der Graf weiter.

„Dann?“ rief die Herzogin mit wüthender Geberde. „Dann,

wenn sie's gestanden hat, jage ich die Elende mit Schimpf und Schande aus meinem Dienste."

„Das geht nicht," erwiederte der Graf von Guiche. „Eine solche Beleidigung wäre eine Beleidigung gegen den König selbst."

„Nein, das geht nicht," bekräftigte der Marquis de Vardes. „Der König würde schon wüthend werden, wenn er nur erführe, daß wir in sein Geheimniß eingedrungen sind."

„Halt," sagte jetzt Madame la Comtesse, die kluge Olympia Mancini, „ich habe über die Sache nachgedacht und glaube auf ein Mittel gekommen zu sein, das freche Fräulein zu verderben, ohne daß wir uns selbst compromittiren. Vor Allem aber sollten wir es gewiß wissen, ob sich der Schmuck wirklich im Besitze der de La Baume befindet."

„Olympia!" rief der Marquis vorwurfsvoll.

„Nicht daß ich Ihnen mißtraute, Vardes," entgegnete die Gräfin von Soissons mit einem begütigenden Blicke; „aber zu dem, was ich vorhabe, müssen wir den Beweis des eigenen Augenscheins besitzen."

„Gut," sagte jetzt die Herzogin von Orleans, die sich inzwischen wieder etwas gefaßt hatte, „gut, Olympia, so überzeuge dich durch den Augenschein. Du kennst die obere Etage, in welcher sich die Zimmer meiner Ehrendamen befinden. Ueber die kleine Treppe kommst du ungesehen dahin, und wenn du oben bist, das dritte rechts von der Treppe ist das der de La Baume. Hier," fuhr sie fort, indem sie einen großen Schlüssel von der Wand nahm, „hier, nimm, dieser Hauptschlüssel öffnet alle diese Zimmer. Auch kannst du dir Zeit lassen bei deiner Untersuchung, denn meine Damen sind sämmtlich im Vorsaal bei weiblicher Arbeit versammelt und ohne meine besondere Erlaubniß darf sich keine entfernen."

Augenblicklich winkte Madame la Comtesse dem Marquis de Vardes und verschwand sofort mit ihm durch eine der Nebenthüren. Den Grafen von Guiche aber beorderte die Herzogin von Orleans vor die Hauptthüre hinaus an den Eingang zum Vorsaal, damit ja Niemand diesen unversehens zu verlassen im Stande sei. Sie

selbst blieb in ihrem Boudoir und schritt darin mit einer Heftigkeit und Ungeduld auf und nieder, aus der man deutlich sehen konnte, wie sehr ihre Seele afficirt sei. Nach zehn Minuten übrigens schon kehrte die Gräfin von Soissons mit ihrem Begleiter zurück und in demselben Augenblick rief auch Madame Henriette den Grafen von Guiche von seinem Posten ab, damit er seinen früheren Platz hart an ihrer Seite wieder einnehme.

„Nun?“ fragte die Herzogin von Orleans, ihre Freundin mit den Augen durchbohrend.

„Nun, was wird's sein?“ erwiederte diese mit schneidendem Hohne. „Der Marquis hatte Recht, sie besitzt das Kästchen mit dem ganzen Geschmeide.“

„Du hast es selbst gesehen?“ fuhr die Herzogin zu fragen fort.

„Selbst, mit eigenen Augen,“ antwortete die Gräfin in derselben bitteren Weise; „das Collier, die Armbänder, den Gürtel, die Ohrgehänge. Sie hatte alles in einem der Wandschränke geborgen, wahrscheinlich weil das Kästchen zu umfangreich war, als daß sie es hätte in ihre verschlossene Commode bringen können.“

„Also wahr, wahr!“ rief die Herzogin mit verzerrter Miene, indem sie ingrimmig mit den Fersen gegen den Tisch schlug. „Oh der Niederträchtige, der Treulose, der Meineidige!“

„Ha,“ schrie der Graf von Guiche wie wüthend, „jetzt verrathen Sie sich, Madame. Also er hat Ihnen Liebe geschworen und Sie lieben ihn wieder?“

„Ich ihn lieben?“ erwiederte Madame Henriette wo möglich noch grimmiger als zuvor. „Ich hasse ihn. Von Grund meiner Seele hasse ich ihn und Glied vor Glied könnte ich ihn zerreißen.“

„Sie verrathen sich immer mehr,“ sagte jetzt der Graf von Guiche mit höhnischer Kälte. „Uebrigens gut, daß ich endlich weiß, woran ich mit Ihnen bin.“

Er ging gegen den Tisch, um seinen Hut zu nehmen. Doch augenblicklich ergriff Madame la Comtesse seinen Arm und nöthigte ihn, von seinem Vorhaben abzulassen. „O der thörichten Eifersucht,“ rief sie. „Ist das Liebe, wenn sich in uns das Herz

empört, daß der Geschmack des Königs ein so erbärmlicher ist? Für die schönste Dame am Hofe erklärt er," setzte sie mit tiefster Verachtung hinzu, „erklärt er eine blasse magere Mondscheinsfigur, eine Hinkende!"

„Ich ihn lieben?" wiederholte sofort Madame Henriette, aber der Ton ihrer Stimme klang ganz anders und sie legte zugleich ihren Arm vertraulich auf die Achsel des Grafen. „Nein, ich liebe nur Einen, und dieser Eine sollte wissen, daß ihm mein Herz ganz allein gehört. Aber sollte sich nicht das Innerste in mir umdrehen, wenn ich bedenke, daß alle diese Huldigungen, die der König mir diese ganze Zeit her darzubringen schien, nicht mir galten, sondern einer meiner Ehrendamen? Wenn ich plötzlich zur Einsicht komme, daß ich nur zum Deckmantel dieser geheimen Liebe gebraucht wurde und daß der ganze Hof mit Hohnlächeln auf mich blicken wird, weil ich mich gutwillig bethören ließ, eine so lächerliche Rolle zu spielen?"

Bei den letzten Worten fing sie laut zu schluchzen an und ohne sich irgend vor den Andern zu geniren, warf sie sich in die Arme des Grafen, der sie, schnell versöhnt, mit Heftigkeit an sich drückte.

„Bei Gott, Madame hat Recht," flüsterte der Marquis seiner Geliebten zu, „und jetzt wird mir so Vieles klar, was ich vorher nicht begreifen konnte. Erinnerst du dich noch der sonderbaren Devise, welche der König bei dem letzten Ringelrennen in seinem Schilde führte? Sie war rein auf die sanfte La Baume gemünzt!"

„Ja," flüsterte Olympia zurück, „und erinnerst du dich des Ballets und der Hochzeit des Peleus mit der Thetis, wo der König die Titelrolle und die La Baume die Göttin der Musik spielte? O ja, jetzt weiß ich warum, denn im dritten Acte hatte Peleus mit dieser Göttin zu verschwinden und kam dann erst im vierten Act wieder auf die Bühne. Wahrhaftig, wir waren Alle wie mit Blindheit geschlagen, daß wir so 'was nicht merkten, aber um so eclatanter soll auch unsere Rache sein. Henriette," fuhr sie dann laut fort, „theure geliebte Henriette, überlasse dich

nicht so machtlos einer blinden Verzweiflung, sondern komme zu dir und höre mich an.“

„Oh, ich könnte wahnsinnig werden,“ schluchzte Madame und ihre Thränen flossen reichlicher als je.

„Du sollst aber nicht wahnsinnig werden,“ erwiederte die Gräfin in kaltem und festem Tone, „sondern du sollst dich rächen.“

„Ha,“ rief die Herzogin von Orleans, sich plötzlich von ihrem Geliebten losreißend; „ha, das ist das rechte Wort; das ist das Wort, welches Todte erwecken kann. Ja rächen will ich mich und verderben soll sie, die kleine niederträchtige Heuchlerin mit der Taubenmiene und den Vergißmeinnichtsaugen, die sich immer so hinstellt, als wüßte sie männlich von weiblich nicht zu unterscheiden. Aber wie, wie? Wie wollen wir an sie kommen, da sie natürlich jetzt unter dem besonderen Schutze des Königs steht?“

„Ueber das Wie,“ meinte Madame la Comtesse, ihre klugen Augen auf ihre Freundin richtend, „bin ich längst mit mir im Reinen. Die Königin muß über Alles aufgeklärt werden und weil sie in ihrem jetzigen Zustande besonders reizbar ist, so wird es eine Scene zwischen ihr und dem Herrn Gemahl geben. Die Folge dieser Scene aber wird sein, daß die Hinkende mit Schimpf und Schande von dannen muß, um für alle Ewigkeit nicht wiederzukehren.“

Eine kleine Pause trat ein, als die Gräfin hier stille schwieg, und jeder ihrer Zuhörer schien ihre Worte bei sich zu überlegen. „Daß es so kommen wird,“ versetzte endlich der Graf von Guiche mit leichtem Kopfschütteln, „daran zweifle ich nicht. Aber ich möchte nicht derjenige sein, welcher der Königin die Geschichte beibringt, denn auf ihn wird der Zorn des Königs wie mit Keulenschlägen niederfallen, und die Bastille ist ihm so sicher, als einem Todten das Grab.“

„Oho,“ sagte Madame la Comtesse, „glauben Sie denn, ich sei die Närrin, den König je erfahren zu lassen, wer seine Gemahlin in das Geheimniß einweihte? Nicht einmal ahnen darf er's und eben so wenig sie, die Königin. Nur wir vier allein wissen darum und wir viere schwören uns gegenseitig zu, gegen

Jedermann und in alle Ewigkeit reinen Mund zu halten. Nun aber bitte ich um aufmerksames Gehör. Vorgestern machte ich Ihrer Majestät, der Königin, meine Aufwartung. Sie lag, weil sie sich angegriffen fühlte, wie gegenwärtig oft der Fall ist, auf einer Causeuse und ich setzte mich neben sie. Während ich nun mit ihr sprach, fiel mein Auge auf einen hart neben meinen Füßen auf dem Boden liegenden Brief. Das heißt, das was ich sah, schien mir ein Brief zu sein. Sogleich und unversehens setzte ich einen Fuß darauf, ließ dann etwas später mein Schnupftuch fallen und hob es mit sammt dem Briefe wieder auf. Ich dachte einen guten Fang gemacht zu haben, und freute mich schon in meinem Innern über das, was in dem Briefe stehen würde. Wie ich jedoch später zu Hause das Ding näher untersuchte, war's kein Brief, sondern nur das Couvert eines solchen, und fast hätte ich es im Zorn fortgeworfen. Ein guter Genius hielt mich davon ab und ich besitze das Couvert noch. Die Adresse darauf ist an die Königin gerichtet und in spanischer Sprache geschrieben. Ohne Zweifel war also auch ein in spanischer Sprache geschriebener Brief darin, denn die Königin steht mit ihrem väterlichen Hofe in Madrid in steter Verbindung, und dieß brachte mich auf einen Gedanken."

Hier hielt sie einen Augenblick inne und sah ihre Zuhörer der Reihe nach an. „Nun, errathen Sie noch nichts?" fragte sie spöttisch. „Ah, ich sehe schon," fuhr sie dann in demselben Tone fort, „ich muß mich deutlicher erklären. Also mein Plan geht dahin, daß wir einen spanischen Brief fabriciren, und dieß wird leicht gehen, weil der Herr Graf von Guiche hier" — sie verbeugte sich gegen ihn — „spanisch spricht. In dem spanischen Briefe aber, der natürlich an die Königin gerichtet ist, belehren wir diese über Alles, was sie zu wissen nöthig hat, und tragen lieber etwas stärker auf, als daß wir etwas wegließen. Dann bringen wir den Brief in den Umschlag, schließen diesen und practiciren unser herrliches Machwerk der Königin in die Hände."

Ein allgemeines Ah ertönte, als Madame la Comtesse jetzt abermalen inne hielt, um ihre Blicke rund herum schweifen zu

lassen, und in diesem Ah lag keine geringe Anerkennung für sie. Gleich darauf machte sich jedoch bei ihren Zuhörern wieder einiges Bedenken geltend.

„Der Gedanke ist gut," sagte Madame Henriette, „aber wer wird den Brief der Königin in die Hände spielen?"

„Das werde ich selbst thun," erwiederte die Gräfin von Soissons. „Das heißt, bei meiner nächsten Aufwartung lasse ich ihn geschickt unter das Kissen der Causeuse gleiten und da muß ihn natürlich die Königin finden."

„Aber," warf der Marquis de Vardes ein, „wenn sie ihn findet, wird sie nicht ihre Dienerschaft fragen, wie der Brief da hereingekommen sei?"

„Oh," meinte Madame la Comtesse, „die Königin wird, wenn sie den Brief gelesen hat, vor Eifersucht ganz außer sich sein und in einem solchen Zustande macht man weder lange noch kaltblütige Fragen."

„Aber," versetzte der Graf von Guiche, „der König wird, wenn ihm seine Gemahlin wegen seiner Untreue Vorwürfe macht, den Brief sehen wollen?"

„Ganz recht," entgegnete die Gräfin von Soissons, „und wenn er sich ihn dann von der Molina oder dem Dichter Benserade — denn außer diesen und dem Grafen Guiche versteht am ganzen Hofe Niemand spanisch — hat übersetzen lassen, so wird er denken, irgend ein Hochgestellter in Madrid habe, durch gute Spione unterrichtet, von dem Liebesverhältniß des Königs erfahren und die Königin auf anonymem Wege warnen wollen."

Jetzt hörte jeder weitere Einwurf auf und alle Viere waren damit einverstanden, daß dieß der beste Weg sein werde, sich der Kreatur, wie das Fräulein de La Baume verächtlich genannt wurde, für immer und ewig zu entledigen. Sie machten sich also sogleich an die Fertigung des Briefes und kamen mit demselben — der Marquis de Vardes war in solchen Dingen sehr gewandt — in Zeit von einer Stunde auch richtig zu Ende. Dann erhielt ihn der Graf von Guiche zum Uebersetzen in's Spanische, und wie auch dieß gelungen, nahm ihn die Gräfin von

Soissons in Empfang, um ihn laut ihres Versprechens unter das Kissen der Causeuse der Königin zu schmuggeln. Letzteres konnte natürlich erst den andern Tag bewerkstelligt werden, aber es wurde richtig bewerkstelligt, ohne daß irgend Wer etwas davon bemerkte, und des Triumphes voll eilte sie sofort zu ihrer Freundin Madame Henriette, um ihr den glücklichen Wurf zu verkünden. Natürlich sahen nun die beiden Damen voll Sehnsucht der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen und jeden Augenblick hofften sie, daß das Eifersuchtsgewitter in den Gemächern der Königin losbrechen werde. Doch der Tag ging vorüber, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte und erst am andern Morgen fing es an in der Luft zu rumoren. Wie aber dann das Gewitter zum Ausbruch kam, da schlug der Blitz ganz anderswo ein, als die Verschworenen in ihrer Klugheit gemeint hatten.

An dem Tag, an welchem es der Gräfin von Soissons glückte, den schlimmen Brief unter das Kissen der Causeuse zu schmuggeln, war bei der Königin sehr viel Besuch gewesen, und die hohe Dame hatte Alle in dieser ihrer liegenden Stellung empfangen. Am Abend jedoch fühlte sie sich so wohl, daß sie einer Einladung der Königin Mutter, an deren Souper theilzunehmen, Folge leisten konnte. Wie sie nun weggegangen war, benützte ihre vertrauteste Kammerfrau, Senora Molina, eine Spanierin, welche sie aus Madrid mitgebracht und vor der sie gar kein Geheimniß hatte, die Zeit, um das Zimmer für die Nacht in gute Ordnung zu bringen, und bei dieser Beschäftigung fand sie, wie man sich wohl denken kann, den Brief. Ein Blick auf denselben genügte, ihr in's Gedächtniß zurückzurufen, wer die Adresse geschrieben habe, und in derselben Minute fiel ihr auch bei, was in dem Brief, der in der That von einer hochgestellten Dame in Madrid herrührte, enthalten gewesen sei. „Aber," sagte sie jetzt plötzlich zu sich selbst, „ich habe doch den Brief auf Befehl meiner Herrin bei der andern Correspondenz aufgehoben, wie kommt er denn hierher unter das Kopfkissen und warum ist er denn verschlossen, als wäre er noch gar nicht geöffnet gewesen?" Das Ding kam ihr sonderbar vor und eiligst ging sie an den Schreibtisch der Königin,

öffnete mit einem Schlüssel, den sie stets bei sich trug, eine geheime Schublade, und — richtig, da lag der Brief, nur ohne Couvert! Jetzt stutzte sie noch mehr und wer hätte in solchem Falle nicht gestutzt? Auf das Stutzen folgte übrigens das Nachdenken, und wenn sie nun auch im Anfang, da sie sehr abergläubisch war, meinte, hier müsse der Teufel sein Spiel haben, so tauchte doch gleich nachher ein anderer Gedanke bei ihr auf, dem sie als eine sehr routinirte Hofdame mehr Glauben schenkte. Sie schloß nehmlich sehr richtig, daß der vorliegende Briefumschlag von Irgendwem gefunden oder entwendet worden sei, und daß nun mit dem in denselben hineinpracticirten Briefe wahrscheinlich eine Intrigue gespielt werden solle. „Es ist ein mysteriöses Ding, aus dem ich nicht klug werde,“ sagte sie zu sich selbst, „doch jedenfalls ists Etwas, worein man meine Herrin verwickeln will, sonst hätte man den Brief nicht unter ihr Kopfkissen gesteckt. Allein, was soll ich nun thun?“ Lange dachte sie nach und lange war sie mit sich selbst im Zweifel. „Nein,“ rief sie endlich, „nicht Intrigue gegen Intrigue, sondern ich will lieber offen und ehrlich zu Werk gehen und dem Könige den Brief bringen, ohne meiner Herrin ein Wort davon zu sagen. Mag dann dahinter stecken, was da will, so sieht er jedenfalls daraus, daß seine Königin nicht mit unter der Decke steckt.“ So beschloß sie und so handelte sie auch!

Gleich den andern Morgen, als Maria Theresia noch schlief, ließ sie sich bei dem Könige, der bereits aufgestanden war, melden und gab ihm — sie wurde natürlich als vertraute Kammerfrau der Königin sogleich angenommen — sofort den Brief, indem sie zugleich erzählte, wie sie zu ihm gekommen sei. Der König erbrach den Brief und fing an denselben zu studiren, denn er verstand von der spanischen Sprache nur sehr wenig. Kaum aber hatte er den ungefähren Sinn seines Inhaltes erfaßt, so überzog sein Gesicht eine Flammenröthe und sein Auge funkelte vor Zorn und Entrüstung. „Wissen Sie etwas von dem, was in diesem Schreiben steht?“ fuhr er die Kammerfrau an und sein Blick haftete wie durchbohrend auf ihr.

„Nein, Sire," entgegnete Senora Molina, seinen Blick fest aushaltend; „ich übergab das Schreiben Eurer Majestät uneröffnet, wie ich es fand."

„Und die Königin hat den Brief ebenfalls nicht gelesen?" inquirirte der König weiter.

„Nicht blos nicht gelesen, sondern nicht einmal gesehen," erwiederte die Kammerfrau mit gutem Gewissen.

„Wohl, wohl," sagte jetzt der König, indem er sich zu einem ruhigeren Tone zwang. „Sie haben ganz richtig gehandelt, Molina, und ich danke Ihnen dafür. Aber nun sagen Sie mir, wen haben Sie im Verdacht, den Brief unterschoben zu haben?"

„Ich habe Niemanden im Verdacht, Euer Majestät," meinte die Kammerfrau mit großer Vorsicht.

„Aber Sie können mir doch sagen," fuhr der König fort, „wen die Königin im Laufe des gestrigen Tages empfangen hat?"

„O ja, Euer Majestät," war die Antwort, „denn ich habe jeden Besuch gemeldet. Da kam zuerst die Frau Herzogin von Arpajon; die zweite war Ihre Hohheit, Madame la Comtesse; die dritte die Frau Herzogin von Navailles; die vierte . . . ."

„Halt, halt," unterbrach sie der König; „Sie können gehen, Molina. Aber merken Sie sichs: kein Wort komme über Ihre Lippen. Thun Sie, als ob Sie gar nicht wüßten, daß nur ein Brief, wie dieser da, existirt."

Die Kammerfrau ward entlassen und mit langen Schritten ging nun der König in seinem Kabinete auf und ab. „Es kann gar kein Zweifel sein," rief er ein über das andere Mal, indem er den Brief in der Hand zerknitterte; „der Streich rührt von jener alten Betschwester, der Navailles, her, welche seit der Fenstervergitterungsgeschichte eine Wuth im Herzen herumträgt."

Indem meldete man den Marquis de Vardes. Der König hatte nach ihm geschickt, um eine kleine Jagdparthie mit ihm zu machen. Allein hievon, von der Jagdparthie nehmlich, wußte der Marquis nichts und wie er daher den Brief in den Händen des Königs sah, erschrack er bis in den Tod. Er glaubte nicht anders, als die Majestät habe ihn des Briefs wegen rufen lassen.

„Sire,“ sprach er mit stotterndem Munde; „Eure Majestät haben . . . .“

Er konnte kein weiteres Wort hervorbringen und auf seinem verstörten Antlitz lag laut das Bekenntniß seiner Schuld. Ludwig XIV. aber war allzuaufgeregt, als daß er die Verwirrung seines verrätherischen Günstlings nur bemerkt oder überhaupt an etwas anderes gedacht hätte, als an den Uriasbrief, den er in der Hand hielt.

„Ich hatte eine kleine Jagdparthie vor,“ ergriff der König sofort das Wort; „allein ich habe mich anders besonnen. Da lesen Sie!“

Er hielt ihm den Brief vor die Nase und de Vardes glaubte in den Boden sinken zu müssen. „Eure Majestät,“ sagte er mit kaum vernehmlicher Stimme; „ich — ich . . . .“

„Ja so,“ rief der König, „ich vergaß, daß Sie nicht spanisch verstehen. So will ich Ihnen seinen Inhalt erklären; dieser aber ist kein anderer, als eine Denunciation an die Königin, ich hätte eine Herzensverbindung mit einer Andern, mit dem Fräulein de La Baume, eingegangen. Was sagen Sie zu dieser Niederträchtigkeit?“

„Eure Majestät,“ stotterte de Vardes; „es ist in der That . . . .“

„Oh,“ unterbrach ihn der König mit der größten Heftigkeit; „die Niedertracht ist um so teuflischer, als die schlimmsten Folgen für die Königin, ja für mein ganzes Haus und selbst den Staat hätten daraus entstehen können. Die Königin befindet sich ihrer Entbindung nahe; ganz Frankreich hofft auf einen Dauphin; wie nun, wenn der Schreck über diesen Brief . . . Ha, ich mag gar nicht daran denken! Eins aber weiß ich; wenn ichs herausbringe, wer diese Schändlichkeit in's Werk gesetzt hat, beim Himmel, ihm wäre besser, er entflöhe sogleich über Frankreichs Gränzen. Leider habe ich noch keinen Anhaltspunkt; noch kaum das Recht zu einem Verdacht; aber ich lasse mir's nicht nehmen, diese Navailles, diese verrückte Menschengeschlechtsverbessererin, steckt wenigstens mit unter der Decke.“

Bei diesen Worten war es dem Marquis de Vardes, als ob ihm ein furchtbar schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre, und jetzt erst wagte er wieder freier zu athmen. „Eure Majestät," sagte er in fast frohlockender Weise, „Eure Majestät besitzen einen allzugroßen Scharfsinn, als daß ich nicht ganz derselben Ansicht huldigte."

„Ganz recht, Vardes," rief der König; „es freut mich, daß Sie auch so denken. Aber ich will mich von solch' einer lästigen Aufsicht und Spionage befreien, und noch heute soll sie mir vom Hofe. Ja, sie sowohl als er; ich werde sie auf ihre Güter verweisen."

Augenblicklich trat er an seinen Schreibtisch und warf ein paar Worte auf's Papier. Ohne es noch einmal zu überlesen, gab er es dem Marquis. „Nehmen Sie, Vardes," sagte er, „und zeigen sie es dem Herzog von Navailles vor. Heute Abend noch muß dieser mit seiner Gemahlin, der Gouvernante der Ehrenfräuleins, Paris verlassen haben."

Der Marquis von Vardes eilte fort und zehn Minuten später sprach man am ganzen Hofe von nichts Anderem, als von der plötzlichen allerhöchsten Ungnade, welche das bisher so viel vermögende Herzogspaar von Navailles betroffen. Alle Welt fragte, woher denn diese Ungnade komme; aber kein Mensch konnte den Grund angeben, denn sowohl die Senora Molina als auch der Marquis de Vardes hielten reinen Mund. Letzterer übrigens natürlich mit der Ausnahme, daß er seine Mitverschworenen, Madame Henriette, Madame la Comtesse und den Grafen von Guiche insgeheim von allem, was vorgefallen, unterrichtete. In Folge dessen hielten sich diese für vollkommen gesichert, und wenn es ihnen auch schwer zu Herzen ging, daß ihr so gut ausgesonnener Plan durch die kluge Vorsicht der Molina zu Schanden wurde, so frohlockten sie doch in ihrem Innern, daß nicht sie selbst die von ihnen eingebrockte Suppe ausessen mußten. Sie frohlockten aber zu früh!

Kaum nehmlich hatte sich der Marquis de Vardes entfernt, so nahm der König den Uriasbrief von neuem vor und fing wieder

an, darin zu studiren. Weil ihm aber die fremde Sprache gar zu viel Kopfzerbrechens machte, so beorderte er seinen Kammerdiener La Porte, den Dichter Benserade augenblicklich, wie er gehe und stehe, herbeizuholen. „Ich muß den ganzen Inhalt des Briefes kennen," flüsterte er sich zu, „und Benserade ist ja ein Mann, auf den ich mich vollständig verlassen kann."

In wenigen Minuten stand Benserade vor dem König und übersetzte ihm den Brief Wort für Wort, Sylbe für Sylbe. Er enthielt wirklich eine recht niederträchtige Denunciation und das Verhältniß Ludwigs XIV. zu Fräulein de La Baume ward darin geschildert, als lebten die Beiden längst wie Mann und Frau zusammen!

„Was hälst du," sagte der König, nachdem er seinem Unmuthe hinlänglich Luft gemacht, „was hälst du von dem Briefe, Benserade, ich meine in Hinsicht seiner Urheberschaft?"

„Majestät," erwiederte Benserade, „der Brief ist spanisch geschrieben, aber es war kein Spanier, der ihn schrieb."

„Woraus folgerst du dieß?" fragte der König.

„Es wimmelt darin von Schreib- und Satzfehlern," erklärte Benserade, „und überdieß ist die Periodenbildung keine spanische, sondern eine französische. Ich wollte schwören, der Brief ist zuerst französisch verfaßt und dann erst in's Spanische übertragen worden."

„Das stimmt mit meinem Verdacht," nickte Ludwig XIV. „Die Herzogin von Navailles wird den Brief concipirt und ihr Gemahl, der von seinem früheren Aufenthalt in Spanien noch einige Brocken dieser Sprache im Kopf haben mag, ihn dann übersetzt haben."

„Die Herzogin von Navailles?" erwiederte Benserade kopfschüttelnd. „Da sind Eure Majestät offenbar auf einer ganz falschen Fährte. Diese steife Dame ist eines solchen Briefs und einer solch' schlüpfrigen Sprache nicht fähig. Nein, nein, Sire; dagegen erinnerten mich gewisse Wendungen in der Sprache, gewisse Redensarten und überhaupt der ganze Styl unwillkürlich an die Unterhaltungen, die ich schon mit einer anderen Dame

dieses Hofes hatte, und wenn ich nicht befürchten müßte . . . aber nein, nein, das kann wieder nicht sein, denn diese Dame steht viel zu hoch, als daß ich mich erkühnen dürfte, sie einer so schlimmen Handlungsweise gegen Eure Majestät zu beschuldigen."

„Wer ist diese Dame?" rief Ludwig XIV. „Heraus mit der Sprache! Ich verlang' es."

„Eure Majestät," stotterte Benserade, sich einige Schritte gegen die Thüre zurückziehend, wie wenn er durch dieselbe entschlüpfen wollte, „ich finde nachträglich doch, daß . . . . ."

„Willst du sprechen, Mensch?" schrie der König, indem er ihn am Arme ergriff und in die Mitte des Zimmers zurückführte.

„Nun denn," platzte Benserade heraus; „wenn nicht Ihre Königliche Hoheit, die Frau Herzogin von Orleans an der Verfassung des Briefs den Hauptantheil hatte, so will ich gar keine Sprachkenntnisse besitzen. Aber sie kann kein Wort spanisch und wer soll ihn dann in diese Sprache übergetragen haben?"

„Wer, du Thor?" entgegnete Ludwig XIV. in einem Ton, der Grimm und Hohn zugleich ausdrückte. „Wer anders, als ihr Vertrauter und Galan, der Graf von Guiche, der sich rühmt, alle Sprachen Europa's zu sprechen? Beim Ewigen, so und nicht anders verhält es sich und es fällt mir auf einmal wie Schuppen von den Augen. Aber was zaudere ich? Die nächste Viertelstunde schon soll mir Gewißheit geben."

Er schellte, um die nöthigen Befehle zu geben, und es geschah, wie er gesagt hatte; in der nächsten Viertelstunde stand er seiner Schwägerin, Madame Henriette, gegenüber.

Was soll ich nun aber von dieser Zusammenkunft sagen? Ohne ein Wort zu reden, aber glühend vor Zorn hielt er ihr den Brief unter die Augen, und sie — oh sie zeigte in diesem Augenblicke die ganze Schwäche des Weibes. Zitternd gestand sie alles und ihre einzige Abweichung von der Wahrheit bestand darin, daß sie die Hauptschuld auf ihre Freundin Olympia und deren Geliebten, den Marquis de Bardes, zu wälzen suchte. Uebrigens auch ihren eigenen Geliebten, den Grafen von Guiche, verschonte sie nicht, und nicht ein Jota seines Antheils an dem

unseligen Machwerke ward verschwiegen. Schließlich warf sie sich dem Könige zu Füßen und bat ihn auf's flehentlichste um Verzeihung.

„Madame," erwiederte ihr Ludwig XIV., „Ihre Offenheit hat Sie für dießmal gerettet. Sollten Sie sich aber zum zweiten Male unterstehen, gegen ein so sanftmüthiges, so bescheidenes, so liebenswürdiges Wesen, wie Fräulein de La Baume ist, eine Kabale zu schmieden oder ihm überhaupt nur mit einer beleidigenden Miene, mit einer gehässigen Gebärde entgegenzutreten, so würden Sie mich zwingen zu vergessen, daß Sie die Gattin meines Bruders und die Tochter des Königs von England sind."

Nach diesen Worten wandte er ihr den Rücken, um so eilig als möglich in seine Gemächer zurückzukehren; kaum aber war er daselbst angelangt, so fertigte er eigenhändig vier kurze Decrete aus, deren jedes er einem der Offiziere seiner Musquetiere zur schnellsten Durchführung übergab. Das erste betraf den Marquis de Vardes und lautete dahin, daß derselbe sofort in die Citadelle vor Montpellier abzuführen sei. Dort habe man ihn als Staatsgefangenen in strenger Haft zu halten und ihm keinerlei Freiheiten zu gestatten, bis Er, der König, das Gegentheil befohlen. Das zweite Decret enthielt den Befehl an den Grafen von Guiche, stehenden Fußes Frankreichs Gränzen zu überschreiten, und nie mehr bei Strafe ewiger Einkerkerung in's Vaterland zurückzukehren. Das dritte Decret, das am wenigsten strenge, verbannte den Grafen von Soissons nebst seiner Gattin, Madame la Comtesse, in das Gouvernement Champagne, und verbot dem Ehepaar jedweden ferneren Verkehr mit dem Hofe. Laut dem vierten Decret endlich wurden der Herzog von Navailles und seine Gattin aus dem Exil zurückberufen und in alle ihre Ehren wieder eingesetzt. Alle vier Decrete kamen augenblicklich zur Ausführung; erlitten jedoch später wieder einige Abänderungen. So verwandelte der König die Gefängnißstrafe des Marquis de Vardes nach zwei Jahren in eine Verbannung nach dem Gouvernement Aigues-Mortes und begnadigte ihn später sogar vollständig. So durfte auch der Graf von Soissons, ehe noch

zwölf Monate um waren, an den Hof zurückkehren, denn Ludwig XIV. sah ein, daß es ungerecht sei den Grafen, der gar nichts Böses begangen hatte, zu strafen; allein wenn er ihm nun auch erlaubte, seine Gemahlin mit sich nach Paris zurückzubringen, so erlangte diese doch nie wieder ihren früheren Einfluß und namentlich benahm sich der König stets sehr zurückhaltend und kalt gegen sie. Noch weit schlimmer kam der Graf von Guiche weg. Bei ihm allein nehmlich wurde das Verbannungsdecret nicht zurückgenommen und er starb bereits anno 1673 zu Creuznach im Exile, nachdem er sich noch kurz zuvor im holländischen Kriege durch große Tapferkeit hervorgethan hatte.

Das war die zweite Probe des Selbstregiments, welche Ludwig XIV. ablegte, und in dieser Probe liegt sicherlich der Beweis, daß derselbe — gegenüber der Affaire mit den vergitterten Fenstern — schon bedeutende Fortschritte in der Kunst des absoluten Herrscherthums gemacht hatte. Noch glanzvoller fiel die dritte Probe aus, von der ich nun zu berichten habe, und man darf sie füglich ein Meisterstück nennen.

Von dem Tage an, da Madame Henriette auf dem Punkte stand, wegen ihrer gegen Fräulein de La Baume geschmiedeten Kabale, vom Hofe verwiesen zu werden, hütete sie sich, wenigstens so weit man sehen konnte, gar wohl in einen ähnlichen Fehler zu verfallen, und sie that, als bemerke sie es gar nicht, wenn der König jetzt weit öfter als früher Gelegenheit suchte und fand, mit dem Fräulein auf kürzere oder längere Augenblicke allein zu sein. Ganz ebenso thaten auch die übrigen Damen und Herrn am Hofe, deren kluges Auge dieses werdende Verhältniß durchschaute, denn sie fürchteten alle das Schicksal von Madame la Comtesse oder der Herren de Vardes und de Guiche zu theilen. Solche, die ganz vertraut mit einander waren, zischelten sich von dem, was sie erfuhren, wohl hie und da ein paar Worte in die Ohren, aber so leise, daß kein anderer Mensch etwas davon erfuhr, und namentlich wußten sie der Königin und der Königin Mutter gegenüber ihre Zungen wie ihre Mienen so gut zu beherrschen, daß diese auch nicht die geringste Ahnung davon bekamen, es bestehe

oder entspinne sich ein Herzensbündniß zwischen Seiner Majestät und Fräulein Louise Françoise de La Baume Le Blanc.

Nun aber von welcher Art war das Bündniß, das diese genannten Zwei mit einander schlossen? Sie sahen sich, wie schon angedeutet, von der Zeit an, wo König Ludwig die zweite Probe seiner Selbstständigkeit als Monarch ablegte, weit öfter als früher und es gab selbstverständlich immer einige, welche dieses Sichsehen begünstigten. Große Herren finden immer solche, die ihnen die Gelegenheit machen, warum hätte Ludwig XIV. keine finden sollen? So kam es gleichsam von selbst, ohne daß sie beide wußten: wie, daß er seinen Gefühlen Ausdruck verleihen konnte, und sie — ach wie gerne lauschte sie seinen Flüsterworten, seinen Betheuerungen, seinen Schwüren! Er war ihr in solchen Augenblicken nicht der König und eben so wenig dachte er dann an Scepter und Krone. Er war nur ihr Ritter und sie seine Herzensdame. Er setzte sich zu ihr und tändelte mit ihr. Sie lächelte ihn an, sie spielte mit seinen Händen und Haaren, und erzählte ihm tausend süße, für andere nichtssagende, für sie Beide aber hochwichtige Dinge. Sie waren nichts als ein liebendes Paar und alles andere hatten sie vergessen. Wohl kamen Augenblicke über die junge Dame, in denen sie sich selbst die größten Vorwürfe machte, und oft und viel, wenn er fort war, sank sie nieder auf ihre Knie und weinte die bittersten Thränen, und klagte sich an als eine Verworfene, weil sie Liebe zu einem Verheiratheten in ihrem Herzen trage. Aber wenn er dann wieder kam oder wenn sie ihn auch nur in ihren Gedanken vor sich hinstellte, ach, wie schnell verflogen dann diese Plagegeister der Nacht und mit wie gedoppelter Inbrunst warf sie sich ihm an die Brust!

Und nicht halb liebte sie ihn, sondern ganz! Wohl gibt es weibliche Wesen, welche ebenfalls das Wort: Ich liebe dich, im Munde tragen, und welche vielleicht sogar schwören: Ich gehöre dir ganz an. Wenn sie aber dann an den Rubicon treten oder wenn der Rubicon an sie herantritt, ei dann wagen sie es nie und nimmer, diesen ihren Schwur durch die That zu bekräftigen, denn die Rücksichten auf die Welt und deren Urtheil sind stärker in ihnen,

als ihre Liebe. Haben nun diese Wesen in Wahrheit das Recht zu sagen: Ich gehöre dir ganz an? Haben sie das Recht zu sagen: Ich liebe dich über alles? Ich enthalte mich darüber zu urtheilen, und eben so wenig spreche ich mich darüber aus, welches Weib sich mehr als Weib erweist, dasjenige, welches selbst im Augenblicke der größten Hingebung noch so viele Ueberlegungskraft hat, um an Rücksichten — seien's nun Rücksichten der Moral, der Religion oder des Verstandes — denken zu können, oder dasjenige, welches im Arme des Geliebten alles vergißt, weil er ihr Ein und Alles geworden ist, weil in ihm sich ihre ganze Welt concentrirt. Ich wage dieß, wie gesagt, nicht zu entscheiden; aber nicht umhin kann ich an jenen Spruch Christi, den er der Ehebrecherin gegenüber that, zu erinnern, an den Spruch: Wer sich rein fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie. Und nun frage ich dich, o Leser, fühlst du dich rein genug, das schöne Wesen mit den Vergißmeinnichtsaugen zu verdammen, weil es den König nicht halb, sondern ganz liebte, weil es in seiner Gegenwart sonst nichts mehr fühlte, als die Leidenschaft für ihn, den Herzenserkorenen?

Mehr als zehn Monate schon hatte das Liebesverhältniß zwischen Ludwig XIV. und dem Fräulein de La Baume gedauert und noch immer hüllte es sich tief in den Schleier des Geheimnisses. Freilich wußten mehrere Personen nur zu genau darum, aber aus den bereits weiter oben angegebenen Gründen schwiegen sie still, und selbst die Herzogin Henriette von Orleans that den Mund nicht auf, obwohl ihr der Zorn fast das Herz abfraß. „Diese hinkende Kreatur ist schuld," sagte sie sich fast jeden Tag, „daß ich die Gnade des Monarchen verscherzt habe, und wiederum ihr allein verdanke ich das Herzeleid, daß mein geliebter de Guiche aus Frankreich verbannt worden ist. Wollte daher Gott, es käme eine Gelegenheit mich zu rächen, doch ohne daß ein Mensch darauf verfallen könnte, es sei ich, die den Streich geführt." So dachte Madame Henriette und siehe da, sie fand bald Gelegenheit, ihrem glühenden Wunsche Genüge zu thun.

Zu Anfang des Jahres 1662 befand sich Fräulein de La

Baume in denjenigen Umständen, auf welche eine junge Frau so sehr stolz zu sein pflegt, besonders wenn es das Erstlingskind ist, das sie ihrem Gemahle darbringt. Ganz andere Gefühle wurden dadurch in der genannten jungen Dame erweckt, denn ihrem Bunde mit dem Geliebten fehlte ja der Segen der Kirche, und das Wesen, dem sie das Dasein geben sollte, war also ein von der Welt mit dem Namen Bastard gebrandmarktes. Dieser Gedanke durchzuckte sie mit den tiefsten Schmerzen und nicht minder stark drückte auf sie das Bewußtsein der Schmach, mit welchem sie von Jedermann würde überhäuft werden, wenn die Wahrheit zu Tage käme. Oft und viel drang der König in sie, ihm zu erlauben, daß er aller Welt offen sein Verhältniß zu ihr kund thue, und insbesondere verlangte er von ihr, daß sie ihre Stellung als Ehrendame bei Madame Henriette aufgebe, um ein eigenes Hotel zu beziehen. Sie weigerte sich aber dessen beharrlich und der Grund, warum sie es that, macht ihrem Herzen alle Ehre. „Noch," pflegte sie dem Könige zu antworten, „noch weiß die Königin nichts von der Untreue, welche Sie an ihr begingen; sobald sie es aber erfährt, so muß ihr Herz von der tiefsten Qual zerrissen werden. Soll ich es nun sein, welche ihr diese Qual bereitet, ich, die ich durch meinen sündigen Umgang mit Ihnen vor Gott schon strafbar genug bin?" Sie verbarg daher ihren Zustand auf's sorgfältigste und es gelang ihr auch so ziemlich, den Hof, oder wenigstens einen großen Theil desselben darüber zu täuschen. Daran jedoch genügte es ihr noch nicht, sondern es war auch ihr fester Vorsatz, die Geburt selbst zu verheimlichen, damit ja die Gefühle der so tugendsamen Königin nicht gekränkt würden, und auch diesen Vorsatz führte sie durch.

Der Hof befand sich immer noch im Schlosse zu St. Germain, aber sie bewohnte dort nicht mehr ihr früheres Mansardenzimmer, sondern als einer der Ehrendamen von Madame ward ihr ein Gemach unweit von den Appartements dieser Fürstin angewiesen. Hierher zog sie sich, ein leichtes Unwohlsein vorschützend, zurück, als sie fühlte, daß ihre Stunde bald herannahen würde und von da an kam ihre vertraute Freundin,

das frühere Fräulein d'Artigni, das sich aber seit einigen Monaten in eine Marquise von Sourdis verwandelt hatte, ihr nicht mehr von der Seite. So wie die ersten Schmerzen sich einstellten, benachrichtigte die Marquise insgeheim — es war alles schon vorher auf das genaueste besprochen und abgemacht — den König und ebenso insgeheim eilte dieser sofort mit dem Doctor d'Aquin, seinem vertrauten Arzte, herbei. D'Aquin aber hielt in dem nahen Städtchen St. Germain eine Amme in Paratschaft, zu welcher er das Kind sogleich nach seiner Geburt hinauszuschmuggeln übernommen hatte.

Ich will mich nun übrigens kurz fassen. Unter unsäglichen Schmerzen genaß Louise de La Baume eines Mädchens. Die Schmerzen waren um so größer gewesen, als sie jeden Schrei, sogar jeden lauten Seufzer unterdrückte, um in den Nebenzimmern keinen Verdacht zu erregen; dadurch aber wurden sie wieder in etwas gemildert, daß der König sie nicht eine Minute lang verließ und ihr eine so außerordentliche Theilnahme bezeugte, wie nur je ein Mann einem Weibe gegenüber gezeigt hat. Zwölf Stunden lang wich er nicht von ihrem Bette und mehrere Male war er nahe daran zu verzweifeln, wenn der Arzt nur irgend eine bedenkliche Miene machte. Um so heftiger äußerte sich auch seine Freude, als er endlich das Kind in den Armen hielt, und in seiner Entzückung umarmte er nicht bloß die Mutter, sondern auch den Arzt und die wartende Marquise. Auch Louise fühlte sich jetzt überglücklich, und es kostete sie eine unendliche Ueberwindung, das zarte Neugeborene von sich zu lassen. Aber der Arzt war unerbittlich und brachte dasselbe, wohl in Tücher gehüllt, sofort nach dem abgelegenen Häuschen der Amme. Gleich darauf kehrte er wieder nach dem Kindbettzimmer zurück und ordnete da mit Hülfe der Marquise alles so, daß kein Mensch, der sich etwa am Morgen zum Besuche einfand, eine Ahnung davon bekommen konnte, was heute Nacht daselbst vorgegangen sei. Ja um jeden Argwohn unmöglich zu machen, gab er es sogar zu, daß zum Voraus bereit gehaltene Tuberosen und blühende Orangenbäumchen in's Zimmer gestellt wurden, obwohl er nur zu genau wußte, daß

der Duft dieser Blumen auf Kindbetterinnen eine äußerst gefährliche Wirkung zu haben pflegt!

Auf diese Art ging es beim ersten Wochenbette des Fräuleins de La Baume zu und beide, das Fräulein wie der König, priesen sich glücklich, daß alles öffentliche Aergerniß mit so vielem Geschick vermieden worden sei. Allein wenn sie glaubten, der ganze Vorgang sei für Jedermann ein tiefes Geheimniß geblieben, so täuschten sie sich sehr, denn das Auge der Eifersucht sieht scharf, und dieses Auge der Eifersucht besaß Madame Henriette, die Gemahlin des Herzogs von Orleans. Längst, schon seit Monaten, hatte sie geahnt, in welchen Umständen sich ihre Ehrendame befinde, und sie überwachte sie daher diese ganze Zeit über auf das genaueste. Aus kleinen Merkmalen kam sie der Wahrheit immer näher und wie sich nun das Fräulein unwohl meldete, da wußte sie ganz gewiß, worin dieses Unwohlsein bestehe. Die ganze Nacht durch — ich meine die Schmerzensnacht Louisens — wachte sie, und mit ihr wachten einige Andere, die sie in ihr Vertrauen gezogen hatte. Das Herbeischleichen des Königs und seines Arztes wurde von ihnen erlauscht und jeden, auch den geringsten Laut, der aus dem Zimmer der Ehrendame kam, suchten sie aufzufangen. Noch weniger entging ihnen der Umstand, daß gegen Tagesanbruch hin der Doctor d'Aquin mit einem Bündel unter dem Arm das Schloß eilends verließ, um eine Stunde darauf ohne das Bündel wiederzukehren, und, mit Einem Worte sei's gesagt, das ganze Geheimniß war gerade so gut in ihren Händen, als wenn sie die Nacht neben dem Bette der jungen Mutter zugebracht hätten.

Den Morgen nach dieser Nacht, zu noch sehr früher Stunde, fand sich Madame Henriette in dem Zimmer ihrer Ehrendame ein. Sie kam unangemeldet mit einem Lächeln auf den Wangen und theilnehmenden Worten auf der Zunge. Sie wollte sich, so sagte sie, bloß nach dem Befinden des ihr so theuren Fräuleins erkunden, aber sie hatte nicht vergessen, ihre Kleider vorher reichlich mit Peaux de l'Espagne, das ist mit jenem scharfen, wohlriechenden Wasser zu besprengen, welches Damen in dem nervenschwachen Zustande, in dem sich damals das Fräulein de La Baume befinden

mußte, unmöglich ertragen können. Sie wollte sich den Genuß verschaffen, das Fräulein bewußtlos zurücksinken zu sehen und blieb daher, sich hart an's Bett setzend, eine gute halbe Stunde lang. Aber Louise de La Baume besaß nicht nur so viel geistige Kraft, die furchtbare Qual auszuhalten, sondern sie erklärte sich sogar, auf das Andrängen von Madame, bereit, noch heute ihren Dienst wieder anzutreten. Freilich fiel sie, sobald die Herzogin das Zimmer verlassen hatte, in eine schwere Ohnmacht und der von der Frau Marquise von Sourdis schnell herbeigerufene Arzt mußte fast alle seine Kunst erschöpfen, um sie wieder in's Leben zu rufen. Allein dessenungeachtet erhob sie sich am Mittag von ihrem Lager, kleidete sich an, wie sich's geziemte, und erschien sofort im Vorzimmer von Madame, um sich bei dieser gesund melden zu lassen. Die Herzogin biß sich die Lippen blutig, als sie dieß hörte, aber natürlich steigerte sich dadurch noch ihr Haß gegen die hinkende Kreatur und der Entschluß, sie zu verderben, wenn es, ohne sich selbst zu compromittiren, geschehen konnte, stand bei ihr fester als je.

Acht Tage später wurde ein sogenanntes masquirtes Ballet gegeben, in welchem man den griechischen Olymp darstellte. Der ganze Hof nahm daran Theil, selbst die Königin und Königin Mutter, und der König selbst trat in drei Rollen auf, als Zeus, als Apollo und als Mars. Madame Henriette war darauf bestanden, die Frau Venus spielen zu dürfen, und sie stellte diese Göttin auch in entzückender Weise dar. Jedermann bewunderte sie und Jedermann ertheilte ihr das Lob der höchsten Schönheit. Auch der König sagte ihr einige Schmeicheleien und schon glaubte sie ihn an ihren Siegeswagen gefesselt, als er sich schnell von ihr weg nach einer der sie geleitenden Grazien wandte und nun fast den ganzen Abend dieser Maske nicht mehr von der Seite wich. Wer diese Maske war, brauche ich dem Leser wohl nicht zu sagen, denn er hat natürlich längst auf Fräulein de La Baume gerathen. Wuth kochte in dem Herzen Henriettens und mit Sehnsucht wartete sie des Augenblicks, wo sie ihrem Rachegefühl Genüge thun konnte. Aber sie wußte sich zu beherrschen und überall sah

man Frau Venus vorn an, als die fröhlichste und vergnügteste von allen.

Das eigentliche Ballet war längst vorüber und hatte sich in ein förmliches Tanzfest verwandelt. Man bemerkte, daß der König, sonst ein leidenschaftlicher Verehrer des Tanzens, sich für heute Abend, nachdem er mit der Königin eine Tour gemacht, desselben gänzlich enthielt und sich nur der mündlichen Unterhaltung widmete. Dieß hinderte aber die übrigen Anwesenden nicht, sich mit vollster Lust im Kreise zu drehen, und namentlich setzte Madame Henriette nicht eine einzige Tour aus. Plötzlich bemerkte man die Maske einer Zigeunerin, die man bisher noch nicht gesehen hatte. Sie schlüpfte in den Saal nur einen Augenblick später, als sich der König in einem Nebenzimmer niederließ, um etwas ungestörter mit Fräulein de La Baume plaudern zu können. Schnell huschte die dicht verhüllte Zigeunerin, welche überdieß — ohne Zweifel, um ihre Unkenntlichkeit zu vervollständigen — eine ziemlich unförmliche Körpertaille zu haben schien, auf die Königin zu.

„Gib mir deine Hand, hohe Herrin,“ sagte sie mit verstellter Stimme, „daß ich dir wahrsage.“

Die Königin zauderte und sah die Königin Mutter, welche neben ihr saß, fragend an.

„Gib schnell,“ drängte die Zigeunerin wiederholt, indem sie fast gewaltsam nach der Hand der Königin griff. „Du hast es sehr nöthig, die Wahrheit zu hören, denn Jedermann verschweigt sie dir.“

Jetzt überreichte die Königin der Wahrsagerin die Hand, und diese schien sich die Linien derselben mit Genauigkeit zu betrachten.

„Untreue, Verrath,“ murmelte sie dann zwischen den Zähnen. „Eine Andere, eine Unwürdige besitzt den, der dir allein angehören sollte. Willst du ein Geheimniß vernehmen, so neige dein Ohr zu mir, und ich will dich in Dinge einweihen, von denen sich dein Herz bis jetzt nichts träumen ließ.“

Dann rasch den Mund zu dem Ohr der Königin erhebend, zischelte sie geflügelte Worte in dasselbe hinein, aber so leise, daß

außer der Monarchin Niemand etwas davon verstehen konnte. Auf einmal kreischte diese laut auf und sank wie vernichtet in ihren Sessel zurück. In demselben Moment drängte sich die Zigeunerin durch die Reihen und war plötzlich wie von der Erde verschwunden.

„Der Königin ist unwohl," schrie die ganze Schaar der Höflinge zusammen. „Ihre Majestät haben eine Ohnmacht bekommen."

Alle Welt eilte herbei, seine Dienste anzubieten, und zu allernächst that dieß die Königin Mutter. Auch der König stürzte aus dem offenen Nebensalon herbei und natürlich machte ihm Alles Platz, damit er zu seiner Gemahlin gelangen konnte.

„Was ist es?" fragte er, seine Blicke rund herumsendend. „Was ist meine theure Gemahlin plötzlich angekommen?"

„Es scheint," erwiederte die Königin Mutter, „es scheint, eine Maske, die sich als Zigeunerin herzudrängte, hat sie erschreckt."

„Eine Maske?" rief der König. „Eine Zigeunerin? Man suche diese augenblicklich auf!"

„Dem Himmel sei Dank," ertönte fast zu gleicher Zeit die Stimme der Herzogin Henriette, welche sich jetzt eben aus dem Kreise der anderen Damen vortretend mit ihrem Riechfläschen in der Hand zur Königin niederbeugte; „dem Himmel sei Dank, Ihre Majestät erholt sich und der Anfall scheint also vorüber zu sein."

In der That schlug auch die Königin in diesem Momente die Augen auf und setzte sich, vom Könige unterstützt, wieder in ihrem Sessel zurecht.

„Wie fühlen Sie sich, meine Theure?" flüsterte er ihr zu. „Sollten Sie wirklich durch eine Maske erschreckt worden sein?"

„Nein, nein, mein hoher Gemahl," erwiderte sie, sich gewaltsam zusammennehmend, aber doch noch in der Erinnerung an das, was sie so eben obwohl nur halb gehört, ein wenig zitternd. „Nein, es hat mich nichts erschreckt. Mein Unwohlsein war nur die Folge der großen Hitze, die im Saale herrscht, und ich bitte deßhalb Eure Majestät, mich zeitig zurückziehen zu dürfen."

Natürlich gewährte der König ihr nicht nur diese Bitte, son-

dern geleitete sie selbst in ihre Gemächer, um sich gleich darauf in die seinigen zu begeben. So nahm das Fest ein viel bälderes Ende, als es sonst bei derlei Anlässen der Fall war, und dieß gab zu vielem Gerede Anlaß, das die Höflinge unter sich führten. Namentlich besprach man auch die Maske der Zigeunerin, welche so schnell aufgetaucht und wieder verschwunden war, daß sie Viele gar nicht einmal gesehen hatten, und gar manche Vermuthung wurde laut, wer wohl unter dieser Maske verborgen gewesen sein könne. Nur Wenige übrigens trafen die Wahrheit und diese Wenigen hüteten sich wohl, dem Könige davon Mittheilung zu machen. Diejenige selbst aber, welche die Zigeunerin in Wirklichkeit gespielt, stellte sich am allerunwissendsten, und wenn sie auch in ihrem Innern laut aufjubelte, weil die Königin durch sie das Geheimniß der Entbindung von Fräulein de La Baume erfahren hatte, so zeigte doch ihr Gesicht eine so unendliche Unschuld, daß jeder Unbetheiligte darauf geschworen hätte, sie könne an dieser Sache keinen Theil gehabt haben.

Auf den andern Tag hatte der König einige seiner Vertrauten zu einem größeren Ausritt geladen und die Damen des Hofes verbrachten daher diesen Tag fast durchaus in ihren Gemächern. Auch die Königin hielt dieß so und Senora Molina hatte den strengsten Befehl, Niemanden vor sie zu lassen. Natürlich jedoch ward von diesem Befehle Umgang genommen, als gegen Mittag die Königin Mutter Einlaß begehrte; sobald aber Anna von Oesterreich eingetreten war, schloß die getreue Kammerfrau sogar das Vorzimmer ab, damit die Majestäten, die ganz für sich allein sein wollten, ja nicht gestört würden. Und sie blieben lange allein, sogar sehr lange; und wenn Jemand Gelegenheit gehabt hätte zu horchen, so würde er ein heftiges anhaltendes Schluchzen vernommen haben, das von der jungen Königin ausging. Umgekehrt aber hätte er auch gehört, wie nicht selten die ältere Königin in die zornigsten Worte ausbrach und dazu sogar so stark mit dem Fuße aufstampfte, daß die zierlichen, in einer Etagère aufgestellten Nippsachen förmlich erzitterten. Und warum nun dieß? Gewiß so unschwer zu errathen ist die Sache nicht, denn es konnte sich

natürlich um nichts anderes handeln, als um das schlimme Geheimniß, welches die Zigeunerin der Königin enthüllt hatte.

Um vier Uhr Mittags verließ die Königin Mutter das Zimmer der Königin Maria Theresia, und so wie sie ihr eigen Gemach erreicht hatte, rief sie ihre erste Kammerfrau, Madame de Motteville, vor sich.

„Sie werden sich jetzt sogleich," herrschte sie ihr zu, „zu Fräulein Louise Françoise de La Baume Le Blanc begeben und dieselbe so wie sie geht und steht vor mich führen."

„Eure Majestät," erwiederte die vertraute Kammerfrau, nicht wenig erstaunt sowohl über den Inhalt des Befehls als über den Ton, in welchem er ertheilt wurde; „Eure Majestät, das Fräulein steht nicht unter Ihren unmittelbaren Befehlen und eine Weigerung . . . . ."

„Wenn," unterbrach sie die Königin Mutter in noch weit herrischerer Weise, „wenn die Kreatur sich weigern sollte, so sagen Sie ihr, daß ich sie mit Musquetieren herbeischleppen lassen werde."

Nunmehr gehorchte natürlich Frau von Motteville und eilte in den andern Flügel des Schlosses hinüber. Sie fand sogleich, wen sie suchte, und richtete ihren Auftrag aus. Das Fräulein de La Baume aber, obwohl sichtlich betroffen über den Befehl, weigerte sich — hiezu war es viel zu demüthig und bescheiden — keinen Augenblick, zu gehorchen, sondern folgte der Kammerfrau auf dem Fuße.

„Sie werden wissen, warum ich Sie rufen ließ?" rief Anna von Oesterreich der Eintretenden entgegen, indem sie dieselbe verächtlich vom Kopf bis zum Fuße maß.

„Nein, Majestät, ich weiß es nicht," erwiederte die arme Louise leise und mit niedergeschlagenem Blicke, „aber ich erwarte nur Ihre Befehle und werde denselben sogleich Folge leisten."

„Wissen Sie auch nicht," fuhr die Königin Mutter mit steigendem Affect fort, „welche Strafe auf Buhlschaft mit einem Verheiratheten, also auf Ehebruch gesetzt ist?"

„Eure Majestät," stammelte Louise de La Baume, indem sie

so weiß wurde wie die Wand und ihre Kniee ihr den Dienst zu versagen drohten.

„Antwort will ich haben, Nichtswürdige," rief die Königin Mutter; „denn Sie müssen doch mit derlei Dingen vertraut sein, da Sie nun schon seit Jahr und Tag diese Schuld auf sich geladen haben. Oder wie? Wollen Sie etwa läugnen, daß Sie einem Bastard das Leben gegeben? Daß Sie sogar die schamlose Frechheit hatten, hier im Schlosse Ihre Niederkunft zu halten?"

Sprachlos, vernichtet stand Louise de La Baume vor der wüthenden Königin und sie mußte alle ihre Kräfte aufbieten, um nicht wie eine abgeschnittene Lilie zusammenzusinken. Jetzt aber, wo nicht blos sie, sondern auch ihr Kind mit Schimpf und Schmach überhäuft wurde, jetzt regte sich das Muttergefühl in ihr und vor diesem Gefühl trat die bisherige Demuth zurück. „Eure Majestät," sagte sie, ihre Augen langsam aufschlagend und fest auf ihre Gegnerin richtend, „diese Behandlung ist allzu schmachvoll; ich werde mich bei Seiner Majestät dem Könige beklagen."

Es war keine unwürdige Antwort, aber doch erhöhte sie noch den Zorn der Königin Mutter und mit erhobener Hand trat dieselbe hart vor die Arme hin. „Du dich beklagen?" schrie sie. „Du dich bei dem Könige beklagen? Und über mich, seine Mutter? Wage es, Dirne, und ich vernichte dich. Aber was vereifere ich mich mit dir? Jedes Wort, das ich an dich verschwende, gereicht mir selbst zur Schmach. Ich habe dir also nur noch eines zu sagen. Wenn du morgen früh noch innerhalb dieser Mauern getroffen wirst, so lasse ich dich dahin bringen, wohin du gehörst, in's Zuchthaus der Büßerinnen."

Mit diesen Worten schellte sie heftig und als auf dieses hin ihre Kammerfrau de Motteville eintrat, befahl sie ihr, die Kreatur fortzuschaffen. Sie selbst verschwand im Nebenzimmer.

Wie Louise de La Baume auf ihre Stube zurückkam, konnte sie nachher selbst nicht mehr angeben. Alle ihre Sinne hatten sie verlassen und nur mechanisch folgte sie ihrer Führerin. Auch nachher hatte sie mehrere Stunden lang kein klares Bewußtsein ihrer selbst, sondern sie stierte dumpf und wie wahnsinnig vor sich

hin. Endlich aber erbarmte sich die Mutter der Gnade ihrer, und ein Strom von Thränen erleichterte ihr gedrücktes Herz. Lange, lange saß sie so und ihr Schluchzen war so heftig, daß ihre Nebenwohnerinnen, so wenig sie ihr sonst — sie bersteten alle vor Neid — hold waren, geängstet herbeieilten, um nach ihr zu sehen. Allein sie hatte ihre Zimmerthüre verschlossen und auf alles Pochen hin gab sie keine Antwort. Zuletzt jedoch hörte das Schluchzen auf, denn, todtmüde vom Weinen und abgehärmt bis zum Sterben, war die arme Louise eingeschlafen und fand nun in den Armen dessen, den man den Bruder des Todes nennt, wenigstens auf einige Stunden Ruhe.

Spät am Abend kehrte König Ludwig mit seinen Begleitern von seinem Ausritte zurück. Sie hatten den Tag sehr fröhlich zusammen verlebt und auch nicht die geringste Ahnung von dem, was in ihrer Abwesenheit vorgefallen war, stieg in dem Monarchen auf. So spät es nun übrigens auch sein mochte, so wollte er sich doch nicht zur Ruhe begeben, ohne dem Augapfel seiner Seele eine gute Nacht gesagt zu haben, und auf dem längst gewohnten Wege schlich er zu ihr. Allein auch er fand die Thüre verschlossen und so aufmerksam er horchte, so regte sich doch innen kein Laut. „Der süße Engel schläft und träumt wohl eben jetzt von mir," sagte er dann zu sich selbst und suchte sofort sein Zimmer wieder auf. Zwei oder drei Mal hatte sein Kammerdiener La-Porte beim Auskleiden schon den Mund geöffnet, um ihm mitzutheilen, daß man im Schlosse von einem heftigen Auftritt flüstere, der zwischen der Königin Mutter und Fräulein de La Baume stattgefunden habe; doch schloß er ihn immer wieder, da er nichts Genaueres über die Sache hatte in Erfahrung bringen können. „Ueberdieß," dachte er, „warum denn seine Nachtruhe stören? Unangenehme Dinge hört man immer noch bald genug, wenn man sie auch noch so spät erfährt, und ich handle am Ende klüger, wenn ich ganz schweige, oder wenigstens so lange, bis er von seiner Geliebten unterrichtet mich über das Nähere ausfrägt." Er drängte also die Worte zurück, die ihm bereits auf der Zunge lagen, und Ludwig XIV. schlief ein, ohne eine Ahnung dessen, was ihm bevorstand.

Mitternacht war längst vorüber, aber der Tag doch noch nicht angebrochen, als Louise de La Baume erwachte. Sie fand sich angekleidet, auf dem Stuhle sitzend, auf dem sie eingeschlummert war. Der Schlaf, so tief er gewesen, hatte sie jedoch nur wenig gestärkt, und sie fühlte sich fast unfähig, auch nur ein Glied zu rühren. Da kam ihr der Gedanke an das, was sie gestern erlebt, und — o mein Gott — wie schnell sprang sie da auf! Das Gefühl der furchtbaren Schmach, die man ihr angethan, kehrte wieder und von Neuem flossen ihre Thränen. Allein noch ein weit bittereres Gefühl kam über sie. Schon seit vielen Monaten war kein Tag vergangen, an dem sie nicht ihren Geliebten wenn auch vielleicht nur flüchtig gesprochen und umarmt hätte. Er hatte ihr sogar zugeschworen und mehr als einmal unaufgefordert zugeschworen, daß er sich nie zur Ruhe begeben werde, ohne ihr vorher ein Gute-Nacht auf den Mund gedrückt zu haben. Und jetzt — gestern — ach der ganze Tag war vergangen und kein Ludwig XIV. hatte sich blicken lassen! Wohl war er auswärts gewesen, allein sie wußte ja von der Balletnacht her aus seinem eigenen Munde, daß er gegen Abend zurückzukehren gedachte, und wenn sich nun auch seine Rückkehr vielleicht um etwas verzögerte, warum kam er nicht noch spät, sie wenigstens auf einen Augenblick zu sehen? „Wie," rief eine Stimme in ihr und diese Stimme war nicht die ihres guten Engels, „wie wenn er absichtlich nicht gekommen wäre? Wenn er am Ende gar Kenntniß hätte von dem, was seine Mutter gethan? O gewiß, gewiß," fügte sie am ganzen Leibe erschaudernd bei, „Anna von Oesterreich würde es gar nicht gewagt haben, gegen mich so aufzutreten, wie sie es that, wenn sie nicht vorher mit ihrem Sohne Rücksprache genommen, wenn sie ihn nicht dazu bewogen hätte, mich zu verlassen, mich zu verstoßen!" Oh wie bitter flossen nicht jetzt ihre Thränen! Wie furchtbar war nicht der Jammer, der ihr Herz zerfleischte!

Doch plötzlich zog ein anderer Gedanke durch ihr Inneres, ein Gedanke, der ihren Thränen die Bitterkeit benahm. „Er hat mich verlassen," rief sie, auf ihre Kniee niederstürzend, „und außer

ihm habe ich Niemanden in der Welt. So will ich mich denn Gott weihen und Er, der Allbarmherzige und Alliebende, wird mich arme Verstoßene nicht verschmähen.“ In diesem Sinne betete sie lang und inbrünstig und nach dem Gebet stand der Entschluß in ihr fest, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Welches — galt ihr vollkommen gleich, aber weil sie von den Schwestern zur heiligen Maria in Chaillot wenigstens dem Namen nach gehört hatte und weil dieses Kloster seiner Nähe wegen — es lag unweit von Paris und also auch nicht sehr entfernt von St. Germain — auch zu Fuße nicht unschwer erreicht werden konnte, so wählte sie dieses zu ihrem Zufluchtsort. Auch wollte sie mit der Ausführung ihres Entschlusses keine Minute lang zögern und somit kleidete sie sich schnell zum Ausgehen an. Dann machte sie ein kleines Bündel von Wäsche und anderem Nöthigen zurecht und steckte die wenige Baarschaft, die sie besaß — das Ersparte von ihrem geringen Gehalt — zu sich; ihre reichen Kleider aber und besonders ihren Schmuck, meist Geschenke des Königs, ließ sie zurück, denn an all diesem klebte die Sünde und überdem, was bedurfte eine künftige Dienerin Gottes solcher Aeußerlichkeiten?

Mit Tagesanbruch hatte sie ihre Vorbereitungen beendet und mit Tagesanbruch wurden auch die Thore von Schloß St. Germain geöffnet. Sie nahm also ihr Bündel, schlich sich die kleine Schloßtreppe hinab in den Hinterhof und bald hatte sie St. Germain hinter sich. So hastig sie konnte, eilte sie vorwärts, denn, obgleich eine von der Königin Mutter Ausgewiesene, befürchtete sie doch, ohne recht zu wissen, warum, verfolgt zu werden; allein ihr schwacher Fuß, nebst dem Päckchen, das sie trug, bereitete ihr vielfache Hindernisse und zudem drückte sie die Ungewißheit, ob sie sich auch auf dem rechten Weg befinde. Da wurde sie, wie sie hart am Ufer der Seine hinging, von einer alten Frau eingeholt, und welches Glück, die alte Frau ging auch nach Chaillot, weil dieselbe unfern davon ihr Domicil hatte, und erbot sich überdieß, ihr das Päckchen zu tragen. Nunmehr machte sich's besser und ohne irgend einen Unfall, obwohl matt bis zum Tode, erreichte sie das Kloster. Fast hätte sie übrigens den Weg umsonst gemacht

gehabt, denn die Schwester Pförtnerin verweigerte ihr den Eintritt und erst als die auf ihre dringende Bitten herbeigerufene Superiorin bemerkte, in welchem Zustande der Hülfslosigkeit sie sich befand, eröffnete man ihr das Heiligthum.

Drei oder vier Stunden, nachdem Fräulein de La Baume St. Germain verlassen hatte, sandte Ludwig XIV. seinen Kammerdiener La-Porte zu ihr, um sich, wie gewöhnlich alle Morgen, nach ihrem Befinden zu erkundigen, und ihr zugleich sagen zu lassen, daß er sie diesen Vormittag noch, gleich nach der Audienz, die er dem spanischen Gesandten zu geben hatte, besuchen wolle. „Vergiß auch nicht," rief ihm der König nach, „sie zu fragen, warum sie sich gestern so zeitig niedergelegt habe." Der Diener eilte fort und Ludwig machte sich ruhig an das Lesen einiger Papiere, die auf seinem Tische lagen. So schnell übrigens, wie dießmal, war La-Porte noch nie zurückgekommen und Ludwig XIV. schaute sich daher ganz verwundert nach ihm um. Wie er jedoch das schreckensbleiche Gesicht desselben erblickte, da fuhr er selbst erschreckt auf und fragte ihn heftig, was es sei.

„Majestät," stotterte La-Porte, „das Fräulein de La Baume . . . . ihr Zimmer steht sperrweit offen und alle Hofdamen von Madame sind dort versammelt . . . . sie selbst ist spurlos verschwunden!"

Während er so sprach, trat Herr d'Artagnan, Capitänlieutenant der ersten Compagnie von des Königs Musquetieren, bei Seiner Majestät ein, denn derselbe hatte wegen seiner Stellung Erlaubniß, zu jeder Stunde unangemeldet zu erscheinen, und diese Erlaubniß hatte ihm der König um so gerner ertheilt, als er ihn wegen seiner ganz ungewöhnlichen Klugheit, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Bravour ausnehmend hochschätzte. Also Herr d'Artagnan trat bei dem Könige ein, um, wie er jeden Morgen that, wenn er im Dienste war, Rapport zu erstatten und die Befehle für heute nebst der Parole zu empfangen; allein weil er sah, daß der Monarch mit seinem Diener zu verkehren hatte, hielt er sich bescheiden im Hintergrunde, doch keineswegs in einer solchen Entfernung, daß er nicht Alles hören mußte, was laut gesprochen

wurde. Und er hörte auch richtig Alles, denn der König war durch die eben erhaltene Nachricht allzu consternirt, als daß er sich nur im Geringsten zu beherrschen verstanden hätte!

„Wie?" rief derselbe, als die abgebrochenen Worte seines Kammerdieners zu seinem Ohr drangen. „Fräulein de La Baume, sagst du, sei nicht in ihrem Zimmer? Sei spurlos verschwunden? Da ist ja reiner Wahnsinn, Mensch, oder die Erde ist aus ihren Angeln gefallen!"

„Majestät," erwiderte La-Porte, „genau so wie ich sagte verhält es sich. Das Fräulein ist fort, ihr Bett steht unberührt und keine der Damen, die ich fragte, wußte nur das Geringste von ihr anzugeben. Einige meinten übrigens, sie werde schon gestern Abend das Schloß verlassen und bei der Frau Marquise von Sourdis eine Zuflucht gefunden haben."

„Sourdis? Zuflucht?" wiederholte der König mechanisch, indem er sich mit der Hand nach der Stirne fuhr. „Der Mensch will mich wirklich verrückt machen."

„Eure Majestät," sagte nun der Capitänlieutenant d'Artagnan, rasch auf den König zuschreitend. „Ueber diese räthselhafte Flucht bin ich vielleicht im Stande, einige Auskunft zu geben. Das Fräulein hat heute Morgen, wie mir die Wache meldete, gleich nach Tagesanbruch mit einem kleinen Bündel unter dem Arme und sehr einfach gekleidet, das Schloß verlassen und schlug den Weg ein, welcher der Seine entlang führt."

„Also doch, doch!" rief Ludwig XIV. mit schmerzlich verzerrten Zügen. „Sie hat mich also doch verlassen! Aber," fuhr er dann ergrimmt gegen d'Artagnan auf, „warum haben Sie sie nicht zurückgehalten? Warum sind Sie ihr nicht sogleich nachgeeilt, als Sie von ihrer Flucht Kenntniß bekamen?"

„Sire," erwiederte der Officier mit kalter Ruhe, „dazu hatte ich keinen Befehl, und überdieß," setzte er kühnlich hinzu, „würde ich dem schuldigen Respekt vor Ihrer Majestät, der Frau Königin Mutter, zuwider gehandelt haben, wenn es anders wahr ist, was man sich seit gestern Abend ganz offen und ungescheut erzählt."

„Es wird immer toller," sagte der König mit weit aufge-

rissenen Augen; „was erzählt man sich denn von meiner Mutter, das Bezug auf Fräulein de La Baume hätte?"

„Man erzählt sich," erklärte d'Artagnan, den König fest anblickend, „daß Ihrer Majestät Mutter das Fräulein de La Baume zu sich berufen, sie eine Buhlerin geheißen und ihr schließlich befohlen habe, das Schloß stehenden Fußes zu verlassen. So vernahm ich's aus dem Munde der Frau von Toyras, bekanntlich einer vertrauten Freundin der Frau von Motteville."

„Tod und Teufel," schrie der König, vor Wuth mit dem Fuße stampfend. „Also so hängt die Sache zusammen? Aber sie sollen mich kennen lernen, sie Alle, ohne Ausnahme, ja, ohne eine einzige Ausnahme. Capitän d'Artagnan," setzte er dann, sich plötzlich zusammennehmend, mit stolzer Würde hinzu, „begleiten Sie mich zu Ihrer Majestät, der Königin Mutter."

„Erlauben Eure Majestät," bemerkte der Kammerdiener mit unterthänigster Verbeugung, „Höchstdero Frau Mutter gingen eben vorhin zu Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Herzogin von Orleans."

„Desto besser," sagte der König, „so treffe ich das ganze Hornissennest beisammen."

Er machte einen Schritt der Thüre zu, aber d'Artagnan wagte es, ihn zurückzuhalten. „Sire," sprach er, „mir ist so eben ein Gedanke gekommen. Fräulein de La Baume verließ das Schloß offenbar in Verzweiflung und hat also auch Niemanden anvertraut, wohin sie ihre Schritte lenken wollte. Sollte ich also nicht zu La Regnie, dem Polizeiintendanten, eilen, damit er nachforsche, wo sie sich jetzt befindet? Lassen wir diese erste Zeit unbenützt, so könnte sie sich leicht so verstecken, daß sie nur schwer wieder aufzufinden sein dürfte."

„D'Artagnan," rief der König, „Sie sind der klügste von allen meinen Dienern. Eilen Sie und sagen Sie dem La Regnie, daß mir mehr als mein Leben daran liegt, das Fräulein sogleich wieder zu finden. Du aber, La-Porte, spute dich und rufe mir Bontemps, daß er mich zu meiner Mutter begleite."

Digitized by Google

„Euer Majestät," erwiederte Madame Henriette, vor dem

Digitized by Google

D'Artagnan eilte fort und La-Porte sprang nach Bontemps, um in fünf Minuten mit demselben zurückzukehren. Diese Zwischenzeit hatte der König dazu benützt, sich wenigstens äußerlich wieder vollkommen zu fassen, obwohl es innerlich immer noch gleich heftig in ihm gährte. So bald Bontemps da war, schritten sie den Corridor hinab, der nach den Gemächern der Herzogin von Orleans führte.

Hier, in diesem Theile des Schlosses, herrschte eine ganz eigenthümliche Verwirrung. So bald nehmlich die Flucht des Fräuleins de La Baume entdeckt worden war, konnte Madame Henriette der Neugierde nicht widerstehen, deren Zimmer mit höchsteigenen Augen zu besichtigen, und dieselbe Neugierde trieb auch die Königin Mutter, welche man schnellstens von dem wichtigen Ereignisse benachrichtigt hatte, herbei. Natürlich aber ließen sich die Ehrendamen der genannten höchsten Herrschaften, die verschiedenen Herzoginnen, Gräfinnen, Marquisinnen und Baroninnen ebenfalls nicht abhalten, in das Gemach zu dringen, und so wurde dasselbe nicht nur dermaßen überfüllt, daß man sich kaum darin bewegen konnte, sondern man erlaubte sich auch, alle Kästen, Commoden und Schränke ohne weiteres zu öffnen und darin herumzuwühlen. Ueberdieß, welch ein Geschnatter und welch ein Spott- und Hohngelächter! Nein sicherlich — diese Scene war einer Königin und der Schwägerin eines Königs nicht würdig!

Jetzt hieß es plötzlich: der König kommt, und siehe da, auf einmal entstand die größte Stille. Sofort stellten sich die Damen in zwei Reihen auf und bildeten so eine Gasse, durch welche Ludwig XIV. hindurchschreiten konnte. Und hocherhobenen Hauptes schritt er hindurch, gerade auf den Platz zu, wo seine Mutter und Madame Henriette hielten.

„Madame," redete er die letztere an, ohne seiner Mutter einen Blick zu schenken; „Madame, ich höre, daß eine Ihrer Ehrendamen, Fräulein Louise Françoise de La Baume Le Blanc, heute Morgen plötzlich verschwunden ist. Können Sie mir sagen, worin der Grund dieses Verschwindens liegt?"

„Euer Majestät," erwiederte Madame Henriette, vor dem

strengen Blicke des Königs erbleichend; „Euer Majestät, ich kenne den Grund nicht, das heißt, ich . . . ich . . .“

In höchster Verwirrung schwieg sie still.

„Madame,“ fuhr der König mit furchtbar stolzer Kälte fort; „Madame, man hat mir gesagt, die höchst ehrenwerthe junge Dame, welche ich so tief verehre, als irgend sonst Jemanden in der Welt, sei durch äußerst gröbliche Invectiven zu dem verzweiflungsvollen Schritt getrieben worden. Haben Sie vielleicht irgend Theil an diesen Invectiven?“

Madame Henriette wurde noch bleicher als bisher, und ihr ganzer Körper fing an zu erzittern. „Eure Majestät verkennen mich vollständig,“ flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Mein Sohn,“ sprach jetzt die Königin Mutter, einen Schritt vortretend, so daß sie fast zwischen ihn und die Herzogin von Orleans zu stehen kam; „mein Sohn, ich finde, daß alle diese Fragen hier durchaus nicht am Platze sind. Wenn du dich zu mir bemühen willst, so werde ich nicht ermangeln, dir unter vier Augen die nöthige Auskunft zu geben; aber vor dem ganzen Hofe . . . .“

„Meine Mutter,“ unterbrach sie der König mit Eiseskälte, „die Reihe des Red- und Antwortgebens wird sogleich an Sie kommen. Für jetzt bin ich noch an Madame Henriette.“

„Mein Sohn,“ rief die Königin Mutter in aufbrausendem Tone, „ist dieß eine Antwort für Ihre Mutter? Sind Sie so wenig Herr Ihrer Leidenschaften?“

„Wenn ich,“ sprach der König mit tönender Stimme, indem seine Augen dabei funkelten, „wenn ich nicht Herr meiner Leidenschaften bin, so werde ich wenigstens denjenigen den Herrn zeigen, welche sich erkühnen, meinen Neigungen entgegenzutreten. Verstehen Sie mich, meine Mutter? Denn dieß geht Sie gerade so gut an, als irgend jemanden Sonst an diesem Hofe.“

Alles verstummte vor dem Donner seiner Worte, vor dem Flammenblitze seines Auges, und selbst die Königin Mutter fand im Augenblicke kein Wort der Entgegnung. Weil sie aber fühlte,

daß es sich darum handle, ob sie auch künftig noch etwas von dem Vorrechte einer Königin-Regentin und Vormünderin beibehalten und ausüben dürfe oder nicht, so trieb es sie unwillkürlich den Widerstand auf die Spitze zu treiben, und sie suchte nun durch Spott die durch das stolze Auftreten ihres Sohnes schon halb verlorene Position wieder zu erobern. „Wir Alle,“ sagte sie, indem sie ihre Blicke mit einem Achselzucken begleitete, „wir Alle wissen, daß Eure Majestät der Herr sind und ich als die erste Unterthanin des Reichs .....“

„Madame,“ unterbrach sie der König zum zweiten Male und dießmal in harter, fast rauher Weise; „Madame, ich rathe Ihnen an, in Ihren Mußestunden die Geschichte von Frankreich zu studieren, und von besonderem Interesse dürfte für Sie das Kapitel sein, welches von meinem Vorfahren, dem König Karl dem Siebenten und seiner Mutter Isabeau von Baiern handelt.“

Jetzt erbleichte auch die Königin Mutter, gerade wie früher Madame Henriette, und wie von Furcht bewegt antwortete sie nur durch eine stumme Verbeugung. Sie wußte nur zu gut, in welchem Verhältniß Karl VII. zu seiner Mutter Isabeau gestanden und wie er diese zuletzt wegen ihrer Herrschsucht in einem festen Schlosse gleichsam als Staatsgefangene verwahren ließ. Kein Mensch kann jedoch sagen, was möglicherweise noch weiter aus diesem Zusammenstoße von Mutter und Sohn entstanden wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke ein klirrender Schritt sich hätte hören lassen, der gleichsam wie im Sturme näher kam. Der Hereinstürmende war Capitänlieutenant d'Artagnan und im nächsten Momente stand er salutirend vor dem Könige.

„Gefunden, Sire, gefunden,“ rief er, „die flüchtige Taube sitzt wohlgeborgen im Klosterneste von Chaillot.“

„Zu Pferde, d'Artagnan, zu Pferde,“ schrie der König laut auf, und ohne weitere Notiz von den Damen zu nehmen, eine glühende Röthe im Gesicht, stürzte er zum Zimmer hinaus. Ihm auf dem Fuße folgte sein Capitänlieutenant.

In fünf Minuten war der König umgekleidet und nicht so lange hatte d'Artagnan gebraucht, um die Pferde satteln und

vorführen zu lassen. Nun sprengten sie fort, der König voran, eine Rosseslänge hinter ihm d'Artagnan; aber so furchtbar raste der König, daß es mehr ein Flug, als ein Ritt genannt werden konnte und der Capitänlieutenant, obwohl bekannt als einer der trefflichsten Rosselenker, Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

Zu Chaillot angekommen, verlangte der König augenblicklich in die Zelle des erst vor wenigen Stunden daselbst aufgenommenen Flüchtlings geführt zu werden. Die Nonnen, die Superiorin an der Spitze, verweigerten ihm den Eintritt und verwiesen ihn an's Gitter des Sprechzimmers. Ludwig XIV. kam vor Ungeduld fast außer sich, aber die frommen Schwestern wollten durchaus nicht nachgeben. Da trat hoch und stramm aufgerichtet, die Rechte grüßend am Hute, mit der Linken das lange Schwert fest fassend, Capitänlieutenant d'Artagnan hart vor die Oberin. „Hochwürdige Frau," sagte er, „für den König von Frankreich gibt's in allen seinen Landen keine verschlossenen Thüren." So sprechend schob er die Superiorin bei Seite, stemmte sich hart gegen die Thüre und einen Moment darauf stand für Ludwig den Vierzehnten das Innere des Heiligthums offen, das gesetzlich keines Mannes Fuß betreten sollte.

Nachdem Louise de La Baume von den Schwestern zur heiligen Maria in ihrem Kloster aufgenommen worden war, ließ man ihr sofort alle die Pflege angedeihen, welche ihr damaliger Zustand erforderte. Weil jedoch die Superiorin bald einsah, daß das Hauptleiden der Armen nicht sowohl in ihrer körperlichen Schwäche, als vielmehr im Innern ihrer Seele zu suchen sei, wies sie ihr nach einer Stunde eine stille, gegen den Garten hinaus gelegene Zelle an, damit sie da, sich selbst überlassen, durch Nachdenken und Gebet die nöthige Fassung zu erringen sich bestrebe. „Erst wenn Sie diese erlangt haben," sagte die fromme Oberin, „kann ich mit Ihnen über Ihren Vorsatz, als Schwester bei uns einzutreten, weiter sprechen." Hier nun in dieser Zelle saß Louise und überließ sich ihren Träumereien. Noch immer stand es fest in ihr, zu brechen mit der Welt, zu brechen mit

Allem, was sie lieb gehabt, und besonders mit ihm, der bisher ihre ganze Seele erfüllt hatte. Die heilige Stille des Orts that ihr wohl und mit Entsagung im Blicke schaute sie durch das schmale Gitterfenster in den bereits tief herbstlich gefärbten Garten hinab. Weit hinter ihr lag das Geräusch des Königsschlosses und sie glaubte jetzt überwunden, das Irdische vollständig abgestreift zu haben.

Doch horch, was war das? Klang es da nicht vom langen Gange her wie Sporentritt und Männerschritt? Erschallte da nicht die Stimme dessen, von dem jeder Ton in ihrem Herzen nachvibrirte? War es wirklich der König und hatte sie also Unrecht gehabt, wenn sie bis jetzt wähnte, auch von ihm verlassen worden zu sein? Laut auf jubelte ihr Herz und sie sprang der Thüre zu, um sich dem Geliebten entgegenzustürzen.

Aber nein! Sie war hieher gekommen, um sich Gott zu widmen, und die weltliche Liebe durfte also ihr Herz nicht mehr verunreinigen! „Heilige Mutter Gottes, verlaß mich nicht,“ betete sie, vor einem an der Wand angebrachten Bilde Maria's niederfallend. „Schütze mich mit deiner Gnadenfülle und stehe mir bei in dem Kampfe mit der Welt.“

Es war ihr tiefster Ernst mit diesem Gebet, aber inmitten des Betens erfaßte es sie mit Gewalt und wie nun König Ludwig die Thüre aufstieß, da konnte sie nicht anders, sie mußte sich ihm in die Arme werfen, sie mußte ihn an ihr Herz drücken, sie mußte wieder die seinige sein, ganz sein, für immer und ewig sein!

Was soll ich noch weiter hinzusetzen? D'Artagnan schaffte schnell einen Hofwagen herbei, und im Triumphe führte Ludwig XIV. seine angebetete Louise an den Hof von St. Germain zurück. Sie bezog aber nicht mehr ihr früheres Quartier, denn weil nun ihr Verhältniß zum König einmal öffentlich geworden war, so fiel es dem letzteren nicht allzuschwer, sie zu überreden, daß sie auf der andern Seite des Palastes einige Zimmer bezog, in welchen sie den Geliebten ohne Beengung und Beängstigung empfangen konnte.

Jetzt erst war sie das geworden, was man eine Mätresse nennt, aber — welch' eine bescheidene und demüthige Mätresse! Welch' ein Gegensatz gegen das, was man sonst unter einer dominirenden Courtisane zu verstehen pflegt! Ihr fiel es nicht ein, sich zu erheben oder auch nur die geringsten Ansprüche zu machen, im Gegentheil, es schien stets, als fühle sie sich durch das nach christlichen Begriffen Unerlaubte ihrer Verbindung gedrückt und als müßte sie die ganze Welt deßwegen um Verzeihung bitten, weil der König sie liebe!

Viertes Kapitel.

Der Sturz Foucquet's.

Eine merkwürdige Umwandlung war, wie wir aus dem vorigen Kapitel ersehen haben, mit dem früher so ganz und gar in Abhängigkeit von seiner Mutter und deren Freund, dem Cardinal Mazarin, lebenden Ludwig dem Vierzehnten vorgegangen; allein in dieser Umwandlung lag durchaus nichts Unnatürliches. Ist es ja doch eine auf tausendfältige Erfahrung gegründete Thatsache, daß ein Mann sich erst recht als Mann fühlt, wenn ihm ein Weib ganz in Liebe angehört! Woher dieß kommt, mögen die Herren Psychologen und Philosophen untersuchen; daß es sich aber so verhält, dafür kann man der Beispiele tausende und abertausende anführen, und das auffälligste lieferte, wie bereits gesagt, der Liebhaber des Fräuleins Louise Françoise de La Baume Le Blanc. Eine Zeit lang glaubte man, es werde mit dieser Selbstregierung des Königs in Bälde wieder ein Ende nehmen; man glaubte, Ludwig werde es bei den „ersten Versuchen", wie man sein Auftreten unmittelbar nach dem Tode Mazarin's nannte, bewenden lassen und sich später wieder ebenso durchaus dem Vergnügen widmen, wie früher. Nicht Wenige schworen sogar darauf, die Stelle eines leitenden Premierministers würde in kürzester Bälde wieder besetzt werden und zwar entweder mit

Foucquet, dem Oberintendanten der Finanzen, was damals so viel war als Finanzminister, oder noch besser und noch wahrscheinlicher mit dem Kriegsminister Marschall von Villeroi, dem nach des Kardinals Hingang bedeutendsten Manne am Hofe von Frankreich. Ueberdem — ließ es sich denken, daß Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwigs, auf einmal ihren ganzen Einfluß verloren haben könne, oder mußte man nicht viel eher vermuthen, das frühere Verhältniß werde sich sofort wieder herstellen, sobald die erste Hitze des Königs verflogen sei? Doch nein, so kam es nicht! Vielmehr blieb der König seinem nach Mazarin's Tod ausgesprochenen Worte treu und suchte von jener Zeit an als gänzlich selbstständiger Regent zu herrschen. Ja, um diese seine Selbstständigkeit desto besser wahren zu können, verabschiedete er sogar den Marschall von Villeroi und gestattete seiner Mutter nie mehr den Zutritt in das Cabinet. Letztere sah auch bald ein, daß es ihrem Sohne mit seinen Unabhängigkeitsbestrebungen vollkommener Ernst sei, und machte von nun an keinen Versuch mehr, sich in Regierungssachen oder sonstige wichtige Angelegenheiten einzumischen. Im Gegentheil zog sie sich sofort in sich selbst zurück und fand bald in den Uebungen frommer Werke, so wie in Beten und Fasten hinlänglichen Ersatz für die verlorene frühere weltliche Wirksamkeit.

Wenn nun aber mit Ludwig XIV. eine solche Umwandlung vorgegangen war, so versteht es sich von selbst, daß er seine Zeit jetzt anders anwenden mußte denn früher, und so verhielt es sich auch wirklich. Früh um acht, höchstens acht ein halb, erhob er sich, was, da er sehr spät zu Bette ging, sicherlich nicht gering anzuschlagen war, und eine Stunde später fanden sich die Minister bei ihm ein, um ihm Vortrag abzustatten. Diese gemeinsamen Geschäfte erledigten sich gewöhnlich bis zwölf Uhr Mittags und dann gab der König Audienzen bis zwei Uhr. Nicht selten aber empfing er in dieser Zeit auch einen einzelnen seiner Minister, wenn ein besonders wichtiger Gegenstand vorlag, oder beschäftigte er sich mit dem Durchlesen von Depeschen und andern schriftlichen Einläufen. Kurz, bis zum Diner widmete sich Ludwig in der

Regel nur den Geschäften und erst von dieser Zeit an gehörte er sich selbst und seinem Privatvergnügen. War es also unter solchen Umständen nicht ganz natürlich, daß der Hof, daß Frankreich, daß alle Welt mit Bewunderung auf den jungen Regenten blickte, der seine Pflichten als Monarch so vortrefflich erfüllte?

Uebrigens nicht blos die Pflichttreue und Arbeitskraft Ludwigs XIV. bewunderte man, sondern auch den sichern Tact und Verstand, der aus der Zusammensetzung seines Ministeriums erhellte, und ich kann daher nicht umhin, dem Leser diese Minister zu nennen. Der älteste derselben war Hugues de Lionne, ein Mann von unermüdlichem Eifer, der das Auswärtige besorgte; der zweite Michel le Tellier, ein entschiedener Kopf, der, was er wollte, recht wollte, sich aber schon nach wenigen Jahren zurückzog, um sein Departement, das des Kriegs, seinem noch entschiedeneren, noch rastlos thätigeren und noch genialeren Sohne François Michel le Tellier, Marquis de Louvois, zu überlassen; der dritte Jean Baptiste Colbert, ein damals noch ziemlich junger Mann (er war anno 1619 geboren) und ein Finanzgenie erster Größe, dem übrigens Anfangs das Departement des Hauses und der Marine oblag; endlich Nicolaus Foucquet, der Oberintendant der Finanzen, dessen Namen ich weiter oben schon genannt habe und von welchem sogleich des Mehreren die Rede sein wird. Mit diesen Vieren nun arbeitete König Ludwig XIV., und es war eine wirkliche Lust, zu sehen, wie rasch und prompt die Geschäfte abgewickelt wurden.

So stand es um Ludwig XIV. zu Anfang seiner Verbindung mit Louise Françoise de La Baume Le Blanc, und der Einfluß, den letztere auf ihren Geliebten ausübte, konnte also mit viel mehr Recht ein wohlthätiger als ein schädlicher genannt werden. Freilich aber darf umgekehrt auch nicht verschwiegen werden, daß er fast alle die Zeit, die er nicht den Geschäften widmete, nur allein bei ihr zubrachte und daß also die Königin sowohl als die Königin Mutter sich über manche Vernachlässigung zu beklagen hatten. Doch suchte er durch Festlichkeiten, die er dem Hofe gab und bei welchen die beiden Königinnen nie fehlen durften, gar

vieles wieder gut zu machen, und Louise Françoise selbst ließ es ohnehin an demüthiger Unterwürfigkeit nie fehlen. Ja demüthig und unterwürfig war sie, diese erste Geliebte Ludwigs XIV., demüthig und unterwürfig fast über die Maaßen. Hunderte wandten sich an sie, um durch ihre Vermittlung etwas, sei es dieß oder das, vom Könige zu erlangen; aber nie bevorwortete sie ein Gesuch und noch weniger ließ sie sich dazu herbei, etwas für sich selbst oder ihre Familie zu erbitten. Eben so fremd blieb sie der Politik, das ist der Regierung des Staates, und nicht einmal in den Hofangelegenheiten, selbst nicht in den geringsten, suchte sie je ein Wörtchen mitzusprechen. Der König war ihr ja nicht König, sondern nur der Geliebte, und am liebsten würde sie mit ihm, fern von dem Getriebe der Welt, auf irgend einer einsamen Insel, ihr ganzes Leben verträumt haben. Ein Mann aber, der so geliebt wurde, hätte der nicht glücklich sein sollen?

Und er war glücklich, König Ludwig XIV. — glücklich wie es nur ein Liebender sein kann aber doch gab es auch wieder Stunden, in welchen der Spiegel seines Freudenhimmels mit einem tiefen Schatten überzogen wurde, und von einigen dieser Stunden will ich Bericht erstatten. Eines Tags, im Sommer 1661, fühlte sich Louise de La Baume unwohl, und der Leibarzt, über ihren Zustand befragt, meinte, eine Luftveränderung würde ihr gut thun. Sogleich befahl also der König, daß der Hof nach St. Germain übersiedle, und seine Louise erhielt dort ein vom Schlosse getrennt liegendes Haus, dessen großer Garten an den Wald stieß. Hier konnten sich die Liebenden ungestört sehen und viele Stunden brachten sie mit einander in süßen Plaudereien zu. Nun begab sich nach Verfluß einiger Wochen, daß der König über ein paar Regimenter seiner Truppen Revue hielt, und selbstverständlich waren die sämmtlichen Damen seines Hofs eingeladen, diesem militärischen Gepränge zuzusehen. Auch Louise de La Baume durfte nicht fehlen und ihr Geliebter hatte ihr natürlich, ohne daß es besonders auffiel, einen bevorzugten Platz einzuräumen gewußt. Die Truppen defilirten und die Officiere salutirten die Damen. Da bemerkte der König, der seine Schöne die ganze Zeit über

nicht aus den Augen ließ, wie diese einem der Offiziere, einem jungen hübschen nur erst den Rang eines Lieutenants begleitenden Manne, ein äußerst freundliches Lächeln zusandte und ihn sogar einmal ganz vertraut, obwohl verstohlen, mit den Augen grüßte. Dieses Lächeln und Grüßen schnitt dem Könige in's Herz; doch ließ er sich äußerlich nichts anmerken und die Revue ging vorüber, ohne daß er ein Wort geäußert hätte. Am Abend jedoch, als er seine Louise wie gewöhnlich besuchte, fragte er sie plötzlich in strengem Tone, wer der junge Offizier gewesen sei, dem sie so auffällig zugewinkt habe. Erschreckt schwieg Louise de La Baume, denn sie war diesen Ton der Strenge nicht gewohnt.

„Ich will Antwort,“ rief jetzt der König heftig. „Ungeschminkte, offene Antwort will ich!“

„Euer Majestät,“ erwiederte Louise zitternd, vermochte aber kein Wort weiter hervorzubringen.

„Ha, Ungetreue,“ fuhr sie der Monarch an, „so vergiltst Du mir meine Liebe? Du glaubtest, ich bemerke es nicht, aber keiner eurer Blicke ist mir entgangen. Heraus also mit seinem Namen, oder bei meiner armen Seele, ich werde strenge Maßregeln treffen.“

Bei diesen Worten brach Louise Françoise in einen Strom von Thränen aus. „O Ludwig, Ludwig,“ schluchzte sie, „habe ich das um Dich verdient? Es ist möglich, daß ich unrecht that, aber ich konnte wahrhaftig nicht anders, denn er ist ja mein leiblicher Bruder.“

„Dein Bruder?“ jauchzte Ludwig, indem er vor ihr auf die Kniee stürzte und ihre Hände mit seinen Küssen überdeckte. „Dein wirklicher, leiblicher Bruder? Ach, was war ich doch für ein thörichter, argwöhnischer Mensch! Aber, theuerstes Mädchen, warum hast Du mir nicht längst gesagt, daß Du einen Bruder in meiner Armee hast? Mein Gott, der Abgott meines Herzens besitzt einen Bruder, und dieser Bruder ist nichts weiter, als ein gewöhnlicher Lieutenant, während ich, ihr Geliebter, der König von Frankreich bin!“

„Ach, mein Geliebter,“ lächelte Louise unter Thränen, „darum

eben, weil Du der König bist, sagte ich Dir nichts von meinem Bruder, denn ich fürchtete, Du würdest ihn auszeichnen, und dann hätte man ein Recht, mich zu schelten, daß ich so eigennützig sei."

Der König war entzückt von ihr und schloß sie mit doppelter Liebe an sein Herz. Nichts destoweniger ließ er sich gleich den andern Tag den Lieutenant Chevalier de La Baume Le Blanc vorstellen, verlieh ihm sofort unter Erhebung zum Obrist das Commando eines Regiments und machte ihn später zum Gouverneur von Bourdonnais.

Aus dieser kurzen Geschichte ersieht man zur Genüge, wie unendlich weit Louise de La Baume ihre Uneigennützigkeit, Demuth und Bescheidenheit trieb; man sieht aber auch daraus, wie leicht Ludwig XIV. zur Eifersucht gereizt werden konnte. Und wenn er dann wirklich eine Handhabe fand, oder wenn er gar vollends den Beweis erhielt, daß ein Dritter sich erkühne, seine Augen bis zu dem Gegenstande zu erheben, dem er selbst seine Liebe geschenkt hatte, dann verwandelte sich die Eifersucht in Wuth und diese Wuth ruhte nicht, als bis der Gegner auf den Tod getroffen war. Die Wahrheit dieses Satzes bewies sich am besten an der Geschichte des Herrn Nicolas Foucquet, des Oberintendanten der Finanzen, und darum darf ich auch diese Geschichte dem Leser nicht vorenthalten.

Nicolas Foucquet war von guter und reicher, aber keineswegs hochadeliger Familie, die ihre Heimath in der Bretagne hatte, und auf seine Erziehung wurde viel verwandt. So erwarb er sich gute Kenntnisse, besonders im Finanzfache, und dieß mochte auch der Grund sein, warum ihn schon der Cardinal Mazarin von Stufe zu Stufe vorrücken ließ. Weit mehr übrigens, als durch seine Kenntnisse, zeichnete sich der Herr Oberintendant durch seine vornehmen Manieren aus, und da er damit eine imponirende Gestalt, so wie ein nobles Gesicht mit einem feurigen Auge verband, so machte er in der That auf Jedermann, vor allem auf die Weiber, den besten Eindruck. Rechnet man dann noch hinzu, daß derselbe die Freigebigkeit selbst war, und nicht nur Niemanden, der sich an ihn wandte, mit einer abschläglichen Antwort von sich wies,

sondern vielmehr gar Vielen mit einer wahrhaft fürstlichen Großmuth entgegenkam und ihnen von selbst Summen antrug, die zu begehren sie nie den Muth gehabt hätten, so wird man es begreiflich finden, daß Nicolas Foucquet nach und nach einen starken Anhang fand und daß dieser Anhang nicht höher schwur, als auf seinen Namen. So nistete sich mit der Zeit der Stolz im Herzen Foucquets ein und weil ihm — ich meine seiner Person, unterstützt von seinen Präsenten — beinahe noch kein weibliches Wesen der untergeordneteren Klassen in die Länge widerstanden hatte, so meinte er am Ende seine Wünsche — und man sagte ihm nach, daß er der Liebe sehr zugethan sei — auch höher hinauf tragen zu dürfen, ohne eine abschlägliche Antwort befürchten zu müssen. Nicht minder kitzelte ihn der Hochmuth seinen Mitcollegen gegenüber, und seit Mazarins Tod benahm er sich gegen sie, als ob er ihnen nicht gleichgestellt, sondern vielmehr ihnen vorgesetzt wäre. Ja er spielte, um es kurz zu sagen, den künftigen Premier, und er glaubte wohl auch ernstlich, daß ihm dieser hohe Posten unmöglich entgehen könne. Was Wunder also, wenn die andern drei Minister sich nun unter sich verbündeten und insgeheim alle Notizen sammelten, welche seiner Zeit dazu dienen konnten, den stolzen Collegen zu stürzen? Was Wunder, wenn besonders Jean Baptiste Colbert sich dieß eigens zur Lebensaufgabe machte, da sein ganzes Dichten und Trachten dahin ging, den Finanzminister nicht blos zu verdrängen, sondern ihn auch in seinem Amte zu beerben? Und doch — trotz aller Mühe, die sie sich gaben — wie wahrscheinlich ist es, daß es ihnen nicht geglückt wäre, wenn nicht die Eifersucht des Königs mit in's Spiel gekommen sein würde!

Es war eines Tags zu Ende des Monats Juli 1661, als Nicolas Foucquet in äußerst aufgeregter Stimmung in dem Geheim-Zimmer, das er sich in seinem großen Palaste zu Paris eingerichtet hatte, auf- und abging. Von diesem Zimmer führte eine hinter einer Tapetenwand verborgene Treppe in den Garten, der sich auf drei Seiten des Palais ausbreitete, hinab, und von diesem Garten oder Park konnte man durch eine schmale Pforte in's Freie gelangen. Der Oberintendant hatte dieß so einrichten lassen, damit

er seinen Palast verlassen konnte, ohne daß Jemand darum wußte; noch mehr deßwegen, damit er Gelegenheit habe, Besuche zu empfangen, in deren Interesse es lag, von Niemanden gesehen worden zu sein. Und in der That, manche Dame in Paris kannte dies Gartenpförtlein, und darunter mehr als eine, welche vor der Welt als Muster einer treuen Gattin oder als ein Vorbild liebenswürdiger kindlicher Unschuld galt. Mein Gott, es war ja so schwer, einem Manne von solchen Verdiensten, einem Manne, bei dem das Geld gleichsam über Nacht aus dem Boden zu wachsen schien, die unschuldige Bitte um ein kleines tête-à-tête abzuschlagen, und wenn dann auch eine süße Schäferstunde daraus wurde, nun gut, es wußte ja Niemand darum! Uebrigens nicht blos zur Vermittlung von verliebten Zusammenkünften diente dies Pförtlein, sondern der Herr Oberintendant überließ auch nicht selten anderen Personen einen Schlüssel zu demselben, natürlich aber nur solchen, welchen er sein besonderes Vertrauen schenkte und die ihm ihrerseits etwas im Vertrauen mitzutheilen hatten. Auf eine solche Person nun wartete Nicolas Foucquet an dem Tage, von dem ich oben gesprochen habe, und mit jeder Minute längeren Zuwartens steigerte sich seine Ungeduld. Endlich hörte er einen leisen Tritt, wie den einer Katze, und im selben Augenblicke öffnete sich geräuschlos die Tapetenthüre, um eine ältere, sehr magere und spitznasige, auch sonst keineswegs schöne, dagegen aber sehr verschmitzt aussehende Dame einzulassen.

„Ha, Madame Du Plessis-Bellière,“ rief ihr der Oberintendant unwillig entgegen, „dießmal haben Sie mich ungewöhnlich lang warten lassen, oder trafen Sie vielleicht Fräulein de Fouilloux nicht zu Hause an?“

„Wohl traf ich sie zu Hause,“ erwiederte die hagere Dame ganz ruhig, indem sie sich, als ob sie hier zu Hause wäre, in einen Fauteuil fallen ließ; „allein ich glaube deßwegen doch, daß ich einen Fehlgang gemacht habe.“

„Wie?“ sagte Foucquet, seiner Vertrauten — und dieß war sie wirklich, denn sie vermittelte eine Menge der delicatesten Angelegenheiten für ihn — einen verwunderten Blick zuwerfend.

„Das begreife ich wahrhaftig nicht recht. Ich statte das Fräulein de Fouilloux, eine blutarme junge Dame, die mich von Haut und Haar nichts angeht, die aber so glücklich ist, eine Cousine der Fräulein de La Baume zu sein, mit fünfzigtausend Gulden aus, damit sie ihren Geliebten, den Marquis de Sourdis, heirathen kann, und diese junge Dame weigert sich nun etwa, mir bei ihrer Cousine de La Baume das Wort zu reden?"

„Nein," versetzte die Dame, „dessen weigert sie sich nicht, sondern sie will vielmehr Alles thun, was in ihren Kräften steht, und es daher auch versuchen, mir Zutritt bei ihr zu verschaffen. Allein sie ist fest überzeugt, daß alle Ihre Bemühungen vergeblich sein werden, indem die Geliebte des Königs für nichts Sinn habe, als nur für ihn, und ehrlich gestanden, derselben Ansicht bin auch ich."

„Pah!" höhnte der Intendant. „Für nichts Sinn haben als für den Liebhaber! Ein Weib und Einem treu bleiben! Unsinn über Unsinn! Wissen Sie, was ich thue? Ich verehre ihr gleich zum Einstand ein Etui, in welchem zwanzigtausend neue Pistolen liegen, und da will ich doch sehen, ob sie nur eine Minute lang zögert. Das Etui steht schon parat und sobald Sie Zutritt zu ihr haben, so werden Sie es ihr bringen."

„Hm! Hm!" meinte jetzt die Dame. „Die Fouilloux warnte mich, denn, sagte sie, wenn der König etwas erführe, so könnte es fürchterliche Folgen haben, und . . . und . . . Nun, lassen wir das, aber wissen möchte ich doch, warum Sie gerade für die La Baume so außerordentlich eingenommen sind, während doch andere Damen genug am Hofe sind, die sich einer weit größeren Schönheit rühmen können. Mein Geschmack wäre sie einmal nicht; das Mondscheingesicht und Spinnenwebenkörperchen, das!"

„Ihr Geschmack, Bellière?" lachte Foucquet laut auf. „Nun, wahrhaftig, wenn ich mich nach diesem zu richten hätte! Aber," fuhr er ernsthafter werdend fort, „Sie haben recht; die Schönheit ist's nicht, oder wenigstens ist sie's nicht allein, die mich zu Louisen de La Baume hinzieht, und eben so wenig ist's ihre vielgerühmte Liebenswürdigkeit, obwohl diese eine große Anziehungskraft auf

mich ausübt. Allein," rief er, sich stolz aufrichtend, „wissen Sie, was ich bin, wenn es mir gelingt, Fräulein de La Baume für mich zu gewinnen? Dann bin ich der Herr von ganz Frankreich, denn das Fräulein beherrscht den König, wie nur je ein Weib einen Mann beherrscht hat, und sie wird ihn leicht überreden, mir die Leitung der Staatsgeschäfte gänzlich zu überlassen, damit sie beide rein der Liebe und dem Vergnügen leben könnten."

„Ah, jetzt begreife ich," entgegnete Madame Du Plessis-Bellière, indem sie den Mund zu ungewöhnlicher Breite verzog. „Ja, ja, jetzt begreife ich's und finde es auch ganz natürlich, daß Sie so große Summen an das unscheinbare Geschöpf wenden wollen. Doch wenn es Ihnen auf das Geld nicht ankommt, warum geben Sie nicht wieder einmal ein Fest, zu dem Sie den König mit dem Hofe einladen? Da könnten Sie die bewußte Dame besonders auszeichnen; da könnten Sie ihr die zugedachten Präsente auf ganz unverdächtige Weise übermachen und da fände sich auch am leichtesten Gelegenheit zum einem Zwiegespräch und Stelldichein."

Der Oberintendant sprang lebhaft auf, als er diese Worte hörte, und ging mit langen Schritten auf und nieder. „Sie haben recht und ich werde Ihren Rathschlag befolgen."

Mit voller Energie ging er auf die Sache ein und vor allem holte er die Einwilligung Ludwigs XIV. bei dem Feste zu erscheinen, ein. Dann ging's an die Ausführung, und bald sprach man in ganz Paris von nichts Anderem, als von der großartigen Fête. die der Oberintendant dem Könige nebst dem ganzen Hofe in der Mitte des Monats August geben werde. In Vaux-Le-Vicomte sollte dieselbe stattfinden, denn die weiten Ländereien dieser Grafschaft gehörten alle dem Herrn Nicolas Foucquet und inmitten derselben lag ein prächtiges Schloß, das mit seinem Parke jedem Lustschlosse des Königs die Spitze bieten konnte. Tausende von Händen wurden sofort in Bewegung gesetzt, um alles würdig vorzubereiten, und Hunderttausende von Goldthalern verschwanden aus der Kasse des Herrn Intendanten, um die Künstler und Arbeiter zu bezahlen. Foucquet wollte etwas bieten, was noch nicht dagewesen war, und selbst die Feste,

welche der König und früher seine Mutter in St. Germain oder Fontainebleau gegeben hatte, sollten übertroffen werden.

Am 14. August kam der Oberintendant von Vaux, wo er in den letzten paar Wochen eine fast übermenschliche Thätigkeit entwickelt hatte, nach St. Germain, um den König nebst seinem Staate abzuholen, und den Tag darauf fuhr Ludwig XIV. mit Allem, was zum Hofe gehörte, Herrn und Damen, in mehr als dreißig theils sechstheils vierspännigen Wägen dahin ab. Auch die Minister waren dabei, und ebenso verschiedene Herren des Parlaments, wie auch nicht minder die fremden Gesandten nebst andern hervorragenden Personen. Kurz, man hatte noch selten einen so glänzenden Zug gesehen, und verwundert fragten sich die Bewohner von Paris, ob denn Schloß Vaux auch groß genug sei, um diese ganze vornehme Völkerwanderung aufzunehmen. Aber es war groß genug, und was nicht darinnen Platz fand, wurde in Nebenhäusern, die man zu diesem Behufe in aller Eile aufgerichtet hatte, untergebracht. Auch staunte Jedermann über die splendide Aufnahme, so wie noch mehr über die Einrichtung der Zimmer, welche die solide Pracht der Appartements im Louvre, wenigstens zum Theil, noch übertraf. Die allergrößte Bewunderung jedoch erregte die Thatsache, daß Nicolas Foucquet, um schattige Alleen um das Schloß herum zu bekommen — hieran fehlte es dorten — tausende von großen starken Bäumen mit sammt ihrem Wurzelstock und dem ihnen Nahrung gebenden Erdkörper nach Vaux hatte transportiren lassen, denn nicht blos mußte das Ausgraben, Transportiren und Wiedereinsetzen der Bäume eine kolossale Summe Geldes gekostet haben, sondern es war dieß auch eine Riesenarbeit, deren Vollendung in so kurzer Zeit fast eine Unmöglichkeit schien.

Wenn nun aber dieß alles schon gerechtes Staunen erregen mußte, wie viel mehr noch das Fest selbst! Wahrhaftig es übertraf an Großartigkeit, Glanz, Reichthum und Schönheit alles, was bis jetzt dagewesen war, und ich könnte daher ganze Seiten mit seiner Beschreibung füllen. Doch begnüge ich mich mit einigen wenigen kurzen Andeutungen, indem schon aus diesen zur Genüge hervorgeht, welch' hohes Spiel der Oberintendant spielte. Man

wisse also, daß in der Schnelligkeit, mitten unter hohen Bäumen, zwischen deren Zweigen tausende von Lichtern hervorglänzten, ein Theater errichtet war, und daß auf diesem Theater Molières Dichtung: »Les Fâcheux«, unter des Dichters Leitung selbst, zum ersten Male gegeben wurde. Man wisse, daß ferner ein Ball stattfand, und zwar in Räumen, welche den verzauberten Gärten Armida's glichen. Man wisse, daß darauf ein Feuerwerk abgebrannt wurde, bei dem Kanonenschüsse den Tact angaben und das mit einer Girandola von zehntausend zumal aufzischenden Raketen endigte. Man wisse endlich, daß bei dem Banquet, welches den Schluß des Ganzen machte, nur allein das Feinste, Theuerste und Ausgesuchteste sowohl an Speisen als an Weinen auf die Tafel kam und daß das aufwartende Personal, bestehend aus hundert der schönsten jungen Männer, nach einer ganz neuen Erfindung aufgeputzt, in Kleidern von lauter Gold und Sammt erschien. Kurz, der Aufwand, den Foucquet machte, war ein gränzenloser und man schätzte nachher die Kosten dieses Festes auf mehr als eine Million Gulden. Das aber gab ebenfalls Jedermann zu, daß der Herr Oberintendant das Geld keineswegs auf eine plumpe, glücksritterartige Weise vergeudete, sondern daß er dabei einen Geschmack zeigte, welcher nur den Feinstgebildeten eigen zu sein pflegt. Ueberdem wie sinnig wußte er nicht dem Könige bei jeder einzelnen Parthie des Festes zu schmeicheln und wie galant erwies er sich nicht gegen die Damen, vor allem gegen das Fräulein Louise de La Baume, welcher er fast größere Beachtung erwies, als selbst Ihrer Majestät der Königin!

Nach allem diesem hätte man nun glauben sollen, daß Ludwig XIV. sich über die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten in besonders gehobener Stimmung befunden haben und für seinen Oberintendanten in höchstem Grade eingenommen gewesen sein müsse; allein eigenthümlich — wenn es auch vielleicht anfänglich so war, so erfolgte doch schließlich das gerade Gegentheil!

Am Morgen nach dem Balle, am zweiten Tage der Anwesenheit des Hofes in Vaux, erbat sich Jean Baptiste Colbert Audienz beim Könige, um demselben verschiedene Ausfertigungen zur Unter-

schrift vorzulegen, und nachdem dieses Geschäft erledigt, fragte er Seine Majestät, ob Sie geneigt wäre, ihn in einer schon vielfach früher angeregten Angelegenheit nochmals anzuhören, da sich in derselben neue Indicien ergeben hätten.

„Sie wollen," erwiederte der König, „ohne Zweifel wieder auf meinen Oberintendanten, Herrn Foucquet, zu sprechen kommen, gegen dessen Treue und Ehrlichkeit Sie mich nun schon so oft einzunehmen gesucht haben."

„Eure Majestät," sagte Colbert, „jedesmal, wenn ich diesen Gegenstand berührte, that ich es, weil mich meine Pflicht, die Sorge um Eurer Majestät Wohl dazu trieb, und dies ist auch heute wieder der Grund, warum ich darauf zurückkommen muß. Andere Motive kenne ich nicht, und ebensowenig kennen sie meine Collegen, die Herren de Lionne und Le-Tellier, welche in Allem, was Herrn Foucquet betrifft, vollständig mit mir übereinstimmen. Uebrigens, glaube ich, werden Eure Majestät selbst sich nunmehr wenigstens über Einen der verschiedenen Vorwürfe, die wir dem Herrn Oberintendanten machen, in's Klare gesetzt haben, ich meine den Vorwurf der tollsten Verschwendung, von der man noch je bei einem Privatmanne gehört hat."

„Ich gestehe zu," versetzte Ludwig XIV, „daß der Aufwand dieses Festes, das mir Herr Foucquet gibt, ein weitaus übertriebener ist, und nicht minder muß ich zugeben, daß er, obwohl ein Unterthan, die Absicht zu haben scheint, es dem Königshofe zuvorzuthun; allein jedenfalls wollte er mir Ehre erweisen und eine solche Absicht macht alles wieder gut."

„Gewiß, Majestät," entgegnete Colbert; „ganz sicherlich ist es so und ich würde kein Wort verlieren, wenn es sich nur von diesem Feste, also nur von einem einmaligen Aufwande handeln würde; dem ist aber durchaus nicht so, sondern die Ausgaben Herrn Foucquets sind in jedem Monat die gleichen, und wenn man sie nach einem Jahre summirt, so kommt eine Zahl heraus, die nur wenig unter zwei Millionen betragen kann. Genießen doch mehr als tausend Personen einer freiwilligen jährlichen Unterstützung von ihm, gerade wie wenn er ein Regent wäre, der Pensionen aus-

zutheilen das Recht hat! Ueberdem hält er täglich offene Tafel mit dreißig bis vierzig Gedecken und was er sich die Weiber kosten läßt, dieß ist in ganz Paris sprichwörtlich."

„Mag sein," sagte der König achselzuckend; „ich will sogar glauben, daß es sich so verhält. Dagegen weiß ich positiv, daß Foucquet von Haus aus ein großes Vermögen besitzt, und" setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „die Oberintendantenstelle hat ihrem Besitzer noch immer erkleckliche Summen eingetragen. Das läßt sich einmal nicht ändern, außer wenn man das ganze Finanzwesen unseres Staates umändern würde."

„Solches wird auch geschehen müssen, wenn Frankreichs Einnahmsquellen gedeihen sollen," rief Colbert rasch; „allein so lange Nicolas Foucquet am Ruder ist, so lange wird er sich dem hartnäckig widersetzen, denn er könnte ja dann nicht mehr auf solch' unverantwortliche Weise, wie er seither gethan, mit den Staatsgeldern hausen. Wissen Eure Majestät schon, was er sich in den letzten Tagen erst erlaubt hat? Nun, daß er in Paris ein großes Hôtel besitzt, ist bekannt; eben so bekannt sind die weitläuftigen Ländereien, welche er hier in Vaux und in St. Mandé eignet; nun hat er aber neustens auch noch vom Herzog von Vendôme das Herzogthum Penthièvre um drei Millionen Livres gekauft, und er ist jetzt einer der reichsten Grundeigenthümer Frankreichs. Wo will das hinaus, Majestät? Eine solch' schreiende Veruntreuung der Einnahmen des Landes verdient Strafe, und Ehre und Pflicht gebieten mir daher, darauf anzutragen..."

„Halt, halt, mein lieber Colbert," unterbrach ihn der König, „das geht zu weit. Noch fehlen die Beweise, daß der Oberintendant ein Dieb und Betrüger ist, und ich kann ihn also auch nicht als solchen verhaften und in Untersuchung ziehen lassen."

„Wie Eure Majestät befehlen," erwiederte Colbert, sich vor Verdruß auf die Lippen beißend; „aber noch bin ich mit meinen Nachrichten nicht zu Ende. Mein allergnädigster Herr und König," fuhr er nun in langsamem Tone fort, indem er auf jedes Wort einen besonderen Nachdruck legte, „wird sich erinnern, daß Nicolas Foucquet schon vor drei Jahren, anno 1658, von dem Herzog

von Retz, dem Sohne des Marschalls, der mit seinen Geldern etwas allzuverschwenderisch umging, die an der Südküste von Bretagne liegende Insel Belle-Isle käuflich erworben hat. Diese Insel, das alte Caloneſus der Römer, hat zwar nur einen Umfang von vier oder fünf Quadratmeilen und ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf nicht mehr als fünf oder sechs tausend; aber schon die Römer erkannten die Wichtigkeit ihrer Lage und erbauten daher ein Kastell auf ihr, vermittelst dessen sie die ganze Küste beherrschten. Letzteres ist natürlich längst zerfallen; doch was thut nun Nicolas Foucquet? Er führt in dem Hafenort Le Palais Festungswerke auf, bringt Kanonen in die Werke und versieht sie mit Munition. Ja, er macht aus Belle-Isle einen förmlichen Kriegsplatz, unterhält eine Garnison darinnen und ernennt einen Commandanten, der nur ihm verantwortlich ist, nur von ihm Befehle anzunehmen hat. Kurz, er spielt auf der Insel den souveränen Herrn, und wenn er heute will, so kann er daselbst Eurer Majestät ganzen Seemacht Trotz bieten. Wenn er aber gar vollends damit umginge, den Verräther zu spielen und die Insel den Engländern zu überliefern, so könnten diese von dort aus die ganze bretagnische Küste alarmiren und selbst der Zutritt zu der großen Stadt Nantes stünde ihnen offen. Können und wollen nun Eure Majestät dulden, daß einer Ihrer Unterthanen sich so hoch erhebt, um, wie in den Tagen der Fronde, seinem Herrn und König mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten?"

Ludwig XIV. war offenbar von dem, was Colbert sagte, nicht wenig ergriffen, und schon neigte sich die Wagschale zu Ungunsten seines Oberintendanten. Doch nach wenigen Augenblicken ruhigen Nachdenkens klärte sich sein Gesicht wieder auf und man sah, daß er den schlimmen Verdacht, der in ihm aufgestiegen war, ohne weiteres über Bord geworfen habe. „Das, was Sie mir über die Befestigung von Belle-Isle mittheilen," sagte er mit größter Ruhe, „hat seine vollkommene Richtigkeit; allein es ist für mich nichts Neues, denn Foucquet setzte mich schon vor Wochen davon in Kenntniß. Eins übrigens haben Sie dabei vergessen, nämlich das, daß der Intendant zu all' dem, was er vornahm,

durch seinen Kaufbrief nicht blos berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist, und der verstorbene Kardinal Mazarin, gewiß ein Menschenkenner, wie Wenige, war es selbst, der ihm diese Verpflichtung auferlegte, damit nicht die Engländer die Insel einmal unversehens überrumpelten. Sie sehen also, Colbert, daß auch diese Verdächtigung des Intendanten nicht gut fundirt ist, und Sie müssen sich also schon," setzte er nicht ohne Spott hinzu, „auf bessere Beweisgründe besinnen, wenn es Ihnen gelingen soll, Foucquet von seinem wichtigen Posten zu verdrängen."

Mit tief niedergeschlagenen Augen wagte Colbert kein weiteres Wort der Entgegnung, und wie ihn nun der König entließ, hatte er bereits alle Hoffnung aufgegeben, je mit seiner Klage gegen den Intendanten durchzubringen. Eine kleine halbe Stunde später jedoch — wie ganz anders sah es da aus!

Unmittelbar nach der Entlassung Colberts beeilte sich der König, dem Fräulein de La Baume seinen Besuch abzustatten, und er freute sich schon im Voraus auf die herzliche Liebe, mit der sie ihm entgegen kommen werde. Rasch eilte er die Treppe hinauf, welche nach ihrem Zimmer führte, und noch rascher, ohne anzuklopfen, öffnete er die Thüre zu ihrem Boudoir. Doch wie erstaunte, wie erschrack er nicht, als er sie ganz trostlos und gleichsam in Thränen gebadet auf einen Divan hingesunken fand! Er warf sich neben ihr nieder, schloß sie zärtlich in seine Arme und bat sie inständig, ihm zu sagen, was sie in diesen Zustand gebracht habe. Lange Zeit vermochte sie vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen und als sie es endlich doch versuchte, so konnte er aus den zusammenhangslosen Ausrufen unmöglich klug werden.

„Was ging hier vor?" fragte er sofort ihre Kammerfrau, welche rathlos zur Seite stand.

„Sire," erwiederte diese, „ich kann mir's nicht erklären. Vor zwanzig Minuten vielleicht übergab mir ein Diener des Herrn Oberintendanten Foucquet ein kleines, aber sehr schweres Paquet, mit dem Auftrag, es meiner Herrin, dem Fräulein de la Baume, von Seiten seines Gebieters zuzustellen. Ich that so, ohne etwas Böses zu ahnen, und das Fräulein befahl mir, das Paquet auf

den Tisch nebenan zu legen, da sie im Augenblicke keine Zeit habe, es zu öffnen. Dann ging ich hinaus, um etwas zu besorgen, das sie mir aufgetragen hatte, und dieß nahm etwa fünf Minuten in Anspruch. Wie ich nun aber wieder in's Zimmer trat, da fand ich sie in dem Zustand, in dem sie Eure Majestät jetzt noch sehen, denn das Weinen und Jammern hat seither nicht einen Augenblick lang nachgelassen."

„Wo ist das Paquet?" rief der König hastig.

„Ich legte es hier nebenan," antwortete die Kammerfrau, auf einen Tisch hindeutend; „aber, wahrhaftig, was sehe ich? Das Fräulein hat das Paquet eröffnet."

Mit einem einzigen Sprunge war der König neben dem Tische und besah sich den Inhalt des Paquets. Er bestand aus nichts als einem wunderbar schön gearbeiteten Etui, in welchem der Schlüssel stack, sowie aus einem süß duftenden Briefchen, welches offen daneben lag. Unwillkürlich öffnete Ludwig zuerst das Kästchen, und wie er einen Blick hineinwarf, sah er, daß es von unten bis oben mit neuen funkelnden Pistolen, oder wie man sie auch hieß, Louisd'oren gefüllt war. „Ha!" rief er und griff nach dem Briefchen. Er las es durch von Anfang bis zu Ende, aber während des Lesens zerknitterte er es fast mit den Händen. „Hölle und Teufel," fluchte er, und aus diesem Fluche konnte man sehen, wie furchtbar aufgeregt er sein mußte, denn er hatte sich sonst immer so sehr in der Gewalt, daß er jede an's Unanständige auch nur angränzende Aeußerung zu unterdrücken wußte. „Höll' und Teufel, ein förmlicher Liebesantrag und dazu ein mehr als fürstliches Präsent, um den Antrag zu unterstützen. Ha, der Verräther! Der niederzüchtige Verräther! Und das Mir, dem Könige, seinem Herrn! Aber er soll es büßen; bei meiner unsterblichen Seele, er soll es büßen von jetzt an sein Leben lang!"

Er war im Begriff, aus dem Zimmer zu stürzen, aber Fräulein de La Baume hatte sich jetzt wieder etwas gefaßt und legte eben ihren weichen Arm um seine Hüfte. „O Ludwig, Ludwig!" hauchte sie, „muß ich nicht eine Elende, Verworfene sein, daß man es wagt, mir einen solchen Antrag zu machen?"

„Du?" rief Ludwig XIV., „Du bist das reinste Wesen von der Welt; aber er . . . er . . . er! Doch fasse Dich, Geliebte, Du sollst Deine Genugthuung haben."

Fort stürmte er, in seine Zimmer hinab, und das erste, was er that, war, daß er den vor einer Viertelstunde erst so ungünstig entlassenen Colbert auf's schleunigste vor sich beschied.

„Sie hatten Recht, Colbert," rief er ihm entgegen, „Foucquet ist ein Dieb, ein Betrüger, ein Staatsverräther, und ich will, daß er augenblicklich verhaftet werde."

„Augenblicklich?" entgegnete Colbert, den König mit großen Augen betrachtend. „Und hier in seinem eigenen Palaste, wo ihn Hunderte von Freunden und Dienern vertheidigen würden? Wo er jedenfalls Gelegenheit fände, nach seiner festen Insel Belle-Isle zu entfliehen? Nein, mein allergnädigster Herr und König, für eine solche übereilte Maßregel möchte ich die Verantwortlichkeit nicht über mich nehmen, wenigstens nicht allein, und ich muß daher Eurer Majestät rathen, hierüber auch meine Collegen . . ."

„Gut, gut," unterbrach ihn der Monarch, „rufen Sie Le-Tellier und Lionne, so wollen wir die Sache gemeinsam berathen."

Diese Berathung fand auch noch am selbigen Tage statt, und zwar, durch die Veranstaltung Colberts, in so geheimer Weise, daß Foucquet keine Ahnung davon bekam; beschlossen aber wurde, dem Intendanten, um ja sein Mißtrauen nicht rege zu machen, fortwährend das fröhlichste, zutraulichste Gesicht zu zeigen und die Verhaftung erst in Nantes vorzunehmen, wohin sich der König, wie schon längst abgemacht war, mit allen seinen Ministern der Stände von Bretagne wegen zu Anfang Septembers zu begeben hatte. So blieb denn der Hof noch volle zwei Tage lang in Vaux und ließ sich von Foucquet fêtiren. Auch merkte dieser nicht das geringste, denn der König drückte ihm zum Abschied die Hand, wie einem Freunde, und dankte ihm für seine Bewirthung auf eine Weise, daß der Wirth sich im höchsten Grade geschmeichelt fühlen mußte.

Am ersten September reiste der König nach Nantes und traf am Abend des Dritten in dem dortigen Schlosse ein. Er hatte

bei sich Monsieur, seinen Bruder, den Herzog von Bouillon, den Marschall Türenne, die Minister de Lionne, Le-Tellier und Colbert, nebst verschiedenen andern hohen Herren, und überdem ließ er sich von einem Theil seiner Garde, unter dem Oberbefehl des Kapitän Chavigni, sowie von derjenigen Compagnie seiner Musquetire, deren Kapitänlieutenant der entschlossene d'Artagnan war, begleiten.

Foucquet hatte das Fieber und reiste etwas langsamer nach; doch kam er schon den Tag darauf, am Vierten an, und gleich nach seiner Ankunft ließ ihn der Monarch durch den Grafen von Brienne auf den andern Morgen in aller Frühe zu einem großen Ministerrath einladen. Foucquet sagte zu, trotz seines Fiebers, und so wie er zugesagt hatte, holte Colbert den Kapitänlieutenant d'Artagnan, um ihn in eigener Person zu einer geheimen Conferenz mit dem König zu geleiten. Diese Conferenz nahm fast eine ganze Stunde in Anspruch und man sieht also, daß Ludwig XIV. das, was er vorhatte, keineswegs leicht nahm; allein er wußte, daß er sich auf d'Artagnan unter allen Umständen verlassen könne und darum sprach er auch jetzt ganz ohne Rückhalt mit ihm.

„Ich habe also unbeschränkte Vollmacht?" sagte d'Artagnan am Schluß der Conferenz.

„Ganz unbeschränkte," erwiederte Ludwig XIV.," aber nochmal: vergessen Sie nicht, Kapitän, daß es kein gewöhnlicher Mensch ist, den Sie zu verhaften haben."

„Und wenn es," sprach d'Artagnan, die Hand an seinen Säbel legend, „und wenn es der Teufel selbst wäre, ich halt' ihn fest, Majestät."

Der König nickte zufrieden, denn er wußte, wenn d'Artagnan etwas versprach, so konnte man es ansehen, als ob es bereits geschehen wäre.

Den andern Morgen mit dem Schlag sechs fuhr Nicolas Foucquet von seinem Hause — er besaß nämlich auch in Nantes ein eigenes Hôtel, das ganz in der Nähe des Hafens lag und mit diesem durch einen gemauerten unterirdischen Gang in Verbindung

stand — ab, um sich nach dem Schlosse in den Ministerrath zu begeben, und weder im Schlosse selbst, noch auf dem Wege dahin konnte er irgend etwas Auffälliges bemerken. Kaum aber war er im Schlosse abgestiegen, so besetzte d'Artagnan alle Zu- und Ausgänge seines Hauses mit fünfzig Mann von seinen Musquetiren und ließ sofort den unterirdischen Gang mit schweren Balken verrammeln. Von hier eilte d'Artagnan nach dem Hafen und befahl den beiden dort liegenden Kriegsschiffen, sich sofort zu einer Fahrt nach Belle-Isle fertig zu machen. Dann sprengte er zum Kapitän Chavigni, und gab ihm die Ordre, sich mit seiner Garde augenblicklich auf den beiden Fahrzeugen einzuschiffen und Belle-Isle um jeden Preis zu besetzen. Endlich machte er dem Herrn Boucheret, dem damaligen Kanzler von Frankreich, der ebenfalls mit dem Könige nach Nantes gekommen war, seine Aufwartung und übergab ihm ein kleines Billetchen, in dem nichts stand, als die paar Worte: „Der König befiehlt Ihnen, bei dem Herrn Oberintendanten augenblicklich alle Papiere unter Siegel zu legen." Alles dieß war in dem kurzen Zeitraum von einer kleinen Stunde zur Ausführung gebracht und dann begab sich d'Artagnan nach dem Schlosse zurück, um seine weiteren Anordnungen zu treffen.

Um acht Uhr, nach zweistündiger Dauer, ging der Ministerrath zu Ende und noch ahnte Foucquet nichts Schlimmes, obgleich ihm aufgefallen war, daß ihn der König über gewisse Einnahmen genauer befragte, als er sonst gewöhnlich that. Oberhalb der Freitreppe verließen ihn seine Collegen, die drei andern Minister, denn diese logirten im Schlosse, und er schickte sich nun an, die breite Treppe hinabzusteigen, an deren Fuß sein Wagen bereits hielt. Mit dem Hinabsteigen aber ging's nicht allzuschnell, denn wohl ein Dutzend Menschen, Bittsteller, Adspectanten und was dergleichen mehr sind, hatten auf der Treppe auf ihn gewartet und behelligten ihn nun mit ihren Anliegen. Mit vieler Mühe schälte er sich endlich los, und augenblicklich sprangen zwei Diener herbei, um sich neben der offenen Wagenthüre aufzustellen. Da bemerkte er plötzlich den Kapitänlieutenant d'Artagnan, der ganz ruhig unten sich an das Treppengeländer lehnte, und ein paar

Schritte vom Kapitän entfernt sah er einige Musquetiere, die anscheinend müssig gaffend umherstanden, dabei aber ihren Commandanten keine Sekunde lang aus den Augen ließen. Verdutzt blieb er einen Augenblick stehen, aber auch nur einen Augenblick lang, denn d'Artagnan machte durchaus keine Bewegung, sondern blieb beharrlich an's Geländer angelehnt. Jetzt hatte Foucquet die letzte Stufe der Freitreppe erreicht und noch ein Moment, so saß er in seinem Wagen. Da legte sich eine schwere Hand auf seine Schultern und eine tiefe Stimme flüsterte ihm ein paar Worte in's Ohr.

„Ha, Capitän d'Artagnan!" fuhr der Oberintendant auf. „Was wollen Sie von mir? Ich habe Sie nicht recht verstanden?"

„O wenig, Excellenz," erwiederte d'Artagnan in seiner gewohnten trockenen Weise; „ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie im Begriffe seien, in einen falschen Wagen zu steigen. Ich halte dort einen andern für Sie parat, denn Seine Majestät, unser allergnädigster Herr, hat mich beauftragt, Sie Angesichts dieses nach dem Schlosse Angers zu bringen."

„Nach Angers?" rief der Intendant, indem er so weiß wurde, wie ein Blatt Papier. „Also haben Sie Befehl, mich zu verhaften?"

Stumm nickte d'Artagnan und schob seinen Arm unter den seines Gefangenen. Mit der andern Hand winkte er und, wie aus der Erde gestampft, fast im Momente, umringten ihn hundert Musquetiere. Auf dieses hin aber stoben die Bittsteller, Adspectanten und sonstige Herumstehende wie Spreu auseinander und nicht Einer blieb zurück, um dem bisher so außerordentlich gefeierten Manne beizustehen oder ihm nur auch ein Wort des Mitleids zuzuflüstern.

Was soll ich nun noch weiter hinzufügen? In Angers wurde Foucquet sechs Wochen lang festgehalten und d'Artagnan, der zu seinem Wächter bestellt war, hütete ihn so scharf, daß von einem Entrinnen keine Rede sein konnte. Nach sechs Wochen erhielt d'Artagnan Befehl, ihn nach Vincennes zu bringen, und dort sperrte

man ihn in den festen Thurm, in welchem man die schwersten Staatsverbrecher aufzubewahren pflegte. Auch behandelte man ihn ganz auf dieselbe Weise, wie diese, vielleicht sogar, wenn möglich, noch strenger, und es ist in der That zu verwundern, daß der arme Mann, der so lange in allen Genüssen geschwelgt hatte, solchen Entbehrungen und Qualen nicht schon nach kurzem unterlag. Endlich nach sechs Monaten wurde ein Untersuchungsgericht über ihn niedergesetzt und nun transportirte man ihn nach Paris in die Bastille; allein eine Besserung in seiner Behandlung trat deßwegen nicht ein, sondern eher eine Verschlimmerung, denn Besmaux, der Gouverneur der Bastille, suchte in Erfindung von geistigen wie körperlichen Torturen, mit denen er die ihm übergebenen Gefangenen heimsuchte, seinesgleichen. Lange Monate hindurch dauerte die gegen Foucquet angestrengte Untersuchung, und wie die Richter dabei zu Werke gingen, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Waren sie ja doch fast ohne Ausnahme Creaturen des Herrn Colbert, welcher nach Foucquets Sturz sofort die Hauptleitung der Finanzen des französischen Staates erhielt! Wußten sie ja doch, daß der König im höchsten Grade gegen Foucquet eingenommen sei und eine Verurtheilung desselben unter allen Umständen gewünscht werde! Trotz allem dem jedoch konnte der so schwer Heimgesuchte des Hochverraths nicht überwiesen werden, sondern höchstens der Veruntreuung der durch seine Hände gegangenen Staatsgelder, und so lautete das endlich im Dezember des Jahres 1664 gefällte Urtheil auf lebenslängliche Verbannung aus Frankreich sowie auf Confiscirung aller seiner Besitzthümer zu Gunsten des Fiskus. Dieß Urtheil war nach der Meinung der Unpartheiischen hart genug, allein dem Könige und seinen Rathgebern erschien es viel zu mild, und somit verschärfte es Ludwig XIV. in ewiges Gefängniß, unter dem Vorwand, daß es nicht zulässig wäre, einen Mann, der in alle damaligen Staatsgeheimnisse eingeweiht sei, frei im Auslande herumgehen zu lassen. Man schleppte also den Armen in die Citadelle von Pignerol und dort blieb er strengstens bewacht und auf's härteste behandelt, bis an seinen Tod, der im Jahr 1680 erfolgte. Solche Folgen hatte

die mit Gold angefüllte Kasette, welche Nicolas Foucquet dem Fräulein de La Baume zum Präsent machen wollte!

Uebrigens nicht blos Foucquet selbst wurde so hart verfolgt, sondern ein ähnliches Loos traf auch sein Weib, seinen Tochtermann, seine Brüder und sonstigen Verwandten. Sie alle, und selbst noch viele Andere, welche als seine innigeren Freunde bekannt waren, büßten dafür mit Gefangenschaft, Verbannung und Güterconfiscation. Viele Millionen wurden ihnen abgenommen, allein wohin kam das Geld? Etwa in den Staatsschatz zurück, dem es seiner Zeit entwendet worden war? O nein, sondern vieles blieb an unberufenen Händen hängen, und das, welches Ludwig XIV. erhielt, verwandte er zu luxuriösen Gebäuden, so wie zu noch luxuriöseren Präsenten an seine Günstlinge. Unter diesen stand natürlich Fräulein Louise de La Baume oben an und sie fand eines Tags in ihrem Schlafzimmer ein Schmuckkästchen voll der schönsten Brillanten, Perlen und Diamanten. Jedes Weib wäre darüber in Entzücken gerathen und hätte die Zeit kaum abwarten können, mit den Diamanten, Perlen und Brillanten zu glänzen. Sie aber? Ach, ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie die Kostbarkeiten sah, denn unwillkürlich mußte sie des Preises gedenken, mit dem sie dieselben erkauft hatte. So ließ sie denn ungesäumt den gesammten Schmuck veräußern, und von dem gelösten Gelde erbaute sie zwei Hospitäler, das eine für arme Greise, das andere zur Erziehung von Waisenkindern.

Fünftes Kapitel.

Versailles.

Nie befand sich Frankreich, nie Ludwig XIV. in einem gedeihlicheren Zustande, als in den unmittelbar auf den Sturz Foucquet's folgenden Jahren. Glück, Frieden und Wohlstand herrschten allenthalben im Innern des Reichs, und gegen Außen genoß der König eines Ansehens, wie kein anderer Monarch der Erde, selbst den Kaiser von Deutschland nicht ausgenommen. Zum Beweise hiefür könnte ich eine Menge von Thatsachen anführen, allein es genügt wohl, wenn ich daran erinnere, daß damals, anno 1663, die drei geistlichen Kurfürsten Deutschlands, sowie der Pfalzgraf vom Rhein, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Mecklenburg und einige andere kleine deutschen Fürsten mit Ludwig XIV. zu Frankfurt einen Allianzvertrag abschlossen, das heißt mit andern Worten, daß sie undeutsch genug dachten, sich in den Schutz des französischen Königs zu begeben, weil sie hierin die beste Gewähr für die Forterxistenz ihrer Duodezreiche sahen. Uebrigens auch der Kaiser selbst erkannte die Uebermacht Frankreichs an, denn er sandte in demselben Jahre 1663 in dem Grafen Strozzi einen außerordentlichen Gesandten nach Paris, um sich dort Hülfe gegen die Türken zu erbitten, und Ludwig XIV. war so gnädig, alsobald unter dem Oberbefehl des Generallieute-

nants Grafen von Coligny sechstausend Mann nach Ungarn zu dirigiren, welche sofort zu den Kaiserlichen stießen und im folgenden Jahr zu dem Sieg über die Türken bei St. Gotthard nicht wenig beitrugen.

Sonderbar aber, wenn überall in einem Lande Ruhe und Zufriedenheit herrschen, so fehlt diese Ruhe ganz sicher dem Hofe. Mein Gott, den Hofleuten ist ja das Intriguiren und Kabalenschmieden zur andern Natur geworden, und sie fühlen sich nie wohler, als wenn eine rechte Skandalgeschichte platzt. Darum lassen sie auch nicht nach, als bis sie schlimmes Werg an die Kunkel gebracht haben, und mit dem raffinirtesten Scharfsinn wissen sie immer welches herbeizuschaffen. So steht es fast überall an den Höfen, an den großen nicht minder als an den kleinen, und wie hätte also der Hof von Frankreich eine Ausnahme machen sollen?

Aus dem dritten Kapitel hat der Leser ersehen, daß und wie die Königin Maria Theresia endlich mit dem Liebesverhältniß, das ihr Gatte mit Louise de La Baume hatte, bekannt gemacht wurde, nachdem ihr dasselbe lange genug mit vielem Geschick verheimlicht worden war. Allein von jenem Zeitpunkt an hörten wieder alle Mittheilungen auf und die hohe Dame erfuhr über die ganze Affaire auch gar nichts Näheres mehr, so daß sie nicht einmal wußte, ob das Verhältniß fortdaure oder nicht. Natürlich, denn es fürchtete Jedermann den Zorn des Königs und hütete sich also gar wohl, den Namen des Fräuleins de La Baume vor der Monarchin auch nur zu nennen! So beruhigte sich denn Maria Theresia bald wieder und der Friede kehrte nach und nach in ihre Seele zurück. Ja seit dem Tage (dem 1. Novbr. 1661), daß sie dem Könige einen Kronprinzen — den Dauphin Louis — geboren hatte, war sie sogar fest überzeugt, daß ihr Gemahl gar nie aufgehört habe, sie zu lieben, wenn auch vielleicht seine Sinne einmal einen Irrweg eingeschlagen haben mochten, denn hatte er nicht bei dieser Geburt eine Theilnahme, eine Hingebung, eine Aufopferung gegen sie gezeigt, wie sie nur ein zärtlich-liebender Gatte zeigen kann? Gewiß, es war eine Thorheit, auf einen solchen Gemahl eifersüchtig zu sein, und zwar um so mehr, als sie nun in ihrem Erst-

gebornen ein Band besaß, das sie mit dessen Vater unauflöslich verknüpfte.

So stand es um die Königin, und man sieht hieraus, daß Ludwigs XIV. Untreue noch keineswegs Anlaß zu vielen ehelichen Scenen gegeben hatte. Allein eben dies gefiel gar Manchen am Hofe nicht, und besonders kochte es in den Herzen gewisser Damen, die da glaubten, der König begehe einen Frevel, daß er nicht sie der hinkenden La Baume vorziehe. Sie alle, die skandalsüchtigen wie die sich verschmäht fühlenden, sehnten sich nach dem Augenblicke, wo die Königin von den Vorrechten der Gattin Gebrauch machen und dem Könige zeigen würde, wie eine in ihrem innersten Heiligthum verletzte Frau aufzutreten vermag. Ha, dann hatte es mit dem bisherigen langweiligen Einerlei ein Ende; dann florirte die Göttin der Zwietracht; dann konnte man Parthei ergreifen und heimlich schüren und anfeuern; dann mußte die Hinkende vielleicht das Feld räumen und es war Hoffnung vorhanden, den verlassenen Posten selbst einzunehmen! Doch wer sollte es über sich nehmen, die wie mit Blindheit geschlagene Maria Theresia sehend zu machen? Der Versuch war, wie bekannt, schon einmal gemacht worden und hatte für die Unternehmer die schlimmsten Folgen gehabt; lag also nicht die Wahrscheinlichkeit vor, daß ein erneuerter Versuch eben so schlimm ablaufen werde? Doch nein, dieß geschah nicht, sobald man es nur geschickter angriff; sobald man es so fein und heimlich einzufädeln wußte, daß die Urheber nie entdeckt werden konnten.

Eines Tags, zu Anfang des Jahres 1663, fuhr die Königin in das Kloster der sogenannten kleinen Karmeliterinnen, das in der Straße du Bouloir lag. Sie pflegte dasselbe öfters zu besuchen, weil sie darinnen eine Anzahl von vornehm gebornen, aber sonst vom Schicksal nicht begünstigten Mädchen erziehen ließ, für welche selbst zu sorgen, die Eltern zu arm waren. Auch dießmal fuhr sie dieser Kleinen wegen dahin und verweilte wohl eine gute Stunde bei denselben. Wie sie nun aber aus der Klosterpforte heraustretend in ihren Wagen steigen wollte, trat rasch eine ganz in Schwarz gekleidete Frau, welche dem Anschein nach dem Bürger-

Digitized by Google

stande angehörte, an sie heran, kniete nieder und überreichte ihr, sich demüthig neigend, aber ohne ein Wort zu sprechen, einen wohl gesiegelten großen Brief.

„Eine Bittschrift? sagte die Königin, der schwarz gekleideten, also offenbar in Trauer versetzten Frau einen mitleidigen Blick schenkend. „Nimm sie, Molina," setzte sie dann, sich zu der sie begleitenden Kammerfrau wendend hinzu, „nimm sie und erinnere mich daran, wenn wir zu Hause angekommen sind."

So sprechend stieg sie ein und in diesem Augenblicke erhob sich auch die Frau von den Knieen, um eilends in der nächsten Straße zu verschwinden.

In ihren Gemächern angekommen, erinnerte sich die Königin augenblicklich des Briefes, den sie für eine Bittschrift angesehen und als solche in Empfang genommen hatte. Sie ließ ihn sich von ihrer Kammerfrau reichen und erbrach ihn, ohne etwas Arges zu denken. Aber wie ward ihr nun, als sich nichts Geschriebenes in dem Couverte vorfand, sondern vielmehr vier einzelne Blätter, von denen jedes eine scharf markirte Zeichnung enthielt? Und als sie vollends die Zeichnungen des Nähern betrachtete — Herr Gott, sie glaubte in den Boden sinken zu müssen, und wenig fehlte, so würde sie ein Schlag getroffen haben! Die erste Zeichnung nämlich stellte den König vor, wie er, den Hut in der Hand, Louisen de La Baume den Arm bot, um sie auf's zärtlichste durch Sturm und Regen in's Schloß von St. Germain zu geleiten, während die Königin in der Entfernung ganz verlassen dastand und vor Kälte und Nässe zu zittern schien. Auf dem zweiten Bild sah man den Monarchen, wie er in Begleitung Benserades auf dem Dach des Schlosses nach einem Fenster hinaufkletterte, aus dem Fenster aber beugte sich Louise de La Baume in tiefsten Negligée mit dem halben Leibe heraus und streckte dem Kletterer die nackten Arme entgegen. Das dritte Bild stellte eine verschlossene Stube vor, deren Fenster dicht verhängt waren, und den größten Theil dieser Stube nahm ein breites Bett ein, in welchem das obgenannte Fräulein mit einer Haube auf dem Kopf ganz bleich und angegriffen lag. Neben dem Bett stand ein Mann mit aufgestülpten

Aermeln und einigen Instrumenten in der Hand, als hätte er so eben Hebammendienste verrichtet, und weiter entfernt suchte eine Frau aus einem Kasten Windeln und etwas Kindszeug heraus. In die entfernteste Ecke endlich hatte sich der König postirt und hielt ein kleines Kind auf dem Arm, dessen Schreien er auf alle mögliche Weise zu dämpfen suchte. Die vierte und letzte Zeichnung behandelte den Königsritt in's Nonnenkloster von Chaillot und war noch weit prägnanter ausgearbeitet, als die drei andern, denn Ludwig XIV. erschien darauf zu Pferde, wie er gerade mit Hülfe d'Artagnans den Nonnen seine Geliebte entriß und diese dann hinter sich auf die Croupe setzte. Das war der Inhalt der Schrift, welche die schwarz gekleidete anscheinende Bürgersfrau der Königin überreicht hatte!

Eine Stunde, nachdem die Königin von dem Kloster der Karmeliterinnen in's Schloß zurückgekehrt war, machte ihr der König, ihr Gemahl, seinen Besuch. Er versäumte dieß keinen Tag, denn nie hat ein Monarch die Pflichten der Artigkeit strenger beobachtet, als Ludwig XIV. Umgekehrt aber verlangte er auch, daß ihm gegenüber nie die Ehrfurcht und unterwürfige Aufmerksamkeit aus den Augen gelassen werde, die man dem Könige schuldete, und wer sich hiegegen auch nur im geringsten verfehlte, der verscherzte vielleicht für immer seine Gnade und Gunst. Mit fröhlich lächelndem Gesicht trat Ludwig XIV. bei Maria Theresia, seiner Gemahlin, ein und er erwartete dieselbe fröhliche freundliche Begrüßung; aber er traf seine Gemahlin in Thränen gebadet, und auf alle seine Fragen nach dem Grund ihrer Betrübniß gab sie ihm gar keine Antwort.

„Was hat ihre Majestät, die Königin?“ fragte Ludwig XIV. die Molina und man konnte es dem Ton seiner Frage anmerken, daß er durch das Betragen seiner Gemahlin nicht wenig beleidigt sei.

Der Kammerfrau war dieß natürlich auch nicht entgangen, aber sie nahm keine Rücksicht darauf, denn sie liebte ihre Herrin zärtlich und hatte daher ganz und gar keine Freude an den Extravaganzen des Königs.

„Euer Majestät,“ erwiederte sie also in ziemlich kurz ange-

bundenem Tone, „meine allergnädigste Königin hat nicht geruht, mich in das Geheimniß ihres Herzens einzuweihen."

Zornig, aber ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ Ludwig XIV. die Gemächer seiner Gemahlin, und für den heutigen Tag betrat er sie nicht wieder. Den andern Morgen übrigens nach dem Ministerrath fand er sich pflichtlich wieder bei Maria Theresia ein, um eine Viertelstunde mit ihr zu vergeuden; doch siehe da, abermals Thränen und nichts als Thränen! Eine Wolke des Unmuths flog über das Gesicht des Königs; allein er verscheuchte sie und sprach seine Gemahlin theilnehmend an.

„Ich hoffe," sagte er, sich zu ihr niedersetzend und ihre Hand ergreifend, „daß Sie heute Ihren Schmerz wenigstens so weit bewältigt haben werden, um mir über seinen Grund Mittheilung zu machen?"

In was bestand nun die Antwort? In einem erneuerten Thränenguß, wobei die Lippen eine stumme Rolle spielten. Ja, noch mehr: darin, daß Maria Theresia ihm etwas barsch ihre Hand entzog und sich mit halbem Leibe von ihm abwandte.

„Meine Königliche Gemahlin befindet sich in sehr übler Laune," sagte Ludwig XIV., noch immer an sich haltend.

Die Königin blieb abermals stumm, als hätte sie die Sprache verloren, das Weinen aber dauerte fort.

„Madame," rief sofort der König, indem er mit unwilliger Miene aufsprang und gemessenen Schrittes auf die Thüre zuging, „Madame, ich liebe die Thränen nicht."

„Sagen Sie lieber," schluchzte drauf die Königin, welche auf einmal die Worte wieder fand, in höchster Aufregung, „sagen Sie lieber, Sie lieben mich nicht, so sind Sie der Wahrheit näher gekommen."

„Wie kömmt die Königin Maria Theresia so plötzlich auf diesen Gedanken?" sagte Ludwig XIV., sich hart vor der Thüre wieder umwendend und der Königin fest in's Gesicht sehend.

„Wie? wie?" erwiederte die letztere mit gesteigerter Heftigkeit. „Und plötzlich? Oh, ich wußte es längst und nur meine Gutmüthigkeit . . . Aber," unterbrach sie sich selbst, „ich will mich nicht länger zum Gespötte der Welt machen lassen. Nein, ich will

nicht, und auch die Schmach, jene Buhlerin unter Einem Dache mit mir, der Königin . . ."

„Madame," fiel ihr der König mit kalter Ruhe in's Wort, „Sie sind außer sich und . . ."

„Außer mir?" schrie Maria Theresia. „Ja, ich bin's, aber wer hat mich so weit gebracht? Hier, hier, da sehen Sie und es wird mit Ihrer stolzen Ruhe ein Ende haben."

Während sie diese Worte hervorstieß, war sie mit einer Behendigkeit, die man ihr kaum zugetraut hätte, an ihren Schreibtisch gerannt, hatte dort die vier Zeichnungen herausgerissen und hielt sie dem Könige vor's Gesicht. Dann ließ sie sie plötzlich fallen und huschte, von neuem in heftiges Schluchzen ausbrechend, in's Nebengemach, das sie sorgfältig hinter sich abschloß.

Der König nahm die Zeichnungen auf und besichtigte sie genau, eine nach der andern. Wie er aber damit fertig war — und während der Besichtigung stieg ihm das Blut so furchtbar in's Gesicht, daß man die Adern auf seiner Stirne hätte klopfen hören können, — zerriß er sie langsam in lauter kleine Stücke und warf diese dann in den brennenden Kamin.

„Die Königin," sagte er jetzt laut und mit großer Bestimmtheit, „die Königin und Louise de La Baume können fortan nicht mehr unter einem und demselben Dache mit einander wohnen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß dieß anders wird."

Dann wandte er sich auf dem Absatze um und verließ mit festem Tritte das Zimmer.

Von diesem Augenblicke an war es bei Ludwig XIV. unwiderruflich beschlossen, in der Umgebung von Paris einen Ort zu suchen, wo seine Liebe zu Louisen de La Baume eine Freistatt finden würde, und von Anfang an warf er seine Augen auf das kleine Jagdschloß Versailles, das sein Vater, Ludwig XIII., auf einer Anhöhe mitten in einem großen Walde, unweit einem Dörfchen gleichen Namens, etwa zwölf Stunden von Paris entfernt, hatte erbauen lassen. Die bisherigen Schlösser und Residenzen, der Louvre in Paris, St. Germain en Laye, Fontainebleau und wie sie sonst hießen, waren der Aufenthalt des Hofes, und er konnte

die Königin von ihnen nicht ausschließen; aber Versailles, das so sehr verlassen und versteckt liegende Versailles, in welchem Maria Theresia bis jetzt noch gar nie residirt hatte, ja dieses paßte für seinen Zweck, und sofort ließ er seinen berühmten Hofbaumeister Leveau nebst dem noch berühmteren Lenôtre rufen, um mit ihnen das Nöthige über Einrichtung, Umbau und Neubau zu besprechen.

Versailles — welcher wunderbare Zauber knüpft sich nicht an diesen Namen! Von diesem Versailles aber, welches unter Ludwig XIV. der glänzendste Königssitz in Europa wurde, war vierzig Jahre vor der Zeit, in welcher der oben geschilderte Auftritt zwischen Maria Theresia und ihrem Gemahle stattfand, auch noch nicht die geringste Spur zu entdecken. Es gab vielmehr damals, wie schon angedeutet, nur ein Dorf Versailles, das an und für sich gar nichts bemerkenswerthes hatte, als daß es an der Hauptstraße von Paris nach der Bretagne lag und den Mittelpunkt einer größeren Herrschaft bildete, die meist aus lauter Wald bestand. Besagte Herrschaft gehörte übrigens nicht einem Einzelnen, sondern war schon seit dem 16. Jahrhundert, in welchem man überhaupt erst etwas Näheres über dieselbe erfährt, in verschiedene Theile zerrissen, als deren Besitzer zum Beispiel anno 1561 genannt werden: Philipp Colas, Stallmeister König Karls IX., Martial de Lomenie, Finanzstaatssekretär desselben Königs, und Antoine Poart, Maitre de Comptes zu Paris. Der Erbe Martials de Lomenie, sein ältester Sohn Antoine, stand bei König Heinrich IV. in besonderer Gunst, und daher kam es auch, daß besagter Heinrich sich nicht selten herbeiließ, eine der großen Hirschjagden mitzumachen, welche der ritterliche Antoine — der es übrigens, wie sein Vater, ebenfalls zum Staatssecretär brachte — von Zeit zu Zeit in seinen Wäldern bei Versailles veranstaltete. War ja doch Heinrich IV. der Jagd gar leidenschaftlich ergeben und gehörten doch die Wälder von Versailles unter die wildreichsten von ganz Frankreich! Ganz dieselbe Jagdlust beseelte auch Ludwig XIII., den Sohn Heinrichs, und er kaufte daher dem Herrn de Lomenie, der auch unter ihm noch als Staatssecretär fungirte, sein Eigenthum in Versailles ab, nur um sich ganz ohne Zwang

dorten dem Waidmannsgeschäft ergeben zu können. Weil es aber oft und viel vorkam, daß ihn ein schlimmes Wetter überfiel, ehe er in seine Schlösser zu Paris oder St. Germain zurückkehren konnte, und weil er sich dann genöthigt sah, entweder auf einer Windmühle in der Nähe oder in der erbärmlichen Fuhrmannskneipe vom Dorf Versailles sein Nachtlager aufzuschlagen, so beschloß er anno 1624, sich ein Jagdschloß zu erbauen, das ihm und seinem Gefolge eine anständige Aufnahme gewähre, und führte diesen seinen Entschluß auch sofort aus. Etwas Großartiges übrigens darf man sich unter diesem Jagdschloß nicht denken, sondern es war vielmehr ein sehr einfaches Backsteingebäude von nur zwei Stockwerk Höhe, und selbst ein sehr schlichter Edelmann hätte sich's nicht bescheidener herstellen können. Eben so einfach hielt es Ludwig XIII. auch mit der Umgebung seines Schlößchens, denn er ließ rings um dasselbe nur einen ganz kleinen Park anlegen und Alleen durch den Wald hauen, während alles Uebrige seine natürliche Wildheit, wie es die Natur erschaffen hatte, beibehielt. In Einem übrigens bewies er sich königlicher, darin nämlich, daß er, weil ihm das von Herrn von Lomenie erkaufte Jagdrevier bald zu enge wurde, nach und nach den übrigen Mitbesitzern der Herrschaft Versailles ihre Antheile abkaufte, bis er endlich das völlig abgerundete Ganze besaß.

Mit dem Tode Ludwigs XIII. schien Versailles völlig der Vergessenheit anheim fallen zu wollen, denn während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. dachte weder Anna von Oesterreich, noch der Cardinal Mazarin daran, dasselbe zu besuchen, und wenn je aus besonderer Veranlassung ein Höfling dahin sich verirrte, so verwunderte er sich jedes Mal über den schlechten Geschmack Ludwigs XIII., der an einer solch' unfreundlichen, beschränkten und außer den Freuden der Jagd auch gar nichts bietenden Retraite hatte Gefallen finden können. Später, als Ludwig XIV. sich verheirathet hatte, fuhr er ein paar Male mit dem Hofe nach dem Jagdschlosse hinaus, aber blos um eine Landparthie zu machen, und ohne den Gedanken, hier einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Ebendeßwegen blieb auch dort noch mehrere Jahre lang

Alles beim Alten, außer daß auf des Königs Befehl einige niedere Gebäude zur Unterbringung der Königlichen Equipagen errichtet und beim Schlößchen selbst in der Einrichtung des Innern einige Verschönerungen angebracht wurden. Doch jetzt, mit dem Jahre 1663, welch' eine unendlich großartige Veränderung ging nicht in ganz kurzer Zeit mit dem einfachen Jagdschlosse Ludwigs XIII. vor! Freilich ganz im Anfang dachte Ludwig XIV. noch keineswegs daran, aus Versailles das zu machen, was es später wurde. Damals, anno 1663, hatte er sich's noch nicht in den Kopf gesetzt, eine Riesenwohnung zu gründen, welche der Idee der Königlichen Majestät entspräche. Nein damals wollte er nur einen Sitz der Liebe schaffen, nur eine Freistatt für seine Louise de La Baume, aber eine Freistatt, die eines Monarchen von Frankreich würdig wäre. So wurden denn vorerst neben dem alten Jagdschloß zwei einfache Seitenflügel zu bauen angefangen, und viele Dutzendmal in den nächsten paar Monaten fuhr Ludwig XIV. mit dem Fräulein de La Baume und einigen wenigen Auserwählten nach Versailles hinaus, um den werdenden Bau zu überwachen. An diesen halb mysteriösen Fahrten Theil nehmen zu dürfen, darnach geizte damals Jedweder am Hofe, und es galt als das sicherste Zeichen der Königlichen Gunst, wenn man dazu eingeladen wurde. Umgekehrt aber wurde es als ein Beweis der allerhöchsten Ungnade betrachtet, wenn man längere Zeit oder gar für immer von den Versailles-Reisen ausgeschlossen blieb, denn es gingen ja alle Einladungen unmittelbar und persönlich von Ludwig XIV. aus. Endlich im Spätsommer 1663 waren die zwei Flügel fertig, allein siehe da, sie hatten gar kein Königliches Ansehen. Nein, nein! Häuser von solcher Einfachheit paßten nicht für einen König von Frankreich, der als der erste Monarch der Christenheit galt, und wäre es nicht überdieß als eine Art von Geringschätzung gegenüber von seiner Geliebten erschienen, wenn er dieser nicht eine Königliche Prachtwohnung gegeben hätte? Man riß also die eben vollendeten zwei Flügel sofort wieder ein und nun erhielt Leveau den Auftrag, etwas Königswürdiges herzustellen; zu gleicher Zeit aber ging der kunstreiche Lenôtre daran, den Beginn zur Herrichtung

des Schloßgartens zu machen, und daß man von ihm nichts anderes als ein Meisterwerk, freilich übrigens auch nur ein Meisterwerk von kolossalen Dimensionen, erwarten konnte, darüber war Alle Welt zum Voraus einig.

Doch soll ich nun die Bauten von Versailles, wie sie nach und nach entstanden, des Einzelnen beschreiben? Ich glaube mich dessen überheben zu können und sage nur so viel, daß das Anwesen im Frühjahr 1664 schon so weit vorgerückt war, um daselbst ein mehrere Tage anhaltendes großartiges Fest zu geben. Das Fest führte den Titel: „Les plaisirs de l'isle enchantée“, das ist: „Die Vergnügungen der bezauberten Insel“, und der Entwurf desselben war dem Herzog von Saint-Aignan — übrigens wohlweislich mit Beiziehung des Italieners Vigarani, der ein großes Talent in solchen Dingen besaß — übertragen worden. Auch ließ die Ausführung nichts zu wünschen übrig und besonders glänzend fiel das Carrousel aus, welches eine Scene aus Ariosts rasendem Roland darstellte. Doch zu welchem Zweck wurde dieses großartige Fest gegeben? Nun, der Leser wird es errathen können, wenn ich sage, daß bei dem Carrousel König Ludwig den Roger, Louise de La Baume aber die Alcine spielte — mit andern Worten, es war ein Fest, einzig und allein veranstaltet zur Verherrlichung der schönen Geliebten des Königs.

Auf solche Weise verbrachte Ludwig XIV. damals seine Zeit und sie schwand ihm natürlich schnell dahin, jene goldene Zeit der Liebe. Er dachte nichts und fühlte nichts, als Louise de La Baume, und Frankreich war glücklich, daß sein König keine größeren Ansprüche machte. Auch am Hof schien Ruhe und Zufriedenheit zu herrschen, denn seit dem letzten Auftritt mit dem Könige in Folge der erhaltenen vier Bilder machte Maria Theresia ihrem Gemahle nie mehr einen Vorwurf, sondern verschloß ihre Eifersucht in's tiefste Innere ihrer Brust und widmete sich wie ihre Schwiegermutter, die Königin Anna von Oesterreich, mehr und mehr der Bußübung und der Verrichtung frommer Werke. Es fehlte daher am Hofe an Intriguen und Viele meinten, etwas mehr Kurzweil wäre wohl am Platze. Doch die Leute mochten denken

was sie wollten, Jahre lang ging Alles dasselbe Geleis, und wenn je eine Abwechslung kam, wie z. B. als der Sohn des Kriegsministers Letellier, der nachher so berühmt gewordene François Michel Letellier Marquis de Louvois sich mit der so überaus reichen Marquise de Courtanvaux verheirathete und dann mit des Königs Bewilligung seinem Vater im Amte coordinirt wurde, oder als der Cardinal Chigi nach Paris kam, um den König Ludwig im Namen des Papstes Alexander VII. auf's demüthigste um Verzeihung zu bitten, weil der französische Gesandte, Herzog von Crequi, in Rom von der päbstlichen Garde, dem sogenannten corsikanischen Regimente, sehr gröblich insultirt worden war — also wenn je eine solche Abwechslung kam, so sprach man diese viele Wochen lang durch, zum besten Beweis, daß ein ziemlicher Mangel an Unterhaltungsstoff vorhanden war. Doch endlich mit dem Schluß des Jahres 1665 sollte diesem Mangel auf lange Zeit hin abgeholfen werden, denn die Ereignisse fingen nun an, sich zu drängen, und das erste derselben war der Tod der Königin Mutter, der vielgenannten und vielgeprüften Anna von Oesterreich.

Schon im Sommer 1665 fühlte sich dieselbe sehr schlecht. Sie hatte Krebsgeschwüre an der Brust und, als diese aufbrachen, kam sie in einen solchen Schwächezustand, daß man ihr am 2. August in der Voraussicht ihres Todes das Abendmahl reichte. Doch erholte sie sich, gegen alles Erwarten der Aerzte, so ziemlich wieder, aber natürlich nur, um nach wenigen Monaten schon einen Rückfall zu bekommen, der ihr wirkliches Ende herbeiführte. Am 19. Januar 1666, einem Dienstag, gab man ihr abermals das Viaticum und am Abend desselbigen Tages, noch sehr spät, die letzte Oelung. Am Morgen darauf, Mittwoch den 20. Januar, zwischen vier und fünf, starb sie, nachdem sie vorher von ihren Söhnen, ihren Schwiegertöchtern, ihren Enkeln und allen näheren Freunden und Freundinnen Abschied genommen hatte.

Die Verstorbene war schon längst — seit den Hindernissen, welche sie der Liebe ihres Sohns zu Louise de La Baume entgegen zu setzen suchte — keine politisch wichtige oder auch nur einflußreiche Persönlichkeit mehr gewesen und die letzten paar Jahre hatte sie in großer

Zurückgezogenheit rein der Religiosität gewidmet. Allein sie nahm deßwegen doch als Königin-Mutter eine äußerst hervorragende Stellung ein, und nicht Wenige am Hofe verloren in ihr ihre ganze Stütze, ihren ganzen Halt. Dieß galt besonders auch von der Königin Maria Theresia, denn in all' ihren Röthen, in all' ihrer Kümmerniß und in all' ihrem Zorn über des Königs zunehmende Kälte hatte sie in Anna von Oesterreich eine tröstende Mutter gefunden, eine Mutter, die ihre, der Schwiegertochter, Partei nahm gegen den eigenen Sohn. Maria Theresia fühlte daher auch eine tiefe Betrübniß bei diesem Tode, eine weit tiefere, als irgend ein anderes Mitglied der Familie, und die Thränen, die sie vergoß, waren keine künstlich verstellten, sondern vielmehr die bitter — ehrlichsten. Am allerwenigsten schien sich der erstgeborene Sohn, König Ludwig XIV. aus dem Verluste zu machen, denn er ließ sich nur schwer herbei, seine Vergnügungspartthien nach Versailles und die Festivitäten, die er dort gab, auch nur auf ein paar Wochen zu unterbrechen, und wenn er auch des Anstands wegen ein Trauerkleid trug, so war dasselbe dagegen so mit Perlen und Diamanten überladen, daß es förmlich funkelte und glänzte. Damit will ich aber nicht sagen, daß dieser Tod ganz ohne Einfluß auf Ludwig XIV. geblieben sei. Im Gegentheil, dieser Einfluß war ein sehr großer, nur von ganz anderer Art, als der, den er auf seine Gattin hatte.

Unmittelbar nämlich nach dem Begräbniß Anna's von Oesterreich hatte Ludwig XIV. eine lange Besprechung mit dem Grafen von Lauzun und dem Herzog von Saint-Aignan, damals seinen vertrautesten Freunden, und beide reisten sofort vom Hoflager ab, ohne daß irgend jemand den Zweck dieser Reise gekannt hätte. Sie kehrten übrigens schon nach wenigen Wochen an den Hof zurück, und aus ihren zufriedenen Gesichtern, so wie aus der freundlichen Miene, die König Ludwig XIV. zeigte, konnte man schließen, daß ihnen ihr Auftrag — denn ohne Zweifel waren sie im Auftrag Seiner Majestät verreist gewesen — gelungen sei. Unmittelbar darauf hatte der König mehrere lange Unterredungen mit dem ersten Präsidenten des Parlaments, denen nur die beiden

Minister Colbert und Letellier-Louvois beiwohnen durften, und natürlich war nun auch hierüber des Geredes und Kopfschüttelns sehr viel. Endlich fuhr Ludwig XIV. mehrere Male, nur von den beiden Bau- und Gartenkünstlern Leveau und Lenôtre begleitet, nach Versailles hinaus, und abermals schüttelten die Hofleute sehr verwundert den Kopf, denn es war ja etwas seit Jahren Unerhörtes, daß der König Versailles ohne Fräulein de La Baume besuchte. Doch, alles hat seine Zeit, sagt das Sprüchwort, und so verhielt es sich auch mit der Geheimnißthuerei Ludwigs XIV. Sie mußte einmal eine Ende nehmen, und sie nahm es im Monat März selbigen Jahres. Sie nahm es aber auf eine Weise, daß nicht Wenige davon auf's Höchste und mehrere sogar auf's Unangenehmste davon überrascht wurden.

Also im Monat März 1666 veranstaltete der König wieder eine Lustfahrt nach Versailles und der Geladenen waren nur Wenige, kaum mehr als ein Dutzend. Von den Damen Niemand als das Fräulein de La Baume mit der Marquise von Sourdis, ihrer Freundin, so wie die junge Herzogin von Biron, die sich erst kürzlich an den reichen Charles Louis de Gontaut Herzog von Biron verheirathet hatte; von Herren: der Graf von Lauzun, der Herzog von Saint-Aignan, der eben genannte Herzog von Biron und noch einige andere. In Versailles angekommen beeilte man sich, alles, was hier in den letzten Jahren entstanden war, in Augenschein zu nehmen, und es gab wahrhaftig genug zu schauen, denn seit 1663 hatte man nicht einen Augenblick mit dem Bauen ausgesetzt, und immer großartiger entwickelte sich das für den Anfang so bescheiden projektirte Anwesen. Auffallenderweise übrigens hielt der Wagen des Königs, neben welchem Fräulein de La Baume saß, nicht vor dem gewöhnlichen Absteigequartier, dem uns bekannten alten Jagdschlosse, das noch ganz unverändert stand, sondern fuhr weiter in der Richtung des Dorfes Versailles, von dem weiter oben schon die Rede gewesen ist.

„Wir werden," sagte der König zu Fräulein de La Baume, „zuerst das neue Palais, welches der Herzog von Biron erbauen ließ, besehen, und ich hoffe, daß es Ihnen gefallen wird."

Um nämlich das Dorf Versailles sowie die ganze Umgebung zu heben, hatte der König schon im Jahr 1664 die Idee fallen lassen, es würde sich sehr gut ausdehnen, wenn auf dem Raum zwischen dem Schlosse und dem Dorfe, den er bereitwilligst abtreten würde, Sommerpaläste entstünden, und diese Idee achteten verschiedene der Hofherrn so sehr für Befehl, daß sie sofort bald größere bald kleinere Wohnungen an jenem Platze für sich erbauten. Ja, Manche begnügten sich nicht mit einer Sommerwohnung, sondern errichteten wahrhafte Hôtels, wie sie solche in Paris nicht großartiger besaßen (in Folge dessen fing das Dorf Versailles an zur Stadt emporzusteigen), und unter diese gehörte auch, wie es wenigstens den Anschein hatte, Charles Louis de Gontaut Herzog von Biron.

Nach wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem Palais Biron, und den Hut in der Hand, als der aufmerksamste Cavalier, hob Ludwig XIV. Fräulein de La Baume aus dem Wagen; unter dem Portale aber standen der Herzog von Biron und seine Gemahlin, um ihre hohen Gäste zu empfangen. Man stieg in das erste Stockwerk hinauf; das herzoglich Biron'sche Paar als Führer, dann der König mit dem Fräulein, hinter ihnen die übrigen Geladenen. Man betrat die Zimmerreihe und ging von Salon zu Salon, von Gemach zu Gemach. Alle waren möblirt und zum Bewohnen fertig; auch nicht das Geringste fehlte.

„Wie gefällt Ihnen die Einrichtung, mein Fräulein?" fragte der König mit lauter Stimme.

„Herrlich, prächtig," entgegnete Louise de La Baume. „Ich wüßte nicht, wo ich je Reichthum und Geschmack in schönerem Verein getroffen hätte, die königlichen Schlösser allein ausgenommen."

„Es freut mich," war die Antwort des Königs, indem er dem Fräulein eine tiefe Verbeugung machte, „es freut mich unendlich, daß das Hôtel Ihren Beifall hat, denn Sie werden es von heute an bewohnen."

„Wie, Eure Majestät?" rief Fräulein de La Baume, nicht wenig erbleichend. „Sie wollen, daß ich künftig hier wohnen soll?"

„Ja," sagte Ludwig XIV., mit einem innigen Blicke der Liebe, „ja, hier in Ihrem Eigenthum, denn das Hôtel wurde für Sie erbaut und der Herr Herzog hat nur den Namen hergegeben."

Fräulein de La Baume wurde noch blässer als zuvor und schlug die Augen tief nieder. „Was wird die Welt sagen?" sagte sie endlich leise, als wäre sie in einem Selbstgespräche begriffen. „Man wird mit Fingern auf mich weisen, wie auf eine, die sich verkauft hat. Nein, nein, mein König und Freund," fuhr sie dann lauter fort, „dieß Geschenk ist zu kostbar für mich, und ich bitte daher, mir zu erlauben, daß ich es abweise. Im Hôtel Biron, in diesen so überaus reich und prächtig ausgestatteten Gemächern, kann nur eine Herzogin wohnen."

„So denke auch ich, meine theure Freundin," erwiederte der König, indem er sich hoch aufrichtete; „nur eine Herzogin kann hier wohnen; diese Herzogin ist aber nicht die Herzogin von Biron, sondern die von Lavallière, als welche ich Sie zur Stunde begrüße. Meine Damen und Herrn, ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu verkünden. Zwei Freunde haben die Baronieen Vaujour und St. Christophle, welche an einander stoßen, in meinem Namen angekauft, und diese vereinigten Baronieen wurden von mir zum Herzogthum Lavallière erhoben. Als Eigenthümerin dieses neuen Herzogthums aber ist von meinem Parlament zu Paris das Fräulein Louise Françoise de La Baume Le Blanc einregistrirt worden, und hier in Ihrer Gegenwart, meine Freunde und Freundinnen, übergebe ich hiermit der Frau Herzogin von Lavallière das betreffende Patent."

Ehrfurchtsvoll nahte er sich dem Fräulein, oder vielmehr der neu creirten Herzogin, und überreichte ihr mit einer würdevollen Verbeugung die betreffende, mit vielen Siegeln versehene Schrift; die sämmtlichen Anwesenden aber drängten sich nun herzu, um der Geliebten des Königs wegen ihrer Standeserhöhung ihren Glückwunsch abzustatten. Wie viele Angehörige des weiblichen Geschlechts hätten sich wohl gefunden, die nicht über eine solche Aufmerksamkeit ihres Geliebten entzückt gewesen wären? Wie viele hätten sich gefunden, die einer solchen Lockung zu widerstehen sich

auch nur bemüht haben würden? Der Mensch, das ist eine uralte Wahrheit, ist schwach, und Eitelkeit, Selbstsucht nebst andern ähnlichen Eigenschaften spielen eine große Rolle bei ihm. Darum übten schon oft selbst kleinere Präsente, wie z. B. diamantene Ohrgehänge nebst einer mit Perlen besetzten Gürtelschnalle auch bei spröden Damen einen bedeutenden Einfluß aus, wie viel mehr aber noch ein Marquisat oder gar ein Herzogthum mit herzoglichem Einkommen! Fräulein de La Baume aber — nein wahrhaftig, in ihrem Innern klang's nicht wieder wie Jubelgeschrei, sondern sie brach in einen Strom von Thränen aus und man sah ihr an, daß das so eben erhaltene Herzogspatent sie in ihren Händen brannte, als wäre es ein glühendes Eisen gewesen.

„Oh Ludwig, Ludwig," hauchte sie in ersterbendem Tone, „warum hast Du mir das gethan?"

„Das wirst Du sehen," entgegnete er lächelnd, „so bald Du mir in das zweite Stockwerk Deines Palastes gefolgt sein wirst."

Er nahm ihren Arm und führte sie die Stiege hinan; die Uebrigen aber folgten ihnen auf dem Fuße. Auch das zweite Stockwerk war vollständig und mit großem Geschmacke eingerichtet; allein die Frau Herzogin de Lavallière hatte keine Zeit, dieser Einrichtung auch nur einen Blick zu gönnen. So wie sie nämlich die Thüre des ersten Zimmers eröffnete, wen erblickte sie plötzlich hart vor sich? Niemand anders als ihr vor drei Jahren gebornes Töchterlein, welches von dessen Amme auf den Armen gehalten wurde. Mit einem Aufschrei stürzte sie auf das Kind zu, riß es an sich und überhäufte es mit ihren Liebkosungen. Als sie es aber genugsam geherzt, wandte sie sich an ihren Geliebten und streckte ihm mit einem innigen dankbaren Blicke beide Hände entgegen.

„Weißt Du nun," flüsterte er ihr zu, „warum ich wollte, daß Du einen eigenen Hausstand habest? Ich wollte das Kind seiner Mutter und die Mutter ihrem Kinde geben. Und auch eine Zukunft soll das Kind haben, und es wird sie haben als die Erbin des Herzogthums Lavallière. Meine Damen und Herrn," rief er dann laut, „dieses junge Mädchen hier heißt von heute an

Maria Anna von Bourbon, Mademoiselle von Blois, und dem Range nach kommt sie gleich nach den Prinzessinnen von Geblüt."

Den andern Tag sprach man am Hofe, sowie auch in ganz Paris von nichts Anderem, als von der Standeserhöhung des Fräuleins de La Baume und ihrer Tochter Marianne; nicht Wenige aber meinten, daß dieß Alles nicht vorgekommen wäre, wenn Anna von Oesterreich, die Mutter des Königs, nicht das Zeitliche gesegnet gehabt hätte. „So lange sie lebte," sagten sie, „würde er es nie gewagt haben, das Decorum so ganz und gar aus den Augen zu setzen und die Königin auf diese gröbliche Art zu beleidigen."

Ob sie wohl recht hatten, die so sprachen?

Sechstes Kapitel.

Der Aufenthalt in Chambord.

Seit dem Schluß des Jahres 1666 hatte sich Michel Letellier, der bisherige Kriegsminister, gänzlich von den Staatsgeschäften zurückgezogen und von dieser Zeit an leitete sein berühmter Sohn, François Michel, bekannt unter dem Namen Marquis de Louvois, ausschließlich das Kriegsministerium. Diesen damals verhältnißmäßig noch sehr jungen Mann, denn er zählte anno 1666, weil anno 1641 geboren, erst fünfundzwanzig Jahre, beseelte der gränzenloseste Ehrgeiz, und sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, die Rolle eines großen Eroberers zu spielen. Frankreichs Gränzen mußten weiter hinausgerückt werden, wenn es wirklich und bleibend als der mächtigste Staat in Europa auftreten wollte, und namentlich fehlten ihm gegen die Niederlande und gegen Deutschland hin noch eine Menge von Provinzen, ohne die — ich nenne nur das Artois nebst dem Ardennenbezirk und dem größeren Theile von Flandern, dann Lothringen, das Elsaß und die Franche-Comté — ohne die es unmöglich den von Louvois beanspruchten Einfluß ausüben konnte. Er wollte also Krieg, der junge ehrgeizige Kriegsminister, Krieg hauptsächlich mit Spanien, denn dieses besaß als Habsburgisches Erbe sowohl die Franche-Comté als Artois und Belgisch-Flandern; wenn aber dieser Krieg beendigt war, dann

wollte er mit Deutschland anbinden und diesem Lothringen und das Elsaß abnehmen.

Solchen kühnen Planen stand freilich ein Hauptthinderniß entgegen, das nämlich, daß Ludwig XIV. seit dem Tode des Cardinal Mazarin fortwährend als der Oberleiter der Staatsgeschäfte auftrat, und keinem seiner Minister gestattete, auf eigene Faust handelnd einzugreifen. Doch was that dies? Konnte man denn nicht den Ehrgeiz des ebenfalls noch ganz jungen Königs wecken? War es nicht möglich, den König zum Krieg zu bestimmen und ihm dabei den Glauben beizubringen, daß in ihm, dem Könige selbst — also nicht in des Ministers Hirn — der Entschluß, Frankreich groß zu machen, erwacht und zur Reife gediehen sei? „Auf eine Zeit lang," sagte Louvois zu sich selbst, „wird er sich doch wohl den Vergnügungen und den Armen der Liebe entreißen lassen und jedenfalls werde ich den Versuch machen."

Und er machte den Versuch und der Versuch gelang. Aber er griff es auch klug genug an, so daß der König die vollste Ueberzeugung hegte, er bediene sich seines Ministers nur als eines Handlangers, und dieser sei blos der unterthänige Executor seiner Befehle. So ward denn alsbald der Armee die außerordentlichste Sorgfalt zugewandt und namentlich brachte Louvois das Genie- und Artilleriewesen mit Beihülfe des berühmten Vauban auf eine für die damaligen Zeiten ganz außerordentliche Höhe der Vollendung. So wie aber das Heer schlagfertig gemacht war, und er brauchte nicht mehr als eine Jahresfrist dazu, so suchte er nach einem Grund, mit den Spaniern anzubinden, und daß er diesen Grund fand, das läßt sich denn doch wohl denken.

Auf Philipp IV. von Spanien, der anno 1665 verstarb, war sein Sohn zweiter Ehe, Karl II., gefolgt, und zwar, wie sich von selbst versteht, nicht blos in Spanien, sondern auch in allen spanischen Besitzungen. Nun hatte aber Philipp IV. aus erster Ehe auch zwei Kinder gehabt, einen Sohn, mit Namen Balthasar, welcher, siebzehn Jahre alt, vor ihm, seinem Vater, starb und also seinem Stiefbruder Karl Platz machte, sowie eine Tochter, Maria Theresia, welche, wie wir wissen, an den König Ludwig XIV.

von Frankreich verheirathet war, und eben diese Verheirathung mußte den Rechtsgrund zum Kriege abgeben. Minister Louvois behauptete nämlich, daß zwar Karl II. in Spanien selbst rechtlicher Nachfolger seines Vaters sei, weil dort das Salische Gesetz gelte, daß sich dieß dagegen in Spanisch-Flandern und Brabant ganz anders verhalte, denn hier seien die Töchter ebenso gut erbfähig, als die Söhne, und folglich gehören die besagten Provinzen der Maria Theresia, Ludwigs XIV. Gattin, als dem älteren Kinde Philipps IV. zu.

Diese Behauptung war allerdings grundfalsch und alle Welt gab der französischen Regierung Unrecht; allein hierum bekümmerte sich diese sehr wenig, denn sie hatte die Macht auf ihrer Seite, und Macht geht bekanntlich vor Recht. So wurde denn im Frühjahr 1667 beschlossen, ohne weiteres in die spanischen Niederlande einzufallen und dieser Beschluß kam auch sofort zur Ausführung. Weil man aber hoffte, das Land durch Ueberraschung zu gewinnen, und über die wenigen spanischen Truppen einen leichten Sieg davon zu tragen, so überredete Louvois seinen Monarchen, selbst in's Feld zu ziehen, denn der kluge Minister wußte wohl, daß Ludwig sich leicht für den Krieg begeistern würde, wenn er nur einmal die ersten Lorbeeren geerntet habe.

Am 16. Mai 1667 reiste der König nach Amiens, dem Sammelplatze der französischen Truppen, ab, und hier angekommen, zeigte er einen solch kriegerischen Eifer, daß man hätte glauben können, es werde einmal ein zweiter Heinrich IV. aus ihm werden. Ein großes Lager wurde aufgeschlagen und Ludwig hatte sein Zelt inmitten dieses Lagers. Dann ging man daran, die Armee in drei Corps abzutheilen und zugleich den Kriegsplan auszuarbeiten. Das erste Corps, zehntausend Mann stark, sollte unter dem Marquis de Crequi sich am Rhein aufstellen, um einem etwa von Deutschland anrückenden Hülfscorps den Eintritt in's Land streitig zu machen; das zweite Corps von fünfzehntausend Mann wurde unter den Oberbefehl des Marschall d'Aumont gestellt und hatte gegen Flandern zu operiren; das dritte Corps endlich, das Hauptcorps, welches fünfzigtausend Mann zählte und gegen die Sambre

und Maas vorzurücken hatte, wollte der König selbst commandiren, aber freilich unter der Aufsicht und Leitung des Marschalls von Türenne, damals des berühmtesten Feldherrn der Erde. Doch siehe da, schon nach wenigen Tagen befiel den König eine solche Sehnsucht nach der Herzogin von Lavallière — denn so müssen wir sie von jetzt an nennen — daß er es nicht mehr aushalten zu können glaubte und den Herzog von Feuillade, einen seiner Jugendgenossen und vertrautesten Freunde, der ihn in's Lager begleitet hatte, beauftragte, sofort die Pferde satteln zu lassen, um schnurstracks, über Hals und Kopf, nach Versailles zu reiten. Zum Glück übrigens gehörte Feuillade nicht unter die Hofleute, welche, ihren eigenen Willen gänzlich unterordnend, der Majestät blindlings gehorchen, und zu noch größerem Glück besaß er auch ruhige kühle Ueberlegung. Somit kam ihm des Königs Befehl doch gar zu überstürzt vor und er wagte einige Einwendungen.

„Ich muß mich erdreisten, Sire," sagte er, „Sie daran zu erinnern, daß wir erst sechs Tage hier im Lager sind. Gewiß müßte es also einen bösen Eindruck machen, wenn Eure Majestät jetzt schon . . ."

„Ah," unterbrach ihn Ludwig XIV., „Du bist noch nie verliebt gewesen, sonst würdest Du mich nicht unter solch nichtigen Vorwänden aufzuhalten suchen. Verliere aber kein Wort weiter, denn mein Entschluß ist gefaßt. Drum vorwärts und lasse die Pferde satteln."

„Aber mein gnädigster Herr," wandte der Herzog von Feuillade abermals ein, „was wird Türenne sagen? Er versprach Ihnen einen glänzenden Feldzug und nun kehren Sie um, ohne nur den Feind gesehen zu haben."

„Ha, Türenne!" rief der König, indem er sich unwillkührlich mit der Hand über die Stirne strich. „Bei Gott, daran habe ich nicht gedacht!"

„Könnte nicht vielleicht ein Ausweg getroffen werden?" sagte nun der Herzog von Feuillade. „Zum Beispiel, wenn die Frau Herzogin von Lavallière veranlaßt würde, das Lager zu besuchen?"

„Thörichter Mensch, das wäre ja ein noch viel ärgerer Skandal," entgegnete Ludwig XIV. „Aber halt, halt, ich hab's. Ich werde Ihre Majestät die Königin bitten, nach Amiens zu kommen, um sich das militärische Schauspiel mit anzusehen, und in ihrem Gefolge wird auch die Herzogin von Lavallière reisen. Schnell, Feuillade, nimm Postpferde und reise Tag und Nacht. Du wirst den Ehrenconducteur der Damen machen."

Fünf Tage nach dieser Unterredung nahte sich ein glänzender Zug von Karossen dem Lager von Amiens. Voraus fuhr der sechsspännige Wagen Maria Theresia's, und sie hatte befohlen, daß alle übrigen Chaisen in langer Reihe hinter ihr folgen sollten, denn sie wollte die erste sein, welche den König in seinem Zelte begrüßte. Da, wie man schon ganz nahe gekommen war, verließ eine vierspännige Karosse die Linie und fuhr gestreckten Galopps querfeldein, dem königlichen Zelte zu. Es war die Karosse der Herzogin von Lavallière.

„Ihr nach, Feuillade," rief die Königin, vor Zorn erblassend, dem neben ihrem Schlage reitenden Reisemarschall zu. „Ihr nach, und verhaften Sie sie augenblicklich zur Strafe für ihre Verwegenheit."

Feuillade wollte seinem Pferde die Sporen geben, aber im nächsten Momente schon besann er sich eines andern. „Majestät," sagte er, „ich wage es nicht. Der Zorn des Königs . . ."

Er vollendete den Satz nicht; aber die Königin verstand ihn nur zu gut und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Eine Frechheit sonder gleichen!" rief sofort eine der Hofdamen, die mit der Königin in einem Wagen fuhr. „Gott bewahre mich in seiner Gnade, daß der König je seine Augen auf mich richte; aber gesetzt, daß er es thäte, und gesetzt den unmöglichen Fall, daß ich seine Geliebte würde, so könnte mich doch nichts zu der Schamlosigkeit bringen, der Königin, seiner Gemahlin, je mehr unter die Augen zu treten."

Die Hofdame, die dieß sprach, hieß Françoise Athenais de Mortemar, verehelichte Marquise von Montespan, und bald werden wir des Mehreren von ihr zu erzählen haben.

Mit der Ankunft der Königin und ihres Hofstaats schien es, als ob dem Könige der ganze Krieg und Feldzug aus dem Gedächtnisse entschwunden sei, denn Fest folgte auf Fest, und ein Schaugepränge machte dem andern Platz. Diejenige aber, um die sich dabei alles drehte, war nicht die Königin, sondern Louise Françoise de La Baume Le Blanc, die neu creirte Herzogin von Lavallière, und die Soldaten im Lager sprachen daher ungescheut davon, daß es eigentlich gegenwärtig zwei Königinnen von Frankreich gebe.

Eines Tags, nachdem dieß üppige Leben etwa eine Woche lang gedauert hatte, ließ sich der Marschall von Türenne Morgens sehr früh beim Könige melden. Auf des Marschalls Gesicht lag ein tiefer Ernst und den König überfiel eine Art von Scheue, als er denselben sah.

„Euer Majestät,“ begann der Marschall, „darf ich mir ein freies Wort erlauben?“

„Herr Vicomte de Türenne,“ erwiederte der König, „Sie wissen, daß es in meinem ganzen Königreiche Niemanden gibt, auf dessen Worte ich ein größeres Gewicht lege.“

„Nun denn,“ fuhr der Marschall fort, „es sind noch nicht zwei Jahre her, daß Sie in des Marschalls von Grammont, des Ministers Letellier und meiner Gegenwart erklärten, Sie würden sich nie von einem Weibe so beeinflussen lassen, daß das Wohl des Staates darunter nothleide.“

„Ich weiß, ich sagte das,“ versetzte der König fast kleinlaut, als der Marschall hier einen Augenblick inne hielt.

„Sie sagten ferner,“ nahm der Marschall wieder das Wort, „wenn es doch vorkäme, und es wäre wohl möglich, daß es vorkomme, weil junge Männer den Weibern sehr zugethan zu sein pflegen, wenn es also doch vorkäme, so solle Ihnen einer von uns einen Vorhalt darüber machen, und Sie stünden dann dafür, daß dem Uebel innerhalb weniger vierundzwanzig Stunden abgeholfen sein werde.“

„Auch dessen erinnere ich mich recht gut,“ entgegnete Lud-

wig XIV. fast noch kleinlauter als zuvor; „allein ich weiß nicht, warum Sie gerade jetzt auf dieses Gespräch zurückkommen.“

„Mein König und Herr,“ sprach nun Türenne mit großem Nachdruck, „wir sind hier in Amiens, um zu Felde zu ziehen, nicht um Liebeständeleien zu treiben, und ich hoffe, daß wir in vierundzwanzig Stunden abmarschiren. Im andern Fall bitte ich um meinen Abschied.“

So sprechend machte er dem König eine tiefe Verbeugung und verließ das Zimmer. Am Mittag dieses Tages aber reisten die Königin und die Herzogin von Lavallière mit allen übrigen Damen nach Compiegne ab, um dort die Resultate des Feldzugs abzuwarten. Den andern Morgen marschirten die Armeen und die Kriegsoperationen begannen.

Und ein recht glorioser Feldzug wars, der Feldzug von 1667 gegen die spanischen Niederlande. Am 14. Juni erstürmte man Charleroi und am 17. nahm man Binsh und Ath, welches letztere der unübertreffliche Vauban sogleich in eine treffliche Festung umwandelte. Nun gings auf Tournai los, dann, nachdem auch diese wohlbefestigte Stadt kapitulirt hatte, auf Douai, das sich am 3. Juli ebenfalls ergab. Gleich darauf setzte man sich in den Besitz von Courtrai, Oudenarde und wie die vielen kleineren Plätze, die man eroberte, heißen mögen, und endlich zu Anfang August marschirte man gegen Lille, damals eine der größten, reichsten und wohlbefestigtsten Städte Belgiens. Hier fand die französische Armee einen hartnäckigen Widerstand, denn die spanische Besatzung war stark und ihr Commandant, der Graf von Marsin, gehörte unter die Zahl der Braven. Wie jedoch die französischen Kanonenkugeln anfingen, eine große Zerstörung in der Stadt anzurichten, da revoltirten die für ihr Eigenthum besorgten Bürger — die Vaterlandsliebe pflegt bei denen, welche man so bezeichnend „Geld-Protzen“ nennt, nie in hohem Maaßstabe vorhanden zu sein — und in Folge dessen sah sich der Kommandant am 28. August, nachdem er sich neunzehn Tage lang heldenmüthig gewehrt, genöthigt die weiße Fahne aufzustecken.

So kam auch Lille in die Hände der Franzosen, und der Jubel hierüber war ein außerordentlicher.

Bis jetzt hatte Ludwig XIV. mit großer Standhaftigkeit bei der Armee ausgehalten und man konnte ihm auch nichts weniger als Feigheit vorwerfen, denn er wagte sich nicht selten so nahe heran, daß einmal — gerade vor Lille — einer seiner Pagen, nur wenige Schritte von ihm entfernt, von einer Kugel getödtet wurde. So nahm er es denn als einen ihm schuldigen Tribut hin, daß man ihn, obwohl er vom Waffenhandwerk selbst nicht das Geringste verstand, sondern alle Anordnungen wie Ausführungen vom Marschall Türenne ausgingen, wie einen Kriegsgott verehrte, und nicht einmal über die gränzenlose Schmeichelei erröthete er, als man ihm zu Ehren eine Medaille prägte, auf der er, hoch erhaben über die ihm zu Füßen liegende eroberte Welt, als griechischer Heros glänzte, während Frau Victoria vom Himmel herabflog, um ihm verschiedene Kronen auf's Haupt zu setzen.

Am 29. August, gleich nach der Eroberung Lille's wurde großer Kriegsrath gehalten, um über das, was nunmehr geschehen solle, einen endgültigen Beschluß zu fassen. In der Nacht zuvor hatte Ludwig XIV. durch einen Eilboten Briefe von Compiegne erhalten, deren Inhalt ihm ersichtlich sehr zu Herzen gegangen war; denn er sah bleicher als gewöhnlich aus, und folgte den Verhandlungen nur mit geringer Aufmerksamkeit. Im Kriegsrath waren die Meinungen getheilt. Der alte Marschall d'Aumont, ein äußerst vorsichtiger Mann, sprach sich dahin aus, daß man nunmehr, nach solchen Erfolgen, das Recht sowohl als die Pflicht hätte, die Winterquartiere zu beziehen, denn der September sei vor der Thüre und dieser pflege in den Niederlanden ein äußerst nasser und widerwärtiger zu sein, der alle Operationen im höchsten Maße erschwere. Diese Ansicht theilten auch noch einige andere Generale, ebenfalls ältere Männer ohne Feuer und Thatkraft; die sämmtlichen, übrigen Theilnehmer des Kriegsraths aber, den Marschall Türenne an der Spitze, verfochten einen ganz entgegengesetzten Plan.

„Vorwärts nach Gent und Brüssel, ist meine Losung," rief

der Marschall mit dröhnender Stimme. „Der Feind ist entmuthigt und geschlagen. Seine Festungen sind schlecht armirt, und nur mit schwachen Besatzungen versehen. Furcht herrscht vor uns allüberall und die Einwohnerschaften der verschiedenen Städte, besonders der größeren und reicheren, werden ohne Ausnahme das Beispiel von Lille nachahmen. Warum also stillhalten und die Hände in den Schooß legen? Gent und Brüssel, die Hauptstädte der spanischen Niederlande liegen offen vor uns und in wenigen Tagemärschen haben wir sie erreicht. Beide können unmöglich eine längere Belagerung aushalten. Im Gegentheil müssen sie beim ersten Sturme fallen, und dann, wenn wir sie haben, so fällt uns der übrige Theil von Flandern und Brabant von selbst zu."

Der Marschall sprach mit vollster Ueberzeugung und der ganze Kriegsrath, den alten Aumont und seine paar Anhänger allein ausgenommen, brach in lauten Beifall aus, als er geendet hatte. Erwartungsvoll wandten sich nun Aller Blicke nach dem Könige, denn ihm als dem obersten Kriegsherrn stand die Entscheidung zu. Es zweifelte übrigens Niemand daran, derselbe werde dem Marschall Türenne zustimmen, indem es ja die Jugend sonst immer mit der Kühnheit und der Energie, nicht aber mit der Zaghaftigkeit, oder wie man besser sagen könnte, mit dem vorsichtigen Zaudern zu halten pflegt. Doch — merkwürdig — ohne sich lange zu besinnen, gab Ludwig XIV. dem alten d'Aumont Recht und befahl, daß die Winterquartiere bezogen werden müßten. Erstaunt, fast bestürzt, sahen sich die Generale an und Türenne selbst fühlte sich offenbar verletzt.

„Sire," sagte er, „die Nachwelt wird es uns vorwerfen, daß wir den Sieg nicht zu benützen verstanden, wenn wir nicht..."

„Ich will es so," unterbrach ihn der König in äußerst bestimmter Weise, „der Feldzug hat für dieses Jahr ein Ende."

Dem Befehle des Königs mußte gehorcht werden und noch am selbigen Tage reiste dieser mit Courierpferden nach Compiegne ab. Zwei Tage darauf gab die Herzogin von Lavallière einem Knaben das Leben, welcher in der Taufe den Namen Ludwig von Bourbon, Graf von Vermandois, erhielt, denn der König schenkte

ihm — er lebte übrigens nur bis zum Jahre 1681 — die besagte Grafschaft, indem er sie zugleich zum Pairie-Herzogthum erhob. Nun wußte man, warum Gent und Brüssel nicht erobert werden durften.

Im Winter des nächsten Jahres zog Frankreich abermals zu Felde. Es war der bekannte Raubzug gegen die Franche-Comté, welcher mit dem 4. Februar 1668 begann und damit endigte, daß der französische Heerführer, dießmal der Prinz von Condé, in wenigen Wochen die ganze Provinz eroberte. Auch dießmal erschien Ludwig XIV. im Felde, aber nicht, um mitzukämpfen, sondern um die Lorbeeren zu sammeln, welche Andere für ihn gepflückt hatten. Nach ganz kurzer Zeit schon kehrte er nach Paris zurück und nicht lange hernach, im April 1668, kam ein Friedenstraktat mit Spanien zu Stande, der Frankreich nicht wenige Vortheile sicherte. Nun konnte Ludwig XIV. wieder ganz dem Vergnügen leben und wenn ich die Festlichkeiten alle beschreiben wollte, bei welchen die Herzogin von Lavallière immer als die erste Gottheit glänzte, so müßte ich ganze Bände damit füllen. Eins jedoch darf ich hiebei nicht verschweigen: die Herzogin war es nie, welche den König zu solchen Festen trieb; sie zog vielmehr die Stille und Einsamkeit vor und am glücklichsten fühlte sie sich, wenn der König sie ohne Begleitung in ihrer Freistatt zu Versailles besuchte.

Eines Tags, zu Anfang des Monats Mai des Jahr 1668 fand Ludwig XIV. bei einem solchen Besuch, daß Louise de Lavallière sehr blaß aussah und besorgt um ihre Gesundheit zog er seinen Leibarzt, den Doktor d'Aquin, über ihren Zustand zu Rathe.

„Majestät,“ erwiderte der Doktor, nachdem er ein genaues Examinatorium mit der Frau Herzogin angestellt hatte, „es ist keine Rede von einer Krankheit. Dagegen fühlt sich ihre Durchlaucht etwas matt und angegriffen, und der Pulsschlag geht ebenfalls sehr schwach. Alles, wie ich mit Bestimmtheit sagen kann, Folgen des letzten Wochenbettes der Frau Herzogin. Mein Rath wäre daher, eine Luftveränderung vorzunehmen. Dann wird sich hoffentlich ein besserer Appetit einstellen und ebendamit verschwindet

die Blutlosigkeit. Ohnehin ist jetzt die beste Jahreszeit, und man sollte daher keine Zeit verlieren."

„Und wohin rathen Sie, Doctor?" fragte Ludwig XIV., der die Sache mit Eifer aufgriff.

„Wohin?" versetzte der Leibarzt, „nun, natürlich, in eine etwas südlichere Gegend mit milderer Luft und doch ohne übergroße Hitze. Da wäre zum Beispiel ..... Aber nein, halt, ich hab's; nach Chambord soll die Frau Herzogin. Chambord vereinigt alle climatischen Tugenden der Welt, und nur diesem herrlichen Aufenthalt hatte es einstens Diana von Poitiers zu verdanken, daß sie sich ewige Jugend und Schönheit erhielt."

„Gut, also nach Chambord," erwiderte der König und ließ den Herzog von Saint-Aignan rufen, um ihm die nöthigen Befehle zu geben.

In der That wurde auch die Reise dorthin schon nach wenigen Tagen angetreten, doch nicht ohne daß vorher für allen Comfort, selbst zu einem längeren Aufenthalt, gesorgt worden wäre. Natürlich übrigens siedelte nicht der ganze Hof nach Chambord über, sondern nur ein kleinerer auserwählter Cirkel, der die gewöhnliche Gesellschaft der Herzogin bildete. Die Königin mit ihrem ganzen Staate blieb in St. Germain und der König selbst behielt sich vor, seinen Aufenthalt bald da, bald dort zu nehmen, obwohl vorauszusehen war, wo er die meiste Zeit zubringen würde.

Also nach Chambord ging die Fahrt, nach dem Lustschlosse Chambord, das unweit der großen Stadt Blois zwischen der Loire und dem Cher liegt! Nach jenem berühmten Chambord, das nach den Rissen Prinaticcio's in wunderbar ansprechendem Styl, halb gothisch, halb Renaissance, erbaut, nicht weniger als vierhundert und vierzig Zimmer Säle und Galerien enthält, dessen Stallungen über zwölfhundert Pferde fassen, und dessen Park so großartig ist, daß die Mauer, die ihn umschließt, eine Länge von acht vollgemessenen Stunden hat! Eilen wir den hohen Reisenden voraus, um uns dieses Chambord ein wenig des Näheren zu betrachten; zugleich auch um uns ein wenig in seiner Geschichte umzusehen!

In alten Zeiten, da es noch Grafen von Blois gab, fiel es diesen ein, auf einem besonders schönen Punkte in der Nachbarschaft ein Jagdschloß zu erbauen, dem sie, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, den Namen Chambourg gaben. Nach dem Aussterben dieser Grafen wurde ihr Besitzthum von den Königen von Frankreich als erledigtes Lehen eingezogen, und Karl VI. gab es seinem Bruder Louis, dem Grafen von Valois und Herzog von Orleans, zur Apanage. Mit dem Enkel dieses Louis aber, welcher anno 1498, nach dem Tode des kinderlosen Karls VIII., als dessen nächster männlicher Anverwandter unter dem Namen Ludwig XII. den französischen Thron bestieg, fielen alle Orleans'schen Besitzungen an die Krone Frankreich zurück, und er machte sofort das Schloß Chambourg, dessen Name sich inzwischen in Chambord umgewandelt hatte, nebst der Grafschaft Blois zur Königlichen Domaine, welche es auch bis zur Revolutionszeit hinab verblieben ist.

Doch vorher schon, einige wenige Jahre, ehe Ludwig XII. zur Regierung kam, also zur Zeit, da dieser noch Herzog von Orleans war, ereignete sich etwas in Chambord, was später von größtem Einfluß auf dieses Schloß sein sollte. Als nämlich sein naher Verwandter, der Herzog von Angoulême, der Sohn von seines Vaters Bruder, sich mit Louisen, einer Prinzessin von Savoyen verheirathete, überließ er diesem — als Haupt der Orleans'schen Familie hatte er freie Verfügung über alle Orleans'schen Schlösser — das Jagdschloß Chambord zur unbeschränkten Benützung. Der junge Herzog von Angoulême, als ein großer Freund der Jagd, fand sich auch wirklich oft auf dem Jagdschloß ein, obwohl er für gewöhnlich auf Schloß Cognac oder auch zu Romorantin residirte. Ja hie und da blieb er mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Hofstaat ganze Wochen und Monate, und so kam es denn, daß ihm hier auf Chambord am 12. Sept. 1494, Abends um zehn Uhr, sein erster Sohn geboren wurde, welcher den Namen Franz erhielt. Damals hielt man dieses Ereigniß für kein besonders nennenswerthes, aber mit Unrecht, denn gleich wie Karl VIII. kinderlos starb und dadurch Ludwig XII.,

seinem Seitenverwandten, Platz machte, ebenso segnete auch Ludwig XII. anno 1515 das Zeitliche, ohne einen Sohn zu hinterlassen, und demgemäß bestieg der eben genannte Franz von Angoulême, als der Enkel von Ludwigs XII. Vaters-Bruder, in seinem kaum zwanzigsten Jahre unter dem Namen Franz des Ersten — sein Vater, der Herzog von Angoulême, war schon einige Jahre zuvor gestorben — den französischen Thron — derselbe Franz I., der sich später den Namen des ritterlichsten Königs Europas erwarb, und dessen Ruhm die ganze Welt erfüllte.

Also, um auf das Vorige zurückzukommen, König Ludwig XII. machte Chambord zur Königlichen Domaine, aber da er kein besonderer Freund der Jagd war, so kam er nicht viel auf die alte Grafenburg, sondern überließ sie vielmehr, was man sagt, sich selbst, so daß sie während seiner Regierung den Zahn der Zeit sehr zu spüren anfing. Ganz anders wurde es, als Franz I. den Thron bestieg, denn Franz hatte ja seine ersten Jugendjahre in Chambord verlebt und die Erinnerung an diese erweckt in jedem Menschen die süßesten Gefühle. Ueberdem, links und rechts von dem Schlosse dehnten sich die großen Wälder von Bussy und Bologne aus und der junge König gab sich nur zu gern den Freuden der Jagd hin. Wie hätte er es also übers Herz bringen können, Chambord, wie sein Vorfahre gethan, unbeachtet auf der Seite liegen zu lassen und es vollends dem Verfalle anheimzugeben? Doch that er in den ersten acht Jahren nicht mehr für dasselbe, als daß er die seit dem letzten Decennium so sehr vernachlässigten Räume wieder in guten Zustand bringen und standesgemäß einrichten ließ, um die große Gesellschaft von Herren und Damen, welche ihn gewöhnlich auf seinen Jagdzügen begleitete, wenigstens anständig unterbringen zu können. Er hatte ja diese ganzen acht Jahre her Krieg geführt, Krieg mit Italien und Spanien zugleich, und dieser Krieg absorbirte alle Geldkräfte Frankreichs!

Da geschah es im Monat Mai des Jahres 1523, als eben der Waffentanz für eine Zeit lang ruhte, daß Franz I. wieder eine große Jagdparthie im Walde von Bussy veranstaltete und wie gewöhnlich das Schloß von Chambord zum Mittelpunkt dieser

Waidmannsfreuden machte. Sonst ziehen zu derlei Vergnügungen nur Männer aus, aber zu Franz's I. Zeiten waren die Damen der Mittelpunkt derselben, denn jenem ritterlichen Monarchen war ein Tag ohne Frauen „ein Jahr ohne Frühling und ein Frühling ohne Rosen." Damals, im Mai 1523, insbesondere begleitete ihn ein Kranz der schönsten Damen, unter welchen als die hervorragendste Franziska von Foix, Gräfin von Chateaubriand, erglänzte, und mit dieser letzteren, in jener Zeit der vollständigen Inhaberin seines Herzens, stand er an einer Fensterbrüstung des Schlosses, von der aus man einen vollen Ueberblick über die ganze wunderherrliche Landschaft hatte. „Weißt Du, meine theuerste Franziska," sagte der König, den Arm seiner Geliebten fest an sich drückend, „weißt Du, was mir jetzt eben durch den Sinn geht? Ich finde, daß diese alten düstern Gebäude hier in ihrer unregelmäßigen Masse durchaus nicht zu der hellen prächtigen Umgebung passen, und nicht minder finde ich, daß die Räumlichkeiten des Schlosses viel zu enge sind, um darin nur irgend einmal ein Fest zu begehen, das Deiner würdig wäre. Ich werde daher dieses Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeit niederreißen und dafür einen Bau errichten lassen, wie ich deren so viele und herrliche an den Fürstenhöfen im Lande Italia sah. Dieses neue Schloß aber soll ein Park umgeben, der an Ausdehnung von keinem andern übertroffen wird, und damit ihm auch die nöthige Frische und Anmuth nicht fehle, so werde ich das kleine Flüßchen hier, den Cosson, durch einen Arm der Loire erbreitern. So habe ich mir's ausgedacht, mein theures Wesen, und inmitten all' dieser Herrlichkeiten sollst Du als die Königin der Liebe und Schönheit prangen."

In der That zögerte Franz I. keinen Augenblick, seine Gedanken zu verwirklichen, und noch im selben Jahre wurde der berühmte Baumeister Primaticcio nebst verschiedenen anderen Künstlern ersten Rangs — ich brauche nur den Namen Leonardo da Vinci zu nennen, so weiß der Leser schon, woran er ist — aus Italien berufen, um das große Werk zu beginnen. Sie aber, diese Italiener, stellten in Verbindung mit den Franzosen Johann

Cousin, Germain Pilon, Peter Bontems, Johann Goujon und Anderen, mittelst achtzehnhundert Arbeitern, die sie Winter und Sommer beschäftigten, in einem Zeitraum von zwölf Jahren einen solch prachtvollen Palast an die Stelle des alten Grafenschlosses, daß Alles, was man bisher in Frankreich als unübertrefflich bewundert hatte, dadurch in den tiefsten Schatten gestellt wurde. Freilich verschlang dafür auch der Bau ganz exorbitande Summen, und fast nicht minder viel wurde auf den Park verwandt; allein Franz I. es wollte einmal durchsetzen, einen Königssitz zu haben, wie keiner der mit ihm zugleich lebenden Potentaten, und was lag ihm, dem unumschränkten Monarchen, also am Gelde?

Oft und viel während des Baues stellte sich Franz I. in Chambord ein, um sich von den Fortschritten desselben zu überzeugen, und immer begleitete ihn Franziska von Foix, die schöne Gräfin von Chateaubriand. Dennoch sollte letztere die Vollendung des Schlosses mit seinen vielen Nebengebäuden nicht erleben, oder vielmehr nicht mitansehen, denn nach dem bösen Frieden von Cambray, anno 1629, tauchte am Hofe ein neues Gestirn auf, das bald die alte Liebe des Königs verdrängte. Dieses Gestirn war Anna von Pisselou, vermählt an den Sire Johann de Brosse, Grafen von Penthièvre, mehr noch bekannt unter dem Namen der Herzogin von Etampes, denn so bald sie den König einmal gefesselt hatte, ruhte sie nicht, als bis ihr der Monarch diesen Titel verlieh und zugleich ihren Gemahl auf seine Güter verwies. Ein ganz ähnliches Geschick, wie dem Sire de Brosse, stand auch der Gräfin von Chateaubriand bevor. Sie wartete aber dasselbe nicht ab, sondern zog sich auf eines ihrer Güter in der Bretagne zurück, wo sie bald nachher in tiefster Vergessenheit starb. Von nun an herrschte die Herzogin von Etampes wie eine allmächtige Gottheit in Chambord, und es schien viele Jahre lang, als ob Franz I. gar keinen andern Willen hätte, als den ihren; in diese Zeit der Allgewalt der Herzogin aber fällt ein Ereigniß, durch welches Schloß Chambord ganz unvergeßlich in der Geschichte dasteht, und das ich daher meinen Lesern nicht vorenthalten darf.

In der Schlacht von Pavia, am 24. Februar 1525, war

Franz I. der Gefangene des Kaisers Karl V. geworden, und dieser ließ ihn nicht eher wieder frei, als bis derselbe in dem sogenannten Vertrag von Madrid vom 14. Januar 1526 auf Neapel, Mailand, Genua und Asti verzichtete und zugleich versprach, Burgund, Flandern und Artois an Spanien abzutreten. Zwölf Jahre später, anno 1538, unmittelbar nach dem zu Nizza geschlossenen Frieden, erbat sich Kaiser Karl V. von König Franz freien Durchzug durch Frankreich, um desto schneller nach den Niederlanden zur Züchtigung der aufrührerischen Genter gelangen zu können, und König Franz gab ihm sein Königliches Wort, ihn frei mit seiner bewaffneten Begleitung passiren zu lassen. Wenige Tage zuvor, ehe Kaiser Karl das französische Gebiet betrat, befand sich Franz I. in einem kleinen Pavillon zu Chambord mit seiner schönen Geliebten am Frühstückstisch zusammen und zu ihrer Bedienung hatten sie Niemanden als Triboulet, den Hofnarren, vor dem sie Beide keine Geheimnisse hatten.

„So ist es also wahr," sagte die Herzogin von Etampes im Verlauf des Gesprächs zum Könige, „daß Sie dem Kaiser erlaubten, mitten durch Frankreich hindurch nach den Niederlanden zu ziehen?"

„Vollkommen wahr und richtig," erwiederte Franz I. lächelnd. „Ich werde morgen von hier abreisen, um meinen erhabenen Bruder in Aigues-Mortes zu begrüßen, und ihn dann über Limoges und Amboise hierher führen."

„Wenn Sie nun aber," fuhr die Herzogin in bitterem Tone fort, „wenn Sie diesen Monarchen, der Sie so schmählich gefangen hielt und Ihre Gefangenschaft so schmählich benützte, in Ihrer Gewalt haben werden, sollten Sie dann wirklich die Großmuth so weit treiben, daß Sie die Gelegenheit vorbeigehen lassen, um von diesem Ihrem schlimmsten Feinde den Widerruf des Vertrags von Madrid zu erlangen? Er wenigstens würde an Ihrer Stelle wissen, was er zu thun hätte."

„Ich werde," sprach der Monarch sehr ernst, „ich werde mein ihm gegebenes Wort halten."

In diesem Momente zog Triboulet eine elfenbeinerne Brief-

tafel aus der Tasche und schickte sich an, etwas darin zu notiren. Er nannte diese Brieftafel nur sein Narrenjournal, weil er gewohnt war, darinnen die Namen derer aufzuzeichnen, welche nach seiner Ansicht noch größere Narren seien als er.

„Gib her," sagte Franz I. und nahm dem Hofnarren sein Journal ab, um einen Blick hineinzuwerfen. Er fand darinnen mit großen Buchstaben den Namen „Karl V." notirt.

„Wann hast Du diesen Namen in Dein Journal eingetragen?" fragte der König seinen Hofnarren, indem sich bei ihm Zorn mit Lachlust stritt.

„An dem Tage," erwiederte Triboulet, „an dem ich hörte, daß er über Frankreich reisen werde."

„Ich verstehe Dich," sagte Franz I.; „aber hoffentlich wirst Du den Namen wieder ausstreichen, wenn Du Dich überzeugt hast, daß er ungefährdet hindurchziehen konnte."

„Gewiß," entgegnete der Narr, ohne eine Miene zu verziehen; „dann lösche ich seinen Namen aus und setze dafür den Deinigen."

„Unverschämter," rief der König und langte aus, um dem Narren eine Ohrfeige zu versetzen; doch dieser bückte sich gewandt und schlüpfte wie ein Aal unter dem Tisch durch.

„Sire," sagte jetzt die Herzogin von Etampes, dem Könige den Arm haltend, „aus dem Narren spricht die größte Weisheit. Kein Vernünftiger wird von Ihnen erwarten, daß Sie . . ."

„Stille," unterbrach sie der König strenge. „Franz I. wird handeln, nicht wie es ihm sein Vortheil, sondern wie es ihm die Ehre vorschreibt. Ich bitte also, kein Wort weiter, Frau Herzogin."

Den andern Tag reiste Franz I. mit großem Gefolge nach Aigues-Mortes, und acht Tage später hielt er mit Kaiser Karl V. hoch zu Roß seinen Einzug in Chambord. Der letztere war von einem Dutzend seiner vornehmsten Kavaliere, von vierundzwanzig Pagen, sowie von hundert schwer bewaffneten Burgundern begleitet; allein was würde ihn diese Schutzwache genützt haben, wenn es Franz I. wirklich gelüstet hätte, sich an seinem Gaste zu vergreifen? Doch hieran dachte Franz I. nicht; er dachte vielmehr nur daran,

dem Kaiser während der fünf Tage, die dieser bei ihm auf Chambord verweilte, so viel Kurzweil als möglich zu bereiten, und es folgten sich daher in dieser Zeit Banquette, Bälle und Jagdparthien in fast übertriebener Weise. Trotzdem athmete Karl V. erst wieder frei auf, als er eine Woche später Frankreichs Gränzen hinter sich hatte, und er schwur sich's zu, die Loyalität seines großen Gegners nie mehr auf die Probe setzen zu wollen.

Noch volle neun Jahre lang nach dieser merkwürdigen Einkehr Kaiser Karls V. auf Schloß Chambord führte die Herzogin von Etampes dorten den weiblichen Commandostab; doch Franz I. gestattete ihr diesen mehr aus alter Gewohnheit, als aus fortdauernder Liebe und wirklicher Zuneigung, denn in den letzten Jahren seines Lebens war sein Herz wie ausgestorben und er hatte Augenblicke, wo sich seiner die düsterste Schwermuth bemächtigte. Ja, in solchen Augenblicken glaubte er sich von allen Denen, die er geliebt, verrathen, und von dieser Stimmung gibt den klarsten Beweis jener Vers, den er einst in Gegenwart seiner Schwester Margaretha mit der Spitze eines Diamants in eine Fensterscheibe von Chambord eingrub:

»Souvent femme varie
Bien fou est qui s'y fie!«

Trotz dieser Stimmung aber war und blieb die Herzogin von Etampes wie schon gesagt noch volle neun Jahre lang, das ist bis zum Todestage des Königs Franz I., am 31. März 1547, die Königin von Chambord; dann aber nahm ihr Reich ein plötzliches Ende, und sie durfte noch froh sein, daß es kein tragisches wurde. Auf Franz I. nämlich folgte sein Sohn, Heinrich II., und diesen beherrschte vollständig Diana von Poitiers, die wunderbar schöne Wittwe des Grafen Ludwig von Brezé, des ehemaligen Großseneschalls von Frankreich; die Frau Großseneschallin aber und die Herzogin von Etampes haßten sich schon seit Jahren aus voller Seele, und was war also natürlicher, als daß die Herzogin alsobald nach dem Regierungsantritt Heinrichs Befehl erhielt, sofort sich auf's Land zurückzuziehen? Heinrich II. hätte sie auch auf Lebenslang in's Gefängniß werfen lassen, wenn seine Diana es verlangt

hätte, denn nie war ein Mann einem Weibe unterwürfiger und blinder ergeben, als er dieser Großseneschallin, die doch ihre vollen zwanzig Jahre mehr zählte, als er. Aber freilich, nie wußte auch ein Weib seine Schönheit prächtiger zu conserviren, als sie, und selbst in ihrem höheren Alter, kurz vor ihrem Tode noch hätte man sie für eine Frau von kaum dreißig Jahren halten können! Ihre Herrschaft dauerte übrigens nur kurze Zeit, denn Heinrich II. starb bekanntlich schon anno 1559, in einem Alter von wenig mehr als vierzig Jahren, und seine Geliebte, die er noch kurz vorher zur Herzogin von Valentinois erhoben hatte, mußte nun auf Befehl seiner Wittwe, der so lange schon gekränkten Königin Katharina von Medicis, welche für ihren minderjährigen Sohn regierte, augenblicklich in's Exil wandern.

Von nun an blieb Chambord verwaist, viele, viele Jahre, mehr als ein Jahrhundert lang. Weder Franz II. kam hin, noch Karl IX., noch Heinrich III., und selbst dem Könige Heinrich IV., der doch so viel Aehnlichkeit mit Franz I. hatte, lag es zu fern von seiner guten Stadt Paris. Ludwig XIII. allerdings brachte manche Woche, und selbst Monate daselbst zu, allein sein Hofhalt war bekanntlich ein nicht minder trauriger, als langweiliger, und so blieb's in dem Lustschlosse des ritterlichen Franz selbst dann stille, wenn Ludwig XIII. daselbst residirte. Doch jetzt hielt Ludwig XIV. seinen Einzug in Chambord und wo dieser König weilte, da hatte sich bis jetzt noch immer die Lust, das Vergnügen und die Pracht eingestellt. Noch immer hatte da jeder Tag etwas Neues gebracht, und man kam vor lauter Bällen, Concerten, Balleten, Caroussels oder wie die Festivitäten sonst hießen, gar nicht zu sich selber. Durfte man also nicht der Ueberzeugung leben, daß auch dießmal Lust auf Lust folgen — daß Chambord wiederhallen werde von dem Jubel fröhlicher Gäste? So mußte Jeder, der den Sohn Ludwig's XIII. kannte, glauben; allein es kam doch anders als man dachte; denn die Herzogin von Lavallière war nach Chambord gekommen, um ihrer Gesundheit wegen, um sich da im ruhigen Frieden der Natur zu erholen, nicht um sich in rauschenden Vergnügungen abzumühen, und der König

liebte die schöne Herzogin allzusehr, als daß er sich nicht ganz ihren Wünschen gefügt hätte. Somit fiel Alles weg, was irgend aufregen konnte, und insbesondere wurde jede Parthie, welche körperliche Anstrengungen erforderte, vermieden. Kurz, der kleine Hof in Chambord führte ein förmliches Stillleben und von all' den früheren vielen Zerstreuungen erlaubte sich der besorgte Monarch nur die einzige, daß er den berühmten Molière mit seiner Theaterbande nach Chambord berief, um allda ihn und seine Geliebte nebst den wenigen sonstigen Geladenen durch seine zwerchfellerschütternden Vorstellungen aufzuheitern. So wurden hier aufgeführt der „Bourgeois Gentilhomme“, „Le Facheux“, „Le Mariage forcé“ und „Le Tartuffe“; ein besonderes Gefallen aber fand Ludwig XIV. an der „Princesse d'Elide,“ denn dieses Stück war nichts anderes, als eine Verherrlichung des Verhältnisses, das zwischen ihm und der Herzogin von Lavallière bestand, und in einem Monolog der ersten Scene beglückwünschte der Dichter geradezu das französische Volk, weil sein Regent ein der Liebe so überaus fähiges Herz besitze.

Im vierten Monate schon befand sich der kleine Hof in Chambord und noch immer ließ kein Anzeichen darauf schließen, daß nun bald eine Rückkehr nach St. Germain und Versailles stattfinden werde. Die Herzogin von Lavallière fühlte sich überglücklich, denn nichts störte sie im Besitz dessen, den sie anbetete, und jede Stunde, in der sie nicht mit ihm zusammen war, konnte sie ihren beiden Kindern, dem kleinen Grafen von Vermandois und der lieblich heranwachsenden Marie Anne von Bourbon, deren Obhut Madame Colbert, die Frau des Ministers, übernommen hatte, widmen. Auch Ludwig XIV. war von diesem Stillleben entzückt und darum kehrte er auch von jeder Reise, die er von Zeit zu Zeit nach St. Germain und Versailles machte, immer schnellstens wieder nach Chambord zurück. Darüber jedoch verabsäumte er die Staatsgeschäfte nicht gänzlich, sondern seine Minister mußten jede Woche einmal nach dem Schloße kommen und er arbeitete dann fast den ganzen Tag mit ihnen. Insbesondere that er dieß gerne mit dem Finanzminister Colbert, weil ihn dieser

fortwährend in dem Entschlusse, noch länger in Chambord zu bleiben, bestärkte — Colbert that dieß der dadurch erwachsenden Ersparungen wegen —, und so stieg derselbe von Tag zu Tag mehr in seiner Gunst. Je höher aber die Schale Colberts stieg, um so mehr fiel die des Kriegsministers Louvois, dem, wie wir wissen, nichts mehr am Herzen lag als Kampf und Krieg und Eroberungen, und manche Stunde der Nacht dachte derselbe darüber nach, wie er seinen Monarchen diesem Zustand der trägen Ruhe entreißen könnte.

Eines Tages, zu Ende August, war wieder Ministersitzung und während der König mit seinen Räthen arbeitete, saß Louise de Lavallière in einer Laube des Parks, ihrem Lieblingsplätzchen, unweit vom Schlosse. Sie hatte eine Stickerei vor sich und unweit von ihr spielte, von Madame Colbert überwacht, ihr Töchterlein, während ihr Söhnlein von seiner Amme in der nächsten Allee auf und ab getragen wurde. Die größte Stille herrschte ringsum, nur unterbrochen von dem Gesang der Vögel, und die Frau Herzogin versank in eine jener süßen Träumereien, denen sie sich so gerne hingab. Indem hörte sie Tritte, und wie sie die Augen aufschlug, sah sie einen Mann von silbergrauen Haaren und höchst würdigem Aussehen vor sich. Derselbe schien ihr seiner Kleidung nach ein Landgeistlicher aus der Nachbarschaft zu sein und da er sein Käppchen lüpfend ehrerbietigst stehen blieb, so winkte sie ihm, näher zu kommen.

„Sie haben, wie es scheint, ein Anliegen, mein Vater,“ sagte sie in ihrer gewohnten sanften Weise zu ihm, „und vielleicht kann ich Ihnen dabei behülflich sein.“

„Ja, ich habe ein Anliegen,“ erwiderte der Greis; „es hat bei uns gebrannt, in dem Dorfe nehmlich, dessen Pfarrer ich bin, und dadurch sind mehrere Familien an den Bettelstab gekommen.“

„Und Sie nehmen sich,“ ergänzte die Herzogin, „der Unglücklichen an und sammeln milde Gaben für sie. Hier, hier, nehmen Sie und schließen Sie mich dafür in Ihr Gebet ein.“

Sie hatte ihre Börse gezogen und reichte dem Greise deren ganzen Inhalt. Erstaunt blickte dieser auf, denn der große

Betrag ging wohl über sein Erwarten. „Gott segne Sie," sagte er dann, dem Anschein nach tief gerührt. „Gott segne Sie, Ihren Gemahl und Ihre Kinder, denn diese beiden Kinder hier gehören doch Ihnen?"

„Sie gehören mir", erwiderte die Herzogin leise und nicht ohne tief zu erröthen. Offenbar trieb das Wort: „Gemahl" ihr diese Röthe in die Wangen und der Greis schien dieß auch zu errathen.

„O wie glücklich muß Ihr Gemahl sein," fuhr er daher fort, die Augen scharf auf sie richtend, „solch' schöne Kinder und eine solch' schöne Gemahlin! Ach wenn Sie mir ihn nennen würden, ich wäre vielleicht so kühn, ihn aufzusuchen, daß er mir Gelegenheit verschaffte, dem Könige, unserem gnädigsten Herrn, eine Bittschrift zu überreichen."

„Ich, ich habe keinen Gemahl," stotterte die Herzogin, die Worte nur mühsam hervorbringend; „aber übergeben Sie mir die Bittschrift, so soll sie dem Könige richtig überliefert werden."

„Wie?" rief der Greis mit anscheinend großer Theilnahme; „so jung und schön und schon eine Wittwe! Ach die armen, armen Waisen! Aber was sehe ich? Sie tragen ja keine Trauer und der Knabe ist doch noch so jung, daß Ihr Herr Gemahl unmöglich . . . ."

„Ich bin keine Wittwe," unterbrach ihn die Herzogin heftig, „und meine Kinder sind auch keine Waisen. Ich bin . . . ."

Hier stockte sie plötzlich und eine noch tiefere Röthe als zuvor überzog ihr Gesicht.

„Ha!" rief jetzt der Greis, indem er sich plötzlich stramm in die Höhe richtete und der Herzogin einen vernichtenden Blick zusandte. „Ha, Sie sind doch nicht etwa die Geliebte des Königs? Die Buhlerin, welche man Herzogin von Lavallière nennt? Ja, beim Himmel, Sie sind's, und ich, ich Elender, habe Geld von Ihnen genommen! Aber es brennt mich in meinen Händen; es brennt mich, als wäre es in höllischem Feuer glühend gemacht, und hier, hier haben Sie es wieder, Ihr in Schande und Sünde erworbenes Geld!"

Mit diesen Worten warf er ihr die ganze vorhin empfangene Summe vor die Füße und war dann im Momente in den Gebüschen verschwunden; die Herzogin von Lavallière aber sank mit einem lauten Aufschrei zusammen und als Madame Colbert und die Amme auf den Schrei hin herbeieilten, fanden sie die Arme in tiefer Ohnmacht liegend. Man brachte sie ins Schloß und die herbeigerufenen Aerzte wußten sie nur mit vieler Mühe wieder zum klaren Bewußtsein zurückzurufen. Auch gab sie nie, so lange sie lebte, genaue Auskunft über das, was ihr begegnet sei, sondern sie behauptete, es habe sie die plötzliche Erscheinung eines alten Mannes, den sie vorher nie gesehen, so sehr erschreckt, daß sie darüber das Bewußtsein verloren. Von dieser Zeit an übrigens ging eine große Veränderung sowohl mit ihrem Aeußern als ihrem Innern vor, denn wenn sie vorher nur blaß und bleich, dagegen blendend weiß gewesen war, so nahm ihre Haut jetzt eine gelblichte, ins Graue überspielende Farbe an, und ihr früher nur stilles und träumerisches Wesen steigerte sich nunmehr zum tiefsinnigen und melancholischen. Es war, als ob ein tiefer Kummer sie drückte, und so oft der König sie besuchte, fand er sie in Thränen, über die sie keine Rechenschaft geben wollte oder konnte. Dieß verstimmte den Monarchen mehr und mehr und schon in der Mitte des Monats September verließ er Schloß Chambord, um seine frühere Residenz in St. Germain wieder zu beziehen. Wenige Wochen später folgte ihm die Frau Herzogin von Lavallière nach, aber sie blieb nur kurze Zeit in St. Germain und siedelte sofort — die Erlaubniß wurde ihr gerne gewährt — nach Versailles in das ihr dort gehörige Hôtel über.

Erst lange, lange Jahre nachher kam das Nähere des vorhin von mir erzählten Auftrittes zu Tage. Ein alter Schauspieler von der früher Molière'schen Truppe bekannte auf dem Todtenbette, den greisenhaften Landpfarrer gespielt zu haben, und beharrte fest darauf, von dem inzwischen übrigens verstorbenen Minister von Louvois hiezu bestochen worden zu sein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Siebtes Kapitel.

Eine neue Sonne und ein Sonnenuntergang.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß junge Menschen, die man in eine fromme Erziehungsanstalt bringt, wo man sie unter Versagung der meisten Freuden und Lustbarkeiten welche man sonst der Jugend gönnt, zu strengem Fleiße und zu noch strengerer äußerer Zucht anhält, nachher, so bald sie diese Erziehungsanstalt hinter sich haben, und wären sie auch zehn Jahre lang in derselben gewesen, um so mehr ausschlagen und nun auf einmal alles bisher Entbehrte so zu sagen zwei- und dreifach einzuholen suchen. Ja, daß sie oft geradezu der Liederlichkeit verfallen, während man doch geglaubt hatte, den Teufel der Lust gänzlich und für immer in ihnen unterdrückt zu haben. Gerade so erging es auch dem König Ludwig XIV., nachdem er von Schloß Chambord wieder nach St. Germain zurückgekehrt war, und es schien fast, als ob er sich für das Stillleben, das er dort geführt, jetzt durch um so rauschendere Vergnügungen entschädigen wollte. Fast jeden Abend fand irgend eine kleine Lustbarkeit statt und einmal wenigstens in der Woche ward ein solenner Ball abgehalten, wobei der König selten eine Tour aussetzte. Auch ließ man in diesen Tagen zweierlei nicht unbemerkt — denn bei Hof bemerkt man alles — einmal, daß Seine Majestät es sich keineswegs besonders zu Herzen

zu nehmen schienen, wenn die Frau Herzogin von Lavallière, was gerade jetzt öfters geschah, sich Gesundheits halber entschuldigen ließ, bei dieser oder jener Festlichkeit zu erscheinen, und zum zweiten, daß der König beim Tanzen zweien Damen den Vorzug zu geben schien, nehmlich der kleinen Prinzessin von Monaco und dem üppigen Fräulein von Armagnac, der Tochter des Grafen gleichen Namens. Bereits flüsterte man sich darüber Verschiedenes in die Ohren und viele Höflinge fingen an, den beiden genannten Damen mit besonderer Unterwürfigkeit zu begegnen; aber dann hieß es wieder, die Prinzessin von Monaco sei mit dem Prinzen von Montauban so gut als verlobt, und das Fräulein von Armagnac habe seiner Majestät eine solch' stolze Antwort gegeben, daß Höchstdieselben sich äußerst degoutirt von ihr abgewandt hätten. Man sieht, es gab immer etwas zu reden am französischen Hofe; doch bald verdrängte eine andere Neuigkeit alle diese Schwätzereien, die große Neuigkeit nehmlich, daß Henri de Latour d'Auvergne, Vicomte de Türenne, der hochberühmte Feldmarschall des Reichs, vom protestantischen Glauben, in dem er erzogen und bisher gelebt, zum Katholicismus übergetreten sei.

Diese Neuigkeit, im Anfang nicht geglaubt, erwies sich nach kurzem als eine wahre. Er, der zweite Sohn des Herzogs Heinrich von Bouillon, Prinzen von Sedan, und der Prinzessin Elisabeth von Nassau; er, der Neffe des Herzogs Moritz von Nassau, welcher in den Niederlanden eine so große Rolle spielte; er schwur anno 1668 in aller Stille seinen Glauben ab, und die frommen Patres von der Societät Jesu, welche diese außerordentliche Bekehrung zu Stande gebracht zu haben sich rühmten — Andere behaupteten übrigens, und wie es scheint mit mehr Recht, dieses Verdienst gehöre vorzüglich dem Abbé Bossuet, dem nachherigen Bischof von Meaux, und wieder Andere endlich sprachen gar von rein weltlichen Beweggründen, mit denen die Religion nichts zu schaffen habe —, ließen ihr Siegesgeschrei hierüber in ganz Frankreich wiederhallen. Auch König Ludwig XIV. war hoch erfreut und beschloß dieses Ereigniß durch ein großartiges Fest zu feiern, welches in seiner neuen Schöpfung, dem immer mehr hervorwachsen-

den Versailles, abgehalten werden sollte. Alsobald ging man an's Werk und aus den außerordentlichen Vorbereitungen schon konnte man schließen, daß etwas noch nie Dagewesenes aufgeführt werden würde. Ich unterlasse es übrigens auf die näheren Einzelnheiten einzugehen, und bemerke nur, daß die Kosten für den König auf eine ganz enorme Summe sich beliefen, während die verschiedenen Damen und Herren, die dabei mitwirkten, im Verhältniß nicht minder toll ins Zeug gingen oder vielmehr des Königs wegen gehen mußten.

Was nun die Darstellung selbst betrifft, so sollte am ersten Tag ein Turnier, am zweiten ein kostümirtes Ballet, am dritten endlich ein großer Ball mit nachherigem Banquet stattfinden und der Leser wird mir die Versicherung gerne glauben, daß ein Tag den andern an Pracht und Glanz übertraf. Beim Turniere, genannt das „Ringelrennen der fünf Nationen" stellte Ludwig XIV. den Anführer der Römer, Monsieur, sein Bruder, den der Perser, der Prinz von Condé den der Türken, der Herzog von Guise den der Indianer und der Vicomte von Türenne den der Amerikaner vor. Alle fünf Feldherren, wie auch die unter ihnen kämpfenden Ritter, trugen reiche, ja überreiche Rüstungen; doch eine solch' tolle Verschwendung wie sie Ludwig XIV. dießmal zur Schau trug, hatte man noch nie gesehen. Hatten doch nur allein die Diamanten, die an seinem Oberkleid und Helm glänzten, einen Werth von mehr als sechzehn Millionen Livres!

Beim kostümirten Ballet, genannt „die gerettete Unschuld von Trapezunt," waren die Rollen zwischen Herrn und Damen gleichmäßig ausgetheilt, und wenn auch der Inhalt des Stücks wenig besagen wollte, so interessirte es desto mehr durch seine effectvollen Scenerien, so wie besonders durch die prachtvollen Kostüme der Mitwirkenden. Und wirklich wunderbar schön waren die Tempel, Grotten, Opferaltäre, feuerspeienden Berge und Palmeninseln, die darin vorkamen; noch wunderbarer und schöner aber nahmen sich aus die Heiden- und Christenritter mit ihren verzauberten und nichtverzauberten Damen, und dann die Schäfer und Schäferinnen nebst den verschiedenen Genien, Grazien und Feen, welche sich

theils einzeln theils in großen Gruppen producirten. Der König gab den Sultan von Trapezunt und die Königin spielte seine Sultanin; doch nicht um diese letztere drehte sich die Hauptsache, sondern vielmehr um die Fee Asmodia, und diese Rolle hatte auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs die Herzogin Louise de Lavallière übernommen. Hieraus schlossen nun natürlich die Herren und Damen bei Hofe, daß der Stern der besagten Dame noch nicht gerade im Erbleichen sei, und sie wurde daher diesen Abend mehr als je mit den demüthigsten Ehrfurchtsbezeugungen überhäuft.

Für den dritten Tag, oder um mich richtiger auszudrücken für die dritte Nacht, die Ball- und Banquetnacht, denn das Tanzen begann Abends 7 Uhr und währte bis zwölf Uhr, um dann dem großen Banquette Platz zu machen — also für die Ballnacht hatte der König befohlen, daß Damen und Herren in demselben Kostüme zu erscheinen hätten, wie den Tag zuvor beim Festspiel. Er befahl solches, damit er des Anblicks der eben so reichen als geschmackvollen Bekleidungen ebenfalls theilhaftig würde — den Tag zuvor hatte es ihm seine Rolle nicht erlaubt, eine derartige Musterung zu halten —, und in der That durfte er auch diese seine Anordnung nicht bereuen. Im Gegentheil, denn der Anblick war ein wirklich bezaubernder und bei einigen Erscheinungen konnte man die Augen gar nicht mehr abwenden, so außerordentlich schön kleidete sie ihr fremdartiger Anzug.

Der König eröffnete den Ball, wie es die Etiquette vorschrieb, mit der Königin, und dann unterhielt er sich wohl eine halbe Stunde lang mit der Herzogin von Lavallière, welche nicht tanzte. Unmittelbar darauf suchte er den Helden des Festes, den Vicomte von Türenne, auf, um demselben ebenfalls einige Zeit zu widmen, und nun erst, nachdem allem diesem Genüge geschehen war, machte er wie im großen Saale selbst, so auch in den anstoßenden Zimmern die Runde, um sich die sämmtlichen Kostüme zu betrachten. Wohl eine Stunde oder mehr nahm diese Besichtigung in Anspruch, denn bei manchem der Herren oder der Damen blieb er eine Minute lang stehen, um irgend ein freundliches Wort zu sagen, und

alle Welt war einstimmig darüber, daß man Seine Majestät seit langer Zeit nicht mehr so liebenswürdig und guter Laune gesehen habe.

Endlich, nachdem er seiner Meinung nach Alles beschaut, ging er in Begleitung des Grafen von Lauzün, den er auf seiner Tour getroffen, in den Hauptsaal zurück und unwillkürlich, so zu sagen aus langer Gewohnheit, suchten seine Augen die Stelle, wo er vor anderthalb Stunden die Herzogin von Lavallière gelassen hatte. Sie saß noch dort, zwischen zwei Damen, deren eine ihr das Gesicht zugewendet hatte, so daß es der König nur von der Seite sehen konnte. Aber dennoch liefen die Blicke Ludwigs XIV. wohl zwanzig Male von dem Gesichte der Lavallière zu dem Gesichte ihrer schönen Nachbarin hinüber, und als diese endlich den Kopf drehte, so daß er den vollen Anblick ihres Antlitzes gewann, da blieb sein Auge wie festgebannt auf ihr haften.

Es war übrigens auch ein weibliches Wesen, wie es wenige in der Welt gab. Augen, so blau wie der Himmel und zugleich so feurig-schmelzend, als hätte die Sonne mit dem Monde sich vermählt. Lippen, so kirschroth-schwellend, als wölbten sie sich eben zum Kusse, und um den Mund ein Lächeln, das einladender und süßer nicht sein konnte. Die Haare durchsichtig blond, wie auf Gold grundirt, und so üppig in ihrer Fülle, daß sie sich kaum bewältigen ließen; die gewölbten Brauen aber in's Schwärzliche spielend und die langen Wimpern von der Farbe der Kohle. Dazu ein Teint, so blendend weiß, daß ordentlich ein Schein von ihm ausging, und auf den Wangen jene feine Röthe, welche man an der eben aufgesprungenen Rose bewundert. Endlich ein Hals, ein Nacken, ein Leib, kurz ein Ganzes, wie es in solch tadelloser Schönheit nur selten zu finden war, so daß Jedweder schon auf den ersten Anblick bezaubert werden mußte.

„Welch himmlisches Wesen!" murmelte der König, doch nicht so leise, daß nicht sein Begleiter jedes Wort verstanden hätte. „Beim Gotte der Liebe, so schön wie der junge Tag, und dann diese Grazie, diese wollüstige Anmuth — he, Lauzün," wandte er

sich etwas lauter an diesen, „wer ist die junge Dame, welche hart neben der Herzogin von Lavallière auf deren rechter Seite sitzt?"

„Die Dame rechts von der Frau Herzogin?" fragte Lauzün, den König ganz erstaunt ansehend.

„Ja," rief der König höchst ungeduldig, „die im Costüme einer Jägerin mit der kühnen Adlersfeder auf dem Barette."

„Aber mein Gott, Majestät," sagte der Graf von Lauzün, „diese Dame kennen Sie ja schon seit fast drei Jahren, denn so lange wird es wohl sein, daß sie Palastdame bei Ihrer Majestät der Königin geworden ist. Erinnern Sie sich denn der Frau Marquise von Montespan nicht mehr?"

„Ja, Du hast recht," erwiderte Ludwig XIV., „sie ist's. Das ungewohnte grünsammtne Habit macht's, daß sie mir fremd vorkam; aber wo hatte ich denn bisher meine Augen? Herr Gott des Himmels und der Erden! Du hast Dein ganzes Füllhorn von Anmuth über sie ausgegossen!" fuhr er dann, mit sich selbst sprechend, fort, „und sie strahlt, wie ein junger Maimorgen. Ach und die arme Louise daneben! Sie sieht aus, wie eine verblühte Lilie; so blaß, so erstorben und so mager, so schrecklich, grenzenlos mager! Aber das macht das ewige Weinen und Beten und dann zur Abwechslung wieder Beten und Weinen. Mein Gott, wenn sie wüßte, wie mich das langweilt! Wenn sie wüßte, wie es mich verdrießen, ja wie es mich beleidigen muß, wenn sie sich ewige Selbstvorwürfe macht!"

So sprach Ludwig XIV. zu sich selber. Seine noch vor kurzem so angebetete Louise besaß noch immer jene Anmuth, durch die sie sich früher so sehr ausgezeichnet; sie besaß noch immer den himmlischen Gesichtsausdruck und die unvergleichlich schönen Augen, welche den König vordem so entzückt hatten; aber er sah jetzt nichts mehr davon, sondern er sah nur, was ihr abging im Vergleich zu der üppigen und jugendfrischen Marquise de Montespan. So sind die Männer!

„Kennst Du die Frau Marquise von Montespan näher?" fragte plötzlich Ludwig XIV. seinen Begleiter.

„Nein, Majestät, nicht näher," erwiderte der Graf von Lauzün;

„aber doch nahe genug, um behaupten zu können, daß sie die lebhafteste, geistreichste, witzigste, unterhaltendste, liebenswürdigste und anziehendste Dame am ganzen Hofe ist."

Der König sah ihn groß an, erwiderte aber keine Silbe. Nach einer Weile ging er auf die Lavallière zu, nahm einen Stuhl und setzte sich hinter sie, doch mehr nach der Seite der Frau von Montespan hin. Bald entspann sich das lebhafteste Gespräch zwischen diesen dreien und der König verließ seinen Platz nicht mehr bis zum Beginn des Banquets. Offenbar also fühlte er sich sehr angezogen und Louise von Lavallière war überglücklich, denn sie schrieb dieses Interesse auf ihre Rechnung. Die Frau Marquise de Montespan aber wußte es besser, obwohl sie stets gar bescheiden und züchtig die Augen niedergeschlagen hatte, so bald Seine Majestät ihr einen feurigen Blick zusandte.

Von diesem Feste an zeigte sich in der Frau Marquise von Montespan eine merkwürdige Sinnesänderung. Sie nehmlich, die bisher zur Frau Herzogin von Lavallière nicht nur in gar keine nähere Berührung getreten war, sondern die sogar deren Verhältniß zum Könige ganz offen mit harten Worten getadelt hatte und derselben deßhalb nur bei solchen Gelegenheiten, wo sie nicht anders konnte, also bei öffentlichen Festen oder Bällen, ihre Aufwartung machte; sie wurde nun plötzlich die eifrigste Lobrednerin derselben und kein Tag verging, wo sie dieselbe nicht besuchte, wo sie nicht Stundenweise mit ihr beisammen war. Ja so sehr schien sie bezaubert von derselben, daß sie ihr zu Liebe alle bisher so gern genossenen Vergnügungen aufgab und nun ebenfalls der Frömmigkeit und dem Stillleben huldigte. Die Herzogin von Lavallière aber — ei natürlich, sie gab Liebe für Liebe und bald galten die Beiden als die vertrautesten Freundinnen am Hofe. So urtheilte man im Allgemeinen und so mußte man auch nach dem äußeren Anschein urtheilen. Nicht wenige Hellsehendere jedoch wollten hinter dieser Freundschaft, wenigstens was die eine Seite betraf, nur eine Maske wittern und waren vollkommen überzeugt, daß Frau von Montespan diese Maske nur vorstecke, um — andere Zwecke zu erreichen. Merkwürdig nehmlich, der König

stellte sich jedesmal bei der Frau Herzogin von Lavallière ein, so bald Frau von Montespan den Fuß in ihr Hotel gesetzt hatte, und noch auffallender war, daß er sich bei solchen Besuchen fast ausschließlich mit der Marquise unterhielt; ja daß er ihr, so bald er sich unbemerkt glaubte, die glühendsten Blicke zuwarf und daß sie — wie aufmerksame Beobachter behaupteten — seine Blicke auf's kokettteste erwiderte. Lag nun darin nicht Grund genug, die Freundschaft der Frau Marquise zur Herzogin von Lavallière nur eine Maske zu nennen und ihr andere Zwecke unterzuschieben?

In dieser Zeit besuchte der Graf von Lauzün gar oft das Hotel Monsieur's, des Bruders des Königs; doch galten diese Besuche, wie man sich sehr leicht überzeugen konnte, nicht sowohl dem Herrn Herzoge von Orleans, als vielmehr der Frau Herzogin, dessen Gemahlin. Eine Zeit lang glaubte man, es handle sich um eine kleine Liaison, um eine jener vorübergehenden Herzensverbindungen, wie sie in den sogenannten „höheren" Kreisen nur zu oft aus Langeweile abgeschlossen werden, allein die Zeit, die Alles offenbar macht, that schon nach kurzem die Grundlosigkeit dieser Verdächtigung kund. Nein, nein, nicht von Liebe handelte es sich bei diesen Tête-à-Têtes des Herrn Grafen mit Madame, sondern eher von einem ganz entgegengesetzten Gefühle, wie der geneigte Leser nun sogleich erfahren wird.

Nachdem man nehmlich in der Mitte des Dezember 1668 angelangt war, ergingen auf einmal Einladungen von Seiten Monsieurs und Madame's zu einem Maskenballe, welcher in ihrem Hôtel stattfinden sollte, und mit wenigen Ausnahmen sagten sämmtliche Geladene, den König an der Spitze, zu. Unter die Ausnahmen gehörte die Herzogin von Lavallière, denn sie vermied alle derartigen Vergnügungen, wenn sie es nur irgend möglich zu machen wußte, und dießmal konnte ein leichtes Unwohlsein ihres Knaben, des Grafen von Vermandois, gar wohl als Entschuldigungsgrund gelten. Weil nun aber die Frau Herzogin nicht ging, so erklärte auch die Marquise von Montespan, ihre Freundin, daß sie wegbleiben werde, und sie gab diese Erklärung mit einem solchen

wahrheitsgetreuen Ausdruck, daß, wer sie hörte, nothwendig glauben mußte, es sei ihr mit ihrer Weigerung vollkommener Ernst. Auch half alles Zureden, sich doch einer solchen fröhlichen Lustbarkeit nicht zu entziehen, längere Zeit nichts, und selbst die Bitten ihrer Freundin Lavallière prallten im Anfang als unwirksame Wurfgeschosse ab. Endlich aber, als der König sie halb und halb aufforderte zu kommen, zeigte sie sich doch gefügsamer, und wie nun vollends gar Ihre Königliche Hoheit Madame Henriette in Person erschien, um sie um ihre Gegenwart auf dem Balle zu bitten, da konnte sie natürlich nicht mehr ausweichen, sondern sie mußte zusagen. Ja sie verabredete sogar mit Ihrer Königlichen Hoheit einen kleinen Maskenscherz, und um diesen ausführen zu können, tauschten die beiden Damen das Geheimniß der Verkleidung, die sie tragen wollten, nebst sonstigen Erkennungszeichen aus.

Endlich kam der Ballabend heran und Chaise um Chaise fuhr vor dem Palais Monsieurs vor. Die buntesten Trachten entstiegen ihnen und der Reichthum, die Pracht und die Verschwendung spielten wieder eine große Rolle. Bald wogte Alles wie ein Bienenschwarm durcheinander, denn der Geladenen waren mindestens vierhundert und es zeigte sich aus den abgegebenen Karten, daß sie alle ohne Ausnahme sich eingestellt hatten. Zwei große Musikchöre spielten, so daß, wenn das eine aufhörte, sogleich das andere mit einer anderen Weise begann, und in vier Salons waren vier aufs zierlichste decorirte Büffets aufgestellt, an welchen die feinsten Weine und die ausgesuchtesten Speisen in Hülle und Fülle gereicht wurden. Kurz es fehlte nichts, um das Vergnügen zu erhöhen, und es machte sich daher auch unendlich viel gute Laune bemerklich.

Nach einer Stunde etwa stellte sich an einem der Büffets ein Kapuziner ein, der trotz des langen weißen Barts sich sehr jugendlich leicht bewegte, und kaum stand derselbe eine Weile an eine Säule gelehnt, als ein sehr reich gekleideter Spanier, den seine Maske äußerst gut kleidete, auf ihn zutrat und ihn sachte auf die Achsel klopfte.

„Hast Du noch nichts entdeckt, Lauzün?“ flüsterte ihm der

Spanier leise zu. „Die Lavallière versicherte mich doch erst heute noch mit Bestimmtheit, daß sie Madame von einem Maskenscherz habe reden hören, und es wäre Jammerschade, wenn ich ihr nicht einen Strich durch die Rechnung machen könnte."

„St! Sire," flüsterte der Kapuziner zurück; „nicht so laut, denn man beobachtet uns. Ich wollte Ihnen nur kurz melden, daß ich glaube dem Geheimniß auf der Spur zu sein. Treffen wir uns in einer halben Stunde, das ist Punkt elf Uhr, an dem vierten Buffet."

„Gut," sagte der Spanier, „Punkt elf Uhr."

Darauf hin trennten sich die Beiden.

Punkt elf Uhr stellte sich eine Orangenverkäuferin vom zierlichsten Wuchse einer etwas kleineren, aber fast noch schöner gestalteten und besonders auch die Reize ihres Nackens keineswegs verbergenden Griechin gegenüber, und fixirte sie eine Sekunde lang genau.

„Griechenland und Italien," sagte dann die Orangenverkäuferin leise.

„St. Germain und Versailles," flüsterte die Griechin zurück.

„Gut, daß wir dieses Stichwort ausmachten," hauchte jetzt die Orangenverkäuferin der andern ins Ohr, „denn außer Ihnen haben noch fünf oder sechs Damen die Maske einer Griechin gewählt. Sie kleidet aber auch wundervoll gut, diese Maske, besonders Sie meine Freundin, und wenn ich ein Mann wäre . . . . Doch schnell jetzt fort von hier in mein Boudoir, damit wir uns zu unserem Scherze umkleiden."

Mit diesen Worten schob sie ihren Arm unter den der Griechin und beide verschwanden in der Minute.

Ebenfalls punkt elf Uhr stand der Spanier am vierten Buffet und schaute sich neugierig um; kaum hatte er aber seinen Platz inne, so drängte sich ein Kapuziner zu ihm durch und machte ihm ein Zeichen mit der Hand.

„Gefunden?" fragte flüsternd der Spanier, als der Kapuziner ihm nahe genug gekommen war.

„Gefunden," erwiederte der Andere eben so leise. „Wenigstens

weiß ich den Ort, den Madame zum Stelldichein auserſah und wir können ſie dort überraſchen."

„So geh' voran, ich folge," verſetzte der Spanier, indem er ſich das Barett noch feſter in den Kopf drückte.

Der Kapuziner gehorchte augenblicklich, und drängte ſich ohne irgend Rückſicht zu nehmen, durch die dichtgedrängten Masken hindurch. Der Spanier aber blieb ihm hart auf den Ferſen.

Nachdem ſie in einen entlegeneren Saal gelangt, wo ſich nur wenige Gäſte befanden, ſtieß der Kapuziner eine Seitenthüre auf, die in eine Gallerie führte, und nun gings raſch dieſe entlang. Am Ende derſelben befand ſich eine ſchmale Treppe und dieſe erſtiegen ſie ſofort. Oben angelangt aber glaubte der Spanier ſeidene Gewande rauſchen zu hören und wie er ſich nach dem Geräuſch umſchaute, ſah er in ſeiner nächſten Nähe zwei Damen durch eine Tapetenthüre verſchwinden.

„Raſch, raſch, ſie ſinds," flüſterte der Kapuziner, ergriff ſeinen Begleiter am Arm und ſchob ihn ebenfalls durch die Tapenthüre, während er ſelbſt außen blieb.

Der Spanier war ſich im Augenblicke nicht ganz klar, wo er ſich befand, denn in den Sälen, aus denen er kam, hatten tauſende von Wachskerzen Tageshelle verbreitet, und hier brannte nur eine mit mattgeſchliffenem Glas bedeckte Lampe, welche Alles in einem gewiſſen Halbdunkel ließ. In wenigen Sekunden jedoch hatten ſich ſeine Augen daran gewöhnt und nun ſah er ſich in einem Damenboudoir, das glanzvoller und üppiger nicht hätte ausgeſtattet werden können. Auch hörte er jetzt wieder daſſelbe Rauſchen von ſeidenen Gewändern, das er ſchon einmal gehört hatte, und unwillkürlich wandte er ſich abermals nach demſelben um. Hart neben ihm ſtanden zwei Damen; doch in dem nehmlichen Momente, da er ſie bemerkte, huſchte die Eine derſelben, welche die Maske einer Orangenverkäuferin trug, an ihm vorüber und er hörte ſofort die Thüre ins Schloß fallen. Jetzt befand er ſich einer Einzigen gegenüber, jener Griechin mit der wunderbar üppigen Büſte, deren Reize ſie nicht verhüllt hatte. Alles dieß war das Werk einer Minute.

Lassen wir die Beiden in dem mysteriös dunkeln Boudoir allein und folgen wir der Orangenverkäuferin, welche dasselbe nach dem Eintritt des Spaniers so schnell verließ. Sie wurde am Fuße der kleinen Treppe erwartet, und der sie Erwartende war kein anderer als der Kapuziner mit dem weißen Barte.

„Triumph, Lauzün," rief ihm die Orangenverkäuferin halblaut entgegen, und aus dem Ton ihrer Stimme klang ein scharfer bitterer Haß heraus, während ihre Augen durch die Maskenhöhle Blitze schossen; „Triumph, ich werde gerächt werden. Der König wird sie nicht mehr lieben, er wird sie verstoßen und sie wird dieselben Qualen leiden, die sie mir einstens verursacht hat. Ha, Lauzün, Sie können sich nicht denken, wie ich sie hasse, diese dünne hinkende Mondscheinfigur, die sich mit ihren Vergißmeinnichtsblicken den Herzogstitel erkaufte! Ich hätte ihr Gift geben können, dieser elenden Tugendheuchlerin; aber sich den Geliebten durch eine Andere entrissen zu sehen, ist mehr als Gift, ist schmerzhafter, als der Tod selbst."

„Es war ein gewagtes Spiel, Königliche Hoheit," versetzte der Graf von Lauzün tief Athem holend; „aber es scheint gewonnen zu sein, denn wenn es dem Könige nicht bei der Frau Marquise gefiele, so würde er das Boudoir bereits wieder verlassen haben."

„Habe ich," sagte Madame Henriette, denn daß sie es war wird der Leser längst errathen haben, „habe ich also nicht recht gehabt, als ich Ihnen sagte, daß er sie schon seit Wochen liebe? Er fand bis jetzt nur keine Gelegenheit, sie allein zu sprechen, und nun wir ihm diese Gelegenheit verschafft, kann er uns nur dankbar dafür sein. Er sowohl als sie, die neue Geliebte, und Ihre Pläne, Lauzün, werden in Erfüllung gehen. Doch jetzt muß ich mich beeilen, in den Ballsaal zurückzukehren, damit mich," setzte sie spöttisch hinzu, „Monsieur, mein Gemahl, nicht vermisse."

„Und ich," lächelte der Graf von Lauzün, „werde hier Wache stehen, damit das Liebespaar im Boudoir oben nicht gestört werde."

Man sieht aus dieser kurzen Skizze, so wie aus dem Schluß

des sechsten Kapitels, wie viel gewissen Personen daran lag, die Herzogin von Lavallière aus dem Herzen Ludwigs XIV. zu verdrängen, und dieß gelang ihnen nur zu gut, denn von jetzt an schlug dieses wankelmüthige Herz nur noch für die Marquise de Montespan.

Marquise de Montespan, ein ominöser Name in der Geschichte von Frankreich! Geboren wurde sie im Jahr 1641 und in der Taufe erhielt sie den stolzen Namen Françoise Athenais de Rochechouart-Mortemart, denn sie war die Tochter des Herrn Gabriel de Rochechouart, Herzogs von Mortemart. Auch führte sie sonst noch den Titel: Mademoiselle de Tonnay-Charente, von einem Gute, das ihr als Erbschaft zufiel. Zwei und zwanzig Jahre alt, anno 1663, ward sie an Herrn Henri de Pardaillan de Gondrin, Marquis de Montespan, verheirathet, und von diesem ihrem Gemahl, erhielt sie einen Sohn, welchen Ludwig XIV. später zum Herzog von Antin erhob. Nach der Geburt dieses Sohnes brachte sie ihr Gemahl auf ihre Bitte an den Hof und die Königin ernannte sie sofort zu einer ihrer Palastdamen. Das war der ganze Lebenslauf der Frau Marquise, ehe der König auf die erzählte Weise mit ihr bekannt wurde!

Man hat später vielfach behauptet, daß es die Frau Marquise vom ersten Augenblicke an, da sie bei Hofe erschien, darauf abgesehen habe, den König in ihre Fesseln zu schlagen, ja daß sie nur deßwegen in ihren Gemahl gedrungen sei, sie an den Hof zu bringen, damit sie des Königs Mätresse werden könne. Es ist möglich und ich widerspreche daher nicht. Wenn man aber bedenkt, wie sie sich unmittelbar nach dem näheren Bekanntwerden mit Ludwig XIV. betrug, so möchte darüber doch auch wieder einiger Zweifel entstehen. Sie drang nehmlich mit großer Heftigkeit in den König, daß ihre gegenseitige Liebe ein Geheimniß bleiben müsse, und der Grund, warum sie dieß that, war kein anderer, als weil sie den Skandal fürchtete, der darüber entstehen könnte. Sie war ja eine verheirathete Frau und ihr Gemahl gehörte nicht unter diejenigen, die einen Mackel auf ihrer Ehre duldeten. Ueberdem, hatte sie nicht einstens die Herzogin von Lavallière für eine freche, schamlose Person erklärt, weil sie es

wagte, als Geliebte des Königs der Königin unter die Augen zu treten, und jetzt sollte sie selbst diese freche Schamlosigkeit begehen? Sie verlangte also um jeden Preis Geheimhaltung des Verhältnisses, und nach einigem Nachdenken gestand ihr dieß der König zu. Ja mehr noch — er ging sogar sehr gern darauf ein, denn auch er fürchtete Etwas, nehmlich die Thränen seiner armen Louise. Sie liebte ihn, das wußte er, noch immer über Alles, und wenn sie erfuhr, daß er ihr untreu geworden, so mußte ihr vor Schmerz das Herz brechen!

In den äußeren Verhältnissen der Frau Marquise von Montespan änderte sich also vor der Hand gar nichts. Sie blieb die Palastdame der Königin und behielt ihre Zimmer in deren Nähe bei. Ebenso blieb sie auch die Freundin der Herzogin von Lavallière und versäumte es fast keinen Tag, dieselbe zu besuchen. Mit diesen Besuchen aber verband sie auch noch andere nicht minder häufige bei der schon älteren Frau Herzogin von Montauzier, welche auf Anrathen des Grafen von Lauzün mit in das Geheimniß gezogen wurde, und wer sich dann regelmäßig hier, auf gleichsam neutralem und unverdächtigem Gebiete, einfand, das brauche ich dem Leser wohl nicht erst zu sagen. Auf diese Art glaubten Ludwig XIV. und die Frau Marquise das Geheimniß gar wohl bewahrt, denn die wenigen näher Eingeweihten hatten unverbrüchliches Stillschweigen gelobt und man durfte wohl hoffen, daß sie schon aus Respekt vor dem Zorne des Königs ihr Gelöbniß halten würden. Doch — ein Hof und ein Geheimniß! Ein Geheimniß da, wo tausend spionirende Augen lauern, ebenso viele Ohren lauschen, um den geringsten Skandal auszuspüren! Allerdings die Königin erfuhr nichts und eben so wenig die Herzogin von Lavallière. Allein die Andern? Nun von den Andern wußten es die meisten, doch flüsterten sie nur unter sich und wagten kein vorlautes Wort.

Zu Ende des Jahres 1669 und zu Anfang 1670 fühlte sich die Marquise von Montespan oft unwohl. Sie klagte über Kolik und Migräne und mußte deßhalb laut ärztlicher Verordnung gar manchen Tag das Zimmer hüten. In Wahrheit war sie nicht

krank, sondern es handelte sich um etwas ganz anderes — um die Verheimlichung gewisser Umstände, in denen sie sich befand, und insbesondere um Verheimlichung des letzten Aktes solcher Umstände, das ist der Niederkunft. Ueberdem mußte man eine geeignete verschwiegene Persönlichkeit finden, welcher man das Neugeborne „mit Sicherheit" zur Ernährung und Auferziehung übergeben konnte, und dieser Punkt machte fast noch mehr Kopfzerbrechens, als der der Verheimlichung. Doch endlich kam man auch damit ins Reine, indem eine Dame, welche der Frau von Montespan als eine sehr discrete und auch sonst in jeglicher Beziehung passende Person bekannt war, eine gewisse Madame Scarron, die Wittwe des Dichters gleiches Namens, weil sie sich der Frau Marquise von früher her zu Dank verpflichtet fühlte, die ihr angebotene Funktion, obwohl freilich erst nach längerem Widerstreben, übernahm. So war denn Alles gehörig vorbereitet und Alles ging auch glücklich vorüber. In der Nacht des 30. März 1670 nehmlich gab die Frau Marquise einem Knaben, dem nachherigen Herzog von Maine, das Leben und der König, der mit seinem Leibarzte bei der Geburt allein anwesend war, überreichte das in Linnen gehüllte Kindlein dem im Vorzimmer harrenden Grafen von Lauzün; dieser aber bedeckte es sorgfältig mit seinem Mantel und trug es hart an den Zimmern der Königin vorbei in den kleinen Park hinab, wo die Frau Wittwe Scarron seiner in einem Miethgefährt wartete. Vierzehn Tage später hatte die Frau Marquise ihren Kolikanfall überwunden und versah ihren Dienst bei der Königin wieder nach wie vor. Auch bei ihrer Freundin, der Frau Herzogin von Lavallière, stellte sie sich wieder ein und es schien, als ob die gegenseitige Zärtlichkeit der beiden Damen eher zu- als abgenommen habe. Kurz es geschah von ihrer, wie des Königs Seite Alles, um den Schleier des Geheimnisses, das sie mit einander theilten, nicht zu lüften, und weil kein Mensch am Hofe es wagte, laut von der Sache zu reden, so konnte man glauben, es wisse wirklich Niemand etwas davon. Doch ein Zufall sollte dieß alles anders machen,

Wenige Wochen später nehmlich war Frau von Montespan

abermals auf Besuch bei ihrer Freundin und die Beiden unterhielten sich wohl zwei Stunden lang auf's liebreichste mit einander. Mit Kuß und Umarmung nahm die Marquise endlich Abschied und die Herzogin blieb träumerisch noch eine Zeit lang in ihrer Causeuse sitzen; wie sie nun aber die Augen aufschlug, da sah sie hart vor sich auf dem Stuhl, von dem die Frau Marquise so eben aufgestanden war, eine Brieftasche liegen, und natürlich, es konnte kein Zweifel darüber herrschen, die Montespan mußte sie verloren haben. Sie griff nach derselben, um sie ihrer Freundin aufzubewahren, und, eigenthümlich, wie sie das zierlich gearbeitete Täschchen in der Hand hielt, so öffnete sich das Ding so zu sagen von selbst. Unwillkürlich warf sie einen Blick hinein und — Himmel und Erde! was war das? Ein Porträt blickte ihr entgegen — — das des Königs — das wohl ausgeführte Miniatur-Porträt Ludwigs XIV! — Ein wilder Schmerz durchzuckte sie; aber sie sollte noch mehr erfahren. Neben dem Porträt in einem Seitentäschchen steckten Papiere und diese riß sie sofort heraus. Es waren süßduftende, auf Rosapapier mit Goldrand geschriebene Briefchen — alle von der Hand des Königs. Zitternd, einer Ohnmacht nahe, durchflog sie dieselben und — jetzt wußte sie Alles!

Nein, noch nicht Alles, sondern blos das, daß der König eine Liebschaft mit der Frau von Montespan habe. Aber schon das brachte sie zur Verzweiflung; schon das machte, daß sie da saß, einer Bildsäule gleich, zerstört im Denken und Fühlen. In diesem Augenblicke trat der Dichter Benserade, ein altbewährter Freund, der sich aber in der letzten Zeit bei Hofe sehr selten machte, bei ihr ein und fragte sie bestürzt, was sie habe. Statt der Antwort — ach, sie litt viel zu schrecklich, als daß sie hätte sprechen können, und nicht einmal Thränen erleichterten ihre Pein — statt der Antwort reichte sie ihm das Täschchen und er sah Alles und las Alles.

„Arme, arme Freundin," sagte der Dichter, indem er sie mit einem tiefmitleidigen Blicke betrachtete, „jetzt erst erhalten Sie Kunde von dem, was längst alle Welt weiß? Schon seit Jahr

und Tag besteht das Verhältniß zwischen dem Könige und der Marquise und Ihnen sollte das bisher ein Geheimniß geblieben sein? Sie arme Betrogene, es existirt ja bereits eine Frucht dieses Verhältnisses und . . . . ."

Er konnte nicht weiter reden, denn die Herzogin stieß einen jähen Schrei aus und sank wie todt zur Erde. — Eilends rannte er nach Hülfe und diese war auch im Augenblicke zur Hand. Es kostete übrigens große Mühe, bis man die Unglückliche wieder zu sich brachte, und die Aerzte wollten fast daran verzweifeln, ihr den klaren Verstand wieder zu geben. Doch der erste wilde Schmerz ging vorüber und nach wenigen Tagen schon hatte sie Kraft genug, ruhig über ihr Elend und ihre Schmach nachzudenken.

Bald reifte ein Entschluß in ihr. Sie wollte diese sündhafte Welt verlassen, um sich ganz Gott zu widmen. Der Ekel über die Niedertracht des Weibes, das sich bisher so gränzenlos zu verstellen gewußt hatte; der Schmerz über die Untreue dessen, dem sie Jugend, Ehre und Schönheit geopfert; die Gewissensbisse, die sie täglich und stündlich über ihre Vergangenheit folterten — dieß Alles half zusammen, um ihren Entschluß, ins Kloster zu gehen, zur Reife gedeihen zu machen.

Eines Tags, ein paar Wochen nachdem sie die Brieftasche gefunden, erfuhr sie, daß Ludwig XIV. der Jagd wegen nach Fontainebleau gereist sei, und augenblicklich ließ sie die Königin um eine Audienz bitten. Die Königin gewährte sie und nun fuhr die Herzogin, nachdem sie von ihren Kindern zärtlich Abschied genommen, in einem schlechten Miethgefährt nach St. Germain. Eben so einfach wie das Gefährt war ihre Kleidung, denn sie trug einen schwarzen Rock von grobem wollenem Stoff und ihren Kopf bedeckte nichts als ein dunkler Schleier. Vor die Königin geführt, warf sie sich ihr mit gefalteten Händen zu Füßen, denn ihre Absicht war natürlich keine andere, als die Gattin Ludwigs XIV. demüthigst um Verzeihung zu bitten. Vor Weinen und Schluchzen konnte sie jedoch kein Wort hervorbringen und gutmüthig, wie sie war, hob Maria Theresia die Knieende auf, sie mit liebevollen Worten beruhigend. Gleich darauf bestieg nun die Herzogin ihren

Wagen wieder und befahl dem Kutscher nach Chaillot zu fahren. Nach Chaillot zu denselben Karmeliterinnen in der Straße St. Jaques, bei denen sie schon einmal ihre Zuflucht genommen hatte. Dießmal aber kam sie mit dem festen Entschlusse zu bleiben und sie trat sofort als Novizin bei den Nonnen ein. Nach einem Jahre ward sie unter dem Namen „Schwester Louise von der Barmherzigkeit“ förmlich eingekleidet und sie lebte fortan daselbst dem Gebet, der Buße und der Uebung guter Werke. Vielleicht auch der Erinnerung an vergangene Tage.

Von der Stunde, da die Herzogin de Lavallière zu den Karmeliterinnen ging, fing der Schleier, der bisher das Verhältniß Ludwigs XIV. zu der Marquise de Montespan verhüllt hatte, an sich etwas zu lüften; allein erst ein späteres Ereigniß sollte ihn ganz heben. Nicht einen Augenblick lang hatte der ungetreue Monarch daran gedacht, die einst so innig Geliebte von Chaillot zurückzuholen.

Zweites Buch:

Die Zeiten der Montespan.

Erstes Kapitel.

Die Wittwe Scarron.

Ich habe im letzten Kapitel den Namen der Madame Scarron, der Wittwe des Dichters gleiches Namens, genannt. Diese Dame wird fortan eine große Rolle in meiner Historie spielen und es wird daher Zeit sein, daß wir uns etwas eingehender mit ihr beschäftigen.

Als Mädchen führte Madame Scarron den Namen Franziska von Aubigné und sie stammte aus einer guten Familie, die in früheren Zeiten bei Saumur begütert war. Ihr Großvater hieß Theodor Agrippa d'Aubigné und er spielte keine ganz unwichtige Kriegsrolle unter Heinrich IV., dem Großvater Ludwigs XIV. Auch gehörte er unter die eifrigsten Anhänger der reformirten Sache, denn seine Eltern hatten ihn in diesem Glauben erzogen und er würde lieber sein Leben gegeben haben, als seiner Ueberzeugung untreu geworden sein. Ein Mensch ganz andern Schlags war dessen Sohn Constant d'Aubigné, der Vater Franziskas, und die Zeitgenossen schildern ihn einstimmig als einen habituirten Spieler und Trunkenbold. Nebenbei liebte er auch die Weiber und um das Maß voll zu machen changirte er zweimal seine Religion. Im Dezember 1627 verheirathete er sich mit Fräulein von Cardillac, einer Tochter Peters von Cardillac auf Schloß Lalane, und zog sofort mit seiner jungen Frau nach Bordeaux. Als er aber ihr Beibringen durchgebracht, wußte er sich nicht mehr

anders zu helfen, als daß er sich, anno 1632, an die damals im Krieg mit Frankreich begriffenen Engländer wandte, um „gegen ein Ordentliches" sein Vaterland zu verrathen. Die Sache kam heraus und man brachte ihn als Gefangenen auf Schloß Trompette bei Bordeaux, später von 1634 an nach Niort im Poitou, und hier ließ man ihm so viel Freiheit, daß er seine Frau zu sich nehmen durfte. So kam es denn, daß ihm mehrere Kinder im Gefängnisse geboren wurden, und das erste derselben war eine Tochter, welche am 27. November 1635 das Licht der Welt erblickte. Sie erhielt in der Taufe den Namen Franziska und als Taufzeugen fungirten Franz, Graf von Rochefoucauld, und Susanne de Baudéan, die Tochter des Gouverneurs von Niort, welche später Marschallin von Navailles wurde.

Constant d'Aubigné hatte eine Schwester, welche früher an den Baron von Villette verheirathet, als dessen Wittwe in guten Umständen lebte, und diese Dame nun besuchte nicht lange nach Franziskas Geburt den gefangenen Bruder mit seiner Familie in Niort. Sie sah das Elend, das hier herrschte, und erbot sich, die Franziska zu erziehen. Das Elternpaar willigte ein und somit nahm die Frau Tante ihre kleine Nichte mit nach dem Schloß Mursay, das sie in der Nähe von Niort besaß. Doch währte diese Verbindung nicht allzulange.

Im Jahr 1638 nehmlich erhielt Constant d'Aubigné, auf vielfaches Flehen seiner Gattin hin, seine Begnadigung und beschloß nun nach Martinique zu gehen, um allda sein Glück zu machen. Besagte Insel, die schönste der sogenannten „Kleinen Antillen", war damals eine neue französische Acquisition im südlichen Amerika und die Meisten, die dahin von Europa aus überzusiedeln wagten — in jener Zeit galt eine Reise über den Atlantischen Ocean noch für ein Wagniß —, gewannen, wenn sie sich nur einigermaßen rührten, schon nach kurzer Zeit ein recht hübsches Vermögen. Auch dem Vater Franziskas, der Weib und Kind mitnahm, glückte es, und schon sah sich die Familie geborgen. Da ergriff Herrn Constant abermals der Teufel des Spiels, der ihn in seiner Jugend so arg mitgenommen hatte, und in weniger als

einer Woche war alles Erworbene verthan. Ja mehr noch — er besaß sogar Schulden, die er nicht zu bezahlen wußte, und seine Zukunft schien daher der Schuldthurm zu sein. Doch kam's nicht so weit, denn er starb noch in demselben Jahr, in welchem er so toll gewirthschaftet hatte, nehmlich anno 1644, und seine Gläubiger hatten also das Nachsehen; dagegen aber befand sich auch seine Familie in einer solch bitteren Noth, daß man sie sich kaum größer denken kann, und es blieb der Mutter Franziskas nichts übrig, als sich sofort nach Verkauf auch der letzten Habseligkeiten, die ihr gehörten, wieder nach Frankreich einzuschiffen, um dort die Hülfe ihrer Verwandten in Anspruch zu nehmen. Diese Hülfe blieb auch nicht aus und namentlich war es Frau von Villette, die sich augenblicklich wieder bereit erklärte, die Versorgung der kleinen Franziska, ihrer Nichte, über sich zu nehmen.

So kam denn Franziska in ihrem zehnten Jahre abermals zu ihrer Tante und diese verwendete große Sorgfalt auf ihre Erziehung. Weil aber die Tante der reformirten Kirche angehörte, so verstand es sich von selbst, daß sie auch der Nichte dieser Glaube gegeben wurde, und zwar um so mehr als ja Franziskas Großvater ebenfalls ein guter Hugenott gewesen war. Ja Constant d'Aubigné, ihr Vater, hatte am Ende seines Lebens diesen Glauben ebenfalls wieder angenommen und ebenso that auch seine Gemahlin, die schon oft genannte Mutter Franziska's. Doch jetzt, um's Jahr 1648, trat plötzlich Frau von Neuillant, eine andere Verwandte der Aubigné's und zugleich eine gute Katholikin, mit der Behauptung auf, daß, weil zur Zeit der Geburt Franziska's deren Eltern der alleinseligmachenden Religion angehört hätten, diese als katholisch geboren anzusehen sei und daß sie demnach auch katholisch erzogen werden müsse. Um dieses zu erreichen, erbot sie sich, die Versorgung Franziska's auf sich zu nehmen, und wandte sich sofort an die damals regierende Anna von Oesterreich, um einen Befehl auszuwirken, daß ihr das Mädchen ausgeliefert werden müsse. Das Auslieferungsdekret erfolgte und Frau von Neuillant ließ nun alle Minen springen, um Franziska zur Abschwörung des Ketzerthums zu bewegen. Lange fruchtete

Alles nichts, nicht einmal die härteste Behandlung und die Herabwürdigung des jungen Fräuleins bis zur Domestikin, denn Franziska besaß ihren eigenen, sehr ausgeprägten Willen und hatte die Religion, die sie bekannte, lieb gewonnen. Da führte sie Frau von Neuillant endlich zu den Ursulinerinnen von St. Jakob in Paris und diese brachten durch liebevolle Behandlung und zärtlichen Zuspruch das zu Stande, was alle Gewalt und Grausamkeit nicht über sie vermocht hatte. Franziska wurde also katholisch und nun nahm sie Frau von Neuillant in ihr Haus zu Paris auf; zum allerfreundlichsten aber behandelte sie dieselbe keineswegs, da sie vom Teufel des Geizes im höchsten Grade beherrscht wurde, und Franziska mußte sich zu Manchem bequemen, wozu sich sonst kein Fräulein von Stande, selbst nicht einmal das ärmste, verstanden haben würde. Allein was wollte sie machen? Sie hatte ja sonst Niemanden in der Welt, der sich ihrer annahm, denn gerade damals anno 1650, starb ihre Mutter und ihre Tante, Frau von Villette, hatte schon früher das Zeitliche gesegnet; von ihren Geschwistern aber lebte nur noch ihr Bruder Karl, welcher als ein junger unerzogener Mensch selbst gar sehr der Unterstützung bedurfte.

Frau von Neuillant sah bei sich selbst keine oder nur sehr wenig Gesellschaft. Dieß wäre ihr viel zu kostspielig gewesen und so führte die junge fünfzehnjährige Franziska ein über die Maßen freudloses Leben. Doch besaß der alte Chevalier von Meré, der hie und da ins Haus kam, so viel Galanterie, sie da und dort einzuführen und namentlich nahm er sowohl sie als Frau von Neuillant von Zeit zu Zeit in die Abendzirkel mit, welche bei dem Abbé Scarron stattzufinden pflegten. So wurde sie als ein noch ganz junges Fräulein mit dem letzteren bekannt und weil diese Bekanntschaft schon nach ganz kurzer Zeit zu einer Heirath führte, so sehe ich mich gezwungen, Näheres über letztern Herrn Abbé mitzutheilen.

Paul Scarron, geboren anno 1610 zu Grenoble, stammte aus einer sehr angesehenen und sehr reichen Familie, denn sein Vater war Parlamentsrath, sein Onkel hatte das Bisthum Grenoble inne und eine Base heirathete den Marschall d'Aumont.

Weil aber sein Vater nach dem frühen Tod der Mutter sich sofort wieder verheirathete und weil diese Stiefmutter ihm bald das Leben im elterlichen Hause total verbitterte, verließ er Grenoble, so bald er nur konnte, und bezog schon im fünfzehnten Jahr die Universität Paris, wo er sich auch den Titel eines Abbé erwarb. Sein Vater unterstützte ihn ordentlich mit Geld und so blieb er verschiedene Jahre lang daselbst; weniger übrigens des Studiums halber, als um ein lustiges Leben zu führen und das Leben nach allen Seiten zu genießen. Nach dem Tod seines Vaters ging er nach Italien, blieb einige Jahre in Rom und wäre vielleicht noch länger geblieben, wenn nicht sein Geld, das ist sein väterliches Erbe auf die Neige zu gehen angefangen hätte. Somit kehrte er nach Frankreich zurück, um sich eine Stelle zu suchen, und richtig fand er auch in Mans ein Kanonikat, welches er antreten konnte, ohne Geistlicher zu werden. Nun hielt er sich für einen geborgenen Mann, allein da überfiel ihn plötzlich in Folge einer bösen Erkältung in seinem sieben- und zwanzigsten Jahre eine schwere Krankheit, welche ihn des Gebrauchs seiner Glieder so sehr beraubte, daß er in Wahrheit außer dem Munde nur noch die Hände bewegen konnte. Er war also ein vollständiger Krüppel — eine auffallend häßliche — unförmlich groteske Erscheinung, welche nirgends existiren konnte, als im Bett oder Lehnsessel und noch zudem Jahr aus Jahr ein von den heftigsten Gichtschmerzen geplagt wurde; dessen ungeachtet aber gab es keinen aufgeweckteren, fröhlicheren, von Witz und Laune übersprudelnderen Menschen als ihn, und Jedermann suchte seinen Umgang, weil man wußte, daß man sich köstlich bei ihm unterhielt. Doch nun kam noch ein weiteres Unglück — er verlor sein Kanonikat und wußte nicht mehr wovon leben!

Ein Mann von Scarons Witz und nicht wissen, wovon leben? Nein, so kläglich sah es doch nicht um den armen Krüppel aus, welcher nun beschloß, seine guten Einfälle zu Papier zu bringen und das zu Papier Gebrachte beim Buchhändler zu Geld zu machen. Gesagt, gethan und mit dem besten Erfolge; aber natürlich nicht in Mans, sondern in Paris, wohin er sofort

übersiedelte. Eine Menge von komischen Gedichten entströmte seiner Feder und diese, so wie seine Satyren, Travestieen und Karikaturen wurden von seinen Zeitgenossen verschlungen. So verschaffte er sich ein recht erträgliches Einkommen — er nannte es nach seinem Verleger Guinet nur sein Marquisat de Guinet — und da ihm die Königin Mutter Anna von Oesterreich wegen seiner körperlichen Umstände auch noch eine Pension von ein paar tausend Franks zukommen ließ — von da an hieß er sich: „Scarron von Gottes Gnaden Kranker der Königin" —, so konnte er ganz anständig leben. Ja nicht blos anständig, sondern sogar sehr angenehm, denn weil er nicht ausgehen konnte, so sammelten sich bei ihm in seiner Wohnung fast alle Schöngeister, Dichter und Schriftsteller von Paris und selbst Damen verschönten seinen Gesellschaftskreis, wie besonders die famose Marion Delorme, die Geliebte von sechs oder sieben Kardinälen, die ewig junge Ninon de l'Enclos, die jeden Monat mit ihren Anbetern wechselte, und die prächtige Gräfin von Suze, welche die Religon changirte, nur um ihrem Gemahl, von dem sie sich hatte scheiden lassen, auch in jener Welt nicht mehr zu begegnen. Ueberdem fuhren vor seiner bescheidenen Wohnung im Quartier du Marais nicht selten auch vornehme Personen vor, welche gleichsam die Mäcene des lahmen Dichters spielten, und unter diese gehörten besonders der Marschall d'Albret, der Herzog von Vivonne, der Marquis von Sevigné nebst verschiedenen andern bei Hof wohl accreditirten Personen. Kurz also: das Haus des Dichters Scarron bildete den Mittelpunkt der Pariser Schöngeisterei und in diesem fand sich auch Frau von Neuillant mit ihrer kleinen Verwandtin und Schützlingin, Françoise d'Aubigné, hie und da ein.

So jung übrigens damals die nachherige Madame Scarron noch war, so gehörte sie doch keineswegs unter die ganz unbedeutenden Persönlichkeiten und namentlich mußte ihre äußere Erscheinung gefallen. Mit einem feinen kastanienbraunen Haar nehmlich verband sie einen äußerst weißen Teint ohne viel Röthe auf den Wangen, braune, fast schwarze Augen mit noch dunkleren Brauen und Wimpern, regelmäßige feine Züge und sehr abgerundeet

Schultern, einen sehr schönen Wuchs mit eleganter Haltung, endlich ein Etwas in der ganzen Figur, das auf Intelligenz und noble Gesinnung hindeutete. Mußte das nun nicht gefallen? Und es gefiel gar sehr, namentlich aber dem Dichter Scarron selbst, auf den die liebliche Franziska einen unauslöschlichen Eindruck machte.

Eines Tags, im Vorfrühling des Jahres 1652 wußte er es zu veranstalten, daß er sich eine Stunde allein mit ihr befand, und er benutzte diese Stunde dazu, um mit ihr über ihre precäre Stellung zu reden. Er stellte ihr vor, wie peinlich es für sie sein müsse, alles dem Belieben einer geizigen Frau verdanken zu müssen, welche jede Wohlthat durch Vorwürfe verbittere; einer Frau, die allerdings damit prangen wolle, mit ihrer schönen Verwandtin öffentlich zu erscheinen, die sie aber zu Hause doch fast nicht anders, denn als einen Dienstboten behandle. Alles dieß stellte er ihr vor und Françoise mußte ihm in Allem Recht geben, denn das Gemälde der Frau von Neuillant war ein ganz treffendes. Sie antwortete aber doch nur mit Thränen.

„Und nun," fuhr der Poet fort, „so schlimm Sie es auch bei der Frau von Neuillant haben, was würde aus Ihnen werden, wenn Sie dieselbe verlören?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Françoise d'Aubigné, indem ihre Thränen noch reichlicher flossen.

„Einem bürgerlichen Mädchen gewöhnlichen Schlags," sprach Abbé Scarron weiter, „wäre in ähnlicher Lage leicht geholfen. Es würde sich einfach in Dienst begeben oder könnte sich sonst mit der Arbeit seiner Hände sein Brod verdienen. Einem Fräulein von Stand aber kann man diesen Rath nicht geben, denn ein solches würde sich dadurch noch mehr herabwürdigen, als durch die Ertragung der bittersten Armuth."

„Jedes Wort, das Sie sagen, ist Wahrheit," erwiderte Franziska mit einer wirklich verzweifelten Miene, „aber was soll ich thun?"

„Für eine junge Dame Ihrer Art, meine liebe Freundin," erklärte jetzt Scarron in ganz entschiedenem Tone, „gibt's nur zwei anständige Auswege, entweder das Kloster oder die Ehe, und da

Frau von Neuillant sehr alt ist, so wäre es gut, wenn Sie sich jetzt schon entscheiden würden. Wählen Sie das Kloster, so will ich für Ihre Aussteuer sorgen, denn ohne eine solche möchten Sie an tausend Pforten anklopfen und würden doch keine Aufnahme finden. Wählen Sie die Ehe, so biete ich Ihnen mich selbst dar, so wie Sie mich sehen. Sie erhalten mit mir zwar eine sehr häßliche Gestalt, so wie einen gebrochenen Körper, aber dafür sichere ich Ihnen einen freundlichen und ewig heiteren Gatten zu, der jeden Ihrer Wünsche, so fern er in seiner Macht steht, erfüllen wird!"

Also sprach der Abbé und Dichter Paul Scarron zu der jungen und schönen, aber sehr armen und sehr verlassenen Françoise d'Aubigné und diese besaß Klugheit genug nach wenigen Tagen der Ueberlegung die Ehe dem Kloster vorzuziehen. Scarron schritt nun sogleich zur Ausführung seines Vorhabens und die Kopulation fand statt im Anfang des Juni 1652. Nicht jedoch ohne daß der Dichter auch bei dieser Gelegenheit seinem Humor Rechnung getragen hätte. Wie nehmlich der Ehecontrakt aufgesetzt wurde, so fragte der Notar wie gewöhnlich, welche Mitgift die Braut dem Bräutigam bringe. „Vier Louisd'or," erwiderte Scarron, ohne sich zu besinnen, „zwei verführerische Augen, ein paar schöne schmale Hände, einen prächtigen Leib und sehr viel Geist." Der Notar lächelte und schrieb's nieder; dann aber fragte er, was Scarron nun seinerseits seiner Braut zusichere. „Meinen Namen," rief der Poet, „und mit ihm die Unsterblichkeit."

Man hat Fräulein d'Aubigné schon hart getadelt, daß sie diese Ehe einging, eine Ehe mit einem Krüppel, den sie unmöglich lieben konnte; aber ich bitte den Leser, nur zu überlegen, welche Zukunft einem solch' blutarmen Wesen bevorstand, wenn es sich nicht in einem Kloster vergraben wollte. Nichts anderes als das bitterste Elend und mit dem Elend das Laster, die Schande, die Prostitution. Daß aber die schöne Franziska wirklich gänzlich mittellos war und auch von Frau von Neuillant nichts zu erwarten hatte, geht am besten daraus hervor, daß ihr Fräulein de Pons, nachherige Madame d'Heudicourt, die Kleider lieh, in denen sie sich trauen ließ. Uebrigens nicht blos eine Versorgung war die

Ehe mit Scarron für Françoise d'Aubigné, sondern auch eine Schule und zwar eine in jeglicher Hinsicht vortreffliche Schule. Schon vor der Heirath hatte sich Scarron einem Freunde gegenüber dahin ausgesprochen, daß er seine Verlobte nicht deßhalb zu seiner Frau machen werde, um Possen mit ihr zu treiben, sondern um ihr ein guter Lehrmeister zu werden, und er hielt sein Wort getreulich. In Allem unterrichtete er sie, in den Sprachen wie im Denken, in der Ausdrucksweise wie in den Umgangsformen. So verwandelte sich die junge Madame Scarron bald aus einem einfachen nur wenig erfahrenen Mädchen, das außer seiner körperlichen Schönheit und den ihm von der Natur gegebenen geistigen Anlagen Nichts besaß, bald in eine ebenso liebenswürdige als geist- und taktvolle Hauswirthin, durch welche die Gesellschaftszirkel, welche fast täglich bei ihrem Gatten sich versammelten, erst ihren eigentlichen Reiz erhielten. Sie bezauberte Alle, die dahin kamen, und eben deßwegen suchten sich nun auch Viele dorten Zutritt zu verschaffen, welche bisher aus Rücksichten der Decenz fern geblieben waren.

Inzwischen vermehrte sich die Kränklichkeit Scarrons von Stunde zu Stunde mehr und mit dem Eintritt des Jahres 1660 hatten seine Kräfte so sehr abgenommen, daß an seiner nahen Auflösung nicht mehr gezweifelt werden konnte. Er ging übrigens dem Tode mit dem stoischsten Gleichmuth entgegen und sein Humor verließ ihn nicht einen Augenblick lang, selbst nicht während er die größten Schmerzen erduldete. Endlich starb er den 15. Oktober 1660 und seine Wittwe stand nun wieder so verlassen da, wie je, denn er hatte ihr nichts hinterlassen, als wie er sich spaßhaft ausdrückte: die Erlaubniß, sich wieder zu verheirathen. Doch nein, so ganz verlassen stand die Wittwe Scarron nicht da. Sie besaß ja jetzt den Ruf einer geistreichen, viel gebildeten Dame und hatte eine nicht geringe Bekanntschaft unter zum Theil reichen, angesehenen und hochgestellten Personen. Ja noch mehr, mit mehreren dieser Personen verkehrte sie auf ganz freundschaftlichem Fuße, wie z. B. mit den Damen de Sevigné, de Coulanges, de Thianges, de Lafayette und de Sablé, und die Salons des

Hotels d'Albret wie auch die des Palais Richelieu standen ihr ebenfalls tagtäglich offen!

Man rieth ihr, bei Hofe darum einzukommen, daß ihr die Pension, welcher sich Scarron erfreut hatte, fortbezahlt werde, und die genannten einflußreichen Freunde wollten ihr Gesuch unterstützen. Natürlich that sie, was man von ihr begehrte, allein der damals noch lebende Cardinal Mazarin wies sie voll Hohn und Verachtung ab. Er hatte die Spottgedichte, die einst Scarron auf ihn gemacht, die sogenannten Mazarinaden, noch immer nicht vergessen. Endlich starb derselbe anno 1661 und nun wandte sich Madame Scarron an die Königin Mutter, Anna von Oesterreich. Diese willfahrte ihr augenblicklich, weil die einflußreiche Marschallin d'Albret die Bitte unterstützte, und der jungen Wittwe wurden zweitausend Livres ausgeworfen. Es war nicht viel, aber Madame Scarron konnte davon leben, wenn sie recht einfach und bescheiden lebte. Und sie lebte auch recht einfach und bescheiden, ohne sich dabei aber etwas zu versagen, was ihre Mittel ihr erlaubten, und ihr vorher schon guter Ruf verbesserte sich dadurch noch um ein Beträchtliches. Auch darf ich nicht vergessen beizufügen, daß sie während dieser ganzen Zeit nicht nur fortfuhr, die ihr befreundeten vornehmen Häuser zu besuchen, um das frühere Verhältniß aufrecht zu erhalten, sondern daß sie auch manche neue interessante Bekanntschaft anknüpfte, wie z. B. namentlich mit der Frau Marquise von Montespan, welche seit ihrer Anwesenheit in Paris in dem Hause des Marschalls d'Albret als eine Verwandte aus- und einzugehen pflegte.

Fünf Jahre lang lebte die Wittwe Scarron auf die besagte Weise, als ein Fall eintrat, welcher sie der früheren Armuth preisgeben zu wollen schien. Im Januar 1666 nehmlich starb, wie wir wissen, Anna von Oesterreich, und nun hörte auch die Pension auf, welche Franziska bisher von derselben bezogen hatte. Das war schlimm; noch schlimmer aber war, daß König Ludwig XIV., an den sich die Wittwe sofort wandte, von einer ferneren Auszahlung der zweitausend Livres durchaus nichts wissen wollte. Ja, als diese ihre Bitte mehrmals zu wiederholen wagte,

wurde der König sogar unwillig und erklärte, von dieser aufdringlichen Person ein für allemal nichts mehr hören zu wollen. Nun boten ihr die Marschallin d'Albret, die Herzogin von Richelieu, Madame de Montchevreuil und Andere ein Asyl in ihren Häusern an, allein sie wollte Niemanden zur Last fallen und zog sich daher lieber auf eine Zeit lang gegen Kostgeld in die Stille eines Klosters zurück, bis sich etwas Anderes für sie gefunden haben würde. Dieses „Andere" schien sich auch bald hernach finden zu wollen, denn auf die Empfehlung des Abbé Testu hin wollte sie die Herzogin von Nemours, welche im Begriff war, den König Alphons von Portugal zu heirathen, als ihre Hofdame mit nach Lissabon nehmen und Frau Scarron nahm natürlich das ehrenvolle Anerbieten dankbarst an. „Dankbarst", sagte ich, aber nicht „mit Freuden", weil sie sehr an ihrem Vaterlande hing, und aus diesem Grunde beschloß sie, ehe sie ging, noch einen letzten Versuch auf den König zu machen. Doch nicht auf dem bisher gewohnten Wege, sondern durch die Vermittlung der Frau von Montespan, mit welcher Ludwig XIV. damals — diese Scene spielt nehmlich zu Ende des Jahres 1668 — bereits im Stillen liirt war. Von der Frau von Thouanges begleitet ging sie zur Frau von Montespan und diese erklärte sich gerne bereit, die Petition an geeigneter Stelle und zu geeigneter Zeit zu übergeben. Sie hielt auch wirklich Wort und — konnte wohl Ludwig XIV. auf eine Bittschrift, die von solcher Hand überreicht wurde, einen abschläglichen Bescheid geben? Wohl war er im ersten Augenblicke degoutirt und rief: „Was? Immer wieder die Wittwe Scarron?" Aber die zweitausend Livres wurden doch verwilligt und Frau Scarron ging nun natürlich nicht nach Lissabon.

Von da an machte die Wittwe Scarron der Frau von Montespan fast tagtäglich die Aufwartung und wußte sich so bei ihr einzuschmeicheln, daß die neue Geliebte des Königs bald in Niemanden größeres Zutrauen setzte, als in sie. Und hatte sie etwa nicht recht hierin? Es gab ja keine theilnehmendere Person, als die Madame Scarron und überdies keine discretere, verschwiegenere! War es also zu verwundern, daß Frau von Montespan,

als es sich darum handelte, eine Gouvernante zu finden, welche „ohne zu plaudern und ohne sich hinter die Coulissen sehen zu lassen“, die Früchte ihres Ehebruchs erzöge — daß, sage ich, Frau von Montespan sogleich an die Wittwe Scarron dachte, besonders weil diese alle „sonstigen“ Eigenschaften (Verstand, gesetztes Alter, Kenntnisse, Frömmigkeit u. s. w.) besaß, welche zu einer solchen Funktion erforderlich waren?

Zweites Kapitel.

Henri de Pardaillan de Gondrin, Marquis de Montespan.

Wir haben Seine Majestät, den König Ludwig XIV., nun schon von fast allen Seiten, die den Charakter eines Menschen bestimmen, kennen gelernt; nur eine ist uns bis jetzt unbekannt geblieben, die religiöse, sie war aber auch die bei ihm am wenigsten ausgebildete, trotzdem er, wie seine Vorfahren, den Titel des „allerchristlichsten Königs" führte.

Ueber die Religion selbst nehmlich, das ist über ihr inneres Wesen ihn aufzuklären, hatten seine Erzieher nicht für nöthig gefunden, sondern es war ihnen genug gewesen, ihn dahin zu instruiren, daß er das Aeußere derselben, ihr Ceremoniell und ihre Gebräuche, respektirte. In diesem Sinne nun konnte man ihn einen gutkatholischen Christen nennen, denn er besuchte von frühester Jugend an täglich die Messe und eben so wenig vernachläßigte er die Beichte und die Theilnahme an den Prozessionen oder sonstigem kirchlichem Schaugepränge. Gleich wie er aber hierin den kirchlichen Anforderungen des Katholizismus entsprach, eben so auch und noch weit mehr jenen andern Anforderungen, welche die Träger der katholischen Kirche, die Welt-Geistlichen und Ordens-Priester, zu machen pflegen. Stets begegnete er ihnen

mit der größten Achtung und nie fiel es ihm ein, ihnen eines der Vorrechte, welche sie sich im Laufe der Zeit erworben hatten, streitig zu machen. Insbesondere hatte der Orden Jesu, also derjenige Orden, welchem — nach seiner eigenen Aussage wenigstens — die Hauptvertheidigung der katholischen Interessen oblag, sich in keinerlei Weise über ihn zu beklagen, denn ein Mitglied dieses Ordens, der Pater Annat, welchen ihm während seiner Minderjährigkeit seine Mutter zum Beichtvater gegeben hatte, war auch in späterer Zeit, als er das Heft des Regiments selbst in die Hand genommen, der alleinige Berather seiner Seele geblieben, und man kann sich wohl denken, daß der Herr Pater den Einfluß, den er dadurch auf sein Königliches Beichtkind gewann, sicherlich nicht zum Schaden seiner Societät angewandt haben werde. Dagegen darf ich auch nicht verschweigen, daß sich der kluge Loyolite keineswegs allzu scrupulös oder gar rigorös zeigte. Im Gegentheil, wohl wissend, wie wenig überhaupt junge kräftige Männer zu bigotten Betbrüdern passen und wie ein Seelenhirte durch allzugroßen Bekehrungseifer nicht selten das gerade Gegentheil dessen, was er zu erstreben gedenkt, hervorbringt, machte er dem Könige die Absolution nie schwer und legte ihm selbst wegen der mit der Herzogin von Lavallière begangenen Sünden nur ganz leichte kaum nennenswerthe Bußen auf.

So stand es in religiöser Beziehung um Ludwig XIV. und weil es so stand, so spielte der Pater Annat am Königlichen Hofe eine Rolle, die an Wichtigkeit der eines Ministers nichts nachgab. Um so größer war die Ueberraschung, als zu Ostern 1670 — also nur wenige Wochen nach der heimlichen Niederkunft der Frau Marquise von Montespan — plötzlich die Kunde erscholl, Seine Majestät hätten den bisherigen Beichtiger Knall und Fall entlassen und stünden im Begriff einen Karmelitermönch zu diesem hochwichtigen Posten zu befördern. Man wollte es im Anfang gar nicht glauben, allein die Wahrheit trat bald genug zu Tage, als Pater Annat sich sofort vom Hofe entfernte, um sich in das mehr einem Palast als einer Lehranstalt gleichende Haus der Jesuiten in der Straße St. Jaques zurückzuziehen. „Wie kam das?"

fragte sich Jedermann; doch kein Mensch fand eine genügende Antwort darauf, denn nichts hatte bis jetzt auf die kommende Ungnade hingedeutet. An Vermuthungen fehlte es übrigens nicht, und Manche, die bedachten, daß die Entlassung unmittelbar nach des Königs österlicher Beichte stattgefunden habe, kamen dabei der Wahrheit so ziemlich nahe.

Wenn nun aber die schnelle Entlassung des Pater Annat sowohl am Hofe, als auch in allen Schichten der Pariser Bevölkerung die größte Neugierde erregte — eine Neugierde, die bei nicht Wenigen aus Anhänglichkeit gegen den Orden Jesu sich zu einem tiefen Bedauern steigerte —, so herrschte dagegen in dem Collegium der Gesellschaft Jesu die größte Aufregung und auf den Gesichtern der Novizen sowohl als ihrer Vorgesetzten stand Zorn und Bestürzung zugleich geschrieben. Auch schienen für diesen Tag die Unterrichtsstunden suspendirt, denn man sah sie alle in kleinen Gruppen versammelt, und sie unterhielten sich auf's lebhafteste mit einander über das für sie so hochwichtige Ereigniß. Doch bei der bloßen Unterhaltung blieb es nicht, sondern gleich nach dem Eintreffen des Pater Annat im Collegiathause zu St. Jaques fanden sich auch der Pater Provinzial und der Generalprokurator des Ordens daselbst ein und diese zwei zogen sich sofort mit dem zweiten Pater und dem Rector des Collegiums in ein abgesondertes Zimmer zurück, um eine geheime Berathung zu pflegen. Was da verhandelt wurde, kann man sich denken und es genüge daher dem Leser daran, wenn ich ihm nur einige Bruchstücke der Unterhaltung, die sie mit einander hatten, mittheile.

„Sie hat sich also," sagte der Pater Provinzial, der höchstgestellte unter den genannten Vieren, „sie hat sich also beharrlich geweigert, den Benedictusbruder zu entlassen und einen von unserer Societät dafür zum Beichtvater anzunehmen?"

„Beharrlich," erwiderte der Pater Annat, „obwohl ich ihr so gefällig als nur immer möglich entgegenkam."

„Dann," war die Antwort des Pater Provinzial, „hatten Sie vollkommen Recht, dem Könige das Sündhafte seines Umgangs

mit einer verheiratheten Frau vorzuwerfen und ihm die Absolution zu verweigern."

„Es ist nicht blos das," fuhr der Pater Annat in seinem Berichte fort, „sondern ich kenne die Montespan überhaupt als eine Dame von solch eigenthümlicher geistiger Aufgewecktheit, daß wir das Schlimmste von ihrem Einfluß zu befürchten haben, und mein Rath geht daher dahin, das Verhältniß, in dem sie zu dem Könige steht, unter allen Umständen zu brechen."

„Entweder dies," versetzte der Pater Provinzial nachdenklich, „oder aber müssen wir es versuchen, sie für uns zu gewinnen. Mit dem ersteren übrigens, glaube ich, kommen wir eher zu Stande, denn der Gemahl der Dame, der Herr Marquis Henri de Pardaillan de Gondrin de Montespan, dürfte leicht so zu lenken sein, daß er einen öffentlichen Skandal anfängt, und der König liebt nichts weniger, als einen Skandal. Deßwegen halte ich es für's gerathenste, den Herrn Marquis zu veranlassen, daß er sofort hieher kommt, und wenn er dann von uns die nähere Sachlage erfährt, so wird er die Rechte des Ehemannes mit solchem Nachdruck geltend machen, daß der König, vollständig degoutirt, sich augenblicklich zurückzieht. Schreiben Sie also dem Herrn Marquis in der Minute, mein Bruder, und stacheln Sie ihn zur tollsten Zornwuth auf, doch so, daß der Orden nicht kompromittirt wird; denn wenn unser Vorhaben nicht gelingt, dann müssen wir so viel freien Raum haben, um, wie schon vorhin angedeutet, durch Nachgiebigkeit unsern Frieden mit dem Monarchen zu schließen."

Acht Tage nach dieser im Collegium der Jesuiten gepflogenen Unterredung erhielt der Herr Marquis von Montespan, der sich Geschäfte halber schon seit verschiedenen Monaten im Süden der Monarchie aufhielt, auf eine geheimnißvolle Weise einen Brief, der ihn aufforderte, so schnell als möglich nach Paris zu kommen, falls er seine auf's höchste gefährdete Ehre zu retten gewillt sei, und dieser Aufforderung gemäß sprengte Henri de Pardaillan de Gondrin, Marquis de Montespan, mit Kourierpferden nach der genannten Seinehauptstadt. Man hatte ihm in dem Briefe ein Stelldichein — eine Straßenecke hart neben der Academie royale

de Musique — bezeichnet, und die Zeit, wann er sich dort einfinden sollte — Nachts elf Uhr — war ebenfalls genau festgesetzt. Seine Ungeduld trieb ihn jedoch viel zu bald auf den ihm bestimmten Platz, denn eben schlug es erst acht Uhr, und als ihm daher einer der sich dort herumtreibenden müßigen Gesellen ein Billet in die Oper zum Kaufe anbot, so griff er hastig darnach, um sich die Zeit bis elf Uhr zu vertreiben.

Die Oper, eine damals noch ganz neue Erfindung, war so eben erst aus Italien nach Paris übergesiedelt, und das für sie vom König gebaute Haus führte den stolzen Titel: Academie royale de Musique. Als erster Compositeur und Musikdirektor fungirte der berühmte Lully, Giovanni Battista Lully, ein geborener Florentiner, und den Text zu der Musik schrieb der Dichter Quinault, eine für solche Zwecke ganz passende Persönlichkeit; als Direktor aber fungirte der Abbé Perrin, welchem Ludwig XIV. ein exclusives Privilegium ertheilt hatte und welcher in Folge dessen ganz ausgezeichnete Geschäfte machte. Das Neue zieht ja überall an, besonders in einer so vergnügungssüchtigen Stadt, wie Paris damals war und vielleicht auch jetzt noch ist. Ueberdem wurden die Vorstellungen mit einem solchen Prunk, einem solchen Effekt gegeben, daß das Auge nie müde werden konnte, zu schauen, und somit übersah man gerne Alles, was an Text und Musik etwa zu tadeln gewesen sein mochte.

Auch heute Abend war's wieder übervoll und der Herr Marquis, dessen Billet auf das Parterre lautete, mußte daher froh sein, daß er in einer Ecke noch Platz fand, obgleich derselbe zu den dunkelsten im Hause gehörte. Wäre doch um ein kleines selbst dieser Sitz nicht mehr zu haben gewesen, indem die Oper schon seit einer Viertelstunde begonnen und das Publikum sich heute der Anwesenheit des Hofes halber besonders stark herbeigedrängt hatte. Der Herr Marquis setzte sich also so still als möglich, um keine Störung zu verursachen, in seine Ecke und strengte sich dann an, seine Aufmerksamkeit rein dem Stücke, das gegeben wurde, zu widmen. Es wollte dies jedoch nicht recht gehen, denn der geheimnißvolle Brief, den er erhalten, wollte ihm nicht

aus dem Kopfe, und unwillkürlich repetirte er in seinem Innern dessen unerklärbaren Inhalt. So verfiel er denn nach und nach in eine jener wachen Träumereien, wo wir zeitweise Alles sehen und vernehmen, was um uns herum vorgeht, und dann wieder gänzlich dem Orte entrückt sind, in dem wir uns körperlich befinden. Plötzlich jedoch hörte er in seiner nächsten Nähe einen Namen nennen, der ihn augenblicklich in die Wirklichkeit zurückrief, und nun warf er einen schnellen prüfenden Blick um sich. Es waren lauter Herren, die ihm zunächst saßen, und so scharf er sie auch ansah, konnte er doch keinen von ihnen erkennen. Um so eifriger bemühte er sich, ihrem leise geführten Gespräche zu lauschen; denn er täuschte sich sicherlich nicht, sein eigener Name, der Name „Montespan", war von ihnen genannt worden.

„Welche ist's?" fragte jetzt Einer, der hart vor ihm zur Linken saß, leise seinen Nachbar zur Rechten. „Es ist so schwer, von hier aus Alles genau zu unterscheiden."

„Nun," erwiderte der Andere eben so leise, „die Königin siehst du doch deutlich genug in ihrer Loge, und nun wende dein Auge nach der Loge daneben. Die erste Dame dort, diejenige, welche uns das Gesicht zugewendet hat, ist die Frau Herzogin von Montauzier, ein schon etwas ältlicheres Gesicht, und dann kommt eine bleiche Schönheit, welche sich Frau von Coulanges nennt. Zwischen diesen beiden aber, etwas rückwärts, sitzt eine dritte, die schönste Blondine, die man sich nur denken kann, und diese ist's, die ich dir nannte."

„Ja," flüsterte nun wieder der erste, „ja jetzt kann ich sie deutlich sehen, denn sie wendet eben ihren Kopf herum. Beim Himmel! das strahlendste Paar Augen, das mir je noch vorgekommen, und Gesichtszüge so lachend frisch, als hätten sie sich eben in Himmelsthau gebadet! Also von dieser sagt man, daß sie bestimmt sei, die Frau Herzogin von Lavallière zu ersetzen?"

Dem Marquis war kein Wort von dem, was die Beiden mit einander sprachen, entgangen und bleich wie der Tod, die Augen weit aufgerissen, starrte er nach der ersten Gallerie hinauf, wohin die Blicke der Sprechenden sich gerichtet hatten. Er kannte die

Frau Herzogin von Montauzier, wie auch die Frau von Coulanges, und bald hatte er sie herausgefunden. Jetzt forschte er nach der dritten, zwischen ihnen rückwärts sitzenden Dame und, Himmel und Erde! wie ward ihm? Er erkannte in ihr seine eigene Frau!

Alles Blut stieg ihm in den Kopf und vor Zorn bebend wollte er aufspringen, um die beiden Sprecher vor ihm zu züchtigen; aber seine Kniee versagten ihm den Dienst und wie gelähmt sank er in seinen Stuhl zurück. Doch merkwürdig, selbst in diesem Zustande der höchsten Aufregung, da er nicht im Stande gewesen wäre, ein lautes Wort hervorzubringen, stand sein Ohr weit offen und ohne es zu wollen, mußte er auch das fernere Gespräch der beiden Herren vor ihm mit anhören.

„Aber diese Dame," fuhr der Eine derselben fort, „ist doch eine verheirathete Frau?"

„Gewiß," versetzte der Andere, „die Gattin des Herrn Marquis de Montespan, eines nahen Verwandten des Herrn Marschalls d'Albret."

„Und der Herr Gemahl," fragte der Erstere weiter, „sollte so niederträchtig sein, in ein solches Verhältniß einzuwilligen?"

„Nein, nein," erwiderte der Zweite, „das glaube ich nicht und es wird sich auch wohl nicht so verhalten, denn man sagt, er sei ein sehr stolzer, auf seine Ehre eifersüchtiger Herr. Aber wenn ein Weib will, gibt es nicht der Mittel und Wege genug, einen Mann zu betrügen? Und zudem soll er sich, wie man sagt, sehr viel auf seinen Gütern befinden, während seine buhlerische Hälfte als Palastdame die meiste Zeit am Hofe zubringt."

Mehr hörte der Marquis von Montespan nicht, sondern wie von einem bissigen Insekt gestochen, sprang er auf, wickelte sich fest in seinen Mantel und war den Augenblick darauf aus dem Saale verschwunden.

Wie er die nächsten zwei Stunden zubrachte, wußte er nachher selbst nicht mehr. Er war auf die Straße gerannt, Scham auf seinen Wangen und Wuth in seinem Herzen, und in diesem Zustande verblieb er eine geraume Zeit, bis ihn die kühle Nachtluft wieder ein wenig zu sich selbst brachte. „Deine Frau eine Buh-

lerin!" rief er sich jetzt selbst zu. „Deine Frau die Nachfolgerin der Herzogin von Lavallière! Sie, die du so sehr liebtest und deren Lächeln dein Himmelreich war, sie sollte . . . aber nein, es kann nicht sein; es ist Hofgeschwätz, es ist Verleumdung und ich hätte die beiden Elenden, die jene Verleumdung nachschwatzten, auf der Stelle züchtigen sollen."

Unterdessen schlug es auf dem nächsten Thurme elf Uhr und im Momente fiel ihm der geheimnißvolle Brief wieder ein. Schnell eilte er der ihm bezeichneten Straßenecke zu und wie er dort anlangte, trat ihm eine schwarz verhüllte Gestalt entgegen, welche ihn sofort bei der Hand nahm.

„Pater Annat," rief der Marquis de Montespan, als die Gestalt ihre Kapuze zurückschlug.

„Ich bin's," erwiderte der Pater, „und habe Ihnen Dinge mitzutheilen, von denen Sie sich bis jetzt nichts träumen ließen. Folgen Sie mir in meine kleine Privatwohnung, denn dort allein sind wir ungestört."

Er eilte voran und der Marquis schritt hart hinter ihm drein; mit jedem Schritt aber schlug sein Herz heftiger und hörbarer. Nach dem Auftritt in der Oper konnte es ihm kaum mehr zweifelhaft sein, welche Enthüllungen ihm bevorstünden — —.

Den andern Morgen in aller Frühe schickte er nach St. Germain, wo sich der Hof wie gewöhnlich aufhielt, und ließ sich daselbst bei der Frau Marquise von Montespan melden. Er that es aber nicht unter seinem eigenen Namen, sondern unter dem eines Fremden, denn er wollte sie überraschen und durch die Ueberraschung die Wahrheit auf ihrem Gesichte lesen. Noch war es ja möglich, daß man ihr Unrecht that; möglich, daß sie sich nur kleine Fehler der Koketterie hatte zu Schulden kommen lassen und noch keineswegs zur wirklichen Buhlerin herabgesunken war. Selbst der Pater war ja nicht so weit gegangen, daß er diese Möglichkeit absolut verworfen hätte, und faktische Beweise lagen überhaupt keine vor, wenigstens nicht für ihn, den längere Zeit abwesend gewesenen Gatten. Warum hätte er also gleich in das verdammende Urtheil mit einstimmen

und als Racheengel mit dem flammenden Schwert erscheinen sollen? Nein, er wollte ganz anders auftreten und wenn er aus ihrer Miene herausfand, daß sie seiner Achtung noch würdig war, so hatte er's mit sich abgemacht, sie sogleich mit sich auf seine Güter zu nehmen, damit die vergiftende Luft des Hofes sie nicht mehr mit ihren Dünsten berühre. So dachte er und aus diesem Grunde ließ er sich von dem Gasthof aus, in dem er abgestiegen war, unter fremdem Namen melden. Allein seine Ungeduld ward auf eine harte Probe gesetzt, denn die Frau Marquise nahm Anstand, seinen Besuch überhaupt nur anzunehmen, und wie er diese Anstände durch einen plausibeln Vorwand überwunden hatte, so bestimmte sie ihm erst eine späte Nachmittagsstunde zu seiner Aufwartung. Er mußte also warten und zwar warten eingeschlossen in sein Zimmer, weil er auf einem Spaziergange leicht hätte erkannt werden können, und weil dann die Frau Marquise von seiner Ankunft benachrichtigt worden wäre. Er mußte warten viele Stunden lang und was waren dies für qualvolle Stunden! Jedermann weiß ja aus eigener Erfahrung, daß das Uebel selbst keineswegs so schlimm ist, wie die Befürchtung desselben, wie der Zustand, wo man noch im Ungewissen schwebt, ob das Befürchtete eintreffen wird oder nicht.

Endlich schlug die ihm bezeichnete Stunde und er eilte dem königlichen Schlosse zu. Dort angekommen, fragte er einen Lakai nach der Wohnung der Frau Marquise von Montespan und dieser bezeichnete ihm den Flügel, welchen die Palastdamen der Königin inne hatten. Er hätte laut aufjubeln mögen, als er dies hörte, und schnellsten Schrittes sprang er die Treppe hinauf. Sie bewohnte ja noch dieselben Zimmer, welche ihr angewiesen worden waren, als sie die Würde einer Palastdame der Königin erhalten hatte und folglich konnte sie unmöglich — so dachte er wenigstens — an die Stelle der Lavallière gerückt sein. Unaufgehalten erreichte er das Vorzimmer ihres Boudoirs und mit zwei Schritten war er an der Thüre, die dort hineinführte. Schon streckte er die Hand aus, dieselbe zu öffnen, da trat ihm eine Kammerfrau in den Weg. Er kannte sie wohl, diese Kammerfrau, und auch

sie kannte ihn von langen Jahren her. Dennoch trat sie ihm in den Weg, sie, die Kammerfrau, ihm, dem Ehegatten der Frau Marquise!

„Herr Marquis," rief sie zum Tode erschrocken, „Sie hier?"

„Ja wohl, ich selbst," erwiderte der Marquis. „Was ist denn dabei Besonderes und warum erschrecken Sie so sehr bei meinem Anblick?"

„Ich erschrecken?" entgegnete die Kammerfrau, indem sie sich anstrengte, ihrem Gesichte einen andern Ausdruck zu geben. „Mein Gott, ich bin blos überrascht, unendlich freudig überrascht, und ganz dasselbe dürfte auch bei Ihrer Frau Gemahlin der Fall sein. Erlauben Sie daher, daß ich Sie vorher melde."

Nochmals stellte sie sich ihm in den Weg und suchte sein Eintreten zu verhindern, allein er schob sie ohne weiteres bei Seite und schritt in das Boudoir hinein.

Da saß seine Gemahlin vor einem großen Toilettenspiegel und eine künstlerische Zofe war eben damit beschäftigt, ihr volles üppiges Haar in eine gefällige Ordnung zu bringen. Recht reizend saß sie da, die schöne Dame, und um den fein geschnittenen Mund spielte eben ein wunderbar fröhliches Lächeln. Sie hatte wohl gerade ein geistreiches Wortspiel gemacht, oder ging ihr vielleicht auch eine süße Erinnerung durch die Seele, und jedenfalls befand sie sich in einer äußerst glücklichen Stimmung. Doch jetzt, wie sie durch den Spiegel, vor dem sie saß, den Eintretenden bemerkte und wie ein zweiter Blick ihr vollends sagte, wer der Eintretende sei, ei welche Veränderung ging da nicht plötzlich mit diesem Gesichte vor! Wie schnell verschwand nicht das glückliche Lächeln, um einer Miene Platz zu machen, auf der Unmuth und Verdruß, sowie Schrecken und Zorn zugleich geschrieben standen!

In höchster Aufregung sprang die Dame auf, indem sie der Zofe einen Wink gab, sich zu entfernen. „Sie hier?" rief sie dem Eintretenden entgegen. „Sie hier, Herr Marquis de Montespan?"

„Wie, meine Theure?" entgegnete der Marquis, gleichsam festgebannt stehen bleibend, da ihm seine Füße den Dienst ver-

sagten. „In der That, Madame, es scheint, Ihre Kammerfrau hatte recht, als sie mir vorhin sagte, Sie würden durch meine Ankunft sehr überrascht werden. Nur kommt mir die Ueberraschung nicht eben wie eine freudige vor."

„Ich bin auch wirklich überrascht," sagte die Frau Marquise, die Locken, die ihr ins Gesicht fielen, zurückwerfend und mit diesem Strich auch den Schrecken überwindend, den sie im ersten Augenblick empfunden hatte. „Ich bin überrascht und muß es wohl sein, denn Sie sagten mir doch bei Ihrer Abreise, daß Ihre Geschäfte Sie bis in den Hochsommer von der Residenz fern halten würden. Ohne Zweifel können es also nur sehr triftige Gründe gewesen sein, welche Sie veranlaßten, von Ihrem früher gefaßten Beschlusse abzugehen."

„Und wenn mich nun die Liebe, die Sehnsucht dich zu sehen, hierher getrieben hätte?" versetzte der Marquis, seiner Frau einen forschenden Blick zuwerfend.

„Die Liebe?" lachte diese laut auf. „Wie kann von Liebe zwischen uns die Rede sein, da wir nun schon ein halbes Jahrhundert verheirathet sind?"

„Noch nicht sieben Jahre," erwiederte der Marquis trocken. „Aber, Athénais," fuhr er in wehmüthigem Tone fort, „wie magst du so reden? Du die du mir so viel hundert Male ewige unverbrüchliche Zärtlichkeit geschworen hast? Komm, quäle mich nicht länger mit einer seltsamen Laune, und sei wieder mein süßes Weib, wie früher."

Abermals lachte die Frau Marquise höhnisch auf und stellte sich dann ein Liedchen trällernd ans Fenster, ohne sich weiter um ihren Gemahl zu kümmern.

„Athénais," sprach jetzt der Marquis, einige Schritte vortretend bis er hart vor seiner Gemahlin stand. „Athénais, ich sehe, ich muß aus einem andern Tone mit Ihnen reden. Wissen Sie also, ich werde morgen wieder auf meine Güter zurückreisen und Sie werden mich begleiten."

„Ich?" rief die Marquise, noch höhnischer lachend als zuvor.

„Ja Sie," entgegnete der Marquis mit großem Nachdruck;

„deßhalb werden Sie auch heute noch der Königin Ihre Entlassung einreichen.“

„Und wenn ichs nicht thue?“ spottete die Marquise.

„Sie werden es thun,“ sprach der Marquis, „denn ich, Ihr Gemahl, befehle es Ihnen und nach göttlichem wie nach menschlichem Rechte werden Sie mir gehorchen.“

„Köstlich, köstlich!“ lachte die Gattin, indem sie dabei in der Stube herumtanzte. „Du nimmst dich wirklich in dieser Rolle vortrefflich aus, und Molière selbst könnte sie nicht besser geben. Aber,“ setzte sie dann etwas ernster hinzu, „lassen wir den Spaß bei Seite und verständigen wir uns lieber, damit ähnliche Auftritte sich nicht wiederholen.“

„Verständigen?“ rief der Marquis. „Verständigen — über was?“

„Ueber unser gegenseitiges Verhältniß,“ erwiederte die Dame, „und besonders über die Tragweite Ihres Befehlshaberrechts als Ehegemahl.“

„Darüber,“ sagte der Marquis, „haben die Gesetze längst entschieden.“

„Mag sein,“ versetzte die Marquise mit einer wirklich classischen Ruhe; „aber ich denke, der Wille des Königs steht über den Gesetzen, und der König will, daß ich den Hof nicht verlasse.“

„Der König?“ schrie der Marquis de Montespan. „Unselige, nimm dieß Wort zurück! Aber nein,“ fuhr er nach einer Pause mit gedämpfter, jedoch von Leidenschaft bebender Stimme fort, „das Wort ist heraus und mit dem Einen Worte hast du deine und meine Schande besiegelt. Es ist also wahr, was man mir über dich und ihn gesagt hat. Du bist seine Maitresse, seine Concubine, seine Metze. Ha, bei der Allmacht Gottes, seine Metze, seine ehrvergessene gemeine Metze, und ich — o wer mir künftig begegnet, der wird mit Fingern auf mich deuten, als auf einen, der an der Stirne gebrandmarkt ist! Und diese Schmach soll ich geduldig tragen? Nein, so wahr ich auf die ewige Seligkeit hoffe, das werde ich nicht. Nein, eher wasche ich sie ab in Deinem Blute und darum, du sündhaftes Weib, das mich entehrt, sag'

ich Dir, bet' ein Vaterunser, denn von jetzt in fünf Minuten mußt Du sterben!"

Er sprach dieß mit einer eisigen Entschlossenheit und Athénais von Montespan kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß es ihm Ernst, blutiger Ernst sei. Aber die Schimpfworte, mit denen er sie überhäuft, hatten ihre Nerven furchtbar aufgeregt und sie wich daher keinen Schritt von ihm zurück.

„Ich trotze dir, Elender," rief sie ihm zu, indem ihre Augen Funken sprühten. „Ja Trotz biet ich dir und ruf' es laut aus: Er liebt mich. Der König liebt mich, ich wiederhol' es, und auch ich liebe ihn über Alles und nun ermorde mich Ungeheuer, wenn dies deine Rache befriedigt!"

Einen Augenblick lang sahen sie sich in die Augen, wie zwei wuthgereizte Kämpfer, die sich zerreißen wollen, und wer weiß, was daraus entstanden wäre, wenn nicht in diesem Momente eine dritte Person sich auf ganz unerwartete Weise zwischen sie geworfen hätte. Diese Person aber war keine andere, als die Herzogin von Montauzier, jene ältere Dame, von der schon in diesem, wie im vorigen Kapitel flüchtig die Rede gewesen ist. So wie nehmlich die Kammerfrau der Marquise von Montespan sich von dem in das Boudoir eindringenden Marquis auf die Seite geschoben sah, kam ihr sogleich der Gedanke, daß aus diesem Begegniß leicht ein Unheil entstehen könnte, und die Worte, die sie aus der Unterredung erhorchte, bestärkten sie natürlich in ihrer Vermuthung. Sie eilte daher, so schnell sie ihre Füße trugen, zu der Herzogin von Montauzier, deren Zimmer nicht allzu entfernt lagen. Zum Glück traf sie dieselbe zu Hause, und die Frau Herzogin säumte natürlich keinen Augenblick, ihrer Freundin, der Frau Marquise von Montespan, zu Hülfe zu kommen.

„Was muß ich sehen? Was muß ich hören? Entsetzlich!" rief Frau von Montauzier, als sie ins Zimmer trat, und ohne irgend zu zögern, stellte sie sich als Scheidewand zwischen die wüthenden Eheleute hinein.

„Ach, meine theure, theure Herzogin," schrie die Marquise von Montespan, indem sie jetzt plötzlich in einen Strom von Thränen

ausbrach und sich laut schluchzend der alten Dame in die Arme warf; „ach, wie segne ich den Augenblick, der Sie zu mir führte. Denken Sie sich, der Wüthende wollte mich nieder schlagen, wollte mich umbringen.“

„Er soll nur kommen,“ tröstete sie die Herzogin. „Er hat es mit mir zu thun.“

„Ah, siehe da, die sehr ehrenwerthe und höchst tugendhafte Frau Herzogin von Montauzier,“ sagte der Marquis von Montespan, dem diese Zwischenscene seine volle Ruhe wiedergab. „Nun natürlich, wo eine Metze ist, da darf die Zuführerin auch nicht fehlen.“

Mit diesen Worten verbeugte er sich auf's tiefste und verließ, ohne seine Frau noch eines Blickes zu würdigen, das Zimmer.

Die Augen weit aufgerissen, starrten ihm die beiden Damen nach, denn ein solcher Ton war neu im Schlosse von St. Germain; doch erholten sie sich bald wieder von ihrer Verblüfftheit und nun ließen sie ihrer Zunge den freien Lauf.

„Schade nur,“ sagte zum Schlusse ihrer langen Unterredung die Frau Herzogin zur Frau Marquise, „schade nur, daß heute der König auf der Jagd ist; aber morgen, meine Theure, morgen Abend sprechen Sie ihn in meinen Zimmern, und dann wollen wir schon dafür sorgen, daß der grobe Tyrann von einem Ehemann seinen Lohn bekommt.“

Er bekam ihn übrigens schon viel bälder, „der grobe Tyrann von einem Ehemann,“ schon den andern Morgen vor Mittag.

Anderntags nehmlich um eilf Uhr Morgens war großer Empfang bei Seiner Majestät, und Alles, was hoffähig war, drängte sich herzu, um ein gnädiges Wort aus dem Munde des „Allerhöchsten“ zu erhaschen. Natürlich durfte Niemand anders als in höchster Galla erscheinen und man sah daher nur glänzende Uniformen und wunderbar reiche Toiletten. Plötzlich jedoch gab es eine Art von Auflauf an der Thüre, denn es trat ein Herr herein, der schwarz gekleidet war vom Wirbel bis zur Sohle. Jedermann erkannte in ihm den Herrn Henri de Pardaillan de Gondrin, Marquis de Montespan.

„Für wen haben Sie Trauer angelegt, Herr Marquis de Montespan?“ sagte der König strenge zu ihm, als sich derselbe bis zu Seiner Majestät vorgedrängt hatte.

„Ich traure um meine Frau,“ erwiderte der Marquis, dem Könige fest in's Auge sehend.

„Um Ihre Frau?“ erwiderte Seine Majestät. „Hier steht sie ja in voller Gesundheit.“

„Ich habe keine Frau mehr,“ rief der Marquis laut, „denn die, welche ich hatte, hat sich einem Andern verkauft.“

In diesem Augenblick warfen sich dem Könige zwei Damen zu Füßen. Die Eine war die Frau Marquise von Montespan, die Andere die Frau Herzogin von Montauzier.

„Ich flehe Euere Majestät um Schutz gegen die Brutalität dieses Herrn hier,“ rief die Eine.

„Auch ich, Sire, bin auf's tiefste beleidigt,“ ergänzte die Andere.

Hunderte von Augen waren auf Ludwig XIV. gerichtet; aber dieser kam nicht einen Augenblick lang aus der Fassung. Er winkte einem Offizier seiner Musquetiere und flüsterte ihm einige Worte zu.

„Ihren Degen, Herr Marquis de Montespan,“ sagte der Offizier zu diesem hintretend. „Sie sind mein Gefangener auf Befehl Seiner Majestät.“

Ohne Widerrede gehorchte der Marquis und folgte dem Offizier auf dem Fuße. Eine halbe Stunde später saß er in der Bastille in Folge einer „Lettre de cachet,“ das ist eines eigenhändigen Königlichen Verhaftsbefehls, welchen der Offizier dem Gouverneur jener Festung überreichte.

Bastille und Lettre de cachet — was gäbe nicht mancher Fürst darum, wenn diese zwei Worte in seinem Privatconversationslexikon stünden! Wenn er darüber verfügen könnte, gerade wie König Ludwig XIV. darüber zu verfügen im Stande war! Die Bastille — ursprünglich der französische Name für jedes feste mit Thürmen versehene Schloß — war in den Jahren 1370 bis 1383 auf Befehl Königs Karl V. durch Hugo Aubriot, Prevôt von Paris, am Thore St. Antoine zur Sicherung der Stadt gegen

die Engländer erbaut worden, und wurde von der Zeit an, da die Engländer aufhörten, Frankreich auf seinem eigenen Boden zu befehden, zur Aufbewahrung von gefährlichen Staatsgefangenen benützt. Wo hätte man auch solche sicherer unterbringen können, als hier in diesem Kastell, das auf jeder seiner beiden Hauptseiten vier fünfstöckige Thürme von undurchdringlicher Festigkeit besaß und überdem mit mächtigen Basteien und tiefen Gräben umgeben war? Unter Ludwig XIII. oder vielmehr unter seinem gewaltigen Minister Richelieu fing man auch an, Andere als gerichtlich Verurtheilte, das ist Solche daselbst einzusperren, welche dem Minister ein Dorn im Auge und doch zu hochgestellt waren, als daß man es hätte wagen dürfen, sie in gemeine Gefängnisse abführen zu lassen. Für sie fertigte Cardinal Richelieu eigene Verhaftsbriefe aus, welche er von dem ihm stets zu Willen lebenden Ludwig XIII. unterschreiben ließ, und somit gebührt dem genannten Cardinal die wirkliche und thatsächliche Erfindung der immer unmittelbar aus dem Cabinete kommenden Lettres de Cachet. Allein er machte nur wenig Gebrauch von dieser seiner Erfindung und erst König Ludwig XIV. und noch mehr Ludwig XV. wußte dieselbe so auszubeuten, daß alle Gelasse, sowohl die unterirdischen in den Kellern — zwanzig Fuß unter dem Niveau des Hofraums — als die in den Thürmen mit den dreizehn Fuß dicken Mauern nicht selten vollständig besetzt waren. „Was Recht und Gesetz! Was Anklage und Richterspruch! Was persönliche Freiheit und Menschenwürde! Der ist kein rechter Herr und Alleingebieter, der nicht nach höchst eigener Laune und Willkühr, nach höchst eigenem souverainen Vongottesgnadenthum mit seinen Unterthanen verfahren kann nach Belieben! Der nicht die Gewalt hat, dieselben, sobald sie seinem Antlitz mißliebig geworden sind, wenn nicht köpfen, rädern, spießen und viertheilen, so doch für immer und ewig beseitigen und einsperren zu lassen!“ Eine solche Ueberzeugung gewann nach und nach Ludwig XIV. und er gewann sie dadurch, weil er sich nicht hindern lassen wollte in Befriedigung seiner verschiedenen Lüste. Die Marquise von Montespan stand ihm an — er nahm sie dem, welchem sie angetraut war! Der Marquis wollte von seinem

Eigenthum nicht lassen — der Thor, zu glauben, es gebe in Frankreich noch ein Privateigenthum! Dem Könige hatte Gott Frankreich gegeben; seine Bewohner waren die Leibeigenen des Monarchen und darum konnten sie auch Nichts besitzen, das nicht Seiner Majestät Ludwig XIV. angehört hätte. Geschah es ihm also nicht recht, jenem anmaßenden Thoren von einem Ehemann, daß er den Glauben, seine Frau gehöre ihm, in der Bastille büßen mußte? Uebrigens an der Gefangensetzung des Herrn Marquis von Montespan genügte es dem großmächtigen Beherrscher von Frankreich noch nicht, sondern er befahl auch dem hohen Gerichtshof des Chatelet zu Paris, eine Scheidung von Tisch und Bett so wie von Geld und Gut zwischen dem Herrn und der Frau von Montespan vorzunehmen, und der genannte Gerichtshof, seinen Unterthanenverstand zu Rathe ziehend, sprach diese Scheidung schon unterm eilften Juni 1670 in tiefster Devotion aus. Die Frau Marquise de Montespan konnte also von jetzt an vom Marquis, ihrem Gemahl, in keinerlei Weise mehr belästigt werden und da Ludwig XIV. nun alles entfernt hatte, was seiner Liebe nur irgend hinderlich gewesen wäre, so hätte man glauben sollen, er werde sich jetzt zufrieden gegeben haben. Aber unglücklicherweise für den armen Hahnrei war dem nicht so. Es genirte den König, daran denken zu müssen, daß ein Mensch in Paris existire, freilich in der Bastille, im ewigen Gefängniß, aber doch existire, welcher sich rühmen könne, einmal im Besitz der schönen Athénais gewesen zu sein, und um diesen fatalen Gedanken los zu werden, exilirte er den Marquis nach Guyenne, wo derselbe bald in vollständige Vergessenheit gerieth. — Man sieht, Ludwig XIV. machte täglich Fortschritte in seinem Selbstherrschersbewußtsein und an diesen Fortschritten war großentheils das Verhältniß zur schönen Athénais de Montespan Schuld!

Doch ich habe meiner Erzählung vorgegriffen und muß nun wieder zurückkehren. Die bei dem großen Empfang des Königs stattgehabte Scene, welche ich oben geschildert habe, mußte natürlich das größte Aufsehen erregen und es konnte nun von einer Verheimlichung der Intimität, die zwischen Ludwig XIV.

und der Frau Marquise von Montespan stattfand, unmöglich länger mehr die Rede sein. Somit blieb nur zweierlei übrig: entweder Aufgeben des Verhältnisses oder Bekanntmachung desselben. Der König wählte natürlich das letztere und aus der bisherigen geheimen Geliebten wurde nun das offene anerkannte Kebsweib. Sie erhielt ihre eigene Zimmerreihe nebst ihrem eigenen Staat und Ludwig XIV. lebte mit ihr, als wäre sie seine berechtigte zweite Gemahlin. Sie aber — nun wie sie sich benahm, das werden wir im vierten Kapitel sehen und für jetzt nur eine kleine Probe davon.

Dem Leser ist schon längst bekannt, daß aus der Intimität des Königs mit der Frau Marquise de Montespan ein Sprößling hervorgegangen, und daß dieser Sprößling der diskreten Obhut der Wittwe Scarron anvertraut worden war. Nur nach langem Widerstreben, ja sogar erst als Ludwig XIV. sie selbst brieflich darum gebeten hatte, nahm die Wittwe des verstorbenen Dichters diese Funktion über sich, denn es galt da, eine schwere und keineswegs einladende Aufgabe zu lösen. Mußte sich doch die Wittwe verpflichten, sich ganz von der Welt zurückzuziehen und somit auch allem Vergnügen der Welt zu entsagen! Kein Mensch auf Erden sollte auch nur eine Ahnung davon bekommen, daß ein Knabe existire, wie jener heimlich geborne, der nachherige Herzog von Maine, und überdem wenn dieser ersten Frucht verbotener Liebe, wie zu erwarten war, noch mehrere folgten, so mußten dieselben in der nehmlichen Abgeschiedenheit erzogen werden. Wenn aber dennoch, trotz aller Geheimhaltung, etwas davon verlautete, daß die Scarron ihre Zeit und Sorgfalt einem Neugebornen widme, mußte hieraus nicht die schlimmste Nachrede für sie selbst entstehen? Mußte sie nicht in den Verdacht kommen, als ob sie selbst die Mutter des Kleinen wäre? Kurz es war eine harte Aufgabe, welche die genannte Wittwe übernahm; aber sie löste dieselbe auf eine Weise, die gar nichts zu wünschen übrig ließ. Zu diesem Behufe erkaufte sie — woher das Geld kam, kann man sich denken — außerhalb Paris auf dem Lande in der Nähe von Vaugirard ein ziemlich geräumiges Haus und in diesem Hause

mit seinen Gärten vergrub sie sich förmlich, indem sie selbst ihre besten Freunde im Ungewissen ließ, wo sie sich befinde. „Sie sei ihrer Gesundheit wegen gezwungen, auf's Land zu ziehen," schrieb sie ihnen, „und der Arzt habe ihr die vollkommenste Einsamkeit anbefohlen." Auf diese Art schnitt sie alle Besuche ihrer seitherigen Bekannten ab und damit dieselben sie um so weniger auffänden, nahm sie sogar einen andern Namen an. Unter „diesem" Namen nur kannten sie die von ihr engagirten Dienstboten und selbst der Arzt, den sie hie und da zu Rathe zu ziehen hatte, wußte nichts Besseres; die Einwohner von Vaugirard selbst aber schwuren alle Stein und Bein darauf, die in dem isolirten großen Hause wohnende Dame sei die Geliebte irgend eines großen Herrn gewesen, und dieselbe lebe deßhalb so isolirt, weil der Treulose sie schmählich verlassen habe.

So blieb das Geheimniß ein Geheimniß und wäre es wohl für die Ewigkeit geblieben, wenn Frau von Montespan und der König den Schleier nicht selbst gelüftet hätten. Sowie aber Frau Athénais einmal die offene Mätresse des Königs geworden war, konnte sie dem Verlangen, das Kind ihrer Liebe zu sehen, nicht mehr länger widerstehen und reiste also mehrere Male nach Vaugirard. Ja selbst der König fand sich eines Tages daselbst ein und nun natürlich war das Räthsel gelöst. Bald kannte also Jedermann am Hofe das große Geheimniß und der König erfuhr es auch, daß Jedermann davon in Kenntniß gesetzt sei. Warum nun die Geheimnißkrämerei fortsetzen? Warum die Kinder nicht lieber unter den Augen der Mutter im Schlosse selbst erziehen? War man so sehr über das Sittlichkeits- und Schamgefühl der gewöhnlichen bornirten Menschenkinder erhaben, daß man neben der rechtmäßigen Gemahlin ganz offen und ungenirt, hart an ihrer Seite, beinahe in anstoßenden Gemächern, ein Kebsweib hielt, sollte man sich da Skrupel darüber machen, auch die Kinder dieser Nebenallianz anzuerkennen und sie ebenso offen und ungenirt, wie die Mutter, zu sich zu nehmen? Pah, Thorheit! Für einen König gilt nicht die Moral der Unterthanen, sondern er macht sich seine allerhöchsteigene, und weil sie die allerhöchsteigene

ist, muß alle Welt ihr zustimmen. So wurden denn der Frau Wittwe Scarron im Schlosse von St. Germain einige Zimmer eingeräumt und bald siedelte sie dahin mit ihren zartem Schutzbefohlenen über. Sie blieb nehmlich die Erzieherin, weil sie sich bis jetzt als so ausgezeichnet passend erwiesen hatte, und eben deßwegen übergab man ihrer Obhut auch die drei weiteren Knaben und Mädchen, welche zunächst der Verbindung Ludwigs XIV. mit der Frau Marquise ihr Dasein verdankten.

Drittes Kapitel.

Choisy Mademoiselle oder die Liebesnoth einer Prinzessin von Geblüt.

Um die Zeit, da die Frau von Montespan von Ludwig XIV. zur öffentlichen Favoritin erhoben wurde, gab's viel zu reden am Hofe von St. Germain; denn man beschäftigte sich dort fast mit nichts, als mit der Kunst, die Zeit so angenehm als möglich todt zu schlagen. Jeden Tag Musik und Tanz, jeden Tag Liebesabenteuer, jeden Tag mehr oder minder hohes Spiel! Wie hätte es also für die liebenswürdigen Hofklatschschwestern und für die ehrenwerthen Hofschwatzbrüder an Unterhaltungsstoff fehlen können, besonders da auch dazwischen hinein noch manche Skandalgeschichte vorfiel, auf die man zum Voraus gar nicht hatte rechnen können? Ich bitte nun den geneigten Leser, mich gefälligst in einen solchen Klatschzirkel zu begleiten, damit ich ihn mit den Neuigkeiten des Tages bekannt machen kann; zugleich aber auch, damit er die Sitten und Gebräuche am Hofe Ludwigs XIV. in der Glanzperiode desselben kennen lerne.

Die Gesellschaft bestand, was die Damen betrifft, aus fast lauter älteren Exemplaren, deren spitzigen Nasen und stark markirten Zügen man es ansehen konnte, wie die Medisance zu ihren Lieblingsbeschäftigungen gehörte; doch darf ich auch nicht verschweigen, daß die an=

wesenden Herren dieselbe prächtige Eigenschaft in nicht geringerer Vollkommenheit besaßen. Ueberdem handelte es sich von einem Thema, über das man sich sehr weitläufig verbreiten konnte, nehmlich vom Spiel, das in jener Zeit mit ungeheurer Leidenschaft getrieben wurde.

„Wissen Sie auch," rief eine der Damen, „daß der angebliche Marquis, welcher den Kaufmann Moisy so frech betrog, entdeckt worden ist? Ja und daß der Betrug selbst in gar nichts anderem seinen Grund hatte, als in dieser jetzt so erschrecklich grassirenden Spielwuth? Nun, wenn Sie's nicht wissen, so lassen Sie sich's einmal erzählen, und am besten ist wohl, ich erinnere noch vorher daran, wie der Moisy betrogen worden ist. Also dieser sitzt eines Tages wie gewöhnlich in seinem Comptoir, um zu rechnen oder Briefe zu schreiben, und außen in seinem Laden haben seine Commis und Ladenjungfern alle Hände voll zu thun; denn es ist ja bekannt, daß er einer der größten Modenhändler in der ganzen Stadt ist. Da ereignet sich folgendes: In einer eleganten Equipage fährt ein Herr mit einer Dame vor und beide betreten den Laden. Die Dame läßt sich verschiedene Waaren zeigen und zwar immer die schönsten und theuersten. Sie wählt für etwa fünfhundert Livres aus und wie sie fertig ist, zieht der Herr die Börse, um zu zahlen. Er hat aber nicht so viel baar Geld, dagegen einen Wechsel auf das berühmte Bankhaus Le Goutteux im Betrag von siebentausend Livres und diesen will er an Zahlungsstatt geben. Herr Moisy wird also herausgerufen, weil die Commis auf ihre Faust so etwas nicht abmachen können, und der sonst so viel erfahrene Kaufmann besieht sich den Wechsel genau. „Mit wem habe ich die Ehre?" fragt er sofort den Wechselinhaber. — „Sie lesen meinen Namen auf dem Endossement," erwidert dieser kurzweg. — „Ah, Herr Marquis de Gordes!" ruft sofort Moisy, nachdem er die Rückseite des Wechsels besehen; „ich denke, die Sache hat keinen Anstand, denn der Wechsel ist vom Haus Le Goutteux acceptirt und hat also so viel Werth wie baar Geld." Der Marquis verbeugt sich und folgt dem Kaufmann in sein Comptoir. Dort wird der Wechsel girirt und darauf hin zahlt Moisy dem Marquis sechstausend fünfhundert Livres baar

heraus. Eine Stunde später, als der Marquis de Gordes mit seiner Dame längst verschwunden ist, kommt dem Kaufmann der Wechsel wieder in den Kopf und es steigen auf einmal ängstliche Gedanken in ihm auf. Er schickt also einen Commis zu Le Goutteur, nicht um den Wechsel einkassiren zu lassen, denn er ist noch nicht verfallen, sondern nur um zu fragen, ob es mit der Acceptunterschrift seine Richtigkeit habe. Allein, o Jammer, Le Goutteur weiß nichts von einem solchen Wechsel und die Unterschrift ist gefälscht. Das Papier hat also gar keinen Werth und die sieben tausend Livres sind verloren. Natürlich rennt nun Moisy auf die Polizei, um die nöthige Anzeige zu machen, und er beschreibt den Marquis wie die Dame, ebenso auch das Gefährt und die Pferde so genau, als er das Alles nur immer noch im Gedächtniß hat. Allein was hilft's? Die Polizei gibt sich alle Mühe; man forscht an allen Enden und Ecken; man findet Pferde und Gefährte, die ähnlich, vielleicht ganz gleich aussehen, aber sie gehören andern Leuten; man findet einen Herrn Marquis de Gordes, einen sehr reichen und angesehenen Edelmann, aber es ist ein alter Herr und gleicht dem Betrüger auch nicht im geringsten. Kurz, der Spitzbube von Marquis findet sich nicht, so wenig als seine Dame, und das Geld ist und bleibt verloren. Herr Moisy schickt sich also in das Unvermeidliche, nimmt sich aber natürlich vor, das nächste Mal nicht mehr so unvorsichtig in's Zeug zu gehen, und darüber vergeht ein starkes halbes Jahr. Nun gut, was geschieht jetzt? Gestern war große Parade der königlichen Garden und Herr Moisy, der sonst allen militärischen Schauspielen, weil sie für ihn gar kein Interesse haben, ferne bleibt, wird durch einen fremden Geschäftsfreund, welcher sich gerade hier befindet, veranlaßt, derselben beizuwohnen. Er hat einen guten Standpunkt und alle Gardisten müssen an ihm vorbeidefiliren. Plötzlich, wie wird ihm? Er erkennt in einem der Gardeoffiziere den angeblichen Marquis de Gordes und fragt sogleich einen der neben ihm Stehenden, einen Hofbedienten, nach dem Namen dieses Offiziers. „Er nennt sich Du Bellois," erwidert ihm dieser, „und ist ein natürlicher Sohn des Herzogs von Guévres, welcher eine besondere Vorliebe

für ihn hat.“ Nun wußte Moisy genug. Aber als ein kluger Mann ging er nicht auf die Polizei, um den betrügerischen Gardelieutenant verhaften zu lassen, sondern er eilte zu dem Herzog von Guévres, den er von früher her als einen noblen Herrn kannte, und erzählte ihm Alles. Natürlich schickte der Herzog sogleich nach seinem Sohne und confrontirte ihn mit dem Kaufmann; Du Bellois aber bekannte sofort seine Schuld und es kam heraus, daß er den falschen Wechsel blos umsetzte, um eine Spielschuld zu bezahlen, die er auf Ehrenwort gemacht hatte. Was blieb da zu thun übrig? Nun nichts, als daß der gute Herzog die siebentausend Livres nebst allen Unkosten bezahlte, wogegen Moisy sich anheischig machte, von jeder gerichtlichen Klage abzustehen, und so ist denn diese schmutzige Geschichte so gut wie vertuscht. Allein, was lernen wir daraus? Das Spiel, das Spiel ist aller Laster Anfang!“

„Ja,“ seufzte einer der anwesenden Herren, eine kurze dürre Persönlichkeit mit dem Gesichte eines Eichhörnchens; „ja so ist es, aber Niemand wills einsehen und statt daß das Uebel abnimmt, wirds immer ärger. Kein Wunder übrigens, wenn man ein so schlechtes Beispiel von oben herab gibt. Haben Sie die Neuigkeit schon gehört? Gestern Nacht verlor Monsieur im Hoc die horrente Summe von zweimal hunderttausend Francs an Dangeau und Langlée auf Credit und heute ist er genöthigt sein Silberservice und einen Theil seiner Pretiosen zu verkaufen, um seine Ehrenschuld einzulösen.“

„Nun,“ erwiderte die Nachbarrin des dürren Herrn, eine Dame, welche sich durch eine mächtige Habichtsnase und einen furchtbar langen Hals auszeichnete; „nun Seine Hoheit können doch bezahlen, aber wie wirds dem schönen Grafen de la Fare gehen? Sie erinnern sich doch, es glückte ihm vor drei Jahren die Tochter des Generalpächters Servier, eine der reichsten Erbinnen Frankreichs an den Altar zu führen und das Pärchen lebte so fröhlich zusammen, wie Adam und Eva im Paradies. Jetzt aber, nun wie ists jetzt? Jetzt sind sie nahe daran, sich scheiden zu lassen.“

„Wie? Was?“ riefen zehn Stimmen zumal. „Unmöglich! das ist pure Verleumdung!“

„Die bittere Wahrheit!“ versetzte die Dame mit der Habichtsnase, „und wenn Sie's interessirt, so will ich Ihnen die Sache erklären. Der Herr Graf verlor vor einem halben Jahre in einer einzigen Nacht zehntausend Louis. Das ist gerade so viel, als gestern Monsieur verlor; aber der Herr Graf wagte weder das Silberzeug, noch die Pretiosen zu verkaufen, denn diese gehörten seiner Frau. Woher nun also in der Schnelligkeit das Geld nehmen? Nun, es fand sich ein Ausweg und zwar fand er sich um so leichter, als gerade die Frau zu Besuch bei Verwandten verreist war. Der Herr Graf hatte die Schlüssel zu allen Kästen und Kisten, auch zum Schmuckkästchen seiner Gemahlin; dessen Inhalt aber war von Juwelieren auf eine Million geschätzt worden. Sofort citirt der Herr Graf einen Juden, einen von der rechten Sorte, einen alten schmutzigen Kerl mit übelriechendem Athem und in so zerlumptem Anzug, daß man ihn für einen Bettler hätte halten können. Dem Juden wird der Schmuck gezeigt und ein Anlehen auf zwei Jahre von zweimalhunderttausend Livres darauf gefordert. Nach langem Betasten und Besehen der Perlen und Diamanten erklärt sich der Jude bereit, das Geld zu schießen, jedoch nur unter zwei Bedingungen. Einmal: Ueberlassung des Schmuckes als Faustpfand und dann: Verschreibung von dreimalhunderttausend Livres für die empfangenen zweimalhunderttausend; dagegen macht er sich anheischig, innerhalb vierzehn Tagen einen dem ächten so ähnlichen falschen Schmuck zu liefern, daß man den Unterschied gar nicht gewahr werden könne. Dieser letztere Punkt macht das Geschäft plausibel und dasselbe wird abgeschlossen. Auch hält der Jude sein Wort und bringt nach vierzehn Tagen den falschen Schmuck; der Graf aber ist herzlich froh, daß er, wenn auch unter harten Bedingungen, seiner Ehrenschuld hat genügen können, und hofft die dreimalhunderttausend Livres in zwei Jahren nicht unschwer aufzubringen. Nun aber weiter. Sechs Monate lang geht Alles gut; denn die Frau, von der Reise zurückgekehrt, hat nichts gemerkt und trägt seither den falschen

Schmuck. Dasselbe thut sie auch vor drei Tagen auf dem Ball, den die Herzogin von Rohan gab, und hier hat sie das Unglück, einen Stein aus einem Armband zu verlieren. Der Stein wird übrigens gefunden und den Morgen drauf fährt sie bei ihrem Juwelier — demselben, der ihr vor einigen Jahren den Schmuck lieferte — vor, um den Stein wieder fassen zu lassen. Der Juwelier verbeugt sich ehrerbietigst und nimmt den Stein nebst dem Armband in Empfang; kaum aber hat er einen näheren Blick auf beides geworfen, so will's ihm bedünken, als ob das nicht dasselbe Armband sei, das aus seiner Werkstätte hervorgegangen, und er greift sofort nach Loupe und Prüfstein. Was nun folgte, können Sie sich denken, und nicht minder begreiflich wird es Ihnen sein, daß die Frau Gräfin bis in ihr innerstes Herz hinein erschrack, als sie die Entdeckung machte, für ihren ächten sei ihr ein falscher Schmuck untergeschoben worden. Auf den Schrecken folgte dann die Entrüstung und darauf gab's eine Scene mit dem Herrn Gemahl, welche ich zu beschreiben unterlassen will. Kurz, sie sind drauf und dran, sich scheiden zu lassen, und an allem dem ist nichts schuld, als das elende Hazardspiel."

„Da stimme ich ganz bei," rief eine andere Dame, welche die Kunst besaß, ihre Augen ganz wunderbarlich verdrehen zu können, „und das traurigste dabei ist noch das, daß diese Spielwuth selbst höhergestellte Personen geradezu zum Betrug verführt. Da erzählt man sich zum Beispiel eine ganz niederträchtige Geschichte von der Frau Herzogin von Ferté und wenn sie sich bewahrheiten sollte, so müßte diese Herzogin ohne weiteres aus der Gesellschaft ausgestoßen werden."

„Mit nichten," erklärte darauf ein mit einem Orden versehener Herr, indem er ganz eigenthümlich mit seinen Augen blinzelte; „die Geschichte reducirt sich vielmehr auf einen Hauptspaß, bei dem ich selbst gegenwärtig zu sein die Ehre hatte, indem ich mit der Frau Herzogin besonders gut stehe. Denken Sie sich also, Madame de Ferté wird schon seit längerer Zeit von ihren Lieferanten und Handwerksleuten aufs härteste bedrängt und das gemeine Volk scheut sich nicht, ihr geradezu mit Klagen oder gar

mit Auspfänden zu drohen. Wirklich ist es kaum zu sagen, wie weit gegenwärtig die Anmaßung des Pöbels geht! Nun gut, es gelingt endlich der Frau Herzogin, auf kurze Frist ein Anlehen zu bewerkstelligen, und nun lädt sie auf gestern alle ihre Gläubiger ein, um sie zu bezahlen. Die Herren Bäcker, Metzger, Schuster und wie sie alle heißen mögen, erschienen zur festgesetzten Stunde, ihrer sechzehn an der Zahl, alle mit ihren Rechnungen in den Händen, und die Frau Herzogin empfängt sie auf's beste. Auch zahlt sie dieselben sogleich aus, ohne zu markten, und läßt sie unterschreiben. Dann, nachdem dieser Act vorbei ist, führt sie die Herren in ihren Salon, wo ein großer runder Tisch mit Speisen und Getränken aller Art gedeckt ist, und lädt sie ein, sich's schmecken zu lassen. Die Herren Gevatter Schneider und Handschuhmacher lassen sich dieß auch nicht zweimal sagen, sondern setzen sich nieder und greifen wacker zu. Wie sie nun aber des Guten genug gethan und der Wein zu wirken beginnt, bringt die Frau Herzogin, über deren Herablassung die guten Leute ganz entzückt sind, ein Spielchen in Vorschlag, und natürlich schmeichelt dieß den Herren Handwerkern noch mehr. Man arrangirt also ein Landsknecht und das Geld fliegt lustig hin und wieder. Doch nach einer Stunde schon neigt das Glück entschieden auf die Seite der Herzogin, und nach einer abermaligen Stunde ist die Bürgerkanaille vollständig ausgebeutelt. Sie verloren nicht blos alles, was sie eingenommen hatten, sondern auch noch das Geld dazu, welches sie außerdem besaßen, und ich muß jetzt noch lachen, wenn ich an die verblüfften Gesichter denke, die sie jetzt plötzlich zu schneiden anfiengen."

„Ja, aber das wichtigste haben Sie vergessen," rief die augenverdrehende Dame, als der mit einem Orden versehene Herr jetzt innehielt. „Die Frau Herzogin gewann nur, weil sie dem Glücke nachhalf, oder vielmehr, weil sie die armen Handwerksleute, die sich auf das Spiel nicht so gut verstanden, wie sie, betrog."

„Nun ja," erwiederte der Herr mit dem Orden ganz ruhig; „das läugne ich nicht und ich sprach auch nachher mit der Frau Herzogin darüber; aber wissen Sie, was sie mir zur Antwort gab? Ganz richtig, sagte sie, ich habe die guten Leute ein wenig

betrogen, aber ich that's nur, weil sie mich nun lange genug bestohlen haben, und darin hatte sie, glaube ich, recht."

„Einen solchen Betrug kann man sich zur Noth noch gefallen lassen," meinte jetzt ein älterer Herr, „aber wenn's so zugeht, wie kürzlich bei Ninon de Lenclos, da weiß man doch nicht, wo das noch hinauswill. Es war eine kleine gewählte Gesellschaft von lauter Herrn und Damen von Rang und man spielte Tricktrac. Plötzlich bemerkte der Chevalier Montgorge, wie Herr Souscarrière Marquis von Montbrun, ein natürlicher Sohn des Herzogs von Bellegarde, eine Prime verschwinden lassen wollte, und hielt ihm den Arm fest. Der Betrug stellte sich nun klar heraus und es gab eine heftige Scene. Schließlich aber machte der Chevalier kurzen Prozeß und warf den Herrn Marquis mit solcher Gewalt die Treppe hinab, daß derselbe bald das Genick gebrochen hätte."

„Wäre ihm recht geschehen," sagte eine Dame, der man es ansah, daß sie schon viel mitgemacht haben mußte; „eben bei dem Namen Ninon fällt mir ein: wissen Sie schon, daß es jetzt herausgekommen ist, warum sich der Adoptivsohn des Herrn von Villarceaux erschossen hat? Nun der junge Mann — ich glaube er zählte damals, als er die grausige That beging, erst achtzehn Jahre — war der Sohn der Ninon und des Herrn von Villarceaux, weßhalb ihn dieser auch adoptirte; allein man hielt die Sache aus gewissen Rücksichten sehr geheim und so kam es denn, daß der junge Mensch gar keine Ahnung davon hatte, die Ninon sei seine Mutter. Seit der Adoption übrigens kam er von Zeit zu Zeit in's Haus derselben und da verliebte er sich denn auf's heftigste in sie, obwohl sie damals bereits in den Vierzigern sein mußte."

„Aber," rief der Ordensherr dazwischen, „sie war zu jener Zeit noch so schön wie der junge Tag, und selbst jetzt zur Stunde, da sie doch ihre vierundfünfzig auf dem Rücken haben muß, könnte sie sich noch recht gut für eine Zwanzigerin ausgeben."

„Warum nicht lieber gar für ein Wickelkind," entgegnete die Erzählerin mit einer bissigen Miene; „aber sei dem wie ihm wolle, der junge Mann wurde vor Liebe zu der Ninon ganz verrückt und wartete nur auf einen günstigen Augenblick, sich ihr zu entdecken.

[illegible]

Digitized by Google

„Still, still," erwiderte die Dame, den Finger auf die Lippen legend, „es ist zu gefährlich, von solchen Dingen offen zu reden. Auch haben ja die Aerzte versichert, sie sei an Cholera Morbus verstorben und die Aerzte müssen es doch verstehen. Sprechen wir

Digitized by Google

Endlich fand sich die erwünschte Gelegenheit auf einer Landparthie, zu der er eingeladen war. Als nehmlich die Ninon in einem Gehölze ein wenig mit ihm zurückblieb, machte er sein Geständniß. Die Ninon wies ihn kurzweg ab, obwohl nicht unfreundlich, aber da er immer wahnsinniger in sie drang und um jeden Preis erhört sein wollte, gestand sie ihm endlich das Geheimniß seiner Geburt. Nun war's gerade, als ob den Jüngling ein Schlag getroffen hätte, und er sprach von da an keine Silbe mehr. Noch am nehmlichen Abend aber kaufte er sich ein Pistol und schoß sich sofort eine Kugel vor den Kopf."

„Und das soll wahr sein?" meinten achselzuckend ein paar ungläubige Seelen.

„Es ist wahr," sprach die Dame mit Nachdruck. „Der Abbé Gédoyn hat mir's selbst erzählt, und vor ihm, ihrem jetzigen Freunde, hat die Ninon keine Geheimnisse."

„Ei," wandte sich nun der Ordensinhaber mit leiser Stimme zu ihr, indem er sich zugleich vorsichtig umschaute, „wenn Sie so gut mit dem Abbé Gédoyn bekannt sind, so haben Sie vielleicht auch etwas Näheres über den so geheimnißvollen Tod von Madame Henriette, der Schwägerin des Königs, erfahren?"

„Nein, nein ich weiß nichts," erwiederte die Dame hastig; „was nicht alle Welt weiß, daß sie nehmlich am letzten Juni 1670 unter heftigen Convulsionen starb, und daß diese Convulsionen eintraten, nachdem sie ein Glas Limonade, das sie von ihrem Gemahl empfieng, ausgetrunken hatte."

„So, sonst nichts?" rief der Herr mit dem Ordensbande. „Etwa auch nichts davon, daß sie selbst wenigstens zehnmal ausrief: ich bin vergiftet? Und auch nichts davon, daß der englische Gesandte in seinem Berichte an den König Karl II. von England, den Bruder der Verstorbenen, denselben Verdacht ganz offen aussprach?"

„Still, still," ermahnte die Dame, den Finger auf die Lippen legend, „es ist zu gefährlich, von solchen Dingen offen zu reden. Auch haben ja die Aerzte versichert, sie sei an Cholera Morbus verstorben und die Aerzte müssen es doch verstehen. Sprechen wir

daher lieber von etwas Anderem; am liebsten vom Grafen von Lauzun, und warum er beim Könige in Ungnade gefallen!"

In der That wendete sich nun auch das Gespräch auf den genannten Grafen und es gab da unendlich viel zu erzählen und zu berichten. Erlaube mir daher der Leser, daß auch ich ein wenig länger auf ihn zu sprechen komme, auf ihn sowohl, als auch besonders auf die Liebesnoth, welche seinetwegen Mademoiselle, das ist die Königliche Prinzessin von Montpensier, auszustehen hatte.

Der Name des Grafen von Lauzun ist bereits mehrmals in dieser wahrhaften Geschichte genannt worden und der Leser erinnert sich ohne Zweifel, daß derselbe gerade wie der Prinz von Marsillac und die Herzoge von Feuillade, von Crequi, von Longueville, von St. Agnan, von Lude und von Vivonne zu den vertrautesten Freunden des Königs gehörte. In der Wiege erhielt er den Namen Marquis von Puiguilhem von einer Baronie, welche immer den erstgeborenen Söhnen der Grafen von Lauzun bei ihrer Geburt zugeschrieben wurde, und unter diesem Namen gab man ihm auf die Empfehlung des Marschalls von Grammont hin schon im sechszehenten Jahre ein Regiment. Der Sohn des Marschalls, der Graf von Guiche, den der Leser auch gewiß noch nicht vergessen haben wird, führte ihn im Palaste Soissons ein und die Gräfin von Soissons brachte ihn an den Hof. Kaum aber hatte ihn der jugendliche König kennen gelernt, so fand er das größte Gefallen an ihm und ernannte ihn sofort zum General der Leibdragoner. Hierüber durfte man sich übrigens nicht wundern, denn der Herr Marquis von Puiguilhem gehörte unter die feinsten Cavaliere des Hofes, und verband mit einem kräftigen Körperbau einen großen Verstand und eine noble, kühne Denkungsweise. Der König bevorzugte ihn daher immer mehr und schenkte ihm namentlich auch in seiner Herzenssache mit der nachherigen Herzogin von Lavallière das größte Vertrauen. Die Lavallière aber wollte ihm ebenfalls sehr wohl und somit konnte man dem Herrn Marquis die glänzendste Zukunft prophezeihen. Doch wo wäre jemals an einem Hofe etwas Sicheres und Bleibendes gewesen!

Als der Stern der Lavallière sank und dagegen die Sonne

der Montespan aufgieng, wandten sich, wie man wohl denken kann, alle Höflinge dieser zu, und natürlich unterließ es auch der junge Marquis von Puiguilhem nicht, ihr seine Huldigungen darzubringen. Sie wurden gnädigst aufgenommen, und zwar um so mehr, als der Marquis auch bei dieser Liebe der Vertraute des Königs geworden war. In dem Innern der Montespan jedoch keimte schon sehr frühe ein Haß gegen den Marquis auf, der diesem später die bittersten Stunden bereiten sollte. „So tief und innig," hatte der Marquis einmal unbedachtsamerweise gesagt, „so tief und innig, wie König Ludwig die Lavallière liebte, so tief und innig kann er nie mehr empfinden." Diese paar unschuldigen Worte waren dem Marquis einmal in einem, wie er glaubte, vertrauten Kreise, entfahren und er dachte nicht daran, daß sie weiter getragen würden. Aber sie wurden es doch, denn der Neid und die Intrigue ruht keinen Augenblick an einem Hofe, und von dem Augenblicke an, da die Montespan dieselben erfuhr, konnte sie den Marquis nicht mehr leiden. Natürlich übrigens ließ sie sich äußerlich nichts anmerken, sondern benahm sich gegen den Vertrauten ihres Königlichen Geliebten stets gleich freundlich. Dagegen wartete sie mit Schmerzen auf eine Gelegenheit, wo sie heimlich und ungesehen von hinten her einen Schlag gegen ihn führen könnte, und diese Gelegenheit blieb nicht aus. Es ging nehmlich die Stelle eines Großmeisters der Artillerie auf und um diese bewarb sich der Marquis von Puiguilhem. Voll Güte sagte sie ihm der König zu und Seine Majestät war auch Willens, sie ihm zu geben, trotzdem der Kriegsminister von Louvois mit aller Macht opponirte. Da aber wandte sich Louvois insgeheim an seine Freundin, die Marquise von Montespan, und ihr Einfluß wußte den König sofort umzustimmen. Der Marquis erhielt also die Stelle nicht, indem ihm bedeutet wurde, das Staatswohl verlange einen ältern erfahreneren Krieger für diesen Posten; dagegen aber ernannte ihn Ludwig XIV., um ihm eine Entschädigung zu geben, zum Hauptmann der Königlichen Leibgarde, und da hiemit der Rang eines Generals in der Armee verbunden war, so gab sich der Marquis natürlich zufrieden. Gleich nachher starb sein Vater und als sein ältester Sohn rückte

er nun zum Grafen von Lauzun vor; so wie er aber diesen Titel und Rang hatte, so begann auch jene Episode seines Lebens, welche man für einen Roman halten würde, wäre sie nicht vollständig verbürgt — ich meine die Episode, da eine Prinzessin von Geblüt, die nächste Anverwandte Ludwigs XIV., ihm, dem einfachen Edelmann und Unterthan, ihr Herz und ihre Hand zugleich antrug.

Anne Marie Louise von Orleans, Herzogin von Montpensier, genannt „Mademoiselle“, geboren den 29. Mai 1627, war die Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, des Bruders von König Ludwig XIII. von Frankreich, und Maria's von Burgund, der Erbin des Hauses Montpensier. Sie stand somit dem Königlichen Hause ungemein nahe, denn sie nannte den König Heinrich IV. gerade so gut ihren Großvater, als Ludwig XIV., und eben deßwegen erhielt sie den Titel „Mademoiselle“, gerade wie der Bruder des Königs „Monsieur“ hieß. Mit dieser hohen Geburt verband sie einen kolossalen Reichthum, indem sie außer den Herzogthümern Eu, Aumale, Dombes und St. Fargeau, sowie außer den großen Domainen Thiers und Chatellerault nebst dem Palaste Luxemburg in Paris noch über zwanzig Millionen Livres in Kapitalien besaß. Ueberdem erfreute sie sich einer sehr ansehnlichen Gestalt und wenn ihr vielleicht auch der größte weibliche Reiz, den es gibt, die Anmuth, fehlte, so wäre es doch wieder umgekehrt eine Lüge gewesen, sie unschön zu nennen. Kurz also, „Mademoiselle“ war ihrer Zeit die hochgestellteste und ansehnlichste Parthie in ganz Frankreich und es begehrten daher auch nicht wenige Herren vom höchsten Rang, worunter der König von Portugal, ihre Hand. Sie wies aber alle Anträge ab, da sie gar keine Neigung zum Heirathen fühlte; ja selbst nicht einmal in Liebesabenteuer ließ sie sich ein, und es schien also, als ob ihr Herz gar kein Bedürfniß hätte, je einmal an dem eines Mannes zu schlagen. So wurde sie nach und nach dreiundvierzig Jahre alt, ohne daß sich in ihren äußeren oder inneren Verhältnissen etwas geändert hätte; da spürte sie auf einmal zu Anfang des Jahres 1670 eine Herzensregung, welche sie bisher nicht gekannt hatte. Weil sie nun aber einen ziemlich ausgebildeten Verstand und viel Beobach-

tungsgabe besaß, so unterwarf sie sich selbst einer ganz genauen Prüfung und fand nun, daß ihr Herz nur dann schneller schlug, wenn der Graf von Lauzun sich in der Nähe befand. Natürlich suchte sie sofort diese Neigung, als ihrer unwürdig, zu unterdrücken, allein je mächtiger die Pression war, die sie auf ihr Herz ausübte, um so voller schwoll dieses an und am Ende drohte es alle Bande zu sprengen. Wie viel feurige Blicke warf sie nun nicht nach ihm, dem heimlich Geliebten! Wie viel schmachtende Seufzer stieß sie nicht aus, wenn sie ihm so nahe saß, daß er sie hören konnte! Doch sonderbar, er, der Graf Lauzun, der sonst den Damen gegenüber eine Kühnheit zeigte, die oft über die erlaubten Gränzen gieng, er schien von diesen Liebesdemonstrationen gar nichts zu merken, sondern benahm sich so schüchtern wie ein Schulknabe, und wurde nur immer respectvoller, je offener ihm Mademoiselle entgegenkam.

Um diese Zeit starb Madame Henriette, die Gattin Monsieur's, des Herzogs von Orleans, und es tauchte nun in Ludwig XIV. die Idee auf, „la grande Mademoiselle", wie man Anna Marie Louise von Montpensier wegen ihres hohen Wuchses, vielleicht nebenbei auch wegen ihres bourbonischen Stolzes gewöhnlich nannte, mit dem jungen Wittwer, seinem Bruder, zu verehlichen. Er fragte deßhalb bei Monsieur an, und dieser erklärte sich zufrieden. Nun wandte er sich an die große Mademoiselle; aber diese wies das Ansinnen ganz entschieden ab, denn eben durch dieses ward sie sich's klarer als je bewußt, daß sie nur allein in dem Besitze des Grafen von Lauzun glücklich sein könne. Ja sie fühlte, daß sie ihn besitzen müsse, wenn nicht ihr ganzes übriges Leben ein vergälltes sein solle, und nun beschloß sie, weil er, der Geliebte, beharrlich stille schwieg, sich selbst ihm anzutragen. Ein solches Verfahren verstieß allerdings gegen die sonst übliche Ordnung der Dinge und ihre Weiblichkeit sträubte sich daher eine Zeit lang, sich auf solche Weise blos zu stellen. Allein umgekehrt sagte sie sich, daß Lauzun es, wegen des großen Abstandes zwischen ihr und ihm, nur nicht wage, seine Gefühle laut werden zu lassen, und so schrieb sie ihm endlich den verhängnißvollen Brief. „Er glaube

zu träumen," war seine Antwort, „denn es wäre allzu vermessen, wenn ein solch unbedeutender und mit Glücksgütern verhältnißmäßig wenig gesegneter Edelmann seine Augen bis zur hochgestelltesten und reichsten Dame des Königreichs erheben würde." Sie schrieb ihm also wieder, dringender, und trug ihm mit den unzweideutigsten Worten Herz und Hand an. Nun schlug er ein. Wer wäre an seiner Stelle fähig gewesen, ein derartiges Glück von sich zu stoßen? Er schlug ein, ohne sie, die viel Aeltere, zu lieben; aber er besaß einen unendlichen Ehrgeiz und sie versprach ihm ja, ihm mit dem Tage, da er ihr Gemahl werde, den Titel und Rang eines Herzogs von Montpensier zu verschaffen und überdem sollte er die Herzogthümer Eu, Aumale und St. Fargeau als Eigenthum erhalten.

Das Liebesbündniß war also fertig und es fehlte nur noch das Ehebündniß. Dieses aber konnte nur geschlossen werden, wenn des Königs Majestät ihre Einwilligung gab, und durfte man je hoffen, daß der stolze Ludwig XIV. eine solche Messalliance zugeben würde? Doch Mademoiselle zeichnete sich von jeher durch eine zähe Entschlossenheit aus und die Liebe machte sie jetzt noch zäher, noch entschlossener. Sie drang also in den König, ihrem Begehr zu willfahren, und als er sie das erste Mal zwar mit Ernst, aber nicht mit Unfreundlichkeit abwies, so wiederholte sie ihr Gesuch zum zweiten und dritten Male, indem sie an das Herz Ludwigs XIV. appellirte und zugleich eine Menge von Beispielen aus der Geschichte, die zu ihren Gunsten sprachen, anführte. Immer noch widerstand der König und selbst eine Deputation ihrer Freunde, die sich, den Marschall d'Albret und die Herzoge von Montauzier und von Créqui an der Spitze, für sie verwandte, richtete nichts aus. Da endlich, in der Mitte des November 1670, that sie einen Fußfall vor dem Monarchen und nun fühlte er sich um so mehr gedrungen, nachzugeben, als der Graf von Lauzun ihm immer noch unter allen seinen Altersgenossen am nächsten stand. Seine Majestät gab also ihren Consens und ließ sofort den Ehekontrakt ausfertigen. Zugleich erhielten die sämmtlichen französischen Gesandten die Weisung, die Vermählung von Mademoiselle

den fremden Höfen anzuzeigen und als Hochzeitstag wurde der 2. Dezember festgesetzt.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von diesem Königlichen Entschlusse über ganz Paris. Jedermann fragte seinen Nachbar, ob die Sache denn ihre Richtigkeit habe. Alle Welt stimmte darin überein, daß dies — wie sich Frau von Sevigné, die Zeitgenossin Ludwigs XIV., in ihren Memoiren ausdrückte, — „die erstaunendste, überraschendste, wunderbarste, großartigste, unerhörteste, sonderbarste und unglaublichste Neuigkeit sei, die man jemals erfahren," und nicht Wenige, besonders die Edelleute, welche in dieser ehelichen Verbindung eine Verbrüderung des Adels mit dem Königlichen Hause sahen, begrüßten sie auf's freudigste. Andere aber, natürlich die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt voran, meinten, das Haus Bourbon würde durch eine solche Verbindung für immer entehrt werden, und bildeten sofort eine Coterie, um die Sache wieder rückgängig zu machen. An die Spitze derselben stellte sich Monsieur, der Bruder des Königs, denn er war wüthend darüber, daß Lauzun ihm bei Mademoiselle, von der er, wie wir wissen, einen Korb bekommen hatte, den Rang abgelaufen haben solle, und nun wurde Ludwig XIV. auf alle Arten bestürmt, seiner Familie doch die in Aussicht stehende Schmach nicht anzuthun. Letzterer blieb jedoch taub gegen alle derartigen Vorstellungen und Lauzun hätte sicherlich die große Mademoiselle heimgeführt, wenn nur die Dame, welche damals den größten Einfluß auf Ludwig XIV. ausübte, ihm weniger feindselig gesinnt gewesen wäre.

Eines Abends, nur zwei Tage vor dem zur Hochzeit von Mademoiselle mit Lauzun angesetzten Termine, befand sich Frau von Montespan in den Gemächern der Wittwe Scarron, der Erzieherin jenes Erstgeborenen ihres ehebrecherischen Umgangs, des nachherigen Herzogs von Maine, welcher inzwischen in der Taufe den Namen Louis August de Bourbon erhalten hatte.

„Mir ist so wohl in diesen stillen Gemächern hier," sagte die Frau Marquise, „denn ich werde gegenwärtig von Seiten Monsieurs und seiner Anhänger fast allstündlich gequält, doch den König zu

bestimmen, daß er sein der Frau Herzogin von Montpensier gegebenes Wort zurücknehme."

„Wissen Sie aber auch," erwiderte Frau von Scarron, „daß Sie recht unrecht handeln, wenn Sie dieß nicht thun?"

„Unrecht? Warum? Ich verstehe Sie nicht," versetzte die Frau Marquise. „Ich habe doch wahrhaftig keinen Grund, dem Bruder des Königs, der mir sonst nie besonders freundlich ist, einen Gefallen zu erweisen?"

„Haben Sie," fragte die Wittwe Scarron, „haben Sie einen Grund, den Grafen von Lauzun zu begünstigen?"

„Ihn? Nein, noch viel weniger," rief die Frau Marquise. „Im Gegentheil, ich möchte ihm wohl den Beweis liefern, daß man eine Dame wie mich nicht ungestraft beleidigt."

„Nun gut," fuhr die Wittwe Scarron fort, „ich frage Sie, wer gewinnt am meisten, oder vielmehr einzig und allein durch diese Heirath? Ich denke, Niemand als der Graf von Lauzun."

„Natürlich," entgegnete die Frau Marquise, „denn er wird dadurch der reichste Edelmann im Königreich. Die vier Herzogthümer nebst den sonstigen Domänen, und dann der Palast Luxemburg mit seinem großen Parke, Alles Eigenthum von Mademoiselle, bilden zusammen ein recht respektables Fürstenthum."

„Sehr richtig," sagte die Wittwe Scarron mit jenem feinen Lächeln, das ihr so wohl stand. „Wenn aber die Heirath nicht zu Stande käme, und wenn in Folge dessen Mademoiselle ledig bliebe, an wen würden die Güter, die sie besitzt, zurückfallen?"

„An den König, denke ich," entgegnete Frau von Montespan, sehr aufmerksam werdend.

„Und wen," sprach die kluge Wittwe weiter, „könnte er dann damit dotiren? Bitte, fragen Sie einmal Ihr Herz."

„Ah!" rief jetzt Frau von Montespan, indem sie die Wittwe Scarron mit heftiger Inbrunst in die Arme schloß. „Sie sind der Verstand selbst, meine theure Freundin. Ja, diese Herzogthümer und Grafschaften könnten meinem Sohne Louis August zu Gute kommen, und wer weiß, vielleicht könnte man Mademoiselle schon bei ihren Lebszeiten bewegen, wenigstens einen Theil der-

selben abzutreten. Gewiß, gewiß; ich lebe ganz auf und so viel ist sicher, die Heirath darf nicht zu Stande kommen. Gleich heute will ich mit dem Könige reden."

„Und vergessen Sie nicht, wenn Sie dieß thun," setzte die kluge Wittwe hinzu, „noch die Bemerkung mit einfließen zu lassen, daß man auswärts, an den fremden Höfen, allgemein glaube, der Gedanke an diese Heirath sei nicht in dem Kopfe der Herzogin von Montpensier gewachsen, sondern Seine Majestät selbst sei der Erfinder und die Herzogin werde aufgeopfert, nur allein um den Grafen von Lauzun, den Liebling des Königs, zu poussiren. Diese Bemerkung wird ihre Wirkung nicht verfehlen, so weit ich den König kenne."

Den andern Tag, am ersten Dezember, also den Tag vor der Hochzeit, Abends um halb neun Uhr erhielt Mademoiselle eine Botschaft, sofort vor dem Könige auf dessen Privatzimmer zu erscheinen, und so wie sie dort angekommen war, eröffnete ihr sofort Seine Majestät, daß aus der Heirath nichts werden könne. Die Herzogin kam außer sich, und warf sich dem König unter einem Strom von Thränen zu Füßen; allein der Monarch blieb ungerührt. „Die Rücksicht auf meine Ehre und auf das öffentliche Wohl," sagte er, „haben mir diesen Entschluß eingegeben und er ist unwiderruflich."

Den Tod im Herzen fuhr die Herzogin in ihren Palast zurück und man glaubte eine Zeitlang wirklich, sie werde sterben. Während ganzer vierundzwanzig Stunden blieb sie im Bett liegen, ohne ein Wort zu sprechen, so wie ohne etwas zu sich zu nehmen, und die darauf folgenden Tage ergoß sie sich in den bittersten Reden über die Niederträchtigkeit ihrer Feinde, über die Wortbrüchigkeit des Königs. Weit besser wußte sich der Graf von Lauzun zu beherrschen und wenn er auch eine große Niedergeschlagenheit zur Schau trug, so kam ihm doch keine Sylbe über den Mund, welche den König hätte beleidigen können. Letzterer entzog ihm daher auch sein Wohlwollen nicht, sondern im Gegentheil, er zeigte ihm dasselbe erst recht, indem er ihm den hohen Vertrauens-Posten eines Hauptmanns der Königlichen Schloßwache übertrug. Im Herzen

übrigens hegte Lauzun ganz andere Gedanken, als sein Mund verrieth, und sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, sich allen Königlichen Befehlen zum Trotz zu der hohen Stellung hinaufzuschwingen, welche ihm Mademoiselle zugedacht gehabt hatte.

Fast ein ganzes Jahr verging, ohne daß in den Beziehungen zwischen Lauzun und Mademoiselle etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Die Beiden blieben sich dem Anschein nach fern, und während er, der Graf, in der Gunst des Königs mit jedem Tag höher stieg, ließ sie, die Herzogin, sich nur wenig am Hofe sehen, sondern schloß sich mehr und mehr in ihren Palast Luxemburg ein. Plötzlich am fünf und zwanzigsten November 1671 erhielt der König morgens sehr frühe ein Billet von der Frau Marquise von Montespan, worin sie ihn benachrichtigte, daß sie so eben mit voller Bestimmtheit in Erfahrung gebracht habe, es solle diesen Morgen noch eine geheime Trauung in der Schloßkapelle vom Luxemburg zwischen Mademoiselle und dem Grafen von Lauzun stattfinden. Ueber diese Nachricht gerieth Ludwig XIV. in einen schrecklichen Zorn, denn Niemand konnte ihn schwerer beleidigen, als wer seinem souveränen Willen entgegenhandelte, und somit befahl er augenblicklich dem Herrn von Maupertuis, dem Kapitän seiner Musketiere — d'Artagnan war jetzt nicht mehr unter den Lebenden —, den Grafen von Lauzun sofort todt oder lebendig vor ihn zu bringen. „Sie finden ihn im Palaste Luxemburg zu Paris," setzte der König hinzu. Fünf Minuten später saß Maupertuis zu Rosse und mit ihm zehn Muskketiere, alle vom Kopf bis zu Fuße bewaffnet. Nach anderthalb Stunden hatten sie Paris erreicht, obwohl die Entfernung von St. Germain bis dahin gut fünf Stunden beträgt, und nun gings im Galopp nach dem Palais Luxemburg. Man verweigerte ihnen den Eintritt; der kühne Maupertuis erzwang ihn. Auf die Frage, wo er den Grafen von Lauzun finden könne, wollte ihm Niemand antworten; der Kapitän setzte einem Laquaien den Degen auf die Brust und von Todesangst getrieben führte ihn dieser nach der Schloßkapelle.

Hier stand der Herr Graf vor dem Altare und neben ihm

Mademoiselle, die Herzogin von Montpensier. Eben vollendete der Hausgeistliche die Trauungsceremonie.

„Graf von Lauzun, Sie sind mein Gefangener," rief Maupertuis, und legte ihm die Hand auf die Schulter. Ihn kümmerte weder die Heiligkeit des Orts, noch das Kruzifix des Geistlichen, das dieser ihm entgegenstreckte.

Der Graf wollte seinen Degen ziehen, aber Maupertuis winkte seinen Musketieren und im Augenblick war Lauzun entwaffnet. Mademoiselle, die Herzogin, fiel in Ohnmacht; allein dieß hinderte den Kapitän nicht im Geringsten, seinen Gefangenen sofort abzuführen. Noch vor zwölf Uhr Mittags, stand er mit ihm im Schlosse zu St. Germain vor König Ludwig XIV.

„Bringen Sie ihn nach der Festung Pignerol, in das härteste der dortigen Gefängnisse," sagte Ludwig XIV., als er das Nähere erfahren hatte, und augenblicklich machte sich der Kapitän mit seinem Gefangenen dahin auf den Weg. Seine Zelle bekam Lauzun hart neben Fouquet.

Man kann sich denken, wie furchtbar sich die Herzogin von Montpensier, oder vielmehr eigentlich die Frau Gräfin von Lauzun, denn die Trauung hatte stattgefunden, über die Gefangennahme Lauzuns alterirte; aber was half es? Der Gefangene blieb gefangen und der König erklärte sogar die Ehe für null und nichtig. Ja der beleidigte Regent gestattete der Herzogin nicht einmal sich nach ihrem Schloß Eu zurückzuziehen, um dort in der Einsamkeit zu trauern. Er befahl ihr vielmehr in Paris zu bleiben und in angemessenen Zwischenräumen am Hofe zu erscheinen. Da, in dieser Zeit, der trübsten ihres Lebens, kam ihr der Gedanke, ganz in der Nähe sich eine Eremitage zu erbauen, eine einsame Wohnstätte, wo sie fern von dem Geräusche der großen Welt und unbelauscht von den zudringlichen Augen und Ohren der Höflinge dem Andenken an ihren theuren Lauzun leben und ihre Liebesseufzer ausstoßen könnte. Sie warf ihre Augen auf den großen Laubwald, der sich damals zwei Stunden von Paris bei dem Dorfe Choisy an den Ufern der Seine hindehnte, und als die Architekten ihr beistimmten, kaufte sie sofort das ganze Areal, um

den Bau ihrer Eremitage zu beginnen. Es wurde übrigens eine ganz eigenthümliche Eremitage daraus, nehmlich ein großartiges Schloß mit einem herrlichen Parke und noch herrlicheren Orangerien, welche dem Reichthum der Herzogin vollkommen entsprachen, mit einem Wort das Schloß „Choisy-Mademoiselle,“ wie man es nach ihr selbst, sowie nach dem Dorfe, bei dem es lag, taufte.

Hier sollte ich nun nothwendiger Weise abbrechen, um nicht dem Gang der Ereignisse vorzugreifen; allein der freundliche Leser ist sicher darauf gespannt, den Ausgang dieses Liebesromans zu erfahren, und so erzähle ich weiter. Volle neun Jahre lang schmachtete und seufzte die Herzogin in ihrem geliebten Choisy-Mademoiselle, und immer noch seufzte und schmachtete sie umsonst. All' ihr Flehen und Bitten war bisher an dem harten Herzen Ludwigs XIV. abgeprallt und immer noch saß Der als Gefangener in Pignerol, der sie aus dem Stande ihrer Jungfräulichkeit erlösen sollte. Da eines Mittags zu Ende des Jahres 1680, als eben Mademoiselle wieder thränenvoller als je gestimmt war, rollte eine Chaise in den Hof ihres Schlosses und der Chaise entstieg die Wittwe Scarron, die sich aber einstweilen, wie wir nachher sehen werden, in die Marquise von Maintenon verwandelt hatte.

„Bringen Sie mir endlich die Befreiung meines geliebten Lauzun?“ rief ihr Mademoiselle entgegen, als die Marquise in's Zimmer trat.

„Ja und Nein,“ erwiderte die Marquise, „das heißt, es ist mir ein Gedanke gekommen, wie sich vielleicht die Sache bewerkstelligen ließe.“

„Und wie?“ fragte Mademoiselle mit Ungeduld. „Sie sehen, ich bin ganz Ohr.“

„Dadurch,“ versetzte die Marquise ganz ruhig und sanft; „dadurch, daß Sie Seine Majestät den König durch eine Verbindlichkeit, die Sie ihm auferlegen, gleichsam dazu nöthigen.“

„Durch eine Verbindlichkeit?“ entgegnete Mademoiselle. „Wahrhaftig, Frau Marquise, ich verstehe Sie nicht.“

„Ich will mich näher erklären,“ lächelte Frau von Maintenon,

„wiederhole aber, daß es nur ein Gedanke von mir ist, von dem Seine Majestät noch gar nichts weiß. Sie kennen meinen fürstlichen Zögling, den Sohn des Königs, Louis August von Bourbon, welchen Seine Majestät längst legitimirt hat. Dieser junge Prinz ist gegenwärtig noch ohne alle Dotation und wenn Sie ....."

„Wenn ich?" drängte die Herzogin, als die Marquise hier stockte.

„Wenn Sie," supplirte die Marquise, nach einer kurzen Pause, „dem jungen Prinzen einige Ihrer Besitzungen, zum Beispiel die Herzogthümer Eu und Dombes, gerichtlich cedirten, so würde ein solcher Act der Großmuth den König so sehr verbinden, daß er dann der Bitte seines Sohnes, den Grafen Lauzun freizugeben, unmöglich widerstehen könnte."

Das Wort war heraus und Mademoiselle wußte nun, was man von ihr wollte. Man hatte es ihr längst früher angedeutet; aber bis dato waren diese Andeutungen ohne Erfolg geblieben. Darum sprach man jetzt deutlich und stellte einfach die Alternative: Schenkung und Freilassung, oder lebenslängliche Trennung von dem Manne ihrer Wahl.

Was wollte nun Mademoiselle machen? Sie war noch immer allzusehr verliebt, als daß sie nicht auf Alles eingegangen wäre, und somit wurde festgesetzt, daß der junge Louis August de Bourbon im Tausch gegen die Freigebung Lauzuns die Herzogthümer Eu und Dombes erhalten sollte. Die Freilassung des Grafen erfolgte auch sogleich nach der Cession besagter Güter; doch war sie keine unbedingte, sondern Lauzun mußte seinen Aufenthalt in Angers nehmen. Vier Jahre lang dauerte diese Internirung, trotzdem sich Mademoiselle hoch und bitter über ein solches Verfahren, das sie geradezu eine Täuschung nannte, beim Könige beklagte. Endlich im Jahr 1684 wurde sie aufgehoben und der Graf von Lauzun durfte von nun an leben, wo er wollte, nur nicht am Hofe selbst.

Auch diesen letzten Gnadenakt dankte Lauzun einzig und allein den Bemühungen der Herzogin von Montpensier und die letztere glaubte nun natürlich, derselbe werde sofort gleich nach Erhalt

des Begnadigungsbriefs mit Sturmeseile nach Choisy sprengen, um sie, seine Retterin, an sein dankerfülltes Herz zu schließen. Sie glaubte jetzt endlich entschädigt zu werden für die langen Jahre des Schmachtens und konnte den Augenblick kaum erwarten, der sie auf immer mit ihm vereinigen sollte. Aber ach, Lauzun kam nicht so schnell, als er hätte können, und schützte als Entschuldigung seine angegriffene Gesundheit vor. Ja wohl seine angegriffene Gesundheit! Die Liebe zu der schönen Frau des Gouverneurs von Angers hielt ihn zurück und nicht ein körperliches Leiden!

Endlich kam er und freudetrunken stürzte ihm Mademoiselle entgegen. Doch — was war das? Der Graf schien verlegen, wenn nicht gar kalt zu sein, und seine Blicke ruhten keineswegs mit Inbrunst auf der theuren Angetrauten. Wohl faßte er sich im nächsten Augenblicke schon und erwiderte ihre Liebkosungen; aber ein aufmerksamer Beobachter hätte doch gar wohl bemerken können, daß sie ihm nicht von Herzen kamen, sondern daß er sich vielmehr zu denselben zwang. Und warum nun? Etwa weil ihm die Geliebte von Angers noch im Kopf steckte? O nein, diese Liebelei vergaß er, so wie er Angers verließ. Doch wenn Mademoiselle der Gedanke gekommen wäre, sich mit unparteiischen Augen im Spiegel zu betrachten, so würde sie sich die Antwort selbst haben geben können. Mein Gott, schon damals, anno 1671, als sie mit ihm vor dem Altar ihrer Hauskapelle stand, zählte sie vier- und vierzig Jahre und die dreizehn seither dazugekommenen hatten sie durchaus nicht jünger gemacht. Nein, wahrhaftig nicht jünger, wohl aber um Einiges älter und die vielen Runzeln, die ihre Stirne und Wangen zierten, das welke, abgemagerte Gesicht, die hohlen tiefliegenden Augen, mit einem Worte, ihre sieben- und fünfzigjährigen Reize konnten Lauzun unmöglich anziehen.

Bald merkte sie's, die verliebte Prinzessin, trotz ihrer gränzenlosen Verblendung. Bald merkte sie sogar noch mehr, nehmlich daß er den Umgang mit andern Damen dem ihrigen vorzog und nun gab's Scenen. Von den Scenen aber kam's zu Auftritten, in welchen die bittersten Reden gewechselt wurdn. Die Prinzessin sagte dem ungetreuen Grafen daß sie keinen Mann wolle, der es blos auf

ihr Geld, nicht aber auf ihre Person abgesehen habe, und er — nun er trat noch viel plumper gegenüber von ihr auf und schließlich führten die ewigen Mißhelligkeiten zu einer Trennung. Diese fand statt zu Ende des Jahres 1685 und fortan widmete Mademoiselle ihre Tage nur noch der Frömmigkeit. Darum stand sie auch, als sie am 5. März 1693 in einem Alter von sechs- und sechzig Jahren starb, in dem Geruche der Heiligkeit und wenn sie die Geistlichkeit noch etwas reichlicher testirt hätte, als sie in der Wirklichkeit that, so wäre sie ohne Zweifel zu einer factischen Heiligen befördert worden.

Ganz anders gerirte sich der Graf von Lauzun, denn ihm war nach der Trennung von Mademoiselle zu Muthe, als ob er soeben die beengendsten Fesseln abgestreift hätte, und wie neugeboren stürzte er sich abermals ins Leben. Nach kurzem gelang es ihm, sich in der Gunst Ludwigs XIV. vollständig — die Urquelle der Königlichen Ungnade, die Verbindung mit Mademoiselle, war ja beseitigt — zu restituiren und Seine Majestät ertheilte ihm jetzt sogar den Herzogstitel, das heißt den Titel eines Herzogs von Lauzun. Damit nun aber der frischgebackene Herzog auch herzoglich leben könne, beschloß derselbe, eine gute Parthie zu machen und heirathete auch wirklich anno 1695, in seinem drei- und sechzigsten Jahre, die zweite Tochter des Herzogs von Lorges, ein Fräulein von nur erst sechzehn Jahren. Wie er mit derselben lebte, ob gut oder schlecht, kann ich nicht sagen; das dagegen weiß ich, daß er erst fünfzehn Jahre später, also in dem hohen Alter eines Achtundsiebzigers, verstarb. Mit seinem Tod war Frankreich um einen Romanhelden ärmer.

Viertes Kapitel.

Die Allmacht einer Courtisane.

Man hat schon manchmal die Lavallière die Morgensonne im Leben Ludwigs XIV. und die Marquise de Maintenon seine Abendsonne, eine blasse kalte Winterabendsonne genannt. Der Vergleich wird nicht ganz unrichtig sein; wenn er es aber ist, so war die Marquise de Montespan jedenfalls die Mittagssonne, das ist die Spenderin von Licht und Wärme in der höchsten Potenz, denn nie gab es für Ludwig XIV. eine größere Zeit des Ruhms als eben in jenen Jahren, ich meine die Jahre 1670—1674, da die besagte Marquise, zur öffentlichen Mätresse erklärt, den Angelpunkt bildete, um den sich alles am Hofe drehte.

Große Männer standen damals an der Spitze der französischen Armeen, ein Condé, ein Turenne, und ihnen eiferte würdig nach ein Luxemburg, ein Villars, ein Crequi, ein Vendôme, ein Catinat, ein Schomberg und Andere. Noch größere Geister standen an der Spitze der Geschäfte, ein Louvois für den Krieg, ein Colbert für die Finanzen und man weiß in der That nicht, welcher von Beiden in seinem Fache ein höheres Genie entwickelte. Ueberdem hatte der König das Glück, einen Vauban zu besitzen, um das Reich zu befestigen, einen Bossuet, um den Kronprinzen zu erziehen, einen

Bourdaloue, um zu predigen und zu bekehren, einen Molière und Racine, um die Welt mit ihren Dichterwerken zu entzücken, und endlich einen Leveau, einen Mansard, einen Lenôtre, um Prachtbauten und Prachtanlagen herzustellen, welche mit denen jedes früheren Jahrhunderts wetteifern konnten. Aber so berühmt diese Männer waren und so Großes sie leisteten, so figurirten sie am Himmel Ludwigs XIV. doch eigentlich nur als Trabanten oder höchstens noch als Planeten, und die Montespan allein durfte sich rühmen, als Stern erster Größe, oder wie ich oben schon sagte, als leuchtende, alles erwärmende Sonne zu glänzen.

Wie hätte es aber auch anders sein können bei einem Weibe, das mit solch' wunderbaren Reizen des Körpers begabt war, wie die Frau Marquise! Mit Reizen übrigens, deren Schilderung ich nicht zu wiederholen brauche, da ich im letzten Kapitel des ersten Buchs bereits das Nöthigste darüber sagte. Und doch so außerordentlich auch diese körperlichen Reize waren, so mußten sie doch noch zurückstehen vor den geistigen, denn selten gab es wohl ein weibliches Wesen, das durch seinen Witz, seine Schelmerei, seine Einfälle, seine Naivetät, seine Liebenswürdigkeit mehr bezaubern konnte, als sie, die herrliche Athenais. Wohl besaß sie auch andere Eigenschaften, welche keineswegs zu ihren Gunsten sprachen, und zu diesen gehörte außer Stolz, Eitelkeit, Anmaßung und Herrschsucht insbesondere auch eine Frivolität und Laxheit der Sitten, vor welcher alle Moral und Religion sich verkriechen mußten. Aber — was weiter? Würde man bei ihrem Anblick nicht selbst noch Schlimmeres vergessen haben? War sie doch gar zu schön, gar zu reizend, gar zu pikant! Und wenn sie vollends gefallen wollte, wenn sie ihr Netz der Verführung ausbreitete, wenn sie ihre Künste der Koketterie spielen ließ — wer wäre da im Stande gewesen, ihr zu widerstehen? Dazuhin noch ihre Gabe zu unterhalten und sei's durch Spott, sei's durch Nachäffung Anderer die Schatten des Trübsinns, der Langweile und der Reue zu vertreiben! Sie konnte lächeln, wie die Herzogin von Richelieu, gerade eben so vornehm — verächtlich, eben so höhnisch — herabsehend. Sie konnte sprechen, wie der Marschall von Grammont, eben so stockend, stotternd, als

müßten die Worte zehn Stunden weit hergeschleppt werden. Sie konnte tanzen, wie der Marquis de Sourches mit eben solch hängendem Kinne, mit eben solch ausgebogenen Knieen. Sie konnte gehen wie die Lavallière, die Augen schwärmerisch gen Himmel gerichtet und mit dem rechten Fuß, als dem kürzeren, hinkend. Wer hätte, wenn er solches sah, dem Lachen widerstehen können? Auch Ludwig XIV. lachte und war herzlich froh, daß sie ihn zum Lachen brachte, auch wenn es auf Kosten der armen Lavallière geschah, denn das Regieren hat so viel Widerwärtiges in seinem Gefolge, wodurch man zum Trübsinn gestimmt wird.

Ich wiederhole es also: die Marquise de Montespan war der Mittelpunkt, um den sich am Hofe Ludwigs XIV. alles drehte, und in den obgenannten Jahren gab es Niemanden, der ihr diese Stellung hätte streitig machen können. „Aber die Königin?" wird Mancher fragen. Ach, die gute Königin! Diese langweilige Dame, die so viel weinte und betete, ward mehr und mehr vergessen und höchstens erwies man ihr äußerlich den Respect, der ihrem hohen Rang gebührte. Alle Aufmerksamkeit aber, alle Schmeichelei, alle Galanterie wendete man der Montespan zu, denn diese herrschte ja in dem Herzen Ludwigs XIV. Darum, wer ein Bittgesuch hatte, es mochte betreffen was es wollte, der wandte sich sicherlich nur an die schöne Athenais, denn es kostete diese nur ein Wort bei dem Monarchen, so war es erfüllt. So zog sich denn die Königin mehr und mehr in sich selbst zurück und tröstete sich mit den spanischen Leibgerichten, welche ihr ihre Kammerfrau Molina so vortrefflich zuzubereiten verstand. Sie schlugen auch gut an, diese Leibgerichte, und vermehrten ihren Leibesumfang von Tag zu Tag mehr. Die Liebe des Königs aber vermehrten sie nicht, dieweil dieser hohe Herr mit seinem feinen Geschmacke einen besondern Horror vor übergroßem Embonpoint hatte.

Eine Dame wäre vielleicht fähig gewesen, den König der Montespan streitig zu machen, die schöne Henriette von England, die Gemahlin Monsieurs, des Herzogs von Orleans. Ludwig XIV. hatte sich schon vor der Entweichung der Lavallière ins Kloster vollständig mit ihr ausgesöhnt und sie sogar zu einer sehr wich-

tigen Transaction nach England gesandt. Die Transaction war ihr geglückt und der König fühlte sich so entzückt darüber, daß er die famose Unterhändlerin dafür mit den strahlendsten Augen betrachtete. Allein Madame starb gleich nach ihrer Rückkehr von England, wie wir oben gesehen, auf ganz unerklärlich schnelle Weise, und todte Menschen sind nicht mehr gefährlich. Monsieur verheirathete sich nun allerdings bald nachher zum zweiten Male und zwar mit Elisabeth Charlotte, der Tochter des Pfalzgrafen zum Rhein in Heidelberg; die kleine deutsche Prinzessin aber mit ihrer glatten Stumpfnase und ihrem großen Munde besaß allzuwenig Anziehendes, als daß sie je einen Eindruck auf Seine Majestät gemacht hätte. So herrschte denn die Marquise de Montespan ganz ohne Rivalin und damit ihr unter den Hofdamen keine solche erwachsen könnte, drang sie gleich nach ihrer Erhebung zur öffentlichen Favoritin darauf, daß die berüchtigte »Chambre des filles de la Reine« aufgehoben würde. Diese Chambre war von Anna von Oesterreich, der verstorbenen Königin Mutter, gestiftet worden und hatte den Zweck, einer Schaar junger adeliger Fräuleins eine gute hoffähige Ausbildung zu geben. Die schönen Dämchen aber meinten beinahe alle, zur Ausbildung gehöre auch das Coquettiren mit Mund und Augen und gingen sogar nicht selten noch weiter. Kurz also, die Chambre des filles de la Reine artete schon nach kurzem in eine Art von Pflanzschule schöner Sünderinnen aus und gar manche derselben geizte im Stillen nach der Ehre, eine Odaliske des Monarchen zu werden. Fort also mit der Chambre des filles, denn die Montespan duldete in ihrer Nähe kein Wesen, das ihr irgendwie hätte gefährlich werden können!

Kein Wunder, daß sie die Sonne war, um die sich damals am Hofe Ludwig's XIV. alles drehte, und daß sie bei allen Festen und Unterhaltungen als die dominirende Königin glänzte. Ja, die meisten dieser Feste und Unterhaltungen erfand sie oder veranlaßte sie wenigstens selbst, denn Pomp und Luxus waren ihr Element, und sie fühlte sich nur glücklich, wenn alles um sie her glänzte, leuchtete und strahlte. Jeder Tag brachte also etwas Neues und wenn man heute eine Promenade zu Pferd oder zu

Wagen gemacht hatte, so gab's morgen eine Jagdparthie, übermorgen einen Ball und am folgenden Tage eine theatralische Vorstellung. Veranstaltete sie aber dieß alles nur, um sich selbst zu vergnügen? Einzig und allein nur, um dabei durch ihre eigene Person zu glänzen? Dem äußern Anschein nach war es so; wer aber der Sache näher auf den Grund sah, der mußte sich bald eines Bessern überzeugen. Aller Pomp und Glanz nehmlich, den sie in solch' wahnsinnigem Maßstabe entwickelte, wurde nur verschwendet, um dem Könige zu schmeicheln, und man konnte sich hievon am leichtesten überzeugen, wenn man eines der Schauspiele, die damals gegeben wurden, mitansah. Alle Dichter und Schriftsteller jener Zeit nehmlich wurden von ihr protegirt, und sie überhäufte einen Corneille, einen Lafontaine, einen Molière fortwährend mit ihren Gnadengaben, und zwar nicht blos mit süßen Worten, sondern mit Präsenten und Geldzuschüssen oder was ihnen sonst anstand, und überhaupt wurde nicht Einer, selbst von den Poeten und Publicisten der geringeren Sorte, von ihr zurückgewiesen. Sie wußte als Frau von Geist, welche Gewalt in der Feder liegt, und was noch schwerer in die Wagschale fiel: sie kannte die Eitelkeit des Monarchen. Diese schwache Seite hatte derselbe von Jugend auf, und welcher von Schmeichlern aller Art umringte Regent hätte sie nicht? Durch die Montespan aber wurde dieselbe erst vollständig entwickelt, erst auf den Culminationspunkt gebracht, von dem aus sie nicht weiter hinaufgeschraubt werden konnte. Und wie fing sie dieß an? Nun Jeder, der etwas schrieb — die Theaterdichter voran —, mußte dem Könige Weihrauch streuen und zwar einen solch' qualmenden, daß gewöhnliche Menschen darin erstickt wären. Allerdings im Anfang wollte auch Höchstihm, so eitel er war, hie und da der Athem ausgehen, aber bald ertrug er auch die stärkste Sorte mit Leichtigkeit und er erröthete nicht einmal mehr, wenn man ihn in's Gesicht hinein einen Heros nannte, vor welchem alle Nationen der Erde sich in Demuth beugen müßten. Ja bald war's ihm nicht einmal mehr genug, mit einem Cäsar, einem Augustus verglichen zu werden, und er nahm's gläubig an, wenn seine theure Athenais ihn unter die Olympier versetzte und die Behauptung aufstellte, daß er, der König, nichts

anderes sei, als die verkörperte Majestät Gottes auf Erden. So ward die ursprünglich noch begränzte Eitelkeit Ludwigs XIV. nach und nach in eine unbegränzte verwandelt, denn die Montespan und auf ihre Veranlassung der ganze Hof hörte nicht auf, ihm jeden Tag eine neue Göttereigenschaft anzudichten, bis er endlich zu der bereits an Verrücktheit streifenden Ueberzeugung kam: »L'état c'est moi!« Doch genug nun von Charakterschilderungen; kommen wir auf unsere Geschichte zurück!

Es war im Spätherbste des Jahres 1670, an einem schönen frischen Octobertage. Der König hatte eine „Promenade" oder besser gesagt einen Ausflug nach Versailles ansagen lassen und die Persönlichkeiten alle genau bezeichnet, welche daran theilnehmen durften. Die Damen waren zu Wagen, die Herren zu Pferde, und auf allen Gesichtern erglänzte die Freude. Es war ja eine so große Auszeichnung, zu einem Ausflug nach Versailles vom Könige eingeladen zu sein, und überdem wie hätte ein ächter Höfling es unterlassen können, vor lauter Vergnügen zu strahlen, wenn sein Herr und Gebieter geruhte, fröhlich auszusehen? Und Ludwig XIV. sah heute sehr fröhlich aus; ja sehr fröhlich, heiter und wohlgelaunt! Er hatte aber auch Ursache dazu, denn es ging nach Versailles, seiner Lieblingsschöpfung.

Ganze Bände könnte man füllen von diesem Versailles und es sind auch wirklich schon ganze Bände darüber geschrieben worden, ohne daß das Thema erschöpft worden wäre. Ich werde mich daher wohl hüten, ebenfalls des Näheren darauf einzugehen und beschränke mich blos auf wenige Bemerkungen. Im Anfang war es, wie wir weiter oben schon gesehen haben, die Absicht Ludwigs XIV., das kleine Jagdschlößchen seines Vaters in ein Asyl für seine Liebe zu der Herzogin von Lavallière zu verwandeln, allein nachdem er einmal angefangen hatte zu bauen, konnte er nicht mehr aufhören. Die neuen Gedanken und neuen Pläne wuchsen ihm über Nacht und immer weitläufiger entwickelte sich der Park, immer mächtiger und großartiger gestalteten sich die Gebäulichkeiten. Endlich, als er die Montespan kennen gelernt hatte, stand der Entschluß fest in ihm, aus Versailles einen Königspalast zu machen,

welcher seiner Idee der Königlichen Majestät entspräche, also einen Göttersitz, immens in seiner Größe und ohne Gleichen in seiner Ausstattung, und in der That, er schuf auch etwas Gewaltiges, etwas Einziges in seiner Art, Etwas, mit dem sich die bisherigen Königs- oder Kaiserpaläste, und wenn sie noch so großartig waren, gar nicht vergleichen ließen. Aber freilich verschlang das Werk auch Summen, die fast ins Wahnsinnige gingen — nach früheren Forschungen über vierzehnhundert, nach den neuesten Behauptungen aber nur hundert und achtzig Millionen Livres — und es gehörte ein Finanzgenie wie das des Ministers Colbert dazu, um das zum Weiterbau nöthige Geld alle Jahre aufzutreiben.

Die kleine Gesellschaft war in Versailles angelangt und man hielt vor der großen Front gegen den Park hin. Dieser Theil des Schlosses hatte nehmlich damals eben seine Vollendung erreicht, während die gegen die Stadt Versailles hin gerichtete Front noch nicht stand. Ebensowenig waren die Seitenflügel schon fertig, und die Marställe, das Theater, die Hauptkapelle und wie die Bauten sonst alle heißen, hatte man noch gar nicht angefangen. Ludwig XIV. sprang vom Pferde und stellte sich an den Tritt des sechsspännigen Wagens, welcher die Frau Marquise de Montespan hergebracht hatte, um sie mit höchsteigenen Händen herauszuheben. Denselben Dienst erwies er auch den beiden Damen, die mit ihr gefahren waren, nehmlich ihren zwei Schwestern, der wunderbar schönen Aebtissin von Fontevrault und der originellen um zehn Jahre älteren Madame de Thianges, welche beide seit der Erhebung der Frau von Montespan zur Favoritin fast beständig am Hofe lebten und wie man sich denken kann, dort eine große Rolle spielten.

„Nun führen Sie uns," sagte der König zu einem noch ziemlich jungen Mann, der den Hut in der Hand respectvollst zur Seite stand, als hätte er Befehl gehabt, hier auf Seine Majestät zu warten.

Der junge Mann war der damals schon berühmte und nachher noch viel berühmter gewordene Baumeister Jules Hardouin Mansard, welcher eben jetzt die Stelle des kranken Leveau, des ersten Leiters der Versailler Bauten, versah und später nach

Leveaus Tode das ganze kolossale Anwesen vollendete. Der junge noch nicht dreißigjährige Mann schritt, sich tief verbeugend, voran und hart auf dem Fuße folgte ihm Ludwig XIV., welcher der Frau von Montespan den Arm gegeben hatte. Die Uebrigen reihten sich nach Willkühr an.

„Le Salon d'Hercule," sagte Mansard, als sie das erste Prachtzimmer betraten, und der Salon führte diesen Namen mit Recht, denn das kolossale Deckengemälde stellte die Apotheose des Hercules, gemalt von Lemoine dar. Merkwürdiger waren übrigens noch einige andere Gemälde, die sich hier befanden, besondes zwei von Paul Veronese und nicht minder Staunen erregte der Reichthum der Verzierungen.

„La Salle d'Abondance," fuhr Mansard fort, als er in den nächsten Saal vorschritt und wies auch hier auf das Deckengemälde, welches den Ueberfluß darstellte. Die ganze Einrichtung des Saals war eine prächtige und außer den herrlichen Gemälden, durch die sich Karl Lebrun und seine Schüler verewigten, hatte man die vielen Säulen, Pilaster und Vergoldungen zu bewundern.

So gings fort und fort in verschiedene Säle, deren jeder den andern fast an Größe, Schönheit und Glanz übertraf. Endlich kam man auch in den Saal des Krieges, la Salle de la Guerre, wie er von Ludwig XIV. getauft worden war.

„Er ist noch nicht vollendet," sagte Mansard; „die Bildhauer und Maler sind noch im Rückstand."

„Schade," rief die Marquise de Montespan, deren scharfes Auge schnell über das ganze große Gemach hingelaufen war. „Uebrigens," setzte sie auf einmal mit dem lebhaftesten Enthusiasmus hinzu; „übrigens läßt sich jetzt schon errathen, wie herrlich er werden wird, und jedenfalls ist das Hauptgemälde das Schönste und Ausgezeichnetste, was mein genialer Freund Lebrun je gemalt hat."

Es lag eine fast zu offene Schmeichelei für den König in diesen Worten; allein dieser nahm sie hin, als hätte er nichts Anderes erwartet und eben so wenig genirte es ihn, als nun die sämmtlichen übrigen Damen und Herren ebenfalls in die größten

Lobeserhebungen des Hauptgemäldes ausbrachen. Dieses nehmlich stellte Frankreich dar, la France mit dem Schilde, und auf dem Schilde war Ludwig XIV. in mehr als Lebensgröße als Heros abgebildet; die rings um Frankreich herumliegenden Länder aber, also Spanien, Italien, Deutschland und die Niederlande, neigten sich gar demüthig vor ihm, und aus ihren Gesichtern sprach Schrecken und Furcht vor dem Donnerkeil, den der Heros zu schleudern im Begriff war.

„Bis wann wird der Saal fertig werden?" fragte der König. „Sie wissen, es ist mein innigster Wunsch, die Residenz so bald als möglich nach Versailles zu verlegen."

„Bis zum Jahre 1672 können Eure Majestät hier einziehen; erwiderte der Baumeister; „dafür bürge ich mit meinem Kopfe. Unmöglich wäre es, bis dahin das Schloß in allen seinen Theilen zu vollenden, dazu gehören noch Jahre der angestrengtesten Thätigkeit. Ganz dasselbe gilt auch vom Parke, und Eure Majestät werden über die Fortschritte staunen, die derselbe in der letzten Zeit gemacht hat. Nur allein das Wasser......"

„Ich weiß es," unterbrach ihn Seine Majestät lebhaft, aber mit einer äußerst huldvollen Miene; „ich weiß es, daß wir des Wassers noch bei weitem nicht genug haben, um die Springbrunnen und künstlichen Werke zu speisen; aber Lenôtre ist ein Hexenmeister und wird sich schon zu helfen wissen. Aeußerstenfalls leitet man einen Arm der Eure hierher oder gewinnt man den Bedarf von der Loire, denn geholfen muß unter allen Umständen werden. Doch jetzt, meine Damen und Herren muß ich zum Aufbruch mahnen und Sie, mein junger Freund Mansard, werden uns begleiten. Es ist doch Alles in Ordnung, wie ich es wünschte?"

„Ganz nach Eurer Majestät Befehl," rapportirte der Architekt, sich auf's tiefste verneigend; „so viel in der kurzen Zeit geschehen konnte."

Die sämmtlichen Anwesenden — der König und Mansard natürlich ausgenommen — waren in ihrem Innern verblüfft über diese Worte, deren Sinn sie durchaus nicht verstanden; aber weder

einer der Herren noch eine der Damen verzog auch nur eine Miene und noch viel weniger wagte Jemand eine Frage. Alle folgten vielmehr stillschweigend Seiner Majestät, welche wiederum der Frau Marquise de Montespan den Arm zu geben geruht hatte.

Bald saßen die Damen im Wagen und die Herren zu Pferde und es ging nun in derselben Ordnung vorwärts, wie man hergekommen war. Die Richtung jedoch war eine andere, denn so bald man das Schloß im Rücken hatte, ließ der König den Weg nach St. Germain bei Seite liegen und sprengte gerade aus. Auch eilte er mit sichtlicher Ungeduld vorwärts, so daß ihm die Andern oft kaum folgen konnten, und erst als er sah, daß der Weg ein allzuunebener sei, um den Wagen eine solch heftige Bewegung ohne Gefahr des Umwerfens zu gestatten, schlug er einen langsameren Schritt an. Zu gleicher Zeit rief er den Baumeister Mansard, welcher weiter hinten im Gefolge mitritt, an seine Seite und unterhielt sich so lebhaft mit ihm, daß man gar wohl den Schluß daraus ziehen konnte, es müsse sich von einem neuen Bauunternehmen handeln.

Nach einer und einer halben Stunde etwa sah man ein Dörfchen vor sich liegen und daneben erglänzte ein großes Wasser, das von zwei Seiten mit Baumwerk aller Art umrahmt war. Bei diesem Anblick riß der König sein Pferd herum und sprengte an den Wagen, in welchem die Frau von Montespan mit ihren zwei Schwestern saß.

„Kennen Sie sich nun aus, Frau Marquise?“ fragte er lächelnd, als er ihren überraschten Blick bemerkte.

„Clagny, der See von Clagny,“ rief diese, in die Hände klatschend, „mein Lieblingsplätzchen; aber wie war es denn möglich, daß ich mich des Wegs hierher nicht im Augenblick wieder erinnerte?“

„Daher,“ erwiderte der König, „daß der Weg, den ich Sie führte, ein ganz neuer, erst frisch angelegter, der Verbesserung aber, wie ich sehe, noch gar sehr bedürftiger ist. Doch,“ fuhr Seine Majestät nach einer kurzen Pause mit äußerst zärtlichem Ausdruck

fort, „bemerken Sie nicht, meine theure Athenais, daß, seit Sie vor einem Jahr das letzte Mal hier waren, eine kleine Veränderung mit dem See und seiner Umgebung vorgenommen wurde?“

„Prächtig! Wunderbar!“ rief die Frau Marquise, abermals vor Lust und Erstaunen in die Hände klatschend. „Die Gestalt des Sees ist halbmondförmig geworden und hinter wie neben demselben dehnen sich weitläufige Anlagen hin, die sich gerade wie ein Schloßgarten ausnehmen. Aber was ist das?“ schrie sie jetzt plötzlich laut auf. „Dort drüben auf der kleinen Anhöhe steht ja ein Schloß oder wenigstens der Anfang eines solchen, aber ein recht herrlicher, großartiger Anfang, wie er geschmackvoller und schöner kaum zu denken ist.“

„Es freut mich, wenn ich Ihren Geschmack getroffen habe,“ erwiderte der König, indem er die Frau Marquise zärtlich ansah.

„Meinen Geschmack?“ sagte Frau von Montespan erröthend. „Wie soll ich das verstehen?“

„Nun,“ lächelte der König, „einfach dahin, daß Schloß und Park Ihnen gehören, und daß Mansard Auftrag hat, alles ganz Ihren Wünschen gemäß zu vollenden.“

Es war eine köstliche Ueberraschung, welche Ludwig XIV. seiner geliebten Athenais bereitete, denn diese hatte in der That auch nicht das mindeste davon geahnt. Nur dessen war sie sich bewußt, daß sie bei einer Fahrt hierher, das Jahr zuvor, die Aeußerung that, hier an diesem See müßte sich ein Lustschloß prächtig ausnehmen und eine wunderbar angenehme Sommerwohnung abgeben. Man sieht hieraus: sie durfte nur den geringsten Wunsch äußern, so wurde er erfüllt, und wenn er Millionen kostete. So allmächtig war sie!

Auf dem Heimweg übergab der König sein Pferd einem Diener und setzte sich in den Wagen der drei Schwestern, um mit diesen die Zeit zu verplaudern. Und eine recht lustige Fahrt wars, so lustig, wie Ludwig XIV. schon lange keine mehr gemacht hatte, denn die Marquise von Montespan erschöpfte sich förmlich in Liebenswürdigkeit, und ihre beiden Schwestern unterstützten sie dabei

auf's nachhaltigste. So erreichte man den Wald von St. Germain, fast ehe man sich's versah.

„Apropos, Frau von Thianges," sagte jetzt der König, dem man die ganze Zeit über anmerken konnte, daß er noch etwas in Petto habe; „apropos, habe ich Ihnen nicht vor einiger Zeit versprochen, für die Verheirathung Ihrer schönen Tochter Sorge zu tragen?"

„Eure Majestät," erwiderte Frau von Thianges mit freudigem Erröthen, „haben allerdings hierüber einmal ein Wort fallen lassen. Es war bei der Gelegenheit, als Sie den erstgebornen Sohn meiner lieben Schwester Athenais, den Marquis Pardaillan de Gondrin zum Herzog von Antin ernannten und zugleich unserem einzigen Bruder, dem Grafen Louis Victor de Rochechouart, den Titel und Rang eines Herzogs von Vivonne gaben. Uebrigens ist meine Tochter noch sehr jung, und Eure Majestät haben also noch manches Jahr Zeit, Ihrem großmüthigen Versprechen nachzukommen."

„Ja gewiß," lächelte der König, „sie ist noch sehr jung und dazuhin sehr reizend und liebenswürdig; um so mehr wird sie dem Gemahl gefallen, den ich ihr bestimmt habe."

„Wie, Sie haben bereits eine Wahl getroffen?" riefen die drei Damen wie aus Einem Munde.

„So that ich," entgegnete der König in demselben freundlichen Tone wie früher, „und ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein."

„Aber," fragte ihn die Frau Marquise de Montespan, indem sie zärtlich seine Hand ergriff, „wer ist es? Oder muß es noch ein Geheimniß bleiben?"

„Nein, nein," sagte der König, „die Sache wird bald offenkundig genug werden, denn nach meinem Befehl befindet sich der Freiwerber bereits auf dem Wege nach Paris. Doch wie," wandte er sich speciell an Frau von Montespan, „selbst Sie, meine theuerste Freundin, sollten nicht auf den Namen kommen, und ich glaubte gerade Ihren Wünschen gemäß zu handeln? Wen bezeichneten Sie denn vor noch nicht vier Wochen, als von der bevorstehenden Ver-

ehelichung des reichen Grafen von Eu die Rede war, als die bei weitem beste Parthie von Frankreich?"

„Wirklich!" jubelte die schöne Athenais laut auf, „dem Herzoge von Nevers wäre meine Nichte Diana bestimmt?"

„Dem Herzoge von Nevers?" schrieen nun auch ihre beiden Schwestern, und es war gerade, als wollten sie vor Entzücken außer sich gerathen.

In der That war aber auch diese Parthie eine ganz außerordentlich glänzende, denn der Herr Herzog von Nevers gehörte zu den höchsten Ständen von Frankreich, und an Reichthum übertraf er manchen regierenden Fürsten. Von Hause aus hieß er eigentlich Philipp Mancini und sein Vater war nichts als ein armer römischer Edelmann, aber seine Mutter nannte den Cardinal Mazarin ihren Bruder und dieser hochgestellte Herr sorgte für seinen Neffen Philipp so gut als für dessen Schwestern — Maria und Olympia Mancini — welche der Leser längst kennt. So machte denn der junge Mancini eine sehr schnelle Carrière und wurde während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. zuerst zum Obrist und Inhaber eines Regiments, dann zum Grafen von Donzi, endlich zum Herzog von Nevers befördert; mit diesen hohen Würden aber verband der Oheim-Cardinal die Schenkung von großen Ländercomplexen, die theils in Frankreich, theils in Italien lagen, und als er starb, hinterließ er dem Herrn Neveu überdieß noch ein großes Hotel in Paris, das von da an Hotel de Nevers hieß, — weiter das mächtige Schloß du Fresnes im südlichen Frankreich mit der Grafschaft gleichen Namens, drittens einen fürstlichen Palast in Rom, gelegen auf dem Monte Cavallo, endlich ein Kapitalvermögen von dreißig Millionen Livres. Hatten also die drei Schwestern nicht Grund genug zu jauchzen, als sie vernahmen, daß der reiche, glänzende Herzog von Nevers dem jungen Fräulein von Thianges vom Könige zum Gemahl bestimmt worden sei?

Aber, wird nun mancher Leser, mit dem Kopfe schüttelnd, fragen: konnte denn der König von Frankreich dem Herzog von

Nevers nur so ohne weiteres befehlen, das Fräulein von Thianges zu heirathen? Allerdings konnte er das, denn er war der vollständig absolute Herr von allen seinen Landen und Leuten, er herrschte über Frankreich nicht als König, sondern als Gott und wenn ein Unterthan, mochte sich derselbe bürgerlich oder adelig, Bauer oder Herzog schreiben — wenn ein Unterthan nicht parirte, so hatte er die Gewalt, ihn als Aufrührer und Hochverräther zu behandeln. Solche tyrannische Bedeutung hatten jene berüchtigte drei Worte: »L'état c'est moi«, und einen solchen Begriff verband Ludwig XIV. mit den Worten: „Königliche Majestät!“ Die Unterthanen aber? Nun, die Unterthanen gehorchten, weil sie sich gezwungen sahen zu gehorchen, und eben deßwegen erhob auch Philipp Mancini, Herzog von Nevers, keinerlei Einwendung, als er während seines Aufenthalts in Rom den Befehl erhielt, sofort an den französischen Hof zu kommen, um Fräulein Diana von Thianges, die Nichte der herrschenden Maitresse, zu heirathen. Daß es ihm übrigens mit dieser Verbindung ganz und gar nicht eilte, sondern daß ihm dieselbe vielmehr nicht wenig gegen den Sinn ging, sieht man daraus, daß er zu der Reise von Rom nach Paris volle sechs Monate brauchte, indem er sich unterwegs überall, wo es ein Vergnügen gab, wochenlang aufhielt, um sich schon zum voraus für die kommenden Ehewiderwärtigkeiten zu entschädigen.

Sieht man nun nicht aus diesem Wenigen schon zur Genüge, wie unendlich groß der Einfluß der Frau Marquise de Montespan war? Sie durfte nur einen Wunsch äußern, ja nur einen solchen ahnen lassen, so beeilte sich Ludwig XIV., ihn sofort zu befriedigen. Hiefür könnte ich der Beweise noch hunderte anführen, es möge aber an den nachfolgenden dreien, welche ich noch kurz erzählen will, genügen.

Im Jahr 1671 wurde durch den Tod ihres bisherigen Besitzers eine Abtei, oder besser gesagt, das Einkommen derselben erledigt und diese Abtei lag in den Apanagenländereien Monsieurs, des Bruders des Königs. Monsieur hatte also rechtlich, selbstverständlich jedoch unter dem Vorbehalt der Genehmigung des Königs,

über dieselbe zu verfügen, und übertrug sie sofort dem Chevalier de Lorraine, seinem Günstling und ersten Kammerherrn, nicht anders erwartend, als der König, sein Bruder, werde, wie er sonst in ähnlichen Fällen regelmäßig gethan, das betreffende Dekret bestätigen. Nun hatte aber Frau von Montespan die besagte Abtei dem neucreirten Herzog von Vivonne zu verschaffen versprochen, und was war nun die Folge? Der König verweigerte seinem Bruder die verlangte Bestätigung und ordnete, weil der Chevalier von Lorraine sich mißliebig hierüber äußerte, augenblicklich die Verhaftung des letzteren an. Vergeblich protestirte Monsieur hiegegen; vergeblich sogar nahm er den Chevalier mit sich in seine Privatzimmer und sperrte sich daselbst mit ihm ein, um so die Verhaftung unmöglich zu machen. Der Graf von Ayen, nachheriger Herzog von Navailles, drang im Auftrag des Königs mit Bewaffneten ein und führte den Chevalier gefangen nach Pierre-Encise bei Lyon, von wo aus dann derselbe nach den berüchtigten Gefängnissen von Schloß If gebracht wurde.

Im Jahr 1672 begann der zweite rechtslose Eroberungskrieg Ludwigs XIV. gegen die Niederlande. Der ehrgeizige Minister Louvois hatte den König so weit gebracht, weil er damit den immer wachsenden Einfluß Colberts zu neutralisiren hoffte, und am 25. April reiste Seine Majestät von St. Germain ab, um sich, statt dem kriegserfahrenen Turenne das Oberkommando zu lassen, in höchst eigener Person an die Spitze der Truppen zu stellen. Nach kurzer Gegenwehr wurden einige Städte erobert und in Folge dessen beeilte sich die von der Frau von Montespan beeinflußte »Académie des Inscriptions«, eine Siegesmedaille prägen zu lassen, auf welcher man Ludwig XIV. hoch zu Roß als einen zweiten Gott Mars mit der ihm voraus fliegenden Victoria darstellte. Eine weitere Medaille, die erschien, als die französische Armee einige Wochen später den Rhein unterhalb Wesel überschritt, erhob den König noch mehr in den Himmel, denn auf derselben ward der Altvater Rhenus abgebildet, wie er schmerzgekrümmt zu Boden liegt, während der Heros Ludwig XIV., von einem Glorienschein umgeben, ihm den Fuß auf den Nacken setzt. Kurz, man verabsäumte

nichts, um dem Könige Weihrauch zu streuen, und dies gefiel ihm so gut, daß er bis in den Sommer hinein bei der Armee blieb. Jetzt aber änderte sich's schnell. Am 20. Juni 1672 nehmlich kam die Frau Marquise von Montespan abermals in die Wochen, mit einem Knaben, welcher den Titel eines Grafen von Vexin erhielt — er starb aber, elf Jahre alt, bereits anno 1683 wieder — und nur einen Monat später, als sie schöner und frischer denn je die Kindbettstube verließ, fühlte sie eine solche Sehnsucht nach dem Geliebten, daß sie ihn mit Bitten bestürmte, in ihre Arme zurückzukehren. Und der König? Ihn trieb dieselbe Sehnsucht und ohne sich um die böse Nachrede zu kümmern, die nothwendig darüber entstehen mußte, denn jetzt begann der Krieg erst recht, weil sich nun das deutsche Reich der Niederländer annahm — also ohne Rücksicht auf seinen Ruf flog er sofort nach St. Germain zurück. Die Mätresse galt ihm mehr als Ruhm und Ehre und Pflicht!

Dies sind die zwei ersten der versprochenen drei Belege für die Allmacht der Frau Marquise de Montespan. Der dritte Beleg dürfte fast noch mehr in die Augen fallen. Am 1. Juni 1673 nehmlich wurde die Frau Marquise de Montespan zum drittenmale Mutter und gab einer Tochter das Leben, welche in der Taufe den Namen Louise Françoise de Bourbon erhielt. Der Kinder, die sie dem Könige geboren hatte, waren es also jetzt drei und nach menschlicher Voraussicht durfte man nicht daran zweifeln, daß noch mehrere nachkommen würden. Welche Stellung sollten nun aber diese Kinder einnehmen? Die der Bastarde und Bankerte, wie bei den unehelichen Produkten gewöhnlicher Sterblichen? Nein, das wäre ja gegen die Erhabenheit des Königthums gewesen, und somit mußte etwas Besonderes für sie erdacht werden. Tag und Nacht kam dies der Frau Marquise von Montespan nicht aus dem Sinn, aber lange wollte ihr das Richtige nicht einfallen. Endlich kam sie darauf und siehe da, am 20. Dezember 1673 erschien ein Königliches Dekret, welches die drei Kinder, einmal den erstgebornen Sohn, Louis August de Bourbon, der nachher von seinem Vater zum Herzog von Maine ernannt wurde, ferner den zweitgebornen, Charles Louis de Bourbon, den nach-

herigen Grafen von Vexin, endlich das drittgeborne Kind, die Tochter Louise Françoise de Bourbon, die nachherige Mademoiselle de Nantes, förmlich legitimirte, das heißt sie für rechtmäßige Kinder erklärte, als wären sie in einer von dem Gesetz und der Kirche sanktionirten Ehe geboren. Ja, ich wiederhole es, sie, die Früchte eines doppelten Ehebruchs, denn die Gattin des Vaters lebte eben so gut als der Gatte der Mutter, wurden einfach durch des Königs allmächtigen Willen zu rechtmäßigen und ehelichen Descendenten dekretirt, und der Generalprokurator des Parlaments, Herr von Harley, brachte es bei dem letzteren so weit, daß es das Königliche Dekret einregistrirte, das heißt mit andern Worten, daß es ihm, allem bestehenden Recht zum Trotz, gesetzliche Kraft gab. Aber freilich, umsonst that es Herr von Harley nicht, sondern er forderte Geld für diesen Dienst der Ehrlosigkeit, sehr viel Geld, weil er schmutzig geizig war, und überdem mußte man ihm die Stelle des ersten Präsidenten, sobald sie aufginge, zusichern. Auch erhielt er sie wirklich später, diese hohe Ehrenstelle, aber deßwegen starb er doch von Niemanden geachtet.

Das war nun sicherlich ein Akt der Allmacht einer Courtisane, wie man ihn großartiger oder vielmehr schamloser gar nicht leicht ersinnen konnte, denn man bedenke nur Eins: „Durch die Legitimation wurden die drei Bastarde, deren Existenz, wenn Ehrgefühl vorhanden gewesen wäre, man aller Welt hätte verbergen müssen, zu Königlichen Hohheiten hinaufgeschraubt und die Königin Maria Theresia mußte sie gerade so gut empfangen, als ihren eigenen Sohn, den Dauphin!"

Fünftes Kapitel.

Zwei Freundinnen werden Rivalinnen oder die Verwandlung der Wittwe Scarron in Madame de Maintenon.

Man hat schon behauptet, daß zwischen zwei weiblichen Wesen nie eine wirkliche Freundschaft bestehen könne, so wie sie unter Männern besteht, und es läßt sich viel für diese Behauptung anführen. Mag dem aber sein wie ihm wolle, so ist wenigstens so viel richtig, daß in den Kreisen, welche wir hier zu schildern übernommen diese Freundschaft vielfach nur geheuchelt wird, um mit dem „Freunde der Freundin" bekannt zu werden; nur deßhalb, um diesen Freund schließlich für sich selbst zu gewinnen und dann nach erreichtem Zweck die Freundin ohne Erbarmen abzuschütteln. So haben wir zum Beispiel gesehen, wie die Frau Marquise von Montespan sich ganz in das Vertrauen der Frau Herzogin von Lavallière einzuschleichen wußte und wie diese zwei Damen mehrere Jahre hindurch, als zwei innigst verbundene Wesen, nur Ein Herz und Eine Seele zu sein schienen. Es ist uns aber auch nicht entgangen, aus welchem Beweggrund die Frau Marquise handelte, und wie sie, nachdem sie einmal den „Freund der Freundin" vollständig gewonnen, mit der Freundin selbst auch nicht das geringste Mitleid

mehr hatte, sondern diese lachend der Verzweiflung überließ. Ein weiteres noch schlagenderes Beispiel wird uns der künftige Verlauf unserer Geschichte liefern und wir werden sehen, wie der Frau von Montespan von einer andern sogenannten Freundin auf eine Weise mitgespielt wurde, welche jedenfalls das von der Ersteren der unglücklichen Lavallière angethane Herzeleid bei weitem überwog. Ja er naht sich jetzt schon, dieser Akt der Wiedervergeltung und er wirkt um so einschneidender, als gerade von dieser Seite her Frau von Montespan völlig sicher sein zu können glaubte. So rächt sich alles bereits auf Erden und man braucht nicht erst auf den Himmel zu warten, um sich von dem Walten der Nemesis, oder wenn man so lieber will: der ewigen Gerechtigkeit zu überzeugen.

Der Leser erinnert sich ohne Zweifel alles dessen, was ich ihm von der Wittwe Scarron erzählt habe, und somit wird ihm noch gegenwärtig sein, daß sie als Erzieherin der Königlichen Bastardkinder angestellt und als solche im Schlosse zu St. Germain selbst installirt worden war. Natürlich zog sie nun auch mit dem Hof nach Versailles, als dieser im Jahr 1672 dorthin übersiedelte, und sie erhielt da nicht nur ihre Zimmer ganz in der Nähe der Prachtgemächer der Frau von Montespan, sondern man lud sie auch zu allen Hoffesten, oder was sonst für Feierlichkeiten stattfanden, ein. Hievon jedoch machte sie nur wenig, fast gar keinen Gebrauch, denn sie war von jeher mehr zum Ernst, als zur Fröhlichkeit gestimmt und je älter sie wurde, um so weniger hatte sie Sinn für Vergnügen, Glanz und sonstige irdische Freuden. Am liebsten blieb sie in ihren Zimmern, um sich ganz den übernommenen Pflichten zu widmen, und wenn sie dieselben je verließ, so geschah es meist nur, um der Messe beizuwohnen oder irgend eine andere religiöse Pflicht zu erfüllen. Doch ganz entsagte sie dem weltlichen Leben deßwegen doch nicht und namentlich liebte sie es sehr, geistreiche Gesellschaft bei sich zu sehen, weßhalb sie auch die früheren Bekanntschaften, die sie in dem Hause des Marschalls von Albret gemacht, noch immer auf's eifrigste cultivirte.

Eine kleine Abwechslung kam in ihr Leben im Frühjahr 1674. Man hatte nehmlich schon seit einiger Zeit mit Schrecken die Bemerkung gemacht, daß der jetzt vierjährige Louis August de Bourbon, der nachherige Herzog von Maine, auf dem rechten Fuße hinke, indem die Flechsen des Knie's sich in Folge einer mit Convulsionen verbunden gewesenen Krankheit zusammengezogen hatten, und es waren in Folge dessen sowohl die Leibärzte als auch die ganze medizinische Fakultät von Paris zu Rathe gezogen worden. Allein so viel auch diese Herren Doktoren sich mit dem Knaben abmühten, das Uebel wurde nicht besser, sondern verschlimmerte sich vielmehr mit jedem Tag. Da brachte man in Erfahrung, daß in der guten Stadt Antwerpen in Holland ein Physikus lebe, welcher in derlei Krankheitsfällen wahrhaft Unglaubliches leiste, und sogleich wurde beschlossen, die Hilfe des Wundermanns in Anspruch zu nehmen. Sollte man ihn aber nach Versailles kommen lassen? Es wäre möglich gewesen, daß der Mann sich geweigert hätte, denn der Doktor war als Antwerpener kein französischer Unterthan, und seine große Praxis erlaubte ihm nicht leicht eine längere Abwesenheit von seiner Vaterstadt. Somit blieb nichts übrig, als den jungen Louis nach Antwerpen zu bringen, und seine Begleiterin konnte natürlich keine andere sein, als seine bisherige Erzieherin und Wärterin, Madame Scarron, an die er gewöhnt war. Doch nun entstand noch eine weitere Frage, die nehmlich, ob der erlauchte Knabe als Prinz reisen solle oder nicht. Das prinzliche Reisen hätte nothwendig Aufsehen machen müssen und vielleicht wäre dann auch der Doktor allzu anspruchsvoll geworden. Also: das Klügste war ein vollständiges Incognito, oder mit andern Worten, Madame Scarron sollte unter fremdem Namen reisen und den vierjährigen Knaben für ihren eigenen Sohn ausgeben. So geschah es denn auch und der Name, den sie in ihrem Passe erhielt, lautete auf: „die Frau Marquise de Surgères"; die Abreise aber geschah in der Mitte des April 1674 und ohne irgend einen Unfall langte sie mit ihrem jungen Schutzbefohlenen am 18. April in Antwerpen an.

Auf den ersten Anblick hatte es mit dieser Reise nichts beson-

deres auf sich, allein sie war doch verhängnißvoll für Madame Scarron und zwar aus zweierlei Gründen. Einmal nehmlich wegen des großen Vertrauens, das diese Mission in sich begriff, und dann wegen des adeligen Titels, den man ihr gab. Durch letzteren wurde sie so zu sagen für würdig erklärt, einem höheren Stande anzugehören, und sie konnte daraus den Schluß ziehen, daß diese Standeserhöhung früher oder später eintreten werde. Durch ersteres aber kam sie in nähere Berührung mit dem Könige selbst, denn sie mußte natürlich der Frau Marquise de Montespan jede Woche ein paarmal brieflich Bericht erstatten, wie die Kur ihren Verlauf nehme, und alle diese Briefe las Ludwig XIV., der sich sehr um seinen leidenden Knaben kümmerte. Jetzt also erst lernte er ihr Inneres kennen, da er sie vorher nur hie und da gelegentlich und ganz vorübergehend in der Kinderstube gesehen hatte.

Ende Juli, nach einer Abwesenheit von mehr als drei Monaten, trat die Frau Marquise de Surgères die Rückreise an und auch diese ward wie die Hinreise, was für die damaligen Zeiten viel sagen will, ohne irgend einen Unfall bewerkstelligt. Leider aber war der gehoffte Erfolg dem Anschein nach nicht erreicht worden, denn trotz der sehr skrupulösen und oft schmerzhaften Heilmethode, welche der Antwervener Doktor in Anwendung gebracht hatte, hinkte der arme Knabe noch immer wie zuvor. Dies alles übrigens hatte Madame Scarron schon zum voraus an die Frau von Montespan berichtet, und diese sowohl als der König waren also von dem schlechten Resultat der Reise vollkommen genau unterrichtet; allein dessen ungeachtet mußte die Gouvernante fast unmittelbar nach ihrer Ankunft in den Zimmern der Frau von Montespan erscheinen, um ihr und dem anwesenden Könige noch ausführlicheren mündlichen Bericht abzustatten.

Bei dieser Audienz hatte Ludwig XIV. in einem weiten Lehnstuhl Platz genommen und erwiderte bei dem Eintritt der Madame Scarron deren tiefe Verneigung nur mit einem leichten Kopfnicken. Dagegen ließ er sein Auge durchdringend auf ihr ruhen und seine Miene, obwohl ruhig, schien keineswegs besonderes Wohlwollen auszudrücken. Ihm gegenüber saß Frau von Montespan

auf einem Tabouret, welches ihren gewöhnlich sehr lebhaften Bewegungen vollkommen freien Spielraum ließ. Ihren schönen Leib umhüllte ein weites Kleid, das nur durch einen breiten Gürtel zusammengehalten wurde, und so licht und zart war der Stoff dieses Kleides, daß — — doch es genüge, wenn ich sage: man mußte entzückt werden, wenn man sie nur ansah, und war es also ein Wunder, wenn Ludwig XIV., nachdem er die Wittwe Scarron eine Zeit lang betrachtet, sein Auge sofort wieder seiner Geliebten zuwandte, um ihr mit äußerstem Wohlgefallen zuzulächeln?

Wenn es übrigens sein konnte, so wurden die Reize der Frau von Montespan heute noch durch einen besondern Umstand erhöht. Die schöne Dame hatte nehmlich von Natur keine großen Anlagen zum Ernste und da sie noch überdem wußte, daß der Ernst ihr nicht gut stand, so kultivirte sie um so mehr das Lachen und Fröhlichsein. Ja sie verfiel sogar nicht selten in die tollste Ausgelassenheit, und besonders gern trieb sie kindische Spielereien, weil diese ihr immer entzückend standen. Davon wußte man natürlich in ganz Paris und die sämmtlichen dortigen künstlerischen Werkstätten, die sich mit Kinderspielwaaren befaßten, beeiferten sich in Folge dessen, ihr immer das Neueste und Kostbarste zur Auswahl zu übersenden. Nicht selten erhielt sie auch die allerlieblichsten Spielereien zum Präsente, denn die Präsentgeber durften nie daran zweifeln, daß ihnen ihre Freigebigkeit zehnfach wieder eingebracht werde, und ein solches Präsent nun, das nettste und originellste, das sie je bekam, war ihr eben heute zu Theil geworden. Es bestand in einem wunderbar fein aus Drahtarbeit verfertigten vierräderigen Miniaturwägelchen, vor welches sechs weiße, wie Pferde aufgeschirrte Mäuschen gespannt waren; die Mäuschen aber hatte man vorher ferm dressirt und sie ließen sich leiten, als wären sie schon seit Jahren vom Königlichen Leibkutscher eingefahren worden. Was Wunder also, wenn Frau von Montespan beim Anblick dieses Wägelchens mit den Mäuschen geradezu vor Entzücken außer sich kam und wenn sie dasselbe für heute gar nicht mehr aus ihren Händen ließ! Was

Wunder, wenn das Entzücken des Königs ein fast noch größeres war, denn sie wußte so wunderbar kindlich-naiv mit dem Spielzeug zu tändeln, daß sie geradezu unwiderstehlich erschien!

Spielend mit dem Mäuschen hörte Frau von Montespan den Bericht an, welchen Madame Scarron abstattete und natürlich verwandte der König kein Auge von ihr. So hörte er im Anfang nur halb, was Madame Scarron sprach; aber sie sprach so gewandt und so gut, daß er nach und nach doch aufmerksam wurde, und sogar nicht selten über diesen oder jenen Punkt wiederholte genauere Auskunft verlangte.

„So ständen wir denn," sagte Ludwig XIV., als Madame Scarron zu Ende war, „wieder ganz auf demselben Punkt, wie vor Ihrer Abreise, und mein armer Louis wird sein ganzes Leben hindurch verunstaltet bleiben."

„Das doch nicht, Eure Majestät," entgegnete Madame Scarron mit großer Ruhe und Sicherheit. „Der Arzt in Antwerpen erklärte das Uebel für kein mit dem Körper bereits verwachsenes, sondern für ein in Folge der großen Schwäche entstandenes, welches durch Bäder und andere stärkende Mittel ganz sicher, obwohl nicht über Nacht geheilt werden würde. Dahin sprach er sich mit Bestimmtheit aus, und wies mich zugleich an den Doctor Fagon, einen seiner Freunde und Studiengenossen, damit ich auch diesen zu Rathe ziehe."

„Wer ist der Doctor Fagon?" fragte der König.

„Ein," entgegnete Madame Scarron, „ein noch ziemlich junger Arzt in Paris, der aber trotz seiner Jugend schon eine bedeutende Praxis hat und überhaupt des besten Renommé's genießt."

„Nun gut," fuhr Ludwig XIV. fort, „so consultiren Sie .... Aber halt," unterbrach er sich plötzlich selbst, „ehe wir so weit gehen, möchte ich wissen, welchen Eindruck der Antwerpener Arzt auf Sie gemacht hat, ich meine in Beziehung auf seine Persönlichkeit."

„Er ist," sagte Madame Scarron mit immer gleich ruhiger Sicherheit, „er ist das gerade Gegentheil eines Höflings; etwas

derb und kurz angebunden, aber durchaus offen und überzeugungstreu, besonders ohne Spur von Charlatanerie."

„Gut, gut," erklärte jetzt der König; „wenn es sich so verhält, so wird auch sein Freund Fagon nichts von einem Charlatan haben und folglich gebe ich Ihnen Vollmacht, ihn zu consultiren. Wenden Sie aber kein Mittel an, ehe Sie mich vorher in Kenntniß gesetzt haben."

Nun hatte die Unterredung ein Ende und Madame Scarron verfügte sich wieder in die Kinderstube zurück.

„Ein Wesen, so kalt wie Eis," sagte Ludwig XIV., als sie abgegangen war. „Ich möchte wissen, ob sie wirklich im Stande ist, gleich andern Menschen zu empfinden."

„Oh," versetzte die Frau von Montespan, die bisher ganz stille geschwiegen hatte, „von Unempfindlichkeit ist keine Rede, sondern sie weiß sich nur gut zu beherrschen."

„Ja, sie hat sich ganz in der Gewalt," fuhr der König nachdenklich fort, „und dieß ist ein Beweis sowohl von ihrer großen Willenskraft, als auch von ihrem Verstande. In so fern habe ich großen Respekt vor ihr, allein umgekehrt stößt mich ihr prüdes, nachdenkliches, resignirtes, devotes Wesen zurück und es ist mir immer, als ob ihre Augen, wenn sie sie aufschlägt, einen Vorwurf aussprächen. Ob ihr das wohl von ihrem Beichtvater so eingegeben wird?"

„Wohl möglich," lachte Frau von Montespan, „denn sie hat sich den allerrigorosesten Pater, den es in ganz Frankreich gibt, auserlesen, den Abbé Gobelin, der früher als Rittmeister in der Armee diente und jetzt, seit er Geistlicher geworden ist, jeden Scherz für ein Verbrechen und jedes Lachen für eine Todsünde erklärt. Allein, was liegt daran, mein Freund, ob die Wittwe des lustigen Scarron ein bischen zu trist und ein bischen zu kopfhängerisch ist? Für unsere Kinder sorgt sie vortrefflich, vortrefflicher, als irgend sonst eine andere Gouvernante thun würde und die Kinder, besonders unser ältester Louis, hängen an ihr, als wären sie mit ihr verwachsen. Was können wir mehr verlangen?"

So machte Frau von Montespan für jetzt noch die Verthei-

digerin und Lobrednerin der Wittwe Scarron, doch wie bald sollte dies anders werden?

Schon nach wenigen Monaten stiegen von Zeit zu Zeit Wolken auf, welche den künftigen Sturmhimmel verkündeten, und mehr als einmal ward in Frau von Montespan der Gedanke rege, ob sie nicht besser daran gethan hätte, wenn sie die Wittwe Scarron stets fern vom Hofe gehalten haben würde.

Zwar schien sich unmittelbar nach der Rückkehr der Madame Scarron von Antwerpen das Verhältniß der Frau von Montespan zu der Erzieherin ihrer Kinder allerdings mit jedem Tage inniger zu gestalten, und es verging fast kein Abend, an dem nicht die letztere mehrere Stunden mit ihrer Gönnerin zusammengewesen wäre. Frau von Montespan verlangte dies förmlich, denn sie fand Geschmack an den weisen Rathschlägen der klugen Wittwe, und es gab so viele Dinge, über die sie sich Raths zu erholen hatte, besonders in Hinsicht der Zukunft ihrer Kinder. Allein eigenthümlich, wenn das Vertrauen der Frau von Montespan zu der Gouvernante ein unbedingtes zu sein schien, so verhielt sich dieß umgekehrt keineswegs so, sondern Madame Scarron blieb bezüglich ihrer eigenen Angelegenheiten immer äußerst zurückhaltend. Dieses Gefühl überkam die Frau von Montespan mehr als einmal und in solchen Augenblicken änderte sie alsobald ihr Betragen. Sie wurde dann plötzlich kalt und ließ die Gouvernante den großen Abstand fühlen, der zwischen ihnen stattfand. Hie und da ging sie auch noch weiter und beklagte sich geradezu beim Könige über die Anmaßungen der Erzieherin, wie sie deren ruhige Gegenantworten zu nennen beliebte. Der König aber, dem nichts verhaßter war, als solche weibliche Zänkereien, hörte kaum auf die Klagen und ermahnte, statt sich in den Streit zu mischen oder gar einen Machtspruch gegen die Gouvernante zu thun, stets nur zur Ruhe, zum Frieden. Je mehr er übrigens mit solchen Dingen behelligt wurde, um so mehr mußte er sich in seinem Innern mit der Wittwe Scarron beschäftigen und es konnte ihm unmöglich entgehen, daß die letztere seiner Geliebten in geistiger Beziehung überlegen sei.

Diese Wahrnehmung machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf ihn und er fand sich von jetzt an nicht selten in denjenigen Stunden bei der Frau von Montespan ein, in denen er die Gouvernante bei derselben anwesend wußte.

Eines Abends, als er unversehens eintrat, hörte er die Frau von Montespan heftig reden, als wäre sie auf's höchste erzürnt, und wie er sich nach dem Gegenstand des Zornes umsah, erblickte er zur Seite die Wittwe Scarron mit Thränen übergossen. Sie sah übrigens schön aus in diesen Thränen, viel zarter, weicher, gefühlvoller als sonst und der König bemerkte dieß im Momente.

„Schon wieder eine Scene?" sagte er zu Frau von Montespan, indem ein Schatten von Unzufriedenheit über sein Gesicht flog. „Warum weinen Sie?" fuhr er dann gegen Madame Scarron gewandt fort.

„Die Frau Marquise," erwiderte Madame Scarron in einem leidenden Tone, „hat mir soeben Vorwürfe darüber gemacht, daß ich die mir anvertrauten Prinzen und Prinzessinnen verziehe und doch bin ich mir bewußt, daß ich nur deren Bestes bezwecke."

„Wie kommt es, Frau Marquise," versetzte nun der König, „daß Sie jetzt auf einmal die Erziehungsmethode der Frau Gouvernante so tadelnswerth finden, während Sie doch früher ganz damit einverstanden waren? Beruhigen Sie sich übrigens, Frau Scarron," setzte er sofort mit einem freundlichen Blick auf diese hinzu; „die Aufwallung der Frau Marquise wird vergehen und was mich selbst betrifft, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Ihre Leistungen durchaus meinen Beifall haben."

Er winkte ihr zu gehen und mit einer tiefen Verbeugung verließ sie den Salon; so wie sie aber fort war, kam die Reihe des Weinens an die Marquise.

„Eine solche Demüthigung muß ich erleben!" rief sie vor Aerger und Verdruß außer sich. „Dieser geringen Dienerin geben Sie mir gegenüber recht und machen sie dadurch immer halsstarriger, arroganter und unverträglicher!"

„An Frau Scarron," erwiderte Ludwig XIV. mit großem

Nachdruck, „habe ich bis heute weder Arroganz noch Starrsinn bemerken können, sondern sie beträgt sich stets mit sehr würdevollem Anstand. Auch finde ich, daß sie durchaus nicht das gefühllose Wesen ist, für welches ich sie früher hielt, und ich richte daher die dringende Bitte an Sie, dieselbe künftig etwas schonender zu behandeln, als Sie in der letzten Zeit thaten."

Es war vielleicht der erste laute Tadel, den Ludwig XIV. der Frau von Montespan gegenüber aussprach, und diese verfiel deßhalb auch in ein kaum endenwollendes Schluchzen; allein sie nahm sich die Zurechtweisung doch nicht in solchem Maaße zu Herzen, als sie kluger Weise hätte thun sollen, und nach Kurzem schon fingen die alten Zänkereien wieder an. Wenn nun aber auch der so eben von mir geschilderte Auftritt keine unmittelbare Folge hatte, so zog er doch Dinge von der äußersten Wichtigkeit nach sich, wie dieß dem Leser aus dem Nachfolgenden sogleich klar werden wird. Von dieser Zeit an nehmlich wohnte Ludwig XIV. nicht selten den Unterrichtsstunden bei, welche Frau Scarron dem jungen Louis August de Bourbon — die beiden andern Kinder waren noch zu jung — gab, denn der König war diesem Knaben mit wahrhaft zärtlicher Liebe zugethan und wollte sich durch den Augenschein überzeugen, ob derselbe in der That auf die richtige Art behandelt werde. Er überzeugte sich übrigens nicht blos hievon, sondern auch davon, daß der Knabe, ein sehr aufgewecktes Kind von vielen Fähigkeiten, die auffallendsten Fortschritte mache — Fortschritte, die weit über sein Alter gingen, und daß diejenigen nicht ganz unrecht hätten, welche von ihm als einem Wunder der Welt sprachen. Ueberdem fand er, daß Frau Scarron, wie für den Geist, so auch für den Körper ihres Zöglings auf's beste sorgte, und daß sie überhaupt eine Liebe zu demselben zeigte, als wäre sie, statt der Erzieherin, die wirkliche natürliche Mutter. Dafür aber hatte sie sich auch in dem Herzen des jungen Louis August fest gebettet, und er vergalt ihr ihre Liebe mit einer Zärtlichkeit und Anhänglichkeit, wie er sie keineswegs gegen Frau von Montespan äußerte. Von diesem allem gewann Ludwig XIV. genaue Kenntniß und war es nun

nicht eine natürliche Folge, daß er gegen eine Dame, die so mit seinem Lieblingssohne stand, unmöglich gleichgültig sein konnte? Wenn sie ihm also noch vor wenigen Monaten abstoßend vorgekommen war, so zog sie ihn jetzt an, und er verhehlte sich seine Sympathie auch keinen Augenblick lang. Nur nannte er die Gefühle, die er für sie zu hegen begann, nicht Liebe und Hinneigung, sondern Respekt vor ihrem imponirenden Wesen, und Bewunderung ihres Verstandes, ihrer Kenntnisse, ihrer Tugenden.

So schwanden die Tage dahin und das Jahr 1674 neigte sich bereits seinem Ende zu. Immer häufiger hatte Ludwig XIV. in der letzten Zeit seine Besuche im Kinderzimmer, in welchem Madame Scarron dominirte, wiederholt und immer deutlicher trat sein Respekt, seine Bewunderung hervor. Natürlich konnte dies der Frau von Montespan nicht verborgen bleiben und auf einmal erwachte der Geist der Eifersucht in ihr. Zu ihrem Unglück, denn je heftiger diese Leidenschaft sich steigerte, um so öfter wiederholten sich jene Scenen, von denen ich oben ein Beispiel gegeben habe; um so öfter hatte Madame Scarron rothgeweinte Augen. Eines Tags, im Dezember, war letzteres abermals der Fall und merkwürdiger Weise ereignete sich dieß gerade zu einer Stunde, in welcher der König, wie Madame Scarron gar wohl wußte, das Kinderzimmer zu besuchen pflegte. Noch merkwürdiger erschien der Umstand, daß die geistreiche Wittwe dießmal eine besondere Aufmerksamkeit auf ihre Toilette verwandt hatte, und daß die Kleidung, die sie trug, obwohl von einfachem Stoff und keineswegs überladen, doch die Formen ihres ebenmäßigen Wuchses recht in die Augen fallen ließ.

„Was ist Ihnen wieder begegnet, meine liebe Scarron?" sagte Ludwig XIV. als er zur gewohnten Stunde eintrat und sie freundlich begrüßte.

„Nichts von Belang, Eure Majestät," entgegnete Frau Scarron, schnell ihre Thränen trocknend, zugleich aber wohl bemerkend, daß der König kein Auge von ihrer Person verwandte.

„Nichts von Belang?" rief Ludwig XIV. aus. „Eine Dame, wie Sie, weint nicht über Kindereien."

„Und wenn es auch so wäre," meinte Frau Scarron, „so könnte ich es Ihnen hier nicht sagen. Der Verstand des jungen Prinzen geht über seine Jahre und er darf am wenigsten etwas davon erfahren."

„Gut," fuhr Ludwig XIV. fort, „so treten wir hier in das Nebenzimmer und die Wärterin mag einstweilen die Sorge um die Kinder übernehmen."

Es geschah nach dem Befehl des Monarchen und einige Minuten später standen sich Ludwig XIV. und die Wittwe des contracten Poeten allein gegenüber.

„Nun," sagte der König, „was ist es?" Mit diesen Worten ließ er sich auf einen Divan nieder und nöthigte sie hart neben ihm Platz zu nehmen.

„Viel und wenig, Eure Majestät," erwiderte Madame Scarron, abermals in Thränen ausbrechend. „Man will mich verheirathen."

„Verheirathen?" rief Ludwig XIV. „Sie will man verheirathen? Und an wen denn, wenn ich fragen darf?"

„O recht vornehm," seufzte Frau Scarron, „weit über meinen Stand. Der Herzog von Estissac ist es, den man mir zugedacht hat."

„Den Herzog von Estissac?" lachte der König laut auf, aber sein Lachen war kein fröhliches, sondern vielmehr ein recht bitteres und höhnisches. „Diesem alten, fast siebenzigjährigen grauen Sünder, welcher sein ganzes Leben in Thorheit vergeudete und nun an Leib und Seele verdorben ist, diesem sollen sie angetraut werden? Und," setzte er eine Weile darauf mit mehr Gelassenheit und Würde hinzu, „wer hat denn diesen prächtigen Gedanken ausgeheckt?"

„Die Frau Herzogin von Richelieu hat mir den Vorschlag gemacht," erwiderte Madame Scarron, „aber ich habe volle Ursache zu glauben, daß der Plan von einer weit höher gestellten Dame, herrührt, und wenn ich nicht befürchten würde, Eure Majestät zu beleidigen, so . . . so . . . ."

Hier stockte sie verlegen, aber der König verstand sie doch vollkommen. „Sie haben Verdacht auf die Frau Marquise von

Montespan," sagte er, „und es ist möglich, daß Sie recht haben. Doch wie lautete Ihre Antwort auf den Antrag?"

„Ich erklärte," rief Frau Scarron, mit dem Schnupftuch über die Augen fahrend, „daß ich die zwei Prinzen und die Prinzessin, deren Erziehung mir anvertraut ist, allzu sehr liebte, als daß ich mich entschließen könnte, sie zu verlassen, und wenn Eure Majestät nicht ganz unzufrieden sind mit meinen bisherigen Diensten, so möchte ich inständig bitten, daß ....."

Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter sprechen, aber ihr umflortes Auge ruhte flehend auf Ludwig XIV.

„Nie, nie," erklärte der König, indem er ihr heftig die Hand drückte und dann unwillig aufsprang; „nie willige ich in Ihre Entfernung und vollends nie in diese Heirath. Das sind nichts als Intriguen, weil man weiß, daß ich Sie hochschätze; aber von nun an sollen Sie mit keinem Wort weiter belästigt werden, das verspreche ich Ihnen, und überdem werde ich dafür Sorge tragen, daß Sie aus dieser abhängigen Stellung, in der Sie sich seither befanden, herauskommen. Ich hatte das längst im Sinne, und ergreife jetzt mit Vergnügen diese Gelegenheit."

So sprechend verließ Ludwig XIV. in Eile das Zimmer und etwas aufgeregt sah ihm die schöne Wittwe nach, denn sie wußte nicht, was sie aus den letzten Worten des Königs machen sollte. Doch blieb sie nicht allzulange in Ungewißheit, indem sie schon den andern Morgen von dem Minister Colbert zweimalhunderttausend Livres in Gold zugeschickt erhielt. „Auf unmittelbaren Befehl des Königs," hieß es in dem respektvollen Begleitschreiben, „zur Abschlagszahlung für die vielen Sorgen und Mühen bei der Erziehung der königlichen Kinder."

Das war eine hübsche Morgengabe und das viele Geld hätte wohl Manchem den Kopf verrückt. Nicht so verhielt es sich bei der Madame Scarron. Vielmehr blieb sie sich äußerlich ganz gleich und gewann es sogar über sich, mit Niemanden davon zu reden. Dagegen aber fragte sie unter der Hand nach, ob nicht in der Nähe ein hübsches Gut feil wäre, das sie mit der bewußten Summe aquiriren könnte, und siehe da schon nach wenigen

Tagen fand sie was sie suchte. Es war dieß die Herrschaft Maintenon, ein sehr schönes und gut arrondirtes Schloßgut, nur wenige Meilen von Versailles entfernt, das seine zehntausend Livres Rente abwarf und eine recht freundliche Lage am Fluß Eure hatte. Der Preis betrug zweimalhundert und vierzigtausend Livres und sie bezahlte ihn baar (am 27. Dezember 1674), denn die vierzigtausend Livres besaß sie theils von früheren Präsenten her, theils von Ersparnissen ihrer Besoldung.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht am ganzen Hofe — da der Kauf einen notariellen Akt erforderte, so konnte er natürlich nicht verschwiegen bleiben — und die verschiedenartigsten Urtheile wurden darüber laut. Um so begieriger war Jedermann, wie sich der König darüber äußern würde, und Seine Majestät ließen auch nicht lange darauf warten. „Ich finde," sagten Allerhöchstdieselben, als die Sprache auf den Kauf kam, laut an der öffentlichen Tafel, „ich finde, daß Frau von Maintenon wie immer, sehr klug gehandelt hat."

Hoch auf schauten die Hofleute, als sie diese bedeutungsvollen Worte hörten, denn man bedenke wohl: nicht „Frau Scarron" sagte der König, sondern „Frau von Maintenon." Ja Seine Majestät wiederholte dieselbe Benennung schon nach wenigen Minuten, und von einem Zufall, einer Zerstreutheit konnte also nicht die Rede sein. Ha wie sie jetzt nach der Tafel die Köpfe zusammensteckten, die Herren Kavaliere und Hofdamen! Wie sie einander in die Ohren zischelten und bedeutsam mit den Köpfen nickten! „Frau von Maintenon hat er sie geheißen und nicht Madame Scarron; folglich hat es bei ihr mit dem Bürgerthum ein Ende und es ist so gut als ob sie den Adelsbrief in der Tasche hätte."

Dabei blieb es auch von jetzt an unwiderruflich. Der König nehmlich fuhr fort, sie so zu nennen, und selbstverständlich durfte es nun Niemand mehr wagen, ihr einen andern Namen zu geben. Auch die Frau Marquise von Montespan konnte keine Ausnahme machen; aber sie that es mit tiefem Ingrimm und wußte diesen nicht einmal zu verbergen. „Nicht Maintenon, sondern Main-

tenant sollte man sie heißen," sagte daher ein Witzling, darauf anspielend, daß die bisherige Wittwe Scarron jetzt mehr gelte, als die Frau von Montespan!

Auf diese Art ging es mit der Verwandlung der Madame Scarron in die Madame de Maintenon zu und die letztere schrieb sich von dieser Minute an nie mehr anders. Von der Verwandlung des „Schloßguts" Maintenon aber in ein „Marquisat" mit den Vorrechten einer Pairie werde ich später berichten.

Sechstes Kapitel.

Die Fastenzeit vom Jahr 1675.

Einen großen Schritt nach Vorwärts hatte Madame Scarron gethan: sie hieß jetzt Madame de Maintenon. Nicht aber darin lag der große Schritt, daß sie jetzt adelig war und ein einträgliches adeliges Gut besaß, sondern darin, daß die Begriffe, die man bis jetzt immer mit dem Namen Scarron verband, nicht mehr auf sie anwendbar waren. „Scarron!" Wenn man diesen Namen nannte, so gedachte man unwillkürlich jenes gelähmten Poeten, der durch seine spöttischen Verse ganz Paris lachen gemacht hatte. Es lag etwas Burleskes in diesem Namen und unmöglich konnte eine Frau, die diesen Namen führte, eine hoch gebietende Stellung am Hofe einnehmen. „Maintenon dagegen!" Ja dieser Titel erinnerte an das alte Geschlecht der Maintenons, welche in früheren Zeiten sich im Frieden wie im Kriege auf eine höchst ehrenvolle Weise ausgezeichnet hatten. Dieser Name paßte also zu der Würde, in welche sich Françoise d'Aubigné zu hüllen pflegte; er paßte zu ihrem klugen, kalten, vorsichtigen Benehmen; er paßte zu ihrer Frömmigkeit, ihrer Devotion, ihrem Bigottismus!

Das war der erste wichtige Erfolg, den sich die genannte Dame durch die Umwandlung ihres Namens sicherte. Der zweite, nicht minder wichtige, bestand darin, daß sie dadurch aus dem

bisherigen Abhängigkeitsverhältniß zu der Frau von Montespan gleichsam mit einem Male heraustrat. Die Kluft des Rangunterschiedes, welcher sie vordem getrennt, gähnte nun nicht mehr, oder wenigstens nicht mehr so tief zwischen ihnen und, was die Hauptsache, Frau von Maintenon wußte sich von jetzt an als Erzieherin der Königlichen Bastardkinder in unmittelbaren Rapport mit dem Könige selbst zu setzen. Ja, er, der große Ludwig XIV., hatte es selbst so gewollt und war allen Einwendungen der Frau von Montespan gegenüber fest dabei geblieben. Was Wunder also, wenn die Höflinge zu vermuthen anfingen, sie, die neue Madame de Maintenon, sei im Stillen bereits zur Rivalin der Madame de Montespan avancirt?

Doch wie verhielt es sich in Wahrheit hiemit? War es wirklich die Absicht der Frau von Maintenon, mit Frau von Montespan, das ist mit jenem glanzvollen Wesen, das ihr an Schönheit und Jugendblüthe so unendlich überlegen war, sich in einen Wettkampf einzulassen, und hatte sie gar vollends den Muth, an dem endlichen Gelingen nicht zu verzweifeln? Ja, sie hatte diesen Muth und sie durfte ihn haben, weil sie den klarsten Verstand von der Welt und dazu hin eine Willenskraft besaß, die vor keinem Hinderniß zurückschreckte; sie durfte ihn haben, weil sie immer mit dem gleichen Eifer vorwärts arbeitete und selbst dann nicht ermüdete, wenn auf dem zurückzulegenden weiten Wege jeden Tag nur ein paar Linien gewonnen wurden. „Er kann nicht ewig jung bleiben,“ sagte Madame de Maintenon zu sich selbst, „denn auch die Könige altern und sterben. Er muß also einmal anfangen, dieses ewige Haschen nach Genuß und Vergnügen für das anzusehen, was es ist, für einen eiteln Sinnenrausch, aus dem man mit Ekel erwacht. Und wenn nun diese Zeit heranrückt, die Zeit, wo ein entblößter Nacken ihn nicht mehr entflammt und eine üppige Hüfte ihn nicht mehr reizt; wenn dann in Folge dessen jene eigenthümlichen Gedanken über ihn kommen, welche auf jeden Ueberreiz sich einstellen, jene aus Langerweile, Trübsinn, Reue und Todesahnung zusammengesetzten Gedanken, welche immer die Erschlaffung begleiten; ei dann wird er sich

sehnen nach einer Freundin, die ihn erhebt und tröstet, nachdem sie mit ihm gebetet und mit ihm geweint, und diese Freundin will ich sein, ich, auf deren Verstand und Urtheil er jetzt schon so volles Vertrauen setzt."

Also kalkulirte Frau von Maintenon und nicht ohne Stolz berechnete sie dann die Mittel, durch welche sie bei ihrem großen Unternehmen unterstützt wurde. Auch hatte sie alle Ursache, stolz darauf zu sein, denn sie besaß die Gabe der Beredtsamkeit in hohem Grade und nicht leicht gab es ein weibliches Wesen, welches im Stande war, einen Mann so sehr mit süßen, einschmeichelnden, fesselnden und doch wieder imponirenden Worten zu umstricken, wie sie. Ueberdem fehlte es ihr durchaus nicht an persönlichen Reizen, denn wenn auch der erste Jugendglanz, jene erste liebliche Frische, die ich im ersten Kapitel dieses Buchs geschildert, jetzt, in ihrem vierzigsten Jahre, wie natürlich, nicht mehr vorhanden sein konnte, so hatte sie sich doch merkwürdig gut, was man sagt, conservirt und namentlich zeichnete sie sich durch feurige große Augen, durch eine offene freundliche Stirne, durch eine sonore klangvolle Stimme, durch weiße feine Hände, sowie durch eine zierliche, anmuthige und doch zugleich majestätische Haltung des Körpers aus. Ja, der hatte Recht, der von ihr sagte: „Wenn sie ging, so glaubte man eine der Grazien zu sehen, und wenn sie sprach, so war es, als stünde man vor der Weisheit selbsten!" Hatte sie also nicht Ursache, auf die Mittel, die ihren Verstand unterstützten, ein klein wenig stolz zu sein?

Trotz allen diesen großen körperlichen wie geistigen Vorzügen aber gab sich Frau von Maintenon keinen Illusionen hin und namentlich rechnete sie auch nicht darauf, daß ihre Zeit schon in den nächsten paar Monaten beginnen werde. Noch schwelgte ja Ludwig XIV. im Taumel der Liebe zur Montespan und noch schäumte der Becher seiner Manneskraft fast bis zum Ueberlaufen, da er fast drei Jahre weniger zählte, als sie, die Maintenon; allein wenn sie ihn auch noch nicht „ganz" für sich gewinnen konnte, so nahm sie sich doch wenigstens vor, den Boden, auf dem sie künftig zu säen beabsichtigte, einstweilen zu beackern, damit er

später zur Aufnahme der Saat um so passender sei, und überdem wollte sie stets auf der Hut sein, damit ihr keine Gelegenheit, im Herzen des Königs festen Fuß zu fassen, entgehe. Derartig war die Situation am Hofe Ludwigs XIV. zu Anfang des Jahres 1675; da trat ein Ereigniß ein, welches der Sachlage mit einem Male eine andere Wendung geben zu wollen schien.

In den ersten Tagen des Februar nehmlich starb der Pater Ferrier, der Beichtvater des Königs seit der Zeit, da der Pater Annat so schnell entlassen worden war, und es handelte sich also darum, diese hochwichtige Stelle von neuem zu besetzen. Es gab der Kandidaten sehr viele, denn jeder der vielen Mönchsorden, sowie auch die zahlreiche Weltgeistlichkeit spekulirte mit allem Eifer darauf, einen aus ihrer Mitte zu diesem Posten zu befördern. Die bei weitem größten Anstrengungen übrigens machte die Gesellschaft Jesu und da sie den sehr laxen Grundsätzen ihrer Constitution gemäß kein Mittel verwarf, das zum Ziele führen konnte, so hatte sie schon deswegen einen weit günstigeren Standpunkt, als die übrigen tonsurirten Societäten. Ueberdem standen unter den Hochgestellten am Hofe nicht wenige auf ihrer Seite; so namentlich die Königin Maria Theresia nebst allen denen, die zu ihrem engeren Kreise gehörten. Was aber noch mehr besagen wollte, die Gesellschaft Jesu stellte einen Kandidaten auf, den Pater François d'Aix de Lachaise, mit welchem, was Feinheit der Bildung, Gewandtheit des Benehmens und Unscrupulosität in Beurtheilung menschlicher Schwächen nicht leicht ein anderer Priester concurriren konnte. Die Aussichten der Söhne Loyola's schienen also, wie gesagt, nicht schlecht zu stehen; allein wenn man der Sache näher auf den Grund ging, so verhielt es sich doch ganz anders. Die Frau Marquise von Montespan nehmlich war aus Gründen, die ich im zweiten Kapitel dieses Buchs des Näheren berührte, ihre erklärte Gegnerin, und der König, dessen Sinne sie noch immer gefangen hielt, hatte keinerlei Ursache, den Willen seiner Geliebten hierin zu durchkreuzen. Was nützte es also, wenn die Königin nebst den alten frömmelnden Herzoginnen, mit denen

sie tagtäglich betete, speiste und weinte, in jesuitischem Sinne dachte und handelte? Sie hatte durchaus keinen Einfluß auf den regierenden Herrn und ihre Fürsprache für den Orden Jesu machte dessen Sache eher schlimmer als besser.

„Wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben," sagte der Pater Lachaise nach einer langen Berathung, welche im Jesuitenkollegium der Straße St. Jacques zu Paris über das bewußte Thema stattfand. „So lange die Marquise de Montespan im Königsschlosse zu Versailles tonangebend ist, kommen wir unmöglich zum Ziele, und folglich müssen wir unser Augenmerk dahin richten, diese Dame für immer oder wenigstens momentan zu entfernen. Hiezu aber kann uns nur ein einziges Wesen auf Erden behilflich sein und dieses einzige Wesen nennt sich Frau von Maintenon. Sie allein vermag durch ihren Verstand die Sinnlichkeit des Königs zu paralysiren."

„Zum Glück ist sie uns günstig," bemerkte einer seiner Mitbrüder.

„Günstig ja, aber nicht ergeben," erwiderte der Pater Lachaise. „Versuchen wir es also vor allem, ihre Ergebenheit zu gewinnen."

Und es wurde versucht und mit großem Glück versucht, denn der ganze Orden setzte sich in Bewegung und hofirte der Frau von Maintenon, als wäre sie eine tonangebende Königin. Freilich offen thaten es die Herren Patres nicht, sondern ganz fein und schleichend unter der Hand, so daß ihre vielen Besuche nicht auffielen, und insbesondere thätig erwies sich dabei der Pater Lachaise in eigener Person. Allein obwohl es nun dem letzteren gelang, einen geistigen Bund mit der ehemaligen Wittwe Scarron zu errichten, so wagte es diese doch nicht, dem König Rathschläge in Beziehung auf die Besetzung der Beichtvatersstelle zu geben, und wer weiß also, ob überhaupt die Gesellschaft Jesu reussirt hätte, wenn nicht abermals ein Ereigniß eingetreten wäre, das auf eine geschickte Weise benützt werden konnte.

Um diese Zeit nehmlich, während der Krieg mit den Niederlanden noch immer fortdauerte, doch gerade jetzt im Winter mehr zur See als zu Lande geführt wurde, zettelte eine französische

Dame von höherem Stande, die Frau Marquise von Villars, welche in Rouen lebte, eine Verschwörung an, um mit Hilfe des niederländischen Admirals Tromp, der deßhalb an der Küste kreuzte, die Stadt Honfleur dem Feinde in die Hände zu spielen und zugleich die ganze Normandie zu revolutioniren. Die Frau Marquise stand in sehr schlechtem Rufe, denn man sagte ihr nach, daß sie ihre beiden Männer, welche sie nach einander gehabt, auf heimliche Weise, nachdem sie ihrer überdrüssig geworden, beseitigt habe, und eben jetzt unterhielt sie ein Verhältniß zu einem Chevalier de Préault, einem jungen Mann von den ungebundensten Sitten. Nun gehen aber bekanntlich wilde Sitten und Verschwendung meist Hand in Hand und das liederliche Paar mußte also daran denken, weil die eigenen Mittel zu ihrem tollen wüsten Leben nicht zureichten, auf irgend eine, wenn auch verbrecherische Weise zu Geld zu kommen. In Folge dessen machte die Frau Marquise eine Reise nach Holland und es gelang ihr, durch einen gewissen Van-der-Enden, einen früheren Arzt und nunmehrigen Gastgeber in Pique-Puce, sich mit der niederländischen Regierung in's Vernehmen zu setzen; diese Regierung aber versprach ihr nicht nur die Summe von zweimalhunderttausend Gulden, wenn sie ihr Versprechen wegen Honfleur und der Normandie in's Werk zu setzen im Stande sei, sondern leistete ihr auch eine bedeutende Abschlagszahlung. Kaum war die Frau Marquise so weit, so kehrte sie nach Rouen zurück und verband sich sofort mittelst ihres Zuhälters, des Chevalier de Préault, mit zwei äußerst verwegenen und dem höheren Adel angehörigen, aber sonst in allen Lastern versunkenen Gesellen, nehmlich mit einem gewissen La-Trueaumont, dem Sohn eines höheren Beamten in Rouen, sowie mit dem Chevalier de Rohan, einem Mitglied der berühmten fürstlichen Familie dieses Namens. Diese Viere also, die Frau Marquise, der Chevalier de Préault, der Chevalier de Rohan und La-Trueaumont bildeten die Seele der Verschwörung, von der ich oben sprach, und sie waren es auch, welche den ganzen Hochverrathsplan ausarbeiteten. Gemäß demselben sollten noch verschiedene andere Unzufriedene aus den höhern Ständen mit in's Geheimniß gezogen werden und

jeder derselben hatte ein paar wohlbewaffnete Diener zu stellen, welche blind für ihn durch's Feuer gingen. Dann wollte La-Trueaumont den Gouverneur von Honfleur, welchen er gut kannte, nebst den besseren Offizieren der Garnison, bei einem Besuch, den er in Honfleur machte, zum Abendessen einladen, und sowie Alles begeistert wäre, wollte er mit dem Chevalier von Rohan und einigen andern entschlossenen Kameraden über seine Gäste herfallen, um sie ohne weiteres zu erdolchen. Unmittelbar darauf aber habe der Admiral Tromp, durch ein Raketenzeichen benachrichtigt, mit seinen Marinesoldaten zu landen, und es werde dann ein Leichtes sein, sich in der Ueberraschung der Festungswerke von Honfleur zu bemächtigen, denn die ihrer Anführer beraubten Soldaten könnten sich unmöglich lange wehren. Solches war der schuftige, landesverrätherische Plan, welchen die vier genannten Rädelsführer ausgeheckt hatten, und sie besaßen alle Viere Verwegenheit und Herzensschlechtigkeit genug, um vor seiner Ausführung nicht zurückzuschrecken. Allein so weit kam es nicht; vielmehr wurde durch den Agenten, welcher das Blutgeld an den Chevalier von Rohan über London vermitteln sollte, Alles heimlich verrathen und Ludwig XIV. schickte sofort den Major seiner Garden, den Grafen von Brissac, auf's eiligste nach Rouen, um die Betheiligten zu verhaften. Es gelang bei dreien, bei dem Chevalier de Rohan, dem Chevalier de Préault und der Marquise de Villars; La-Trueaumont dagegen wehrte sich so lange, bis er vor Blutverlust nicht mehr fechten konnte, und war wenige Stunden darauf eine Leiche. Nach der Gefangennahme der Drei ging's an ihr Verhör und bald wußte man sie — der Staatsrath de Bezons, der dies Geschäft besorgte, scheute auch vor den perfidesten Mitteln nicht zurück — zu einem Geständniß zu bringen. Darauf hin aber erfolgte sofort das Urtheil, welches auf Tod durch Enthauptung lautete, und dieses Urtheil wurde wenige Tage darauf in all seiner Strenge vollzogen.

Das war das Ereigniß, von dem ich weiter oben sagte, daß es geeignet gewesen sei, auf eine geschickte Weise benützt zu werden, und es wurde auch wirklich so benützt. Daßelbe machte nehmlich

einen sehr düstern Eindruck auf Ludwig XIV. und es wollte ihm gar nicht aus dem Sinn, daß so hochgestellte Personen, wie die vier Verschworenen waren, sich in ein solches Verbrechen hatten einlassen können.

„Wenn es," sagte er eines Tags zu Frau von Maintenon, die er ausdrücklich deßwegen aufgesucht hatte, um sich mit ihr über dieses Thema zu unterhalten, denn ernsthafte Sachen besprach er, seit er sie näher kannte, am liebsten mit ihr, und er pflegte sogar nicht selten den Satz aufzustellen, daß nur sie allein im Stande sei, ihn recht zu verstehen; „wenn es Leute aus dem gemeinen Haufen gewesen wären, so würde ich mich nicht besonders darüber alteriren; aber der Chevalier de Rohan und die Marquise de Villars, wahrhaftig sie müssen doch eine gute Erziehung genossen haben und ihre Verwandten, die sich in den höchsten Kreisen bewegen, gehören sämmtlich zu den ehrenwerthesten Charakteren."

„Eure Majestät," erwiderte Frau von Maintenon in sehr ernstem Tone, „in Frankreich hat die Immoralität und Irreligiosität viel weiter um sich gegriffen, als man es nur für möglich halten sollte, und gerade unter den höchsten Ständen, unter denen, welche für Andere ein nachahmungswürdiges Beispiel sein sollten, begeht man ganz ungescheut und offen Dinge, welche der weltliche wie der geistliche Richter nicht anders denn als Verbrechen bezeichnen kann. Diese Marquise de Villars war eine Ehebrecherin und daraus erzeugte sich ihre ganze übrige Schlechtigkeit; denn eine einzige Sünde gebiert zehn andere."

Betroffen schaute der König vor sich nieder und schwieg eine Weile gedankenvoll still. „Halten Sie mein Verhältniß zu Frau von Montespan für ein Verbrechen?" fragte er jetzt plötzlich, indem er die Frau von Maintenon fest ansah.

„Erlauben mir Eure Majestät," entgegnete die Dame, ohne nur einen Augenblick zu zaudern, „diese Frage durch eine Gegenfrage zu beantworten: Warum wurde Herr von Silhouette aus den Reihen der Musketiere ausgestoßen und durfte noch froh sein, daß ihm keine härtere Strafe zuerkannt wurde?"

Abermalen schwieg der König stille und versank in tiefes

Nachdenken. Er hatte aber auch Ursache zu schweigen, denn der betreffende Musketier war ausgestoßen worden, weil er die Frau eines Gewürzkrämers geraubt und dann mit ihr zusammengelebt hatte, als wäre sie seine eigene Frau. Also ganz dieselbe That, die Ludwig XIV. ebenfalls begangen, da er dem Herrn Marquis de Montespan seine Frau gewaltsam wegnahm und bis jetzt aus Königlicher Befugniß vorenthielt!

Seit dieser Unterredung mit Frau von Maintenon sah man den König oft nachdenklich und man wollte wissen, daß er den vertrauten Umgang mit Frau von Montespan meide. Ja sogar eine kleine Annäherung an die Königin schien stattgefunden zu haben, und nun war der Jubel in dem Lager der Herren Patres von der Gesellschaft Jesu ein unendlich großer. Doch hüteten sie sich wohl, ihn laut werden zu lassen, und blieben lieber stille im Hintergrunde; natürlich aber ohne deßhalb auch nur einen Augenblick lang in ihren heimlichen Machinationen nachzulassen.

Man befand sich eben damals in der großen Fastenzeit vor Ostern und über diese Zeit vernachlässigt es bekanntlich kein guter Katholik, die Kirche so häufig als möglich zu besuchen. Man muß sich doch vorbereiten auf die heilige Beichte an Ostern und wenigstens einmal im Jahre recht fromm zu sein, ist sicherlich nicht zu viel verlangt! Auch am Hofe in Versailles war man sehr fromm und der König ging Allen mit gutem Beispiele voran. Nicht eine einzige Predigt versäumte er und nicht eine einzige Messe; so wie aber Er that, so that natürlich auch die Königin, seine Gemahlin; so that dann weiter die Frau Marquise von Montespan und so that endlich wer nur irgend mit dem Hofe zu thun hatte bis auf die geringste Dienerschaft hinab. Warum hätte man aber auch nicht so thun sollen? Es war ja so anziehend, den Pater Bourdaloue vom Orden Jesu, den Hauptredner jener Zeit, zu hören, denn er wußte seine guten Lehren so wunderbarlich süß vorzutragen, daß sie wie lauter Honigseim mundeten! Und dann umgekehrt, wenn er donnerte und blitzte, wenn er den Menschen ihre Verbrechen vorwarf und von den ewigen Qualen der Hölle sprach; wenn er sie vollends schilderte, diese Qualen, so recht anschaulich

und handgreiflich ausmalte, so daß man glaubte, bereits vom ewigen Feuer ergriffen zu sein — ha, welch' ein eigenthümlicher Schauder durchzitterte da den Körper und wie erbebte Seele und Herz bis ins innerste Mark hinein! Wahrhaftig, solchen Reden konnte man sich nicht entziehen, selbst wenn man auch gewollt hätte, denn gerade diese Seelenschauer üben eine eigenthümliche magnetische Kraft aus, besonders auf die schwächeren Nerven der Weiber und Jungfrauen! Mit dem öffentlichen Predigen übrigens begnügte sich der so ungemein beredte Pater nicht, sondern er gab auch noch Privataudienzen und wer sich in seinem Gewissen nur irgend beunruhigt fühlte, den lud er ein, sich mit ihm vertraulich zu besprechen. Nicht Wenige machten von dieser Einladung Gebrauch und Manche darunter mit so gutem Erfolg, daß sie von nun an mit heiterem Gemüth ihren religiösen und anderen Pflichten nachkamen. Andere dagegen, denen der Herr Pater wohl besonders hart zusetzte, wurden durch derlei Privatunterredungen halb verrückt und sprachen in ihrer Verzweiflung von nichts als von der ewigen Verdammniß, der sie unmöglich entgehen könnten. Kurz, das Resultat war ganz dasselbe, wie das, welches neuester Zeit so oft die vielberüchtigten Jesuitenmissionen hervorbringen, und ich werde deßhalb nicht nöthig haben, mich specieller darüber zu verbreiten. Nur das bemerke ich noch, daß man in diesen Tagen sowohl beim Könige selbst als auch an der Frau Marquise von Montespan recht oft und viel verweinte Augen bemerken konnte, zum größten Beweise, wie tief ihnen die Vorhalte des Pater Bourdaloue zum Herzen gedrungen sein mußten. Im Uebrigen aber deutete noch gar kein Anzeichen darauf hin, es werde sich das Verhältniß des Königs zur Frau Marquise auf endgültige Weise lösen, und die guten Patres vom Orden Jesu kamen also vor Ungeduld fast außer sich, daß es mit ihren Plänen so überaus langsam vor sich gehe. Da, zwei Tage vor Ostern sollte mit einem Male Alles anders werden.

Unter den Kammerfrauen, welche der Frau von Montespan dienten, befand sich eine, mit der sie ganz besonders vertraut war, denn sie hatte dieselbe schon vor ihrer Verheirathung mit dem

Marquis de Montespan als Zofe in ihre Dienste genommen, und letztere kannte daher, wie natürlich, alle Geheimnisse ihrer Herrin. Ja noch mehr, die kleine Jakobée, so wurde die Kammerfrau von ihrer Gebieterin gewöhnlich genannt, war sogar im Anfang des Verhältnisses der Montespan zum Könige meist als Vermittlerin der Rendez-vous gebraucht worden und die ersten Liebesscenen hatten sich fast alle unter ihren Augen abgespielt. Allein was that's? Auf die kleine Jakobée konnte man sich unter allen Umständen verlassen, da die Treue selbst nicht treuer sein konnte. Kurz also, die bewußte Kammerfrau spielte eine Hauptrolle in dem Haushalt der Frau von Montespan und letztere hätte sich unglücklich gefühlt, wenn sie dieselbe auch nur einen Tag lang würde haben entbehren müssen.

Doch so viele und große Vorzüge die kleine Jakobée auch besaß, so hatte sie dagegen auch wieder ihre Schwächen und die erste und hauptsächlichste war die, daß sie in religiöser Beziehung äußerst engherzig dachte. Alle Tage hörte sie die Messe und zum mindesten alle vier Wochen ging sie zur Beichte. Mit der Absolution übrigens machte man es ihr nie schwer, weil sie immer denselben Priester zum Beichtiger hatte, dem auch ihre Herrin beichtete, und so kamen in dem Herzen Jakobée's wegen des Verhältnisses ihrer Gebieterin zum Könige gar nie Gewissensscrupel auf. Ganz anders wurde dieß, als sie jetzt den Pater Bourdaloue predigen hörte, und wie derselbe sie vollends in seine Privatobhut nahm, da gerieth sie in eine wahre innerliche Verzweiflung. „Sie," so rief's jetzt alle Tage lauter und lauter in ihr; „sie selbst sei es gewesen, welche das Verbrechen des Ehebruchs begünstigt hätte, und sie trage also die Schuld mit, wenn die Seelen des Königs und der Montespan dereinstens der ewigen Pein der Verdammniß anheimfielen. Ja sie trage sogar die Mitschuld an der allgemeinen Sittenverderbniß, die im Lande zu herrschen beginne, und all' die schändlichen Thaten, die daraus hervorgingen oder künftig noch hervorgehen würden, habe man das vollste Recht ihr aufzubürden!"

So riefs im Innern der kleinen Jacobée und daß es so rief,

das hatte natürlich niemand anders zu Wege gebracht als der Pater Bourdaloue mit seinen furchtbaren Höllenqualschilderungen. Wie nun aber die arme Kammerfrau auf den höchsten Grad der Verzweiflung gekommen war, da lief sie wie eine Wahnsinnige im Schloß herum, und sprach von nichts als von Tod und Teufel und Selbstmord. Jedermann ging ihr aus dem Wege; nicht so aber Frau von Maintenon. Diese vielmehr suchte sie absichtlich auf und wollte sie damit trösten, daß der Himmel für jede Sünde Vergebung habe.

„Nur für mich nicht," rief die Halbverrückte mit gellender Stimme. „Nein für mich nicht, sondern ich bin verloren und sehe den Höllenrachen schon offen vor mir. Aber auch Sie, gnädige Frau," fuhr sie mit noch gellenderer Stimme fort, „auch Sie sind dem Teufel verfallen, wenn Sie diesen Bastards, welche Sie erziehen, nicht augenblicklich den Hals umdrehen."

Fort rannte die kleine Jakobée und ließ von neuem ihr Geschrei von Tod und Hölle und Selbstmord erschallen. Allein nunmehr benachrichtigte man Frau von Montespan von der Sache und diese ließ sie augenblicklich vor sich rufen.

„Bist Du wahnsinnig geworden, Jakobée?" sagte Frau von Montespan mit einem vorwurfsvollen Blicke.

„Noch bin ichs nicht," rief die Kammerfrau; „aber ich müßte es werden, wenn ich noch länger hier bliebe. Geben Sie mir meinen Abschied, gnädige Frau, meinen augenblicklichen Abschied, denn ich muß hinaus aus dieser sündhaften Luft, um von nun an Gott mein Leben zu widmen. O gnädige Frau," setzte sie dann mit noch schrillerer Stimme hinzu, indem sie der Frau von Montespan plötzlich zu Füßen sank, „welche Last von Freveln haben Sie auf sich geladen! Gedenken Sie der Zukunft, der Ewigkeit! O ich beschwöre Sie, hören Sie auf Gott zu beleidigen und retten Sie Ihre Seele."

Frau von Montespan war wie erstarrt von dieser Anrede und suchte vergebens nach Worten, um ihre ganz außer sich gerathene Jakobée zu beschwichtigen. Endlich streckte sie ihr die

Hand entgegen, um sie aus ihrer knieenden Stellung aufzuheben, aber Jakobée stieß diese Hand mit Heftigkeit zurück.

„Berühren Sie mich nicht," schrie sie mit wahrhaft entsetzter Stimme; „berühren Sie mich nicht, denn Ihr Leib ist durch irdische Lust verpestet. Aber Jesus, Maria und Joseph, was habe ich vergessen!"

Mit der Schnellkraft einer Schlange sprang sie auf, und rannte nach ihrem Schlafgemache. Dort riß sie ihren Kasten auf, in dem sie ihren Schmuck und sonstige Werthsachen bewahrte, und ein Gegenstand nach dem andern lief in einer wahren Sturmeseile durch ihre Hände. „Das ist von ihr," murmelte sie mit rollenden Augen vor sich hin, „und das und das und dieß da ist vom Könige." Schnell raffte sie alles zusammen und rannte damit nach dem Zimmer der Frau von Montespan zurück. „Hier," kreischte sie, „hier sind Ihre und des Königs Präsente. Nehmen Sie sie zurück, denn es klebt Schande und Schmach und Elend daran. Ich will künftighin durch nichts mehr in irgend einer Berührung mit Ihnen stehen."

Sie warf ihr die Sachen vor die Füße und rannte abermalen ihrem Zimmer zu. Nicht jedoch, um ruhig in demselben zu bleiben, sondern um so schnell als möglich zu packen. Fort wollte sie noch an diesem Abend und fort ging sie auch, ehe eine Viertelstunde um war. Von keinem Menschen nahm sie Abschied, am wenigsten von ihrer bisherigen Gebieterin. Irrsinn hatte sich ihrer bemächtigt.

Derlei Wirkungen übten die Fastenpredigten das Pater Bourdalone aus und ein furchtbarer Schrecken erfaßte den ganzen Hof. Am meisten ward davon Frau von Montespan betroffen, und noch am gleichen Abend, es war der Vorabend zum grünen Donnerstag, begab sie sich, als es dunkel geworden war, allein ohne Dienerschaft oder Gefolge in die Kirche, woselbst der genannte Pater Beichte hörte. Was ihr dieser sagte — ich weiß es nicht; aber tief erschüttert verließ sie den Beichtstuhl, um in ihre Gemächer zurückzukehren. Dort angekommen, schickte sie sofort nach dem Doktor Bossuet, dem Erzieher und Lehrer des Dauphin, und dieser

stellte sich auch sogleich bei ihr ein. Nun erfolgte wieder eine lange Unterredung bei fest geschlossenen Thüren und man hörte Frau von Montespan tief und heftig schluchzen, während der berühmte Doktor ihr eifrig und mit großer Salbung ans Herz sprach.

„Ich werde Ihnen Folge leisten, hochwürdigster Herr," rief endlich Frau von Montespan mit fast erstickter Stimme. „Ich will Buße thun für meine Sünden und werde morgen in aller Früh den Hof verlassen. Gott, mein Gott, für eine kurze Lust des Lebens die ewigen Höllenstrafen! Nein, nein, ich will mich dem Himmel erhalten und bitte Sie, hochwürdigster Herr, benachrichtigen Sie den König von meinem Entschlusse, damit er mir nicht zürne; damit er wisse, was mich dazu getrieben."

Jaques Benigne Bossuet, der nachherige erste Almosenier und Bischof von Meaux versprach, ihrem Verlangen genau nachzukommen, und erst darauf hin kehrte wieder einige Ruhe in das Herz der Frau von Montespan zurück. Nun wandte sich Bossuet zum Gehen; aber eigenthümlich, wie er das Zimmer verlassen hatte, wandte er sich nicht der Treppe zu, welche in den Hofraum hinabführte, sondern er schlug sich links nach der Wohnung der Frau von Maintenon. Dort innen blieb er eine geraume Zeit, und wie er endlich ging, verließ Frau von Maintenon mit ihm das Zimmer. Vor der Thüre jedoch trennten sie sich und er stieg sofort die Schloßtreppe hinab, während sie den Gemächern der Frau von Montespan zueilte. Dort blieb sie die ganze Nacht, um mit der Frau Marquise zu weinen und zu beten. Die schöne Büßende sollte keine Zeit finden, von ihrem Entschlusse, den Hof zu verlassen, durch kühleres Nachdenken wieder abzukommen, und sie fand auch wirklich keine Zeit.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich den andern Morgen die Nachricht durch ganz Versailles, die Frau Marquise von Montespan habe sich heutigen Tags ganz in der Früh in ihr Haus in der Straße Vaugirard zu Paris — in dasselbe Haus, in welchem Frau von Maintenon, damals noch Madame Scarron, so lange einsam und zurückgezogen mit den ihr anvertrauten Kindern ge-

lebt hatte — zurückgezogen, und Jedermann fragte sich, ob denn dieß wirklich möglich sei. Noch begieriger war man darauf, wie Ludwig XIV. die Sache aufnehmen würde, und mit ungeheurer Sehnsucht erwartete man die Stunde, wo man seiner ansichtig werden könnte. Allein man wartete vergebens. Der König verließ den ganzen Tag seine Zimmer nicht und verschob sogar die Ceremonie des heiligen Abendmahls, welches er heute hatte nehmen wollen, auf eine spätere Zeit. Dagegen verlautete, daß er sich zuerst lange mit dem Doktor Bossuet und dann noch länger mit dem Pater Bourdalone eingeschlossen habe, und aus den leuchtenden Augen dieser beiden frommen Herren wollte man den Schluß ziehen, daß Seine Majestät sich hätte bewegen lassen, die Entfernung der Frau von Montespan gut zu heißen. Gewißheit hierüber hatte jedoch Niemand, denn sowohl der König als die beiden Geistlichen schwiegen beharrlich, und dieses Stillschweigen hielt sogar über die ganzen Osterfeiertage an.

Da endlich, am 1. Mai, wurde die Welt von drei großen Neuigkeiten überrascht. Zum ersten davon, daß Frau von Montespan vollständig bekehrt und deßhalb, um ihren frommen Gedanken desto eifriger nachhängen zu können, auf ihr ländliches Schloß zu Clagny übergesiedelt sei. Zum zweiten davon, daß der König die schon seit einiger Zeit vakannte Beichtvaterstelle besetzt und damit den Pater Lachaise vom Orden Jesu betraut habe. Zum dritten endlich davon, daß Ludwig XIV. den Tag darauf zur Armee abreisen werde, um selbst an dem Kampf gegen die Niederländer, der immer noch fortdauerte, Theil zu nehmen.

„Sind Sie nun mit mir zufrieden?" sagte der König am Abend dieses Tages zur Frau von Maintenon, als er ihr wie gewöhnlich seinen Besuch abstattete.

„O ja, Eure Majestät," erwiderte Frau von Maintenon, dem Könige einen vollen Blick ihrer klaren Augen zuwerfend; „allein ich glaube," setzte sie etwas leiser hinzu, „ich glaube, es würde doch besser sein, wenn Clagny statt zweier — zweihundert Meilen von Versailles entfernt läge."

Siebentes Kapitel.

Ein guter Rath des Pater Lachaise.

Es ist ein grundeigenes und insbesondere ein grundbeharrliches Ding um die Liebe, denn wo sie sich einmal festgesetzt hat, da bleibt sie auch festsitzen, man mag gegen sie machen, was man will. Ja sie läßt sich durch nichts austreiben, am wenigsten durch Gründe der Moral und Vernunft. Umgekehrt aber, wenn diese Liebe nicht von außen her, sondern in sich selbst einen Stoß erlitten hat, so wiederholen sich diese Stöße von Zeit zu Zeit, bis endlich ein Riß entsteht, den kein Flicken und Kitten mehr heilen kann. Diese zwei Wahrheiten sollte Ludwig XIV. so gut an sich selbst erfahren, wie schon viele Andere vor ihm und nach ihm gethan haben, zum größten Beweis dafür, daß er auch nur ein Mensch war, obwohl er sich einen Gott däuchte.

Am neunten Mai 1675 reiste Ludwig XIV. richtig, wie er verkündigt hatte, zur Armee ab und fast der ganze Hof, ihn selbst nicht ausgenommen, glaubte, die Zerstreuung und Aufregung, welche der Krieg brachte, werde ihn vollends gründlich von der Liebe zur Frau von Montespan kuriren. In der That fehlte es auch nicht an Aufregung, denn die französische Armee, deren nominelle Oberleitung der König sofort übernahm, während sie in Wahrheit von dem Prinzen von Condé, dem Marschall von Crequi

und dem Grafen von Choiseuil — der alte Veteran Turenne kämpfte an der Spitze einer andern französischen Armee in Deutschland gegen des Kaisers General Montecuculi — geleitet wurde, belagerte und eroberte nach einander die Städte und Festungen Lüttich, Givet, Dinan und Limburg. In Folge dessen schwamm Ludwig XIV. in einem Meer von Ruhm, und man ließ es natürlich weder an Medaillen noch an sonstigen Glorificationen fehlen, um seinem Ehrgeiz volle Befriedigung zu verschaffen. „Wo viel Ehrgeiz ist, da muß die Liebe nothwendig ersterben," raunte man sich zu, und zum ersten Mal seit langer Zeit sah man bei den Gegnern der Frau von Montespan wieder so recht von Herzen fröhliche Gesichter. Damit nun aber ein Rückfall des Königs vollends zur Unmöglichkeit werde, setzten sich sowohl der Doktor Bossuet als auch der Pater Bourdaloue mit Seiner Majestät in briefliche Verbindung und überschütteten Allerhöchstdieselben mit Lobeserhebungen über die Kasteiung seines Fleisches, während sie zugleich manch düsteres Wort von den furchtbaren Qualen der Höllenpein, welche einen recitiven Sünder unzweifelhaft treffen müßten, höchst salbungsvoll miteinfließen ließen. Doch das half alles nichts, denn was frägt Einer, der nach dem Himmel der Liebe dürstet, nach der Hölle und ihren Strafen!

Dem König war es an Ostern mit seiner Trennung von der Montespan offenbar Ernst gewesen und auch in den ersten Wochen seiner Abwesenheit von Versailles blieb er noch immer fest dabei stehen. Nun aber fing sich's auf einmal gar sonderbar in ihm zu regen an und er mochte wollen oder nicht, er mußte an Frau von Montespan denken. Natürlich versuchte er sofort Verschiedenes, um diese Gedanken zu verbannen, denn er hatte einmal sein Wort gegeben, sie nicht wieder sehen zu wollen, und ein Mann, wie viel mehr ein König, muß doch sein Wort halten. Allein es ging nicht; die Gedanken an die Geliebte kehrten in immer verstärkterem Maße wieder, und alle die Süßigkeiten, die er mit ihr genossen, keine einzige ausgenommen, gingen aufregend durch seine Sinne. Gewiß, es war nicht seine Schuld; warum hatte ihm Gott ein so gutes Gedächtniß gegeben? Und dann mußte er ihrer Schönheit

gedenken, des Ebenmaßes ihrer Glieder, ihres blendend weißen Nackens, ihres heiß küssenden Mundes, des festen Schlags ihres Herzens, ihres bezaubernden Lächelns, ihrer umstrickenden Arme. Mein Gott, das war nicht zum Aushalten; er mußte zurück, er mußte sie wenigstens wieder sehen!

Und mitten in diesen Qualen der Aufregung kam ein Eilbote und brachte ihm einen Brief. Es war ein Brief von ihr und jetzt gab es keinen Halt mehr für ihn. Zu ihr mußte er und wenn der Engel mit dem feurigen Schwert in Person ihm den Weg verlegt hätte! Aber, das versteht sich, sein Wort wollte er deßwegen doch halten, nehmlich den Sinn desselben. Er wollte sie nicht mehr lieben, nicht mehr in nähere sündhafte Berührung mit ihr treten; nur als Freundin wollte er sie sehen, als eine geistige Freundin, und das war doch kein Verbrechen. Augenblicklich ging jetzt eine Estaffette nach Versailles und Clagny ab und die Estaffette trug zwei Briefe bei sich; den einen überschrieben an die Frau Marquise de Montespan, den andern an den Herzog von Saint-Aignan, den Großintendanten Seiner Majestät. Darauf hin verkündete der König der Armee seine sofortige Abreise nach Versailles, und keine Einrede seiner Generale, daß nun erst der eigentliche Feldzug beginne und daß seine Abreise einen sehr schlimmen Eindruck auf die Soldaten machen müsse, half etwas. Was lag an Ruhm und Ehre? Was am Wohl des Staats und den weggeworfenen Millionen? Er mußte die Montespan sehen und also mochte der Feldzug endigen, wie er wollte! Das war das Glück, welches die Mätressenwirthschaft Ludwigs XIV. neben andern vielen Wohlthaten über Frankreich brachte.

Am 17. Juli 1675 reiste der König von der Armee ab und vier Tage später, am 21., traf er in Versailles ein. Schon vierundzwanzig Stunden vorher hatte sich am Hofe die allarmirende Nachricht verbreitet, daß Seine Majestät Befehl ertheilt habe, sofort die Gemächer der Frau Marquise de Montespan wieder in Stand zu setzen, und von heiligem Eifer entbrannt, machte sich Doktor Bossuet mit dem nun vierzehnjährigen Dauphin auf den

Weg, dem Könige entgegen. Der kluge Lachaise, der neue Beichtvater, obwohl von Bossuet eingeladen, ihn zu begleiten, war unter einem plausibeln Vorwand zurückgeblieben; denn er kannte die Menschen und wußte, wenn die rechte Zeit sei, auf ein Menschenherz einzuwirken; der fromme Bossuet aber hielt es für seine Pflicht, mit den Donnerkeilen der Religion darein zu fahren und ernste Mahnworte an den König zu richten. Zehn Stunden vor Paris, an einer Station, wo die Pferde gewechselt wurden, traf Bossuet auf den König und trat sofort, den Kronprinzen an der Hand, mit einer höchst ernsten und düsteren Stirne an den Wagen Seiner Majestät.

„Ersparen Sie sich jede Rede," rief ihm Ludwig XIV. zu, noch ehe der heilige Mann Zeit hatte, auch nur den Mund zu öffnen. „Der Befehl, daß Frau von Montespan an den Hof zurückkehrt, ist gegeben und wird nicht zurückgenommen werden. Darauf jedoch haben Sie mein Wort, daß sie mir für die Zukunft nichts sein wird, als eine Freundin, und dies mögen Sie allen Neugierigen am Hofe kund thun."

In der Minute wurde nun Befehl gegeben, weiter zu fahren, und traurigen Herzens schloß sich Bossuet mit dem Dauphin dem königlichen Zuge an. Nach seiner Ankunft in Versailles war sein erster Gang zum Pater Lachaise.

„Alles ist verloren," rief er ihm zu, „denn der König wollte nicht auf mich hören und Frau von Montespan wird wieder an den Hof kommen."

„Sie ist schon da," erwiderte der Pater Lachaise in der ihm eigenen feinen Weise; „schon vor einer Stunde traf sie hier ein, aber dennoch haben wir die Schlacht noch nicht verloren."

„Wie?" sagte Doktor Bossuet, den andern erstaunt anschauend, „Sie glauben in der That, daß der König von nun an blos eine Freundin in ihr sehen wird?"

„Nein," lächelte der schlaue Jesuit, „sie wird ihm vielmehr wieder das sein, was sie ihm vorher war. Allein Sie dürfen zwei Dinge nicht übersehen; einmal daß in das Verhältniß des Königs zur Marquise eine Bresche geschossen wurde, und zweitens

daß Frau von Maintenon noch lebt. Die Zeit wird kommen, wo Frau von Maintenon in diese Bresche eintritt.“

Doktor Bossuet schüttelte ungläubig den Kopf, erwiderte aber kein Wort weiter; der Pater Lachaise dagegen setzte sich mit zufriedener Miene wieder an seinen Schreibpult und vollendete einen langen Brief an Frau von Maintenon, den er bereits vor dem Eintritt seines frommen Kollegen begonnen gehabt hatte. „Wenn sie,“ flüsterte er vor sich hin, „meine Regeln genau befolgt, und sie ist ganz das Weib dazu, es zu thun, so muß uns schließlich der Sieg doch bleiben.“

Allein, so fragt vielleicht der Leser, warum schrieb denn der Pater Lachaise an die Frau von Maintenon, statt daß er ihr, was er wollte, mündlich mittheilte? Der Grund liegt einfach darin, daß die genannte Dame sich damals gar nicht in Versailles befand, und die Ursache, warum sie von dort abgereist war, ist nirgends sonst zu suchen, als in dem kranken Fuße des jungen Louis August de Bourbon. Wie der Leser sich ohne Zweifel noch erinnern wird, hatte der König der Frau von Maintenon die Befugniß ertheilt, bei dem Doktor Fagon sich über die Krankheit ihres Zöglings Raths zu erholen, und der genannte Doktor sprach sich, nachdem er den Knaben — Prinzen hätte ich eigentlich sagen sollen — genau untersucht, dahin aus, daß in den heißen Quellen von Barèges und Bagnères sichere Heilung für das kranke Glied zu finden sein werde. Sofort gab der König Befehl, dem Ausspruch des Arztes Folge zu leisten, und gleich nach Ostern 1675, unmittelbar nachdem sich die Frau Marquise de Montespan vom Hofe zurückgezogen hatte, reiste Frau von Maintenon mit ihrem Zögling nach Barèges ab; diesmal jedoch nicht unter fremdem Namen, sondern unter ihrem eigenen, und ebenso der junge Prinz als Prinz und nicht als der Sohn seiner Gouvernante.

Barèges war damals ein noch fast ganz unbekannter Ort und seine Thermen wurden höchstens von den Umwohnern benützt. Wie aber eines Tags, kurz vor der Zeit, von der wir sprechen, Doktor Fagon auf einer Reise durch die Pyrenäen dahin kam, fand er sogleich aus, daß in diesen heißen Sprudeln eine ungeheure

Heilkraft liege, und natürlich unterließ er es nun nicht, von seinen Patienten alle diejenigen, welche an Lähmungen, Gicht, Podagra, Knochenverhärtungen und was dergleichen mehr ist, litten, dahin zu senden. In der That hatte er sich auch in Beziehung auf die Heilkraft des Wassers nicht getäuscht, indem die meisten der dahin Gesandten, wenn nicht ganz gesund, doch wenigstens sehr gebessert zurückkehrten, und die Folge hievon war, daß Barèges bald ein gewisses Renommée erhielt. Einen wirklich berühmten Namen aber erhielt der Ort erst durch die Badekur des jungen Louis August de Bourbon; denn es ist natürlich keine Kleinigkeit, wenn ein königlicher Prinz sich in ein abgelegenes, im Gebirge verstecktes Dörfchen begibt, in welchem die Kultur noch so wenig Eingang gefunden hat, daß ein anderes als ein Strohdach für eine Merkwürdigkeit gilt. „Hinter einem solchen Ort muß was stecken," sagte sich Jedermann, und die Leute hatten Recht, schon deßwegen, weil vornehme Personen sich nicht umsonst in ein so armseliges Nest begeben, als damals Barèges war.

Und es steckte auch wirklich etwas dahinter und zwar recht viel, denn in den drei Monaten — Mai, Juni, Juli —, welche Frau von Maintenon mit ihrem Zögling daselbst verweilte, verbesserte sich der Zustand des Patienten zwar langsam, aber stetig, und Frau von Maintenon fing nun nach und nach an, zu hoffen, daß eine gänzliche Heilung nicht ausbleiben werde. Uebrigens mußte sie diese Hoffnung theuer genug durch Entbehrungen aller Art erkaufen. Bestand doch, um nur Eins anzuführen, ihr ganzes Logis aus einer einzigen Stube, welche mit einem einzigen Bette für sie und den Knaben zugleich, sowie nur mit einem kleinen tannenen Tische und einigen tannenen Stühlen ausmöblirt war! So wohnte sie und ganz ähnlich speiste sie auch. Allein wie klein erschienen ihr alle diese Entbehrungen gegen das große und vielfache Glück, dessen sie in Barèges theilhaftig wurde! Man bedenke nur, der Fuß ihres Zöglings stärkte sich tagtäglich — mußte das ihr, die sie ihn mehr als eine Mutter liebte, nicht die innigste Freude machen? Man bedenke ferner: überall, wo sie sich mit ihrem Zögling zeigte, erwies man diesem die Ehren eines Königlichen

Prinzen und von diesen Ehren fiel ein guter Theil auf sie selbst zurück. Man bedenke endlich: jede Woche mußte sie dem Könige über das Befinden seines Sohnes Bericht erstatten und jede Woche antwortete ihr die Majestät mit allerhöchsteigenen Händen. Also eine unmittelbare Correspondenz mit dem Könige! Sie war nothwendig gewesen im Anfang wegen der Entfernung der Montespan vom Hofe und weil sich der Monarch bei der Armee befand. Später, als die Montespan sich wieder mit dem König geeinigt hatte, konnte sie wegfallen, oder vielmehr sie konnte wie das Jahr zuvor durch die Montespan gehen; allein der König hatte längst an den Briefen der Maintenon ein großes Wohlgefallen gefunden und somit setzte er die unmittelbare Correspondenz fort, so lange die Frau Gouvernante von Hofe abwesend war. Lag darin nicht ungemein viel Schmeichelhaftes? Ja lag darin nicht sogar die Gewißheit eines Eindrucks auf den König, der keineswegs unterschätzt werden durfte, obgleich die Sinne dabei vielleicht nicht mit in's Spiel kamen?

Drei Monate blieb, wie ich schon oben angedeutet habe, Frau von Maintenon mit ihrem Lieblinge in Barèges; dann ging sie mit ihm auf den Rath des Doktors Fagon in das benachbarte, ebenfalls in den Pyrenäen gelegene Bagnères, um die Kur zu vollenden. Auch wurde sie wirklich vollendet und zwar so ausgezeichnet vollendet, daß im Oktober die Heimfahrt angetreten werden konnte. Wer war nun glücklicher, als Frau von Maintenon? Einen unheilbar scheinenden Knaben hatte sie mitgenommen und einen gründlich kurirten brachte sie heim! Doch merkwürdig, nicht blos sie fühlte sich glücklich, sondern das ganze Land theilte ihre Freude oder schien dies wenigstens zu thun, und ihre Heimkehr glich daher einem wahren Triumphzuge. Die Herren Gouverneure nehmlich sowie überhaupt die Herren Beamten der Provinzen, durch welche sie kam, beeilten sich, den Königssohn festlich zu empfangen, und nicht Wenige stellten zu Ehren seiner Genesung kostbare Feierlichkeiten an. Ja in Bordeaux löste man bei ihrer Ankunft gar die Kanonen und holte sie und ihren Zögling mit mehr als zweitausend Berittenen ein! Uebrigens unendlich viel

mehr Freude als all dies Gepränge machte ihr der Empfang beim Könige. Sie hatte dem letzteren sowie auch der Frau von Montespan den 10. November als den Tag bezeichnet, an dem sie in Versailles eintreffen würde, und Ludwig XIV. beschloß darauf hin, ihr mit seiner Freundin an diesem Tag eine Strecke weit entgegen zu fahren; allein sie kam schon den Tag zuvor, am 9. November, an und trat nun ganz unerwartet mit dem jungen Louis August an der Hand in das Zimmer des Königs. Die Ueberraschung des Monarchen war groß und mit einem Aufschrei der Freude hob er den Knaben zu sich empor. Dann stellte er ihn wieder zur Erde und ließ ihn vor sich auf- und abgehen.

„Er ist kurirt," rief er jetzt, „vollständig kurirt, und dies verdanke ich Ihnen, Frau von Maintenon."

Mit einem äußerst dankbaren, ja fast zärtlichen Blicke betrachtete er sie und streckte ihr die rechte Hand entgegen. Sie beugte sich nieder, sie zu küssen, aber er zog sie an sich und drückte seine Lippen auf ihre Stirne. „Bleiben Sie meine Freundin," sagte er, „wie ich nie aufhören werde, der Ihrige zu sein."

Und in der That, er zeigte es auch, daß er ihr gewogen sei, und Jedermann am Hofe konnte sich davon überzeugen, da er sie nicht nur stets an Gesellschaftstagen sehr auszeichnete, sondern ihr auch tagtäglich seinen oft Stunden lang andauernden Besuch abstattete. In Folge dessen beeilten sich die sämmtlichen niederen Höflinge, ihr mit einer an's Kriechende streifenden Devotion entgegenzukommen, und selbst die Höhergestellten, welche vor einigen Jahren noch hoch auf sie herabgesehen hatten, behandelten sie nun mit aller Zuvorkommenheit. Hielt es doch sogar ein Minister Louvois für räthlich, ihr seine Aufwartung zu machen, während die Herzogin von Richelieu und andere Damen von gleichem Rang sie ohne Weiteres baten, ihr Haus künftig als das ihrige anzusehen. Einen solchen Einfluß hatte das freundliche Benehmen des Königs.

Wie Viele wären nun nicht in einer solchen Lage aus der Bescheidenheit herausgetreten, in der sie bisher gelebt! Ja wie Manchem hätte eine derartige Situationsveränderung geradezu den Kopf verrückt! Nicht so jedoch bei Frau von Maintenon. Sie

blieb sich vielmehr stets gleich, immer ruhig, still und würdevoll. Dabei voll Freundlichkeit gegen Alle und der Religion mehr als je ergeben. Oft und viel konnte man daher auch den Pater Lachaise zu ihr sagen hören: „Meine Tochter, ich bin mit Ihnen zufrieden," und nicht minder oft und viel äußerte sich selbst die Königin, die sich doch sonst wenig äußerte, in ähnlichem Sinne.

So verflossen die letzten Wochen und die ersten Monate der Jahre 1675 und 1676. Wenn ein Fest gegeben wurde — man gab aber nicht mehr so viele wie früher — so war die Königin desselben die Frau von Montespan; wenn aber den König ein Kummer drückte, so eilte er zu seiner Freundin Maintenon, um bei ihr sich Raths zu erholen, um von ihr sich trösten zu lassen. Und die sorgenvollen Stunden stellten sich jetzt öfter ein, als Ludwig XIV. früher je für möglich gehalten hätte, und eine der sorgenvollsten war die, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß sein erster Marschall, der große Feldherr Turenne, in der Schlacht beim Dorfe Saßbach gefallen sei! Freilich, Marschälle zu ernennen, das war ihm ein Kleines, und er bewies dies durch einen nicht lange nach dem Tode Turenne's vorgenommenen großen Marschallsschub; allein was nützte es ihm, wenn nun acht weitere Marschälle in den Straßen von Paris herumstolzirten? Man wußte wohl, warum sie's geworden seien. Zum Beispiel, Louis Victor, Herzog von Vivonne, weil er der Bruder der Frau von Montespan war, und Henri Louis Marquis de Rochefort, weil der Minister Louvois die Frau Marquisin, des Herrn Marquis Gemahlin, liebte. Ein Feldherr aber war keiner von ihnen, nicht einmal die Spur von einem solchen; denn einen Feldherrn konnte Ludwig XIV. nicht machen, trotzdem er meinte, in der Allmacht gleich nach Gott zu kommen.

Ein guter Heerführer übrigens wäre sehr am Platze gewesen, denn der Krieg mit den Niederlanden und Deutschland dauerte immer noch fort und noch immer hatte Frankreich über den Mangel an großen Resultaten zu klagen. Auch wurde die Sache nicht anders, als der König beschloß, abermals in Person auf den Schauplatz des Kampfes, nach Flandern, zu eilen und diesen Ent-

schluß sofort am 16. April 1676 ausführte. Freilich, Medaillen wurden wieder recht viele geschlagen und auch an sonstigen Weihrauchsausstreuungen fehlte es nicht, aber wenn man der Sache auf den Grund sah, so war der Feind im Ganzen genommen eben so oft siegreich gewesen, als die französischen Waffen, und das Ende des kostspieligen Kriegs ließ sich noch immer nicht absehen.

Während nun der König in den Niederlanden verweilte, begab sich Frau von Montespan ins Bad nach Bourbon und auf der Reise dahin sowie im Bade selbst trat sie wieder ganz im Glanze einer allmächtigen Geliebten auf, gerade so wie ich sie im vierten Kapitel geschildert habe. Sie fuhr in einer mit sechs Pferden bespannten Karosse und hinten drein folgte eine vierspännige Kalesche, in welcher vier Kammerfrauen saßen. Dann kamen zwei Wagen für die niedere Dienerschaft, ferner zwei von sechs Maulthieren gezogene Fourgons und endlich zehn oder zwölf bewaffnete Reiter; im ganzen nicht weniger als fünf und vierzig Personen, ohne die Kavaliere, welche ebenfalls zu Pferde waren. Ueberall, wo man unterwegs anhielt, verlangte sie die Aufwartung der Behörden und diese beeilten sich immer, solchem Verlangen zuvorzukommen, weil sie fürchteten, im umgekehrten Fall des Königs Majestät zu beleidigen. Ihrerseits aber erwies sich die hohe Dame auch sehr freigebig und sie beschenkte insbesondere die Armen mit Königlicher Großmuth. In Bourbon selbst ließ sie sich huldigen, als wäre sie Maria Theresia von Frankreich, und je tiefer sich die Leute bückten, um so gnädiger erwies sie sich. Auch bückten sich die Leute in der That tief genug, vor allem die dortigen Kapuziner, denen es um eine milde Stiftung zu thun war, und nicht ein einziger Mensch weder unter den Hohen noch unter den Niederen hätte das Herz gehabt, sie auch nur von ferne merken zu lassen, daß sie eigentlich nichts sei, als eine freche anmaßende Buhlerin.

Wie ganz anders benahm sich dagegen Frau von Maintenon, welche, mit der Erziehung der übernommenen Königlichen Kinder beschäftigt, in Versailles zurückgeblieben war! Freilich konnte sie sich auch nicht die Geliebte des Königs, sondern nur seine Freundin nennen;

aber diese letztere war sie im vollsten Sinne des Worts, wie dieß schon daraus hervorgeht, daß sie fast jeden andern Tag einen Brief von demselben aus dem Lager in Flandern erhielt. Hievon hatten natürlich die Hofleute genaue Kenntniß, denn wie hätte solches verborgen bleiben können? Weil sie es aber wußten, so wurden dieselben fast ohne Ausnahme noch kriechender, als sie zuvor schon gewesen waren, und Frau von Maintenon hätte von ihnen verlangen können, was sie wollte, sie würden unterthänigste Folge geleistet haben. Die genannte Dame jedoch nahm eine Miene an, als bemerke sie von dem allem nichts, und sie ging ihren ruhigen stillen Gang fort, wie sie ihn bisher immer gegangen war. Ja es schien, als ob sie von gar nichts afficirt werden könnte, weder von Leid noch von Freud, und nicht einmal von Ehrgeiz ließ sich äußerlich eine Spur bei ihr entdecken. Wenn aber einer die Macht gehabt hätte, das tiefinnerste ihres Herzens zu ergründen; die Macht, hineinzusehen in die verschlossensten Gemächer ihrer Seele, wie hätte er es dann gefunden? Ich denke ganz anders, als der Anschein besagte, und hievon will ich den Leser jetzt sogleich vollständig überzeugen.

Am 1. Juli 1676 langte ein Befehl vom König in Versailles an, daß der Hof sich sofort nach St. Germain zu begeben habe, und am 8. Juli traf Ludwig XIV. daselbst ein. Des Lebens im Felde war er längst überdrüssig geworden, denn er hatte sich bereits allzusehr an die Ueppigkeit des Hofes und insbesondere an den Umgang mit Frauen gewöhnt, als daß er dieser zwei Dinge länger als einige Wochen zu entbehren im Stande gewesen wäre. Mit frohem Gesichte langte er also in St. Germain an und noch froher wurde seine Miene, als kaum zwei Stunden nach ihm auch Frau von Montespan daselbst einfuhr. War das wohl ein Zufall? Nun der König sagte so und die Frau Marquise bestätigte es; drum konnten auch die Herrn und Damen am Hofe nicht anderer Meinung sein, sondern sie mußten sich stellen als glaubten sie daran. Natürlich aber wußte deßwegen doch jeder, woran er war, und kein Mensch sprach mehr im Ernste davon, die Frau Marquise von Montespan sei nur die Freundin des

Königs, und nicht mehr seine Geliebte! Es war also ganz die alte Weise, in welcher man Tag für Tag dahinlebte, und so kam das Jahr 1677 heran, ehe man sichs versah. An Lust und Freude, an Spiel und Tanz, an Theater und Conzerten hatte es diese ganze Zeit über nicht gefehlt, denn der immer noch fortdauernde Krieg hinderte den König durchaus nicht, so viel Geld als nur möglich für die Pracht seiner Hofhaltung auszugeben. Dennoch konnte sich Niemand der Wahrnehmung entschlagen, daß Ludwig XIV. anfange, das Leben ernsthafter aufzufassen, und nicht minder blieb auch kein Mensch darüber in Zweifel, wer diese geistige Aenderung in Seiner Majestät hervorgerufen habe. Die Frau von Maintenon war es, sie ganz allein, und das Mittel, dessen sie sich dabei bediente, machte ihrem Erfindungsgeiste alle Ehre. Sie bewies aber auch zugleich damit, daß es ihr sehr viel darum zu thun sei, Einfluß auf Seine Majestät auszuüben.

Eines Abends im Monat Januar des Jahres 1677 saß Frau von Maintenon in dem kleinen Cabinette, welches an das größere Erziehungszimmer stieß, dem Anschein nach eifrigst mit Lesen beschäftigt. Es war die Stunde, in welcher sie der König gewöhnlich zu besuchen pflegte, und sie hatte durchaus keinen Grund zu vermuthen, daß derselbe für heute ausbleiben werde. Allein nichts in ihrer Miene verrieth, daß sie an ihn denke, sondern sie schien vielmehr, wie schon gesagt, von ihrer Lektüre ganz und gar in Anspruch genommen zu sein. Darum blieb sie auch, als der König gleich darauf wirklich eintrat, ganz ruhig sitzen, wie wenn sie ihn gar nicht gehört hätte, und erst als er ihr ganz nahe gekommen war, sprang sie überrascht auf, um ihn mit Ehrfurcht zu begrüßen.

„Eure Majestät," sagte sie jetzt, „wollen allergnädigst entschuldigen. Ich hörte gar nicht, wie Sie die Thüre öffneten."

„Es muß ein äußerst interessantes Werk sein," lächelte der König, indem er sie gütigst wieder zum Sitzen nöthigte, und dann selbst hart neben ihr Platz nahm. „Es muß ein äußerst interessantes Werk sein, das Ihre Aufmerksamkeit so sehr von der Außenwelt abziehen konnte."

„Das ist es auch, Eure Majestät," erwiderte Frau von Maintenon, „denn dasselbe schildert die Zeiten des Kaisers Augustus, das ist des Cajus Julius Cäsar Octavianus, welchem der römische Senat, zum Zeichen seiner Erhabenheit und Würde, den Namen Augustus beilegte. Dennoch sind es weniger die Thaten des Augustus selbst, die mich so sehr anziehen, als vielmehr die außerordentlichen Aehnlichkeiten, welche zwischen ihm und Eurer Majestät stattfinden."

„Dasselbe sagte mir gestern Racine, als ich ihn wegen der Aufführung seiner Esther kommen ließ," versetzte der König mit einem äußerst wohlwollenden Lächeln, und ohne über die etwas starke Schmeichelei auch nur im geringsten zu erröthen.

„Oh," fuhr Frau von Maintenon im früheren Tone fort, „es ist dieß ein Thema, das ich mit Racine schon mehrmals besprochen habe. Aber hat Ihnen der Dichter nichts von der Proposition gesagt, von welcher ich ihm mittheilte, daß ich sie Eurer Majestät machen würde?"

„Nein, nichts," versetzte Ludwig XIV. „Doch was ist das für eine Proposition?"

„Nun," erklärte Frau von Maintenon, dem Könige voll in's Gesicht sehend, „Cäsar Augustus war der größte Monarch seiner Zeit, hoch erhaben über seine Mitwelt, gleichsam ein Gott, der die Zügel der Erderegierung übernommen hatte, gerade wie Eure Majestät in unsern Tagen als ein König der Könige dastehen. Dabei aber blieb mir immer Eines auffallend, das nehmlich, daß jener große Kaiser, trotzdem er sich von den berühmtesten Dichtern und Gelehrten umgeben sah, es doch vernachläßigte, eine Geschichte seiner Zeit schreiben zu lassen, und in diesem Einen Punkte möchte ich Eure Majestät anflehen, von dem Beispiel des hohen Vorgängers abzuweichen."

„Ah," rief Ludwig XIV. aufspringend; „verstehe ich Sie recht? Sie meinen ich solle eine Geschichte meiner Regierung schreiben lassen?"

„Genau so meine ichs," sagte Frau von Maintenon, „eine Geschichte Ihrer Person, Ihres Hofs, Ihrer Regierung. Diese

Geschichte würde dann zugleich die Geschichte der ganzen jetzigen Welt sein, denn alle übrigen Staaten gruppiren sich so zu sagen als Vasallenstaaten um Frankreich herum."

Das war die Proposition, welche Frau von Maintenon dem Könige zu machen hatte, und sie gefiel dem letzteren so sehr, daß er augenblicklich darauf einging. Auch genehmigte er sofort den weiteren Vorschlag der genannten Dame, die beiden Dichter und Schriftsteller, Jean de Racine und Boileau Despréaux mit der Abfassung des proponirten Werkes unter dem Titel von „Reichshistoriographen" zu betrauen, und diese beiden berühmten Männer machten sich auch alsobald an die ihnen übertragene Arbeit. Jede Woche aber, so wie sie wieder ein Stück fertig hatten, mußten sie dasselbe dem Könige vorlesen und bei dieser Vorlesung war Frau von Maintenon natürlich stets anwesend. Ja nicht genug hieran, der König wollte auch allemal, wenn die Vorlesung vorüber war, ihr Urtheil hören und wenn sie in irgend einem Punkte eine Abweichung oder auch einen Zusatz vorschlug, so durfte man sicher sein, daß der Vorschlag angenomen wurde!

Auf diese Art wirkte Frau von Maintenon auf Ludwig XIV. ein und der Leser weiß nun, warum der bisher so lebenslustige und rein der Sinnlichkeit ergebene Monarch, anfing, hie und da ernstere Augenblicke zu bekommen. Nicht minder aber kann der Leser daraus den Schluß ziehen, wie außerordentlich der Credit, das Ansehen und die Gunst der Frau von Maintenon unter solchen Umständen steigen mußte, und er wird sich nicht mehr darüber verwundern, wenn ich ihm als einen Beweis jener gesteigerten Gunst mittheile, daß der König in dieser Zeit Schloß und Park Maintenon durch seinen berühmten Lenôtre mit großen Kosten in eine ganz neue Schöpfung umwandeln ließ. Er mußte doch der Besitzerin dieser Herrschaft einen Beweis geben, wie hoch er sie als Freundin und Rathgeberin schätze, und überdem wollte er, daß Jedermann am Hofe sich hievon überzeuge! Auch gab es bald Niemanden mehr, der nicht davon überzeugt gewesen wäre, und der Ruf von dem innigen Verhältniß, in dem Frau von Maintenon zu Ludwig XIV. stehe, verbreitete sich sofort über ganz Paris und

noch viel weiter hinaus. Ja nicht Wenige machten sogar noch mehr daraus, als in Wahrheit daran war, und meinten, die Maintenon hätte Frau von Montespan in aller und jeder Beziehung ersetzt.

Und wie benahm sich nun Frau von Maintenon selbst hiebei? Noch eben so still, bescheiden, zurückgezogen, wie seither? Hierauf mit einem unbedingten Ja zu antworten, möchte denn doch etwas zu viel behauptet sein. Solche Selbstverläugnung wäre auch wohl über menschliche Kräfte gegangen. Wir kennen ja das Ziel, nach welchem die kluge Wittwe Scarron trachtete, und dieses Ziel verlor sie nie, auch nur einen Augenblick lang, aus den Augen; hätte sie es aber je gethan, so wäre Einer da gewesen, sie immer wieder mit gewichtigen Worten daran zu erinnern, und dieser Eine nannte sich Pater Lachaise. Doch da wir nun wissen, daß das Ziel der Frau von Maintenon war, dem Könige Ludwig Alles in Allem zu werden, müssen wir es nicht ganz natürlich finden, daß sie, sowie sie sich sagen durfte, diesem Ziel um einen großen Schritt näher gekommen zu sein, mit etwas festerem Tritte einhergieng? War es nicht ganz menschlich und menschlichem Gefühle gemäß, wenn ihre Augen nunmehr heller zu leuchten begannen und ihre Reden diesem Leuchten entsprachen? Doch nur zu bald sollte sie einsehen lernen, daß sie zu früh die Siegeshymne angestimmt habe, und ein einziger Tag reichte hin, sie aus allen ihren Himmeln herabzustürzen.

Es war ganz im Anfang des März 1677, und Frau von Maintenon hatte eben ihre einfache Morgentoilette vollendet, da meldete ihre Zofe den Besuch der Frau Herzogin von Richelieu.

„Nicht wahr, ich bin früh auf den Beinen?“ rief die Herzogin nach den ersten Begrüßungen. „Aber dafür bringe ich auch eine Neuigkeit, wie man sie nicht alle Tage auf der Straße findet. Nun was denken Sie? Haben Sie keine Ahnung?“

„Nicht die geringste, Frau Herzogin,“ erwiderte Frau von Maintenon ruhig.

„Um so mehr werden Sie staunen,“ fuhr die Herzogin mit geflügelten Worten fort, „wenn ich Ihnen nun kund thue, daß die Frau Marquise von Montespan ihren Reifrock angezogen hat.“

„Ihren Reifrock angezogen?“ entgegnete Frau von Main-

tenon; „ich verstehe in der That nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Ah, ich erinnere mich," replicirte Frau von Richelieu; „Sie waren damals noch nicht am Hofe, als dieses Sprüchwort aufkam. Nun denn, am Schluß von anno 1669 erfand die Frau Marquise die Mode der Reifröcke. Jedermann meinte, die Erfindung sei dem Schönheitssinne der Frau Marquise zuzuschreiben, und man prieß sie allenthalben deßwegen. Doch etwelche Monate nachher stellte sich der eigentliche Grund heraus, und was meinen Sie, worin dieser bestand?"

„Ich bin immer noch ganz im Unklaren," versetzte Frau von Maintenon, als die Herzogin bei diesen Worten innehielt.

„Ei, wie langsam sind Sie doch im Errathen," lachte die Herzogin laut auf. „Wann hat denn Ihr Liebling, der Prinz Louis Auguste de Bourbon das Licht der Welt erblickt? Ich denke am letzten März 1670, und weil die Sache ganz geheim bleiben sollte, so erfand die Frau Marquise die neue Tracht, damit sich ihr gesteigerter Leibesumfang mit Anstand darunter verbergen ließ. Seither sagen wir in vertrauten Kreisen, die Frau Marquise habe wieder ihren Reifrock angezogen, so bald sie sich in andern Umständen befindet."

„Also glauben Sie," sagte Frau von Maintenon hastig, „Frau von Montespan . . . . ."

„Ich glaube nichts, meine Theure," unterbrach sie die Herzogin; „ich weiß es vielmehr gewiß, und in wenigen Monaten wird ein lebendiger Zeuge für mich sprechen. Aber reinen Mund gehalten, meine Liebe, denn dem König liegt viel an der Geheimhaltung, damit nicht der Doktor Bossuet und der Pater Bourdalone von neuem Feuer und Flammen speien."

Einen Augenblick darauf nahm sie Abschied und überließ die Frau von Maintenon ihren Gedanken. Und recht bittere, herbe Gedanken waren es, und zugleich gar sehr demüthigende. Sie, die Freundin des Königs; sie, für welche er so viel Hochachtung an den Tag legte, und die er tagtäglich versicherte, sie stehe ihm höher, als irgend ein anderes weibliches Wesen; sie hatte gehofft

und sogar mit Gewißheit angenommen, der Monarch werde, seitdem er auf diesem Fuße mit ihr stand, den näheren Umgang mit der Frau von Montespan abgebrochen haben, und nun . . . . . . Doch ich will ihren Ideengang nicht näher ausführen, sondern wiederhole nur, es waren recht herbe und zugleich demüthigende Gedanken, mit denen sie jetzt zu kämpfen hatte!

Und während sie in diesen traurigen Gedanken versunken da saß, trat der Abbé Gobelin, ihr Beichtvater, von dem ich weiter oben schon einmal beiläufig gesprochen, zu ihr in's Zimmer. Es war ein großer, hagerer Mann, mit kahler Stirn und düsteren Augen; ein Mann, auf dessen strengen Zügen nur zu deutlich die Strenge seiner Grundsätze geschrieben stand. Eben dieser Strenge wegen hatte sie ihn zum Berather ihres Gewissens erwählt, und auch in allen sonstigen Angelegenheiten setzte sie das vollste Vertrauen in ihn, fest überzeugt, daß sie sich unbedingt auf ihn verlassen könne. Er kam ihr also wie gerufen, und augenblicklich theilte sie ihm alles mit, was ihr so schmerzlich auf dem Herzen lag. Aber ach, er hatte keinen Trost für sie, sondern eher noch trug er dazu bei, ihren Kummer zu steigern.

„Meine Tochter," sagte er in vorwurfsvollem Tone zu ihr, „ich sehe, das Gerücht hat die Wahrheit gesprochen; das Gerücht, welches mir mittheilte, daß Du darnach trachtest, des Königs Herz zu gewinnen. Aus allen Deinen Worten geht dieß hervor, und Dein ganzer Gram besteht in Eifersucht, in Aerger, daß diese wollüstige Frau, diese Frevlerin an Gottes Geboten, deren Namen zu nennen mich besudeln würde, daß diese Frau, sage ich, dem König Ludwig näher steht als Du."

„Mein Vater," entgegnete Frau von Maintenon mit niedergeschlagenen Blicken, „ich . . . . ."

„Stille," unterbrach sie der Pater strenge; „Stille und versuche es nicht, mir die Wahrheit zu verbergen. Ich kenne Dich und weiß, daß Du nicht zu jenen Verdorbenen gehörst, von denen es an diesem Hofe wimmelt; aber die Eitelkeit hat sich Deiner bemächtigt, und in der Eitelkeit liegt der Keim aller Laster. Ich sage Dir, Deine Seele ist verloren, wenn hier nicht gründlich ge-

holfen wird, und gründlich geholfen wird nur, wenn Du dieses Sodom und Gomorrha fliehest. Fort mit Dir aus des Königs Schloß; fort hinaus in die Bescheidenheit Deines frühern Standes! Oder willst Du um des Flitterstaates dieser Welt wegen die ewige Verdammniß ernten?"

„Sie rathen mir also, mein Vater," sagte Frau von Maintenon, welcher die Thränen stromweise über die Wangen liefen, „daß ich meine Stelle als Erzieherin der Königlichen Kinder aufgeben soll? Aber ach, sie lieben mich so sehr, diese Kinder, besonders der älteste Knabe, und ich liebe sie ebenfalls, über alle Maßen! Doch, wenn Sie darauf bestehen . . . . ."

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden, und in dem Abbé regte sich bei diesem Anblick das Mitleid.

„Ich bestehe auf nichts," erwiderte er in etwas sanfterem Tone. „Aber bitten möchte ich Sie, daß Sie das, was ich Ihnen gesagt habe, in Ueberlegung ziehen, und daß Sie sich dann zu dem entscheiden, was Ihnen Ihr Herz als das Richtige vorschreiben wird."

Dabei ließ er es bewenden und verabschiedete sich, damit sie Zeit fände, mit sich in ihrem Innern zu Rathe zu gehen. An diesem Tage schien es aber über sie verhängt zu sein, daß sie nicht einen Augenblick lang Ruhe finden sollte. Denn kaum hatte sich der Abbé Gobelin entfernt, so ließ sich das Rauschen eines seidenen Kleides vernehmen, welches natürlich einen abermaligen Besuch ankündigte. Ein Zug des Unmuths flog über das sonst so ruhige und gleichmäßige Gesicht der Frau von Maintenon und dieser Zug hellte sich nicht auf, als sie in der Dame, die so laut dahergerauscht kam, die Frau Marquise von Montespan erkannte. Uebrigens sah auch die letztere keineswegs freundlich, sondern mehr aufgeregt, wenn nicht gar zornig aus.

„Ich habe Ihnen," begann dieselbe sofort in bissigem Tone; „ich habe Ihnen gestern den Wunsch ausdrücken lassen, heute in aller Frühe zu mir kommen. Bis jetzt haben Sie sich aber noch nicht bemüht."

„Besuche," entgegnete Frau von Maintenon, „Besuche, welche ich erhielt, verhinderten mich, mein Zimmer zu verlassen, und dann weiß ich auch aus langer Erfahrung, daß es gewöhnlich unwichtige Kleinigkeiten sind, wegen deren Sie mich sprechen wollen."

„Ich denke," replicirte Frau von Montespan mit scharfem Nachdruck, „ein Urtheil darüber, ob etwas, was ich verlange, wichtig oder unwichtig ist, steht nur mir zu, nicht Ihnen. Wenn Sie übrigens künftig meinen Wünschen nicht mehr Folge leisten, so werde ich zu befehlen wissen."

„Madame," erwiderte Frau von Maintenon sehr kalt, aber auch sehr stolz, „Befehle nehme ich nur von Einer Seite an, von Seiten Seiner Majestät des Königs."

„Was?" schrie Frau von Montespan, deren Wangen sich röther und röther färbten; „das sagen Sie mir? Sie, die Sie nichts sind, als die Gouvernante meiner Kinder?"

„Sie scheinen," war die fast eisige Antwort der Frau von Maintenon, „Sie scheinen es für eine Schande zu halten, die Gouvernante dieser Kinder zu sein; wenn aber dem so ist, welche Bezeichnung kommt dann derjenigen zu, welche sich die Mutter derselben nennt?"

Die höchste Wuth leuchtete aus den Augen der Frau von Montespan, als sie diese Worte hörte, und man sah ihr an, daß sie am liebsten gleich mit den Händen auf ihre Gegnerin losgefahren wäre. Allein sie nahm sich plötzlich mit aller Kraft zusammen und zwang ihr Gesicht zu dem süßesten Lächeln. „Solche Einfälle," sagte sie ganz sanft, „kann nur die Wittwe eines Possenreißers, wie der lahme Scarron war, haben. In anständigen Kreisen kennt man derlei Ausdrücke nicht."

So sprechend verbeugte sie sich kurz und verließ höhnisch lachend das Zimmer; Frau von Maintenon aber warf sich wie erschöpft in einen Sessel und ließ ihren Thränen freien Lauf. Die letzte Stichrede der Frau Marquise hatte sie tief verwundet.

Doch nicht allzu lange währte dieser Schwächezustand und nach wenigen Minuten schon bekam ihr Verstand wieder die Oberhand über ihre Gefühle. „Mein treuer Freund und Berather," sagte sie halblaut zu sich selbst, „der fromme Abbé Gobelin hat Recht; es gibt nur Frieden für mich, wenn ich diesen Hof verlasse. Soll ich denn mein ganzes Leben damit vergiften, daß ich mich zwei Personen opfere, welche tagtäglich vor meinen Augen sündigen? Zwei Personen, von denen die eine ihrem Manne entlaufen ist und die andere dem Gatten gewaltsam sein Weib vorenthält! Nein, ich will fort von hier; in die Einsamkeit will ich mich zurückziehen und Gott von nun an meine Tage weihen."

Ihr Entschluß war gefaßt und augenblicklich setzte sie sich an ihren Schreibtisch, um vom Könige schriftlich ihre Entlassung zu verlangen. Flüchtig griff ihre Feder aus und in wenigen Minuten hatte sie den Brief zu Ende gebracht. Während sie jedoch denselben nochmals überlas, um ihn dann zu siegeln und fortzusenden, kam ein vierter Besuch, der Pater Lachaise, der nachher so berühmt gewordene Beichtvater des Königs, dessen ich schon mehrmals erwähnt habe, und dieser verstand es, ihren Gedanken bald wieder eine andere Richtung zu geben.

„Ich finde Sie heute in einer eigenthümlichen Stimmung, meine theure Freundin," sagte der glattzüngige Pater, nachdem er seine so überaus klaren Augen ein paar Sekunden lang auf ihrem Gesichte hatte ruhen lassen.

„Es ist auch Grund genug hiezu vorhanden," erwiderte Frau von Maintenon. „Hier, lesen Sie diesen Brief, so werden Sie mich besser verstehen."

Der Pater las den Brief höchst aufmerksam durch und wie er sich dessen Inhalt eingeprägt, fuhr er sich mit der flachen Hand, wie um nachzudenken, über die Stirne. „Diesen Brief," sagte er dann, der Frau von Maintenon einen durchdringenden Blick zuwerfend, „diesen Brief wollen Sie dem Könige senden? Bitte, ehe Sie es thun, unterrichten Sie mich doch von den Gründen, welche Sie hiezu veranlassen, denn die im Briefe selbst angegebenen können unmöglich die wahren und jedenfalls nicht die einzigen

sein. Oder warten Sie, ich will die Gründe lieber selbst ausfindig machen und ersuche Sie also, mir alle Ihre Erlebnisse des heutigen Tags, aber alle ohne Unterschied und Rückhalt, mittheilen zu wollen. Nicht wahr, so viel Recht auf Ihr Zutrauen habe ich doch?"

„Gewiß, das haben Sie," versetzte Frau von Maintenon, und begann sofort ihre Erzählung; sie währte lange, denn der feine Jünger Loyola's verlangte die genaueste Auskunft und that gar manche Zwischenfrage, wenn ihm irgend etwas nicht klar genug vorkam.

„Also das sind," sprach er nun, als Frau von Maintenon zu Ende gekommen war, „das sind die Gründe, warum Sie den Hof verlassen wollen? Aus solch kleinlichen Ursachen wollen Sie eine Stellung aufgeben, die Sie dereinst auf die Stufe der höchsten Macht führen muß? Sie sagen hier, die Frau Marquise von Montespan hasse Sie und diesen Haß könnten Sie nicht mehr ertragen. Glauben Sie wirklich, daß sie Sie haßt?"

„Ich muß es glauben," entgegnete Frau von Maintenon, „da ihre Handlungen dafür zeugen."

„Falsch geschlossen," fuhr der Jesuite fort, „nicht Haß fühlt die Frau Marquise, sondern Neid. Ja, recht gründlichen und grimmigen Neid, weil Sie beim Könige in vielen, vielleicht in allen Dingen, welche nicht unmittelbar mit der Sinnlichkeit zusammenhängen, mehr gelten, als sie. Der Zornausbruch von vorhin hätte Sie also statt mit Trauer, mit Freude erfüllen sollen, weil Sie daraus sehen, wie hoch man bereits Ihren Einfluß an allerhöchster Stelle schätzt. Ueberhaupt fühlt die Frau von Montespan, daß ihre Stellung eine untergrabene ist und sie zweifelt nicht daran, daß diese Untergrabung von Ihnen herrührt. Früher belustigte sich die Majestät an ihren tollen Launen und Capricen, jetzt merkt sie, daß Ludwig XIV. davon ennuyirt wird. Natürlich, denn er hat jetzt nahezu ein Alter erreicht, wo man im Umgang mit den Weibern weniger Befriedigung seiner Sinne, als Befriedigung seines Geistes sucht, und die letztere Befriedigung gewähren Sie ihm, nicht aber die Mätresse. Darum habe ich Ihnen von

Anfang an gerathen, ein ewig gleichmäßig freundliches Benehmen gegen den König zu beobachten, weil er sich dadurch nothwendig zu Ihnen hingezogen fühlen mußte, und mein Rath hat auch seine Früchte getragen. Bereits sagt er sich selbst, daß ihm nur bei Ihnen wohl ist, daß nur Sie ihn verstehen, daß er nur Ihnen gegenüber sein Herz ausleeren kann, und wie lange wird's also noch anstehen, so gilt ihm diese Montespan gar nichts mehr. Dann sind Sie die allein maßgebende Herrin und ein einziger Tag der Herrschaft entschädigt Sie doppelt und dreifach für die Unlust Ihres jetzigen Verhältnisses."

„Sie verlangen," seufzte Frau von Maintenon, „Sie verlangen also von mir, daß ich ausharre und fortfahre, mir die vielen Erniedrigungen, die mir von Seiten jenes launenhaften Weibes widerfahren, ruhig gefallen zu lassen."

„Das Erstere," erklärte der Pater Lachaise, „verlange ich allerdings von Ihnen, nicht aber das Letztere. Wir wollen vielmehr dafür sorgen, daß dergleichen Scenen nie mehr vorfallen, und dazu können wir, meine ich, einen Theil des Briefs benützen, den Sie soeben an den König geschrieben haben. Nur muß derselbe jetzt, statt an Seine Majestät, an den Abbé Gobelin gerichtet sein und überdem dürfen Sie," fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „in dem Schreiben nicht vergessen, das Hauptgewicht, warum Sie Ihre Entlassung nehmen wollen, auf etwas Anderes zu legen, als auf das Mißverhältniß zur Frau Marquise von Montespan."

„Ich verstehe Sie in der That nicht," sagte Frau von Maintenon, den Pater etwas betreten mit den Augen fixirend.

„Wohl möglich," meinte der Pater, „und deßwegen erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen ein kleines Schema aufsetze. Aus diesem werden Sie dann ersehen, was ich von Ihnen zu Ihrem eigenen Besten verlange, und daß die gewünschte Wirkung erzielt wird, dafür wollte ich mit meinem Kopfe einstehen."

Er setzte sich an den Pult und schrieb flüchtig und lange. Dann, wie er fertig war, nahm er Abschied und ging, ohne der Frau von Maintenon Zeit zu lassen, das Geschriebene in seiner

Gegenwart zu überlesen, geschweige denn dasselbe mit ihm zu besprechen. Um so mehr wurde ihre Neugierde rege und, sowie er fort war, machte sie sich eiligst darüber her. Zweimal las sie das Concept durch und beide Male zuckte es während des Lesens ganz eigenthümlich um die Ecken ihrer Mundwinkel.

Nicht lange hernach kam die Stunde, in welcher der König sich bei der Frau von Maintenon einzustellen pflegte, und sie konnte seiner präcisen Ankunft um so sicherer sein, als sie nicht daran zweifeln durfte, daß die Frau Marquise von Montespan sie bei ihm verklagt haben werde. Trotzdem fand Ludwig XIV., als er zur bestimmten Zeit erschien, das Zimmer seiner Freundin leer und er öffnete daher die Thüre, welche in den Unterrichtssalon führte. „Die gnädige Frau war so eben noch hier," erwiderte ihm auf seine Frage Herr Le Ragois, einer der Lehrer des Prinzen Louis August; „sie wird sicherlich in der Minute zurückkehren." Der König trat sofort in das Kabinet zurück und warf sich in einen Sessel, welcher vor dem Schreibtisch stand. Unwillkürlich fiel aber jetzt sein Auge auf einen offenen, noch nicht vollendeten Brief, und weil er die Handschrift der Frau von Maintenon erkannte, so nahm er den Brief, um ihn zu lesen. „Mein theurer, väterlicher Freund!" — so lautete der Brief — „mein theurer, väterlicher Freund und Berather! Abermals muß ich zu Ihrer vorurtheilslosen Weisheit meine Zuflucht nehmen und zwar in einer für mich unendlich wichtigen Angelegenheit. Sie kennen meine große Liebe zu den drei Königlichen Kindern, die ich erziehe, und Sie wissen, daß es mir das Herz brechen würde, wenn man sie mir nähme. Trotzdem bin ich jetzt fest entschlossen, sie freiwillig zu verlassen, und ich hoffe, daß Sie mir Recht geben, wenn ich Ihnen meine Gründe dargelegt haben werde. Es ist Ihnen natürlich noch gut im Gedächtniß, wie sehr ich mich bitten ließ, ehe ich die Stelle, die ich jetzt inne habe, annahm; und ebenso gut werden Sie sich erinnern, welche harte Entsagungen ich mir auferlegen mußte, als ich so lange Zeit in dem bewußten Hause der Straße Vaugirard in der tiefsten Abgeschlossenheit zuzubringen hatte. Frau von Montespan versprach mir damals eine ewige

Dankbarkeit und schwur mir, daß ich an ihr stets die treuste, die beste Freundin haben werde. Wie hat sie nun aber ihren Schwur gehalten? Statt einer Freundin ist sie meine bitterste Feindin geworden, und statt mir dankbare Liebe zu erweisen, verfolgt sie mich tagtäglich mit der raffinirtesten Bosheit. Alle Augenblicke bricht sie einen Streit vom Zaune und ich käme niemals zu Ende, wollte ich alle die Scenen schildern, welche sie mir schon bereitet hat. Schon dies würde mich vollständig berechtigen, meine Stelle niederzulegen, und ich habe solches bis jetzt nur deßwegen unterlassen, weil ich in der Anhänglichkeit der mir übergebenen Kinder einen Ersatz fand für die Qualen, welche deren Mutter mir verursachte. Nunmehr aber — ach, mein hochverehrter Abbé, es wird mir sehr schwer, dies Geständniß zu machen — nunmehr aber kommt etwas viel Wichtigeres mit in's Spiel. Er, den wir Alle so hoch verehren, unser großer König Ludwig, hat sich von jeher sehr gütig gegen mich erwiesen und ich durfte mich mancher Gnadenbezeugung von ihm rühmen. In neuester Zeit aber hat er mich immer mehr ausgezeichnet und mich sogar seiner Freundschaft gewürdigt. Ja mich — o mein ehrwürdiger Freund, wie soll ich's ohne tiefes Erröthen nur aussprechen? — mich unwürdige Person würdigt er seiner Freundschaft, und mein armes, armes Herz pocht jedesmal hörbar, so bald er sich mir so vertrauensvoll nähert. In solchen Augenblicken fühle ich's nur zu deutlich, welch ein schwaches Wesen ein Weib ist, und ich fürchte, wenn ich länger am Hofe bleibe, wenn ich fortfahre, ihn zu sehen, ihn zu sprechen, an seiner Seite zu sitzen, ja so nahe an seiner Seite zu sitzen, daß mich sein Athem berührt — o mein Gott, in solchen Augenblicken regen sich Gefühle in mir, die ich, so lange ich lebe, nicht kannte. Darum muß ich unter jeder Bedingung fort von hier und Sie, mein hochehrwürdiger Freund, müssen mir rathen, wie ich's anfangen soll, denn ...."

Hier brach der Brief ab; allein trotzdem ihm der Schluß fehlte, so enthielt er doch mehr als genug, um in König Ludwig die heftigste Gemüthsbewegung hervorzurufen, und wie im Sturm=

schritt gieng er in dem kleinen Zimmer auf und nieder. In diesem Augenblicke trat Frau von Maintenon ein, und wie erstarrt blieb sie stehen, als sie den Brief in den Händen des Königs erblickte.

„Eure Majestät," stammelte sie, „ich sterbe vor Scham. Dieser Brief . . . ."

„Hat mir Ihr Herz geoffenbart," rief Ludwig XIV., indem er sie stürmisch an sich zog. „Aber glauben Sie mir, dieselben Gefühle hege auch ich gegen Sie, dieselbe Verehrung, dieselbe Liebe, dieselbe Zärtlichkeit. Und wir sollten uns trennen, jetzt da wir uns erst gefunden haben? Sie wollten mich verlassen, mich, der ich nur in Ihnen lebe? Dem Entfernung von Ihnen den Tod brächte? Françoise, theuerste Françoise, das könntest Du mir anthun?"

„Aber, Eure Majestät," flüsterte Frau von Maintenon, ihre vor Glück strahlenden Augen mit aller Gewalt auf den Boden heftend, „die Frau Marquise von Montespan? Sie wird fortfahren, mich auf alle Weise zu verfolgen?"

„Sie wird," erklärte Ludwig XIV. mit großem Nachdruck, „sie wird es von dieser Stunde an nicht mehr wagen, Ihnen auch nur einen ungnädigen Blick zuzuwerfen, noch viel weniger ein böses Wort zu Ihnen zu sprechen, außer auf Gefahr ihrer augenblicklichen Entfernung vom Hofe. Darauf gebe ich Ihnen mein Königliches Wort. Nun aber, meine theuerste Freundin," fuhr er mit schmeichelnder Stimme fort, indem er sie noch fester umfaßte, „nun ist hoffentlich nie mehr davon die Rede, daß Sie sich von mir und meinen Kindern trennen wollen?"

Ich halte es nicht für nöthig, den weitern Verlauf des tête-à-tête noch näher auszuspinnen, sondern bemerke nur, daß Frau von Maintenon dem Könige, wie sich eigentlich von selbst versteht, ohne weitere Widerrede versprach, ihre Stelle auch fernerhin beizubehalten, so wie, daß sie gleich nach seiner Entfernung den an den Abbé Gobelin angefangenen Brief nicht ohne ein eigenthümliches Lächeln in tausend Stückchen zerriß. Dann warf sie sich in ihren Sessel, um über das eben Erlebte nachzudenken, und

jetzt konnte sie einen Ausruf der Befriedigung nicht unterdrücken. Abermals war sie ja dem großen Ziele, das sie sich vorgesetzt, um eine Stufe näher getreten, und die letzte Stufe, meinte sie, werde wohl auch noch zu überspringen sein. Wem verdankte sie aber den dießmaligen Erfolg? Niemanden anderem als dem guten Rathe des Pater Lachaise, und daher kam es denn auch, daß der genannte Pater und Frau von Maintenon von nun an in ihrem Innern geschworene Freunde wurden. Man sieht: auch der Orden Jesu kam seinem Ziele näher und näher!

Achtes Kapitel.

Ein neues Gestirn.

Das vorige Kapitel bewegte sich in den Jahren 1675 bis 1677 und das jetzige spielt von anno 1677 bis 1679. Gerade diese letzteren Jahre aber sind es, in welchen der Ruhm Ludwigs XIV. gegen Außen hin aufs höchste stieg, und nicht wenige Schriftsteller vindiciren dem Könige diesen Ruhm selbst jetzt noch als einen in jeder Hinsicht gerechtfertigten. „Ludwig den Großen" nennen sie ihn und diesen Namen soll er gerade in den genannten Jahren verdient haben! Er soll ihn verdient haben durch seine Thaten; verdient haben dadurch, daß er Frankreich auf die höchste Stufe der Macht erhob! Und doch — darf man nicht mit Recht behaupten, daß man sich keine elendere Regierungswirthschaft denken kann, als diejenige, wo Alles von Frauengunst abhängt, und ist es nicht umgekehrt eine ausgemachte Thatsache, daß das Mätressenthum am Hofe Ludwigs XIV. nie in stärkerer Blüthe stand, als gerade in der Zeit von anno 1677 bis 1679? So widersprechen sich in der Beurtheilung Ludwigs XIV. die Ansichten; der Widerspruch schreibt sich aber wohl haupsächlich davon her, daß die Lobspender nur die äußeren Erfolge jener Jahre ins Auge faßten, ohne zugleich Kenntniß zu haben von dem inneren Getriebe

am Hofe, denn diese letztere Kenntniß verdankt man erst den Forschungen der Neuzeit.

In den Jahren 1677 und 1678 währte der Krieg, welchen Frankreich mit Deutschland, mit Spanien und mit den Niederlanden zugleich führte, noch immer fort, und jedes Jahr begab sich Ludwig XIV., wie er auch früher gethan, in eigener Person auf den Kriegsschauplatz. Auch übernahm er dann regelmäßig dem Namen nach das Obercommando und wohnte verschiedenen Belagerungen bei, die meist mit einem glücklichen Erfolge endigten. So z. B. anno 1677 den Belagerungen von Valenciennes, St. Omer und Cambrai, und anno 1678 denen von Gent und Ypern. Aber lange hielt er es nie im Felde aus, höchstens so lange, bis er sich die Lorbeerkränze einiger eroberten Städte um's Haupt flechten konnte, und dann, nach zwei, drei Monaten schon, giengs so eilig als möglich wieder nach St. Germain und Versailles zurück, um sich wieder in die alten Gewohnheiten zu versenken. Dieß geschah im Jahr 1677 in den ersten Tagen des Juni, nachdem er die Monate April und Mai bei der Armee zugebracht hatte; im Jahr 1678 aber gar schon zu Ende Mai, weil er dießmal den ganzen Hof — auch die Königin nicht ausgenommen — mit sich führte, und Frau von Montespan „aus Gründen" so schnell als möglich nach ihrer bequemen Wohnung in St. Germain zurückverlangte. Damals aber, Ende Mai, begann der Feldzug erst recht, und nur erst, nachdem noch den ganzen Sommer hindurch von beiden Seiten mit aller Kraft gekämpft worden war, wurde im Herbst 1678 der Frieden von Nimwegen abgeschlossen, welcher dem langen Kriege ein Ende machte. Wenn also Ludwig XIV. ein Mann vom Schwert gewesen wäre, so hätte er nothwendig bei der Armee bleiben müssen, allein er hatte schon früher bewiesen, daß ihm der Wunsch einer begünstigten Dame mehr galt, als alle Aussicht auf Ruhm und Ehre. Sollte er dießmal seinem Charakter untreu werden? O nein, ein Wink der Frau von Montespan genügte, um den schwachen Monarchen sofort nach St. Germain zurückzutreiben.

„Aber wie?" fragt nun der Leser kopfschüttelnd. „Stand denn die Frau Montespan trotz dem, was Ende des letzten Kapitels

erzählt worden ist, noch in derselben Gunst bei Ludwig XIV., wie vordem?" Und dann: „welches waren die besonderen Gründe, welche in der genannten Dame eine solche Sehnsucht nach St. Germain erweckten?" Die Beantwortung beider Fragen wird nicht schwer fallen!

Damit, daß Ludwig XIV. zur Frau von Maintenon seit dem März 1677 in ein weit innigeres Verhältniß als früher getreten war, hatte es seine vollkommene Richtigkeit und Jedermann am Hofe konnte sich hievon überzeugen. Er erschöpfte sich nehmlich förmlich in Aufmerksamkeiten gegen sie und wo er ihr etwas an den Augen absehen konnte, that er es. So starb zum Beispiel in jener Zeit der Marschall d'Albret, in dessen Hause Madame de Maintenon früher viel verkehrt und den sie immer sehr lieb gehabt hatte. Augenblicklich, aber ganz in der Stille, gab daher der König Befehl, das Portrait des Marschalls in Lebensgröße anzufertigen, und wie es fertig war, ließ er es heimlich in der Galerie von Schloß Maintenon aufhängen, um seine Freundin damit zu überraschen. So übertrug er ihrem Bruder, von dem später ein Mehreres die Rede sein wird, ohne daß sie darum gebeten hätte, das sehr einträgliche Gouvernement Cognac, und wer nur irgend mit ihr auf gutem Fuße stand, durfte darauf rechnen, auch vom Könige begünstigt zu werden. So verwandte er eine höchst bedeutende Summe auf den Umbau von Schloß Maintenon, und sobald wieder ein Theil fertig war, ließ er ihn auf's kostbarste ausschmücken. Kurz also, man konnte es mit den Händen greifen, daß die frühere Frau Scarron beim Könige Ludwig einen bedeutenden Stein im Brette habe, und alle Welt beeilte sich daher, der besagten Dame zu hofiren. Ja mit jedem Tag stieg die Zahl ihrer Augendiener und bald hatte sie, besonders wenn sie, was sehr oft geschah, mit ihren Zöglingen auf einige Wochen nach Schloß Maintenon übersiedelte, einen Kreis um sich, als wäre sie eine Art von Königin. Trotzdem aber trat sie durchaus nicht aus ihrer früheren Stellung heraus, sondern blieb Gouvernante der ihr anvertrauten drei Königlichen Kinder, gerade wie sie es seither gewesen war. Nur hatte es mit der außerordentlichen Bescheidenheit der ver-

gangenen Jahre ein Ende, und sie machte einen ihres Einflusses beim Könige würdigen Aufwand. Dieß zeigte sich besonders bei den wiederholten Badereisen nach Barèges und Bagnères, welche sie in den beiden Sommern 1677 und 1678 mit dem jungen Louis Auguste de Bourbon, um seinen Fuß noch mehr zu kräftigen, unternahm, denn wenn sie vor drei Jahren noch, bei der Fahrt nach Amsterdam, ganz allein mit ihm gewesen war, so hatte sie jetzt für sich selbst drei Kammerfrauen, sechs Bediente und zehn bewaffnete Reiter zur Begleitung, während das Gefolge des Prinzen noch extra aus seinem Leibarzt Doktor Fagon, aus seinem Lehrer Le Ragois, so wie aus vier oder fünf Leibdienern bestand. Es war also ein recht respectabler Conduct, welcher der Freundin eines Königs keine Unehre machte, und Jedermann konnte daraus den Schluß ziehen, daß Frau von Maintenon etwas mehr zu sagen haben müsse, als bei sonstigen Gouvernantinnen der Fall zu sein pflegt.

Wenn es nun aber mit Frau von Maintenon so stand, wie stand es dagegen mit Frau von Montespan? Ei mit ihr stand es dem Anschein nach ganz so, wie es seit Jahren gestanden, und sie mußte wohl noch immer des Königs Geliebte sein, da sie ihm nach einander im Jahr 1677 und 1678 Kinder gebar. Nehmlich am 4. Mai 1677 eine Tochter, die auf den Namen Françoise Marie de Bourbon getauft und nachher bei der Legitimation anno 1681 zum Fräulein von Blois erhoben wurde, und am 6. Juni 1678 — das waren die Gründe, warum damals Ende Mai die Frau von Montespan es so eilig hatte, nach St. Germain zurückzureisen — einen Sohn, Louis Alexander de Bourbon, den nachherigen Grafen von Toulouse. Oberflächliche Beobachter konnten also gar keiner andern Ansicht huldigen, als die besagte Dame herrsche immer noch mit derselben Allgewalt in dem Herzen des Monarchen, als wie zu Anfang ihrer Liebschaft; allein genauer Eingeweihte wußten es etwas besser und urtheilten genau so, wie der Pater Lachaise, der feine Menschenkenner, sich bereits vor Monaten der Frau von Maintenon gegenüber ausgesprochen hatte. Die dem äußeren Anschein nach fortdauernde Herrschaft der Frau

von Montespan war, um die Wahrheit zu sagen, mehr auf Gewohnheit gegründet, als auf Liebe, und überdem hatte Ludwig XIV. eine Art Scheu, offen mit ihr zu brechen, da er ihr als der Mutter seiner Kinder jedenfalls Rücksichten schuldig zu sein glaubte.

In dieser Weise hatte sich das Verhältniß der Frau von Montespan zu Ludwig XIV. umgestaltet und sobald man dies merkte, entstand ein merkwürdiger Wettlauf unter denen am Hofe, welche über schöne Töchter zu verfügen hatten. Das lange Mätressenthum nehmlich und die grenzenlose Ungenirtheit, mit der es ganz offen getrieben wurde, fing bereits an, seine Früchte zu tragen, und unter diesen herrlichen edlen Früchten war wohl die alleredelste die, daß den Damen und Herren am Hofe das Schamgefühl nach und nach gänzlich abhanden kam. Darum, wenn es zu andern Zeiten als eine Beschimpfung sondergleichen, ja als ein todeswürdiges Verbrechen angesehen wurde, wenn ein Mächtiger dieser Erde die Tochter eines edlen Hauses entehrte, so waren jetzt die meisten Hofleute der gerade entgegengesetzten Ansicht und beeilten sich, Seiner Majestät ihre Töchter, Weiber oder Schwestern zur freien Verfügung zu stellen. Ja, welch ein unendliches Glück und welch eine außerordentliche Ehre wäre es gewesen, wenn man sich hätte zurufen dürfen: „Meine Tochter, meine Frau, meine Schwester ist an der Stelle der Frau von Montespan auf den Thron der herrschenden Mätresse erhoben worden!“ So drängten sich denn jetzt die Schönheiten von allen Seiten herbei und stritten sich förmlich mit einander, welche zuerst ihre Unschuld an den König zu verlieren im Stande wäre. „Die Stelle der ersten Courtisane ist im Begriff vacant zu werden; also herbei, herbei, ihr Töchter Frankreichs und bewerbt euch um die Ehre des Königlichen Concubinats!“

Und nun, König Ludwig, so sieh dich doch um unter den vielen Bewerberinnen! Alle kannst du nicht nehmen, nicht einmal den zehnten Theil oder auch nur den zwanzigsten; aber so artig solltest du wenigstens sein, die Mühe, die Consequenz, den Verstand und die List anzuerkennen, womit sie um dich kämpfen.

Da ist Eine, die eine besonders schön geformte Brust besitzt — sie zeigt sich dir gewiß nie anders, als mit halb offenem Mieder oder mit weit ausgeschnittenem Oberkleide. Dort ist eine Andere, die sich durch breite, halbrunde Hüften auszeichnet — sie zwängt ihren Oberleib in einen engen Spenser und prächtig einladend treten die Hüften hervor. Hier macht eine Dritte die Entdeckung, daß ihr dralles Bein gar wohl im Stande wäre, deine Sinnlichkeit zu reizen, wenn du es nur erst zu sehen bekämest, und was nun? Auf dem nächsten Balle erscheint sie in einer Phantasiemaske und trägt ein faltiges Röcklein, das ihr kaum bis zu den Knieen reicht. So beeifern sie sich alle, dich zu umstricken, und selig ist jede, welcher du das Schnupftuch zuwirfst. Die Begriffe: Keuschheit, Tugend, Treue und weibliche Würde — ach das sind bei ihnen längst überwundene Standpunkte!

Wahrhaftig, König Ludwig hätte müssen von Stein sein, wenn er im Stande gewesen wäre, so vielen Lockungen zu widerstehen, und von Stein war er bekanntlich nicht, sondern vielmehr recht sehr von Fleisch und Blut. Er griff also da und dort zu und in Folge dessen glaubte man oft, er sei von Neuem in Bande geschlagen. Auch war dann immer etwas dran, so was man „Strohfeuerliebe" nennt; aber zu einer dauernden Zuneigung kam es nicht. Da gabs z. B. ein Fräulein von Gurdany, eine lebhafte, frische, fröhliche Brünette von kaum sechszehn Jahren, die so lieblich zu plaudern verstand, daß der König unendlich gern mit ihr verkehrte. Auch that ihre Mutter, die Frau Marquise de Gurdany, die das Töchterlein an den Hof brachte, alles, um dem Könige bemerklich zu machen, daß das Fräulein ihm zu allerhöchsten Diensten stehe; allein ehe es noch so weit kam, wußte die eifersüchtige Frau von Montespan die Mutter wie die Tochter durch eine List vom Hofe zu entfernen und Ludwig XIV. fragte nachher nie mehr nach dem Kinde. Da waren dann die drei Schwestern Lamotte-Houdancourt, von denen man nicht wußte, welche eigentlich die reizendere sei; doch wenn sie auch körperlich mächtig anzogen, so war dagegen ihr Witz so platt und ihre Unterhaltungsgabe so fad, daß Ludwig XIV.

schon nach wenigen Tagen sich fast angeekelt von ihnen abwandte. Da war weiter Madame de Ludres, eine prächtige Gestalt voll Feuer und Ueppigkeit; allein es scheint, sie besaß einen geheimen Fehler, denn der König verglich sie mit der Jo der Griechen und dieser Spott verleidete ihr den Hof so gründlich, daß sie sich sofort für immer auf's Land zurückzog. Da war ferner die Gräfin von Grammont, eine wahre Meisterin in der Kunst der Koketterie, welche aber eben deßwegen ihr Bräutigam, der Lord Lindsay in London, zu heirathen vergessen hatte. Sie machte sichtlich Eindruck auf den König und wer weiß, wie weit es gekommen wäre; allein plötzlich ward Seiner Majestät durch einen heimlichen Freund der Frau von Montespan hinterbracht, daß die Gräfin eine ganz eifrige Jansenistin sei, und nun hatte es alsbald mit seiner Liebe ein Ende. Da war endlich die Frau Fürstin von Soubise, eine der lieblichsten Gestalten, die es je gegeben, und zugleich voll Geist und Anmuth; doch sonderbar, der Herr Fürst, ihr Gemahl, der Einzige vielleicht am ganzen Hofe, der so thöricht dachte, meinte, er wolle doch lieber seine Frau für sich allein haben, und reiste, sowie er die gegenseitige Annäherung zwischen ihr und dem Könige bemerkte, urplötzlich mit ihr auf seine Güter. Wohl schickte ihm Ludwig XIV. einen Reitenden nach mit dem Befehl, sofort an den Hof zurückzukehren, und er mußte natürlich gehorchen. Aber darüber vergingen doch drei Wochen und wie nun die Frau Fürstin zum ersten Mal wieder bei der Cour erschien, bemerkte der König mit Schrecken, daß sie in der Zwischenzeit vorn einen Zahn verloren habe. Da verflog mit einem Mal seine Liebe und der Fürst von Soubise brauchte nicht mehr eifersüchtig zu sein.

Man sieht, es waren, wie ich oben schon sagte, nur Liebeleien, nicht wirkliche andauernde Herzensverbindungen, zu welchen den König die verschiedenen auf seine Eroberung ausgehenden Damen verleiten konnten, und nach jeder solchen Abschweifung mußte er sich's immer wieder gestehen, daß keine von allen, denen er sich noch genähert, mit solchem Feuer zu lieben verstehe, als Athenais von Montespan. Er kehrte also immer wieder zu ihr zurück, obwohl sie ihm durch ihre Launen, Capricen und Eifersüchteleien,

wie der Pater Lachaise ganz richtig bemerkte, oft heftiger zusetzte, als er, ohne mißmuthig zu werden, ertragen konnte. Ach hätte sie nur einen Theil des Geistes, des klaren, denkenden Geistes der Frau von Maintenon besessen; hätte sie es verstanden, ihn durch den Zauber der Rede, durch die Milde des Charakters, durch das ruhige, gemessene Walten der feinsten Bildung nur halbwegs so zu fesseln, wie Scarrons Wittwe that — ach dann würde es dem König gewiß nie eingefallen sein, die Fesseln der Geliebten abzustreifen oder an eine Untreue auch nur zu denken; allein so wie die Sachen jetzt standen — — doch all eins, er war ja der Großsultan von Frankreich und einen Sultan kann man sich nicht ohne Harem denken! Wer durfte es überhaupt ihm, der in unbeschränkter Allmacht dominirte, übel deuten, wenn er drei, vier oder noch mehr Freundinnen zumal besaß? Er hätte ihrer hundert haben können und alle Welt hätte müssen damit zufrieden sein!

Eines Abends in der Mitte des Monats Februar im Jahr 1679 begab sich Ludwig XIV. über die weiten Gänge des Schlosses Versailles nach den Zimmern der Königin, um dieser, wie er jeden Tag that, seinen kurzen Etiquettebesuch abzustatten. Seine Majestät hielt nehmlich sehr viel auf Etiquette, und wenn Höchstdieselben daher auch die Königin selbst in jeglicher Beziehung vernachläßigten, so erwiesen sie ihr doch äußerlich und formell alle die Ehren, die einer so hochgestellten Dame gebührten. Der heutige Besuch fand zu derselben Stunde und Minute statt, wie sonst immer, und begleitet war der König nur allein von dem alten Kammerdiener de Chamarande, der in ehrfurchtsvoller Entfernung hinter ihm hergieng. Plötzlich stand der Monarch still und lauschte. Aus einem Zimmer neben an erscholl ein Gesang, der lieblicher nicht hätte sein können. Es war eine weibliche Stimme, voll und doch weich, zart und doch stark, jetzt schmelzend wie das Girren einer Nachtigall, dann feurig, als schmetterte eine Lerche. Wohl fünf Minuten lang stand der König still und horchte mit festgehaltenem Athem. Ja, als die Stimme schon verklungen war, horchte er immer noch weiter, wie wenn er die Wiederholung der Melodie erwartet hätte. Was war es nun, was ihn so sehr anzog? Etwa

Digitized by Google

„Fontanges! Fontanges!“ murmelte der König wieder vor sich hin. „Es gibt einen armen, heruntergekommenen, aber sehr ehrgeizigen Marquis de Fontanges. Sollte der wohl ihr Vater

Digitized by Google

blos der süße Silberton der Stimme, oder vielleicht auch der Inhalt des Liedes? Sicherlich das letztere, denn das Lied besang Ihn; Ihn selbst, den König, und jede Strophe schloß mit demselben Refrain. Mit dem Refrain: „Vive Louis le Grand!„ „Es lebe Ludwig der Große!“

„Was war das?“ sagte Ludwig XIV. leise, als ob er mit sich selbst spräche. „Dieses Lied habe ich noch nie gehört! Diese Stimme klang noch nie zu meinem Ohre!“

„Es sind die Zimmer der Frau Herzogin von Arpajon,“ wagte der Kammerdiener zu bemerken. Seinem scharfen Ohre nehmlich waren die Worte des Königs nicht entgangen und seine Absicht gieng offenbar dahin, Seiner Majestät einen Anhaltspunkt zur Ermittlung der Sängerin zu geben.

„Der Frau Herzogin von Arpajon?“ murmelte Ludwig XIV., indem bei Nennung dieses Namens über sein aufgeregtes Gesicht ein Schatten des Mißmuths hinzog, denn die Frau Herzogin, eine der älteren Palastdamen der Königin, stand nicht besonders hoch in seiner Gunst.

„Ja,“ wiederholte der Kammerdiener, indem er ganz nahe zu Seiner Majestät herantrat, damit er um so leiser reden könnte. „Ja, der Frau Herzogin von Arpajon. Sie ist gestern von einem kurzen Urlaub, den sie einer kleinen Reise wegen genommen, zurückgekehrt und hat eine junge Verwandte mitgebracht, welche sie, wie man mir sagte, in den Dienst Ihrer Majestät, der Königin, bringen möchte. Wahrscheinlich ist es diese junge Dame, welche gesungen hat.“

„Wie heißt diese junge Dame?“ fragte der König mit großer Hast.

„Ich habe mir den Namen aufgeschrieben, denn er ist etwas lang,“ erwiderte der Kammerdiener, indem er aus seiner Tasche einen Streifen Papier hervorzog. „Richtig da steht er: Marie Angélique de Scoraille de Roussille, Demoiselle de Fontanges.“

„Fontanges! Fontanges!“ murmelte der König wieder vor sich hin. „Es gibt einen armen, heruntergekommenen, aber sehr ehrgeizigen Marquis de Fontanges. Sollte der wohl ihr Vater

sein? Nun, wenn das Fräulein in die Dienste der Königin treten will, so werden wir ja wohl sehen."

Er schritt weiter, den Zimmern seiner Gemahlin zu, und der Kammerdiener folgte wieder in ehrerbietiger Ferne. Um den Mund des letztern aber zuckte es ganz eigenthümlich, gerade als wie wenn er sagen wollte: „er hat in den Köder gebissen," und dasselbe drückte auch der listige Blick seiner Augen aus.

Bei der Königin verweilte der König schon seit Jahren nie länger als höchstens zehn Minuten; dießmal aber dehnte sich seine Anwesenheit auf fast mehr als eine halbe Stunde aus, und als er endlich gieng, konnte er es gar nicht verbergen, wie schwer es ihn ankam, zu scheiden. Es mußte dieß nothwendigerweise Jedermann auffallen, und die arme Hofwelt wäre wohl vor Neugierde gestorben, wenn sie nicht alsobald den Grund dieses langen Verweilens erfahren hätte. Worin bestand aber der Grund? Nun in nichts anderem, als in dem Erscheinen des eben genannten Fräuleins von Fontanges!

Nachdem nehmlich Ludwig XIV. mit der Königin einige Minuten lang geplaudert, bat ihn diese, ihm ein Fräulein vorstellen zu dürfen, welches sie mit seiner Erlaubniß unter ihre Kammerdamen aufzunehmen gesonnen sei. „Es ist," setzte die Königin bei, „eine junge, kaum siebzehnjährige Base meiner ersten Palastdame, der Frau Herzogin von Arpajon, und ihr zu Liebe möchte ich dem Kinde eine Versorgung geben, denn seine Eltern, obwohl von gutem Adel, sind sehr arm. Im Uebrigen rühmt man mir die gute Erziehung des Fräuleins und auch seine äußere Erscheinung ist sehr empfehlenswerth."

„Und der Name des Fräuleins?" fragte der König mit der gleichgültigsten Miene von der Welt.

„Eurer Majestät wird er ganz unbekannt sein," erwiderte die Königin. „Marie Angelica von Scoraille von Roussille, Freiin von Fontanges."

Wiederum ohne eine Miene zu verziehen, erklärte Ludwig XIV. seine Bereitwilligkeit, das Fräulein zu empfangen, und auf einen Wink der Königin verschwand eine Kammerdame, die Frau

Herzogin von Arpajon mit ihrer Verwandtin herbeizuholen. Wie nun aber diese erschien und der König des jungen Fräuleins von Fontanges ansichtig wurde, da fiel es ihm äußerst schwer, sich auch jetzt noch zu beherrschen, denn er glaubte nie ein weibliches Wesen gesehen zu haben, das gleich im ersten Augenblicke einen solch sieghaften Eindruck auf ihn machte. In der That war sie auch wunderschön, und wenn ihre Haare nicht etwas stark in's Röthlichte gespielt hätten, so möchte sie wohl selbst der Mediceïschen Venus des Kleomenes den Rang streitig gemacht haben. Mit einer hohen, üppig schlanken Gestalt nehmlich verband sie ein paar strahlende blaue Augen, einen kleinen schwellenden Mund nebst einem blendend weißen Teint, und es stimmte überhaupt jeder einzelne Theil des Körpers auf's vollkommenste zum Ganzen; was aber noch den überwältigendsten Eindruck machte, das war die Engelsmiene, mit der sie aufschaute, und zugleich der frische Jugendglanz, der wie Morgenthau über ihre ganze Erscheinung verbreitet lag.

So sah die junge Base aus, welche die Frau Herzogin von Arpajon an den Hof brachte. Ihrer Aussage nach, damit sie, weil sie so arm war, in dem Hofstaat der Königin ein Unterkommen fände. Andere freilich meinten, dieß sei nicht die eigentliche Absicht der Frau Herzogin gewesen, sondern sie habe von Anfang an etwas höher mit ihrer jungen Verwandtin hinaufgewollt, und zwar ganz im Einverständnisse der Eltern des Fräuleins. Ja — sagte man weiter — die letzteren hätten ihre Tochter seit ihrer Kindheit dazu bestimmt gehabt, dermaleinstens am Hofe Ludwigs XIV. eine gewisse hervorragende Rolle zu spielen, und es sei daher auch die ganze Erziehungsweise Angelicas hiernach eingerichtet worden. Dieß mag sich nun aber verhalten, wie ihm wolle, so ist so viel sicher, daß der König ganz entzückt war von dem Anblick des Fräuleins von Fontanges und daß sein Auge mit einem Feuer auf ihr ruhte, welches ihr alles Blut in die Wangen trieb. Doch erinnerte er sich plötzlich, daß er sich in den Zimmern der Königin befinde, und somit bezwang er sich so, daß wenigstens der Anstand nicht verletzt wurde.

„Mein Fräulein," sagte er dann nach einer Pause, als die Vorstellung längst vorüber war, „dürfte ich Sie wohl fragen, ob Sie die Künstlerin gewesen sind, die vorhin in dem Zimmer der Frau Herzogin von Arpajon, Ihrer Muhme, mit solch außerordentlichem Wohlklang ein Lied sang, daß ich bekenne, noch nie einen schöneren Vortrag gehört zu haben?"

„Eure Majestät spotten wohl meiner," erwiderte Fräulein von Fontanges in einer reizenden Verlegenheit und das Gesicht wie mit Purpur übergossen.

„Was ich sage," sprach der König mit einem Blicke der Bewunderung, „ist stets mein vollkommener Ernst, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie meiner Bitte, dieses Lied im nächsten Concerte vorzutragen, Folge leisten. Darf ich fragen, wer den Text und die Melodie verfaßte, denn beide sind mir bis jetzt unbekannt geblieben."

„Der Text rührt von meinem Vater her," versetzte Fräulein von Fontanges immer noch mit niedergeschlagenen Augen, als ob sie es nicht wagte, dem Könige in's Gesicht zu sehen, „und die Melodie ließ er von einem welschen Meister componiren, den er expreß deßwegen in Bologna aufsuchte."

„Wie?" rief Ludwig XIV. aufs höchste betroffen, „Ihr eigener Vater, mein Fräulein, ist der Verfasser des herrlichen Gedichts?"

Jetzt sah Fräulein von Fontanges zum ersten Mal schüchtern auf. „Eure Majestät," hauchte sie, „haben in allen Ihren Staaten keinen innigeren Verehrer, als meinen Vater, und diesem seinem Gefühle wollte er in dem Gedichte Ausdruck geben."

„Dann," sprach der König mit Emphase, „dann wird es wohl Zeit sein, daß Wir einen so großen Verehrer Unserer Person sofort an Unsern Hof berufen und ihm eine seiner loyalen Gesinnung entsprechende Stellung einräumen. Verlassen Sie sich darauf, mein Fräulein, es soll dieß augenblicklich geschehen."

„Eure Majestät sind der gütigste Monarch der Erde," rief Fräulein von Fontanges, indem sie dem Könige einen Gluthblick

zusandte, der diesen tief in das innerste Herz traf. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen für solch' hohe Gnade kniefällig danke."

In der That trat sie ein paar Schritte vor, und war im Begriff sich demüthigst vor ihm niederzuwerfen; aber er faßte sie augenblicklich bei der Hand und führte sie wieder an ihren Platz neben der Frau Herzogin von Arpajon.

Damit hatte nun übrigens der Besuch des Königs bei seiner Frau Gemahlin ein Ende, denn er fühlte, daß es gegen seine Würde gewesen wäre, die Unterhaltung mit dem Fräulein noch länger auszudehnen; allein wenn es ihm nun auch gelang, sich für den Augenblick äußerlich zu bemeistern, so saß der Stachel der neuen Liebe ihm doch bereits viel zu tief im Herzen, als daß er noch hätte ohne Gefahr der Verblutung herausgezogen werden können, und bald brach die Flamme mit aller Gewalt los.

Auf den 27. Februar nehmlich wurde von Ludwig XIV. eine große Festjagd veranstaltet und an einer solchen nahmen in der Regel auch die Damen vom Hofe Antheil. Dießmal sollten sie nach dem ausdrücklichen Wunsche des Königs ebenfalls nicht fehlen und die Königin, obwohl sonst keine Freundin von derlei Vergnügungen, wagte es nicht dem Willen ihres Gemahls ein Veto entgegenzusetzen. Somit erschien sie mit ihrem gesammten Staate, und daß darunter Fräulein von Fontanges nicht fehlte, dafür hatte die Frau Herzogin von Arpajon natürlich gesorgt. Ja die junge Dame nahm sogar einen hervorragenderen Antheil an der Jagd, welche sie, wie die meisten der jüngeren Damen, zu Pferde mitmachte, während die älteren, dem Beispiele der Königin folgend, im Wagen nachfuhren, und man bemerkte allgemein, daß sie der König von Anfang an sehr auszeichnete.

Nach Beendigung der eigentlichen Jagd hatten alle Betheiligten sich nach einem mitten im Walde befindlichen großen Pavillon zu begeben, wo nach eingenommenem Imbiß ein improvisirter Ball stattfinden sollte, und nach diesem Pavillon nun lenkte, wie alle übrigen Reiter und Reiterinnen, auch Fräulein von Fontanges ihr Pferd. Da schlug der König vor, einen kleinen Wett-

ritt zu veranstalten und weil natürlich die ganze Kavalkade sich damit einverstanden erklärte, so gings sofort im tollsten Galopp vorwärts. Hurrah! Huzzah! schrie Alles wild durcheinander und die Sporen arbeiteten in den Flanken der Rosse, daß diese wie gehetzte Rehe fortschossen. So erreichte man denn den Pavillon trotz der ziemlichen Entfernung in weniger als einer Viertelstunde und was noch merkwürdiger war, alle kamen heil und gesund an, ohne daß irgend ein ernsterer Unfall, ein Sturz oder Beinbruch vorgekommen wäre. Dagegen aber, wie sahen die Damen aus? Es blies den ganzen Tag ein ziemlich starker Wind und durch den scharfen Ritt konnten die Wirkungen desselben natürlich nur verstärkt werden. Die Folge hievon war, das den meisten der Reiterinnen die Barette vom Kopfe flogen, und — ha wie wühlte jetzt Gott Aeolus in ihren Haaren! Sie hatten sich alle auf dieses Fest vortrefflich aufgeputzt und stundenlang waren die Friseure heute Morgen damit beschäftigt gewesen, ihre „Coiffure" so zierlich als möglich herzurichten. Jetzt aber — eine einzige Viertelstunde hatte hingereicht, eine vollkommene Zerstörung anzurichten und auch nicht eine Spur der früheren Frisur war mehr vorhanden. Wild flatterten die Flechten in der Luft und die Eumeniden selbst, die Alekto, die Megära und die Tisiphone, können nicht ordnungswidriger ausgesehen haben.

Da saßen sie nun im großen Waldpavillon, die jungen Damen mit ihren aufgelösten Haaren, und boten ein helles Bild der Verzweiflung. Vielen liefen die Zähren über die Wangen, und diese Zähren flossen um so reichlicher, je mehr die Herren lachten und spotteten. In Andern kochte der Zorn und sie hätten sich gerne das Herz mit bissigen Reden erleichtert, wenn nur die Gegenwart der Majestäten solches nicht zur Unmöglichkeit gemacht haben würde. Die Meisten liefen wirr durch einander und hatten gar keinen Gedanken, als so schnell als möglich nach Versailles zu kommen, um die arge Zerstörung in ihren Zimmern zu verbergen.

Nur eine Einzige machte eine Ausnahme und diese Einzige war Marie Angélique de Scoraille de Russille, Freiin von Fon-

tanges. Lachend als wäre dies der köstlichste Spaß von der Welt schüttelte sie ihr üppiges Haar, daß es ihre ganze Büste einhüllte, und dann sprang sie zu dem nächsten Baume, an dem sich Immergrün in zahllosen Schößlingen emporrankte. Von diesen Schößlingen brach sie die frischesten und fing sofort an sie ins Haar zu flechten; so bald sie aber den Kranz gewunden, verband sie Alles durch ein hochrothes Band, das sie ihrer Busenschleife entnahm und dessen beide Enden sie über ihre Stirne herabhängen ließ. Sie sah wirklich einzig schön aus in diesem improvisirten Kopfputz und Ludwig XIV., der jede ihrer Bewegungen bisher mit den Augen verschlungen hatte, kam vor Entzücken ganz außer sich. Er konnte sich nicht mehr halten, sondern brach in einen Schrei der Bewunderung aus, in welchen die sämmtlichen anwesenden Herren alsbald einstimmten. Ja noch mehr, Er, der König, stürzte sich sofort der jungen Dame zu Füßen und erklärte sie laut und öffentlich zur Königin der Schönheit und Liebe, welcher von nun an gehorcht werden müsse!

Diese öffentliche Huldigung konnte unmöglich mißverstanden werden und sie wurde es auch in der That von Niemanden, am wenigsten von der Königin. Tiefgekränkt — sie war allerdings schon längst an derartige Kränkungen gewöhnt, aber jede neu hinzukommende gab ihr immer wieder einen Stich ins Herz — verlangte sie augenblicklich nach Versailles zurückzukehren, indem sie die in dem Anzug der Damen entstandene Unordnung zum Vorwande nahm, und der König, der große Etiquettenbeobachter, konnte natürlich nicht umhin, ihr in diesem ihrem Wunsche zu willfahren. So brach man denn, statt das Fest im Wald-Pavillon zu Ende zu bringen, schon nach einer Viertelstunde auf und Ludwig XIV. hatte also für den Augenblick keine Gelegenheit mehr, der neuen Königin der Schönheit und Liebe noch weitere Huldigungen darzubringen; allein die so eben von mir geschilderte Scene sollte deßwegen doch die weitgreifendsten Folgen haben.

Sobald nehmlich Ludwig XIV. in Versailles angekommen war, beschied er die Frau Herzogin von Arpajon vor sich und die Beiden hatten sofort eine lange geheime Unterredung mit

einander; der Gegenstand dieser Unterredung aber war kein anderer, als das Fräulein von Fontanges; das heißt, um noch deutlicher zu sein: sie besprachen sich über die Bedingungen, unter welchen die genannte junge Dame dem Könige als Eigenthum zugehören sollte. Man kam bald ins Reine, denn die Frau Herzogin, die wie es scheint schon zum voraus von den Eltern der Fontanges die nöthigen Vollmachten in Händen hatte, faßte die Sache von der praktischen Seite auf und der König, welchem das Wort Knickerei von jeher ganz fremd war, genehmigte sofort alle an ihn gestellten Forderungen. Schon den andern Tag bezog also Fräulein von Fontanges die Reihe von Gemächern, welche sie fortan bewohnen sollte, und zugleich ward der Minister Colbert angewiesen, ihr monatlich hunderttausend Thaler — 400,000 Livres — als Gehalt baar auszubezahlen. Auf dem nächststattfindenden Hofball aber erschien sie in demselben Kopfputz, welchen sie kurz zuvor auf dem Jagdfest improvisirt hatte, und dieser neue Kopfputz machte nun unter dem Titel »Coiffure à la Fontanges« die Runde durch ganz Europa. Sie war jetzt die anerkannte Mätresse, und der ganze Hof huldigte ihr als derjenigen, die allein den Ton anzugeben habe.

„Aber," fragt der Leser, „die Frau von Montespan — was wurde aus ihr?" Eines Unwohlseins halber war sie verhindert gewesen, der Jagdparthie beizuwohnen, allein noch am nehmlichen Abend erfuhr sie alles, was vorgefallen, bis auf die kleinste Kleinigkeit und nun ergriff sie der fürchterlichste Zorn. Das innige Verhältniß Ludwigs XIV. zur Frau von Maintenon schon hatte sie kaum ertragen können, obgleich sie das Bewußtsein in sich trug, daß ihre körperlichen Reize noch lange das Uebergewicht über die geistige Anziehungskraft der Frau von Maintenon davon tragen werden. Aber nun ward ihr eine Rivalin auf ihrem eigenen Felde, auf dem Felde der Schönheit und der Sinnenlust, und dieß mit anzusehen — nein, das ging über ihre Kräfte! Sie ließ also noch in der Nacht packen und alsbald am andern Morgen fuhr sie mit großem Geräusch nach ihrem Hause in der Straße Vaugirard in Paris, indem sie erklärte nie mehr an den Hof zurückzukehren, so lange Fräulein von Fontanges nicht entfernt sei.

Sie glaubte immer noch, der König sei so fest an sie gefesselt, daß er ihr auch dießmal nachgeben werde; allein dießmal täuschte sie sich. Vielmehr sandte ihr Ludwig XIV. einfach den Befehl zu, alsbald wieder bei Hofe zu erscheinen und diesem strikten Befehle mußte sie natürlich Folge leisten. „Madame," sagte der König zu ihr, „ich will keinen Skandal und deßwegen werden Sie wie bisher in Versailles wohnen. Dagegen aber will ich auch nicht genirt sein, und ich bitte daher mich mit allen Wiederwärtigkeiten zu verschonen." Solcher strengen Worte bediente sich Ludwig XIV. gegen sie und was blieb da anders übrig, als sich wohl oder übel in das Unvermeidliche zu fügen?

„Und endlich Frau von Maintenon?" Auch sie ward von der neuen Leidenschaft des Königs außerordentlich schwer betroffen, vielleicht noch schwerer, als die Frau Marquise von Montespan; aber sie hatte, wie wir wissen, eine gewisse geistige Gewalt über sich und zudem unterstützte sie noch der Pater Lachaise mit seinen klugen Rathschlägen. Darum hütete sie sich wohl, dem Könige wegen dieser neuen Ausschweifung Vorwürfe zu machen, oder auch nur mit ihm darüber zu sprechen, denn sie wußte wohl, daß ihm jedes tadelnde Wort aus ihrem Munde doppelt wehe thun würde; wenn jedoch Andere von dem Verhältniß sprachen und ein verdammendes Urtheil darüber fällten, so erinnerte sie voll Sanftmuth daran, daß jeder Mensch seine Schwächen habe und daß daher Jedermann wohl daran thun würde, im Christenthum Stärke gegen die Leidenschaft zu suchen. Alles dieß wurde dem Könige getreulich wieder hinterbracht und natürlich konnte Frau von Maintenon dadurch nur in seiner Achtung und Zuneigung steigen.

Neuntes Kapitel.

Marie Madeleine Marquise de Brinvilliers oder die glorreiche Erfindung des Erbschaftspulvers.

Jede Residenz wird mehr oder minder von dem Hofe, der in ihrer Mitte lebt, beeinflußt, und nicht wenige, vielleicht sogar die meisten Residenzbewohner richten sich wie in ihrer Denkungsweise, so auch in ihren Sitten und Gebräuchen ganz nach dem jeweiligen Regenten und seiner Umgebung. So war es auch in der Stadt Paris, denn obwohl Ludwig XIV. schon vom Jahr 1672 an fast das ganze Jahr in Versailles zubrachte, so lag dieses doch so nahe, daß man es gleichsam als mit Paris verwachsen betrachten konnte, und die Wechselwirkung war daher eine gleich große, wie wenn der Hof sich im Louvre oder in den Tuilerien befunden hätte. Fragt man nun aber, worin sich der Einfluß dieses Hofs auf die Pariser Welt besonders stark erwiesen habe, so dürften vor allem zwei Dinge hervorgehoben werden: einmal das Mätressenthum des Königs und dann die kolossale Verschwendung, mit der er sich umgab.

Der König hatte, wie wir aus dem Schluß des vierten Kapitels ersehen haben, schon sein Zusammenleben mit der Frau Marquise de Montespan als ein „berechtigtes" declarirt und mit

derselben offenen Ungenirtheit lebte er nun auch mit dem Fräulein von Fontanges. Ebendamit aber erklärte er, weil die christliche Moral das Zwei- und Drei-Weiberthum verwirft, die bisher in Geltung gewesenen Religionssatzungen für annullirt und der Ehebruch galt von jetzt ab geradezu für „sanktionirt." In Folge dessen hatte Niemand am Hofe mehr zu befürchten, wegen Lascivität getadelt zu werden, und wer wird sich also darüber wundern, wenn nun gar viele ähnliche Verhältnisse, wie das Seiner Majestät zur Montespan und Fontanges angeknüpft wurden? Jede verheirathete Dame wollte ihren Galan, jeder verheirathete Kavalier sein Liebchen haben. Die Unverheiratheten aber — ei, die glaubten ohnehin, thun zu dürfen, was sie wollten, und höchstens vermied man gemeinen Skandal. Ja selbst das Bürgerthum wurde von dem Beispiel des Königs angesteckt und so wurde die Unzucht in allen Kreisen nicht nur einheimisch, sondern so zu sagen offen aufs Panier geschrieben. In engster Verbindung damit stand die Vermehrung des Ausgabenbudgets, denn eine Geliebte zu unterhalten hat noch von jeher Geld gekostet, und umgekehrt darf es eine Dame die einen Galan fesseln will, nicht verabsäumen, so viel nur immer möglich auf die Ausschmückung ihres Körpers zu verwenden. Wie hielten es denn die Frau von Montespan, und wie das Fräulein von Fontanges? Jede von ihnen erschien tagtäglich als eine Andere. Jeden Tag trugen sie ein neues Geschmeide und jeden Tag verschwendeten sie eine Unmasse von Seide und Sammt, um eine immer schönere Toilette zu machen. Sie konnten es auch, denn Ludwig XIV. gab jeder von ihnen ein mehr als fürstliches Monatgeld und die Nebengeschenke beliefen sich noch viel höher. Sollte nun das Liebchen eines Barons, eines Grafen, eines Herzogs, oder sonstigen vornehmen Herrn nicht auch ihrem Gelüste fröhnen, nicht auch in der Weise der Fontanges und Montespan auftreten dürfen? Ei ja natürlich, und folglich mußte der Liebhaber den Geldbeutel ziehen! Uebrigens nicht blos die Frauen kosteten Geld, sondern gleichmäßig auch die Männer „als solche." Sie hatten ja stets das Beispiel des Königs vor Augen und wenn sie an ihm sahen, daß er nicht selten ein Kleid trug, bei dem der

Werth nur allein an Diamanten, mit denen es besetzt war, auf ein dutzend und mehr Millionen Livres geschätzt wurde, ei dann dachten sie, sie wären bisher viel zu bescheiden aufgetreten. So steigerte sich mit der Lascivität der Luxus auf eine fast ungeheuerliche Weise und durch den Luxus vermehrten sich die Geldausgaben so ins immense, daß selbst die reichsten Leute oft nicht mehr wußten, woher sie die nöthigen Summen nehmen sollten. Wie aber sollten gar diejenigen sich helfen, die noch von den Eltern abhingen, oder vollends die Frauen ärmerer, vielleicht auch geiziger Eheherren, also mit einem Worte alle die, welche kein entsprechendes Vermögen in Händen hatten? Eine Zeit lang gings vielleicht mit dem Schuldenmachen, vorausgesetzt, daß man leichtgläubige Creditoren fand; wenn aber dann der Credit erschöpft war und wenn die Gläubiger ihr Geld zurückforderten, ach da zeigte sich, statt der Scylla, die Charybdis und man sah sich immer tiefer in den Strudel hineingerissen!

Also, wie sich helfen? Das war bei Vielen, sehr Vielen die große Lebensfrage. Geld mußte her um jeden Preis, denn von denen, welche einmal im Leichtsinn, in der Liederlichkeit und in der Verschwendung versunken sind, haben nur Wenige die moralische Kraft, sich wieder aufzuraffen und ein anderes Leben zu beginnen. Nochmals also: Geld her! war die Losung; aber wie das Geld auftreiben, wie aus einem Nichts ein Etwas hervorzaubern? Unwillkürlich fiel da Manchem der Name der Frau Marquise von Brinvilliers ein und unwillkürlich wiederholte er diesen Namen so oft in seinem Innern, daß er endlich den Schauder überwand, der ihn vielleicht im Anfang bei der Nennung desselben erfaßt hatte. Sobald aber nur erst der Schauder nachließ, da machte man sich mit dem Gedanken, ebenso zu handeln, wie sie, aber natürlich mit mehr Klugheit, damit die Sache nicht herauskäme, nur allzu leicht vertraut, und nun hatte man nur noch einen Schritt bis zur wirklichen That — nur einen Schritt bis zum vollendeten Verbrechen. Doch ich spreche in Räthseln, denn der Leser weiß vielleicht nichts von einer Frau Marquise von Brinvilliers und noch weniger etwas von ihren Thaten und Verbrechen.

Ich werde ihn also hierüber aufklären müssen, ehe ich in meiner Geschichte fortfahre.

Im Jahr 1651 heirathete Fräulein Marie Madeleine, Tochter des Herrn Dreux d'Aubray, Gouverneurs des Chatelet zu Paris, den Herrn Marquis von Brinvilliers, welcher Maitre de Camp im Regiment Normandie war. Das Fräulein zeichnete sich bei großer Jugend durch eine sehr hübsche äußere Gestalt sowie durch eine große geistige Begabtheit aus und brachte ihrem Gatten eine Mitgift von baaren zweimalhunderttausend Livres; der letztere aber, ein ebenfalls noch junger Mann von ziemlich guter Erziehung, besaß neben seiner Besoldung als Offizier eine jährliche Rente von dreißigtausend Livres, und somit sah das junge Paar nach menschlichem Ermessen einer sehr glücklichen Zukunft entgegen. Auch lebte dasselbe in der That die ersten paar Jahre nach der Hochzeit ganz zufrieden, bis der Marquis einen neu in's Regiment getretenen Kameraden, den Hauptmann Jean Baptiste de Gaudin, Seigneur de St. Croix, zum Freunde gewann und sofort in sein Haus einführte. St. Croix nehmlich, ein Mann von sehr gefälligen Manieren, wußte bald auch die Freundschaft der Frau Marquise zu gewinnen und nach kurzem stieg diese Freundschaft auf einen Grad, daß sie ihm Alles gewährte, was nur immer ein Weib einem Manne gewähren kann. Mit dem Marquis de Brinvilliers aber wurde St. Croix ebenfalls jeden Tag intimer und verleitete denselben nicht nur zu einem sehr verschwenderischen, von Vergnügen zu Vergnügen eilenden Lebenswandel, sondern nahm auch, da er selbst über nicht allzu vieles verfügen konnte, durchaus keinen Anstand, sich des Beutels seines Freundes zu bedienen. Unter solchen Umständen konnte zweierlei nicht ausbleiben, einmal die schnellste Abnahme des Vermögens des Herrn Marquis de Brinvilliers und zum andern die Untergrabung des guten Rufs seiner Gemahlin. Ja, beides stieg mit der Zeit auf einen Grad, daß der Vater der Frau Marquise, der Gouverneur vom Chatelet, aufgefordert von seinen übrigen Kindern, es für seine Pflicht ansah, in doppelter Beziehung einzuschreiten. Er ruhte also nicht, als bis die Gerichte eine Güter-

trennung zwischen dem Marquis und seiner Gemahlin aussprachen, und zugleich wirkte er sich von König Ludwig XIV., bei dem er sehr in Gnaden stand, einen „Lettre de cachet", d. h. einen Verhaftsbefehl aus, der ihm gestattete, den Hauptmann St. Croix, den schlimmen Verführer, bis auf weiteres in die Bastille einsperren zu lassen. Von letzterer Erlaubniß machte er auch sogleich Gebrauch und jetzt, da der Verführer fest saß, glaubte der alte ehrwürdige Herr, werde es mit der verbrecherischen Liebe ebenso gut ein Ende nehmen, als mit dem verschwenderischen Lebenswandel. Ja wohl, ein Ende — jetzt fing die Liederlichkeit und das Verbrechen erst recht an!

In Paris lebte damals, anno 1670, ein Italiener, Namens Exili, welcher im Verdacht stand, mit einem gewissen Glaser, einem deutschen Apotheker, verschiedene Gifte bereitet und verkauft zu haben. Man faßte ihn wie seinen Compagnon und sperrte beide, da man ihnen nichts beweisen konnte, in die Bastille. Dort starb gleich nachher Glaser; Exili aber ward noch lange Jahre festgehalten, bis auch ihn endlich der Tod frei machte. Mit letzterem nun ward der Hauptmann St. Croix, weil die Bastille damals überfüllt war, in eine und dieselbe Zelle zusammengesperrt, und natürlich theilten sich die beiden Gefangenen alsbald ihre gegenseitigen Lebensschicksale mit. Auch sprachen sie von ihren Entwürfen für die Zukunft mit einander und Exili bestärkte nicht nur den Hauptmann in dem Entschlusse, sich an dem alten Herrn von Aubray zu rächen, sondern unterrichtete denselben zu diesem Behufe auch in der Kunst, tödtliche Gifte zu bereiten. „Du hast dreifachen Grund, den alten Narren zu beseitigen," sagte Exili zu St. Croix, „denn erstens hat er Dich in die Bastille sperren lassen, zweitens will er Dich verhindern, mit Deiner Geliebten zu leben, und endlich besitzt er Reichthümer, deren Erbin Deine Geliebte ist."

Während dem nun der Hauptmann St. Croix auf die besagte Weise bei dem Italiener Exili in der Bastille in die Schule ging, hatte sich die Marquise von Brinvilliers mit ihrem Vater dem Anschein nach vollkommen wieder ausgesöhnt. Ich sage: dem

Anschein nach, denn sie besaß die Gabe der Verstellungskunst in hohem Grade, und wenn sie wollte, konnte man nie auf ihrem Antlitz lesen, was in ihrem Innern vorging. So überredete sie denn den alten Herrn mit leichter Mühe, daß sie von ihrer Liebesverirrung vollkommen geheilt sei, und der alte Herr glaubte deßhalb durchaus keinen Grund zu haben, den Hauptmann noch länger in der Bastille zu lassen. Demgemäß kam St. Croix nach einem Jahre schon wieder auf freien Fuß; allein zugleich mit seiner Freilassung erhielt er auch insgeheim eine Zuschrift von seiner Geliebten, worin sie ihm für die Zukunft die größte Vorsicht an's Herz legte. Oeffentlich wollten sie vor der Hand nicht mehr zusammenkommen, sondern ihre frühere innige Verbindung sollte von der Welt als vollständig gelöst angesehen werden, indem der alte Herr von Aubray geschworen hatte, seine Tochter zu verstoßen, sobald sie wieder in die frühere Liederlichkeit zurückfalle. Natürlich beherzigte dies St. Croix und er blieb seiner Geliebten äußerlich durchaus fern; insgeheim aber sahen sie sich, so oft es nur irgend ging, und eben weil ihre Liebe so tief geheim gehalten werden mußte, steigerte sich dieselbe auf einen früher gar nicht vorhanden gewesenen Grad. Insbesondere war dieß bei Frau von Brinvilliers der Fall, die nicht mehr existiren zu können glaubte, ohne den Hauptmann zu besitzen, und in Folge dessen setzte sich nach und nach in ihr ein furchtbarer Haß gegen alle diejenigen fest, welche ihrer Liebe hindernd in den Weg traten.

Was soll ich nun viele Worte machen? Der Hauptmann erzählte seiner Geliebten von den neuen Kenntnissen, die er in der Bastille erworben, und nach kurzem kamen die beiden Verbündeten überein, vorerst den Vater der Marquise aus dem Wege zu räumen. Der Hauptmann sollte das Gift bereiten, die Marquise wollte es dem alten Manne beibringen. Gewiß gehörte für eine Tochter eine gräßliche Entschlossenheit dazu, ihren eigenen Vater zu morden; aber kalten Blutes machte sich Marie Madelaine an's Werk und zwar begann sie damit, daß sie das von ihrem Liebhaber erhaltene Gift an Thieren — Hunden und Katzen — probirte. Von der Probe mit den Thieren ging sie zur Probe mit den

Menschen über und sie besuchte nunmehr die Stätten der Armuth und Noth, um mit freigebiger Hand daselbst Brod und andere Nahrungsmittel zu vertheilen. Jedermann pries sie wegen dieser ihrer Mildthätigkeit und noch mehr darüber, daß sie, die hochgestellte feine Dame, sich herabließ, die Gaben mit eigener Hand zu reichen. Kein Mensch aber hätte es für möglich gehalten, daß sie es nur that, um den armen Kranken und Nothleidenden Gift zu reichen und sich zugleich von den Wirkungen dieses Giftes zu überzeugen. Nein, gewiß, kein Mensch hätte dies für möglich gehalten, denn es wäre ja reiner Wahnsinn gewesen, in diesem anscheinenden Engel des Friedens, der Liebe und der Sanftmuth einen Dämon der Hölle zu vermuthen. Bei den Armen und Nothleidenden blieb übrigens Marie Madeleine nicht stehen, sondern sie machte sich bald auch an ihre eigenen Leute, z. B. an ihre Kammerjungfer, die ihr schon lange Jahre her treu gedient hatte, sowie an Mittagsgäste ihres Vaters, und jedesmal theilte sie ihrem Geliebten mit, wie langsam oder wie schnell, wie stark oder wie schwach die empfangene Dosis gewirkt habe. Er sollte daraus ermessen lernen, wie er das Gift, mit welchem man den Hauptakt vornehmen wollte, zu mischen habe; denn nur durch eine solche kluge Mischung konnte jeder Verdacht beseitigt werden.

Endlich glaubte St. Croix so weit zu sein und nun überredete Marie Madelaine ihren Vater mit leichter Mühe, auf einige Monate nach seinem Besitzthum Offemont hinauszuziehen. Es war dieß ein schönes, in der Nähe von Compiegne gelegenes Schloß mit einem großen Parke, das ihrer Familie schon lange gehörte, und ihr Vater pflegte, wenn es seine Geschäfte nur irgend erlaubten, jeden Sommer einige Wochen oder gar Monate daselbst zuzubringen. Dießmal jedoch konnte er nicht auf so lange abkommen und ebendeßhalb stimmte er auch dem Vorschlag seiner Tochter bei, nur einen einzigen Diener mitzunehmen. So reisten sie denn ab und kamen glücklich in Offemont an. Damit hier aber der geliebte Vater gar nichts entbehre, leistete ihm die Tochter selbst alle die kleinen Dienste, welche dem höheren Alter, wenn es recht bequem sein will, geleistet werden müssen; ja sie überhäufte

ihn geradezu mit Zärtlichkeiten und entzückte ihn förmlich mit den Beweisen ihrer kindlichen Liebe! Nachdem sie nun auf diese Weise das vollste Vertrauen ihres Vaters wieder erworben hatte, so daß er ihrer frühern Verirrung mit St. Croix auch nie mit einer Silbe mehr gedachte, beschloß sie endlich, ihr Vorhaben auszuführen und sie wählte dazu einen Abend, an dem der alte Herr ein wenig über Unwohlsein klagte. Alsbald mischte sie den von ihrem Hauptmann erhaltenen Trank mit einem Glase Limonade und reichte dieses dem Vater unter zärtlichem Zuspruche. Sie sah, wie er das Glas in die zitternde Hand nahm; sie sah, wie er es zum Munde führte; sie sah, wie er es leerte; aber nicht eine Miene veränderte sich in ihrem süß und theilnehmend lächelnden Gesichte. Im Gegentheil, wie sie sich nun zurückzog und ihm eine gute Nacht wünschte, klang ihre Stimme so sanft, so ruhig und so mild, wie immer, und der Vater segnete sie, ehe sie gieng.

Zwei Stunden vergiengen, da hörte sie, weil ihr Schlafgemach an das ihres Vaters stieß und weil sie natürlich mit aller Aufmerksamkeit lauschte, wie der alte Mann sich von Schmerzen gefoltert tief ächzend auf seinem Lager hin- und herwarf; allein sie regte sich nicht, als läge sie im tiefsten Schlafe. Doch jetzt schellte der Vater, und nun eilte sie zu ihm so schnell sie konnte, aussehend, als ob sie, eben erwacht, sich kaum Zeit genommen hätte, in die nothwendigsten Kleider zu schlüpfen. Ha und wie erschrack sie erst, als sie den Vater in diesem Zustande erblickte! Er selbst mußte sie trösten, damit sie sich nicht ganz der Verzweiflung hingebe! Endlich ward der Diener geweckt und sie befahl ihm unter strömenden Thränen, eilends nach Compiegne zu reiten, um den dort befindlichen Arzt herbeizuholen. „Reit' auf Leben und Tod," rief sie dem Diener zu, und dieser ritt auch so schnell, daß er bereits um acht Uhr Morgens in Gesellschaft des Doktors wieder auf dem Schlosse Offemont eintraf.

Sie kannte den letztern von früher her und wußte also ganz genau, wie es mit seinen Kenntnissen bestellt sei. Sehr armselig nehmlich, denn die Aerzte in den kleineren Landstädten Frankreichs waren damals noch fast durchaus unwissende Menschen, die von

der medicinischen Wissenschaft gerade so viel verstanden, als jetzt der geringste Chirurgus. „Ich glaube, mein Vater hat sich den Magen verdorben," sagte sie zu dem Doktor, ehe sie ihn in das Krankenzimmer führte, und natürlich merkte sich der gelehrte Mann diese Worte, da sie ihm einen Anhaltspunkt gaben. Mit weiser Miene trat er an's Bette des armen alten Herrn und befragte ihn über seine Schmerzen. „Kolikanfall in Folge verdorbenen Magens," erklärte er endlich nach Prüfung des Pulses und Visitation der Zunge. „Die Krankheit ist übrigens nicht gefährlich, und schon nach einigen Stunden wird Besserung eintreten," setzte er mit Zuversichtlichkeit hinzu, indem er zugleich innerlich Thee und äußerlich warme Umschläge anordnete. Nach dieser Kundgebung seiner glorreichen Kenntnisse schied er und überließ den Kranken der, wie er sich ausdrückte, so überaus sorgfältigen Pflege der Frau Marquise.

Die Umschläge wurden gemacht und der Thee eingegeben; allein gleich nach Genuß desselben erneuerten sich die Convulsionen in wirklich erschreckender Weise. Den Grund hievon kannte die dämonische Tochter nur zu genau, denn der Thee war von ihr mit einer abermaligen Dosis Gift geschwängert worden. Dessenungeachtet geberdete sie sich, als wäre sie am Rande der Verzweiflung, und beorderte alsbald den Diener, dem Arzte nachzuzureiten, um ihn wieder zurückzuholen. Dagegen aber stemmte sich der Kranke mit aller Energie und befahl, ihn nach Paris zu transportiren, damit er seinen Hausarzt consultiren könne. Natürlich wagte Frau von Brinvilliers keine Einrede, um keinen Verdacht zu erregen; dagegen zögerte sie mit den Anstalten, so lange es nur irgend gieng, und in der Zwischenzeit erhielt Herr von Aubray in einem Glase Zuckerwasser eine dritte Dosis Gift. Endlich war der Wagen parat und nachdem man den Kranken darin so sanft als möglich gebettet, trat man die Fahrt nach Paris an. Während derselben aber hörte die Tochter keinen Augenblick auf, dem Vater Worte des Trostes und der Hoffnung zuzuflüstern und die ganze Zeit über hatte der alte Herr seinen Kopf im Schooß seiner Mörderin ruhen!

In Paris angekommen wurde natürlich sogleich der lang bewährte Hausarzt gerufen, und mit einer von Schluchzen nur zu oft unterbrochenen Stimme erzählte ihm Frau von Brinvilliers den bisherigen Hergang der Krankheit. „Kolik?“ sagte der Arzt kopfschüttelnd; „es ist möglich, daß der Anfall darin bestand; aber jedenfalls war die Behandlung eine unrichtige, und jetzt ist die Krankheit so weit vorgeschritten, daß eine Rettung in's Bereich der Unmöglichkeit gehört. Das Einzige, was wir thun können, besteht darin, die Schmerzen zu mildern, und im Uebrigen müssen wir Gott vertrauen!“ Die Wahrheit an der Sache war, daß der Arzt selbst nicht wußte, was dem Herrn von Aubray fehlte, und somit half er sich mit Redensarten, die eigentlich gar nichts besagten. Darin hatte er übrigens Recht, daß er den Kranken für unrettbar erklärte, denn derselbe starb schon vier Tage nach seiner Ankunft in Paris unter unsäglichen Schmerzen, und man mußte ihm eben dieser Schmerzen wegen seine Auflösung eigentlich gönnen. Nicht verschweigen darf ich aber dabei, daß Marie Madelaine während dieser ganzen Zeit Tag und Nacht nicht von seinem Bette kam, und daß sie daher wegen dieser aufopfernden Kindesliebe in Jedermanns Munde war. Ja der Vater selbst starb mit einer Segnung für sie auf den Lippen, und wer hätte also auch nur entfernt auf den Gedanken kommen können, es sei bei diesem Tode nicht mit rechten Dingen zugegangen? Somit begrub man den Herrn von Aubray als einen von der Kolik oder Cholera Morbus Dahingerafften und von einer Oeffnung der Leiche war weit und breit keine Rede.

Der alte Herr — ich habe den Hergang etwas weitläufiger beschrieben, damit der Leser ersehe, zu welcher Vollkommenheit in der Verstellungskunst es dieses höllische Wesen von einem Weibe bereits gebracht hatte — der alte Herr war nun todt und seine Tochter, die Frau Marquise, glaubte bedeutend zu erben; allein zu ihrem Schrecken erfuhr sie jetzt, daß der größere Theil des Vermögens an ihre beiden Brüder falle, deren Einer, der älteste, die Stelle des Vaters erbte und Gouverneur vom Châtelet wurde, während der Andere eine Rathsstelle im Parlamente besaß. Sie

hatte also die ganze teuflische Mordaffaire so zu sagen umsonst in die Scene gesetzt, denn der Hauptzweck war — außer der Rache — die Beerbung, um mit dem geliebten St. Croix ein recht ungenirt-schwelgerisches Leben führen zu können. Doch es gab ja noch mehr Gift und wie den Vater, so konnte man auch die Brüder aus dem Wege räumen.

So dachte Frau Marie Madelaine und vom Gedanken gieng sie schnell zur That über. St. Croix hatte früher einen Bedienten gehabt, einen ausgemachten Schurken mit Namen Jean Amelin La Chaussée, und mit diesem stand er noch immer in Verbindung. Der Schuft machte sich anheischig, für baare hundert Louis'dor den beiden Brüdern, die zusammen im Châtelet wohnten, das ihm anvertraute Gift beizubringen, wenn man ihn in den Dienst des Einen oder des Andern bringe, und auf die Empfehlung Marie Madelaine's hin nahm ihn der Parlamentsrath richtig als Bedienten an. Der Rath wußte nehmlich nichts von den Antecedentien des Burschen und glaubte noch überdieß, seine Schwester habe mit St. Croix längst vollständig und für immer gebrochen. Mehrere Wochen lang nun gelang dem La Chaussée sein Vorhaben nicht, und einmal wäre er beinahe über dem Versuche ertappt worden. Als einem gewandten und in der Verstellungskunst wohlgeübten Menschen gelang es ihm aber leicht, den aufsteigenden Verdacht von sich abzuwälzen, und er brachte es sogar dahin, daß ihn der Parlamentsrath mit jedem Tage lieber gewann. Später reisten beide Brüder nach Schloß Offemont, das ihnen seit des Vaters Tod gemeinsam gehörte, und sie luden auch ihre Schwester Madelaine dahin ein, um mit ihnen ein paar Wochen daselbst zuzubringen. Sie zog es jedoch vor, in Paris zu bleiben, und wußte sich mit irgend einer Ausrede zu entschuldigen. Einige Tage nach ihrer Ankunft in Offemont gaben die beiden Brüder einigen Bekannten, die sie eingeladen hatten, ein Festessen, und den Schluß dieses Essens bildete eine Taubenpastete, eine damals sehr beliebte Speise. Alle Anwesenden, fünf Gäste und die beiden Brüder, genossen davon, am reichlichsten aber die Brüder, denen La Chaussée, die aufwartende Persönlichkeit, mehrmals davon präsentirte, weil

er wußte, daß dieß ihr Leibgericht war. Nicht lange nach Tisch fühlten sich die sämmtlichen sieben Herrn unwohl, und dieses Unwohlsein steigerte sich im Verlauf von einigen Stunden zu den gräßlichsten Schmerzen. Es traten Convulsionen ein und die herbeigerufenen Aerzte, die im Anfang auch an Kolik und Cholera Morbus dachten, faßten endlich den Verdacht, daß hier eine Vergiftung vorliegen könnte. Sie gaben den Kranken also Gegengifte ein, und es gelang wirklich, die fünf Gäste, welche nur je ein kleines Stück von der Pastete verschluckt hatten, zu retten; der Parlamentsrath aber starb nach vierzehn Tagen und sein Bruder, der Gouverneur des Châtelet, folgte ihm eine Woche darauf in's Grab nach. Nunmehr drangen die Aerzte darauf, eine Leichenobduction vorzunehmen, und siehe da, man fand, was man vermuthet hatte. Der Magen und die Eingeweide sahen ganz schwarz aus und die Leber war brandig, fast wie verkohlt. Nur Gift konnte eine solche Wirkung hervorgebracht haben, und zwar ein recht scharfes, ätzendes Gift. Doch wie das Gift hieß, das konnten die Herren Doktoren nicht ausfindig machen, und noch weniger kam die Untersuchungsbehörde, trotz emsigen Nachforschens, darauf, von wem wohl das Gift herrühren möge. Daß der La Chaussée nicht der Mörder war, nun das mußte doch Jedermann einleuchten, denn der Parlamentsrath vermachte ihm, schon mit dem Tode ringend, wegen seiner Treue und Aufopferung dreihundert Livres; wer aber hätte vollends den Wahnsinn gehabt, auf die vor Schmerz fast vergehende Frau Marquise von Brinvilliers zu verfallen? Es kam also nichts heraus und die über den schrecklichen Mord cursirenden Gerüchte hatten alle keinen richtigen Anhaltspunkt.

Nunmehr erbte endlich die Frau Marquise, aber doch wiederum nur die Hälfte, denn die andere Hälfte kam ihrer damals noch nicht verheiratheten jüngern Schwester zu. Diese zu beseitigen hielt sie übrigens für ein Leichtes und darum dachte sie vorher noch an etwas Wichtigeres, nehmlich an die Wegschaffung ihres Gemahls, des Herrn Marquis von Brinvilliers, dem sie, wie wir wissen, vor zwanzig Jahren, anno 1651, angetraut worden

war. Zwar allerdings lebte sie schon lange nicht mehr mit ihm zusammen, schon seit jenem Tage, an welchem die Gerichte die Gütertrennung zwischen ihm und ihr ausgesprochen hatten; allein natürlich konnte ihr St. Croix nicht öffentlich und ganz angehören — bei den Katholiken gibt's ja keine Ehescheidung —, so lange jener am Leben war, und sie hatte einmal ihren Kopf darauf gesetzt, den Hauptmann ganz zu besitzen. Schnell besonnen näherte sie sich also ihrem Herrn Gemahl wieder, als wollte sie sich mit ihm versöhnen, und eben so that von der andern Seite der Herr von St. Croix. Beides gelang, nicht so jedoch die beabsichtigte Vergiftung. Und warum das letztere nicht? Einfach deßwegen, weil St. Croix dem Marquis heimlich Gegengift gab, sobald er erfuhr, daß Frau Madelaine dem Gemahl eine Dosis des mörderischen Pulvers beigebracht habe; dieses Gegengift aber brachte er dem Marquis nur deßwegen bei, um nicht in die Lage zu kommen, das fürchterliche Weib selbst heirathen zu müssen. Doch wer weiß, wie dieß Alles sich noch gestaltet haben würde, wenn nicht eben jetzt ein Ereigniß eingetreten wäre, welches der ganzen Sache eine andere, von den Betheiligten durchaus nicht erwartete Gestaltung gab.

Wenn St. Croix seine Gifte bereitete, so hatte er immer eine gläserne Maske über das ganze Gesicht gestülpt, denn der Dampf der Stoffe, die er zusammenbraute, war an sich selbst schon so außerordentlich giftiger Natur, daß das Einathmen desselben ihm nothwendig den fast augenblicklichen Tod zugezogen haben würde. Man sieht also, daß er nie die nöthige Vorsicht vergaß; allein eines Tags, am 25. Mai 1672, passirte es ihm, daß gerade während des Schmelzungsprocesses die Maske zersprang, und nun wußte er, daß er höchstens noch einige Minuten zu leben haben werde. Ein Anderer wäre nun vielleicht vor Todesangst wahnwitzig geworden; er aber, als ein kaltblütig entschlossener Mann, ergriff sofort eine Feder und schrieb als seinen letzten Willen nieder, daß ein Paquet Briefe so wie ein versiegeltes Kästchen, welches beides man in seinem Logis finden würde, sofort der Frau Marquise von Brinvilliers, wohnhaft in der neuen St.

Paulsstraße, zu überliefern oder aber, falls man dieselbe nicht gleich fände, ohne weiteres zu verbrennen sei. „Andernfalls," so schloß dieses merkwürdige Schreiben, „schwöre ich bei Gott und Allem, was mir heilig ist, daß ich den oder die, welche meinem Willen entgegenhandeln, in dieser wie in jener Welt auf ihr Gewissen dafür verantwortlich machen werde." Gleich nach Abfassung dieses Briefes scheint er umgefallen und gestorben zu sein; wenigstens fand man ihn den andern Tag todt neben dem Briefe auf dem Boden liegend und die Feder noch krampfhaft in der Hand haltend.

Selbstverständlich mußte der Miethsherr des St. Croix der zuständigen Behörde von dem plötzlichen Tode des letzteren Nachricht geben, und diese Behörde ließ sofort, weil ihr kein näherer Verwandter bekannt war, seine ganze Verlassenschaft unter Siegel legen. Später ward ein Inventarium alles Vorhandenen aufgenommen und so fand sich denn das sonderbare Schreiben nebst dem Paquet Briefe und dem versiegelten Kästchen. All' dieß zusammen mußte gerechtes Bedenken erregen und die hohe Polizei, hievon in Kenntniß gesetzt, hielt sich deßhalb für berechtigt, von den Briefen Einsicht zu nehmen. Auch ließ sie das Kästchen unter Zuziehung von Zeugen öffnen, und da kamen nun Dinge zum Vorschein, welche auf einmal die grellsten Schlaglichter sowohl auf den Todten, als auch auf seine Freundin, die Frau von Brinvilliers, warfen. Das Kästchen nehmlich enthielt zwölf verschiedene Paquete, Töpfe und Flaschen, welche theils mit Arsenik-Sublimat und präparirtem Opium, theils mit calcinirtem Vitriol und aufgelöstem Höllenstein, theils endlich mit einem fünften, aller Analyse spottenden Stoffe gefüllt waren, und wie man diesen letzteren Stoff sofort an einem Thiere probirte, da zeigte sich's, daß derselbe ein über alle Begriffe starkes Gift enthielt, welches die Eingeweide und das ganze Innere gleichsam verkohlte; die Briefe aber, vierunddreißig an der Zahl, rührten alle von der Frau Marquise von Brinvilliers her und enthielten die Beweise ihrer fortwährenden innigen Verbindung mit St. Croix; ja einer so innigen und tief vertrauten Verbindung, daß daraus auf ein gemeinsames Handeln geschlossen werden mußte.

Erst in später Nacht kam das Polizeiamt mit seiner Voruntersuchung zu Ende und es ward sofort beschlossen, gleich den andern Tag Alles dem Criminalamte zur weitern Verfügung zu übermachen. Noch in derselben Nacht aber erhielt die Frau Marquise auf eine bis jetzt noch nicht erklärte Weise Kenntniß von dem, was vorgefallen, und sie eilte sofort, von einer quälenden Angst getrieben, früh um zwei Uhr zu dem Polizeicommissär Picard, um das bewußte Kästchen nebst den Briefen als ihr Eigenthum zu reclamiren. Auf dem Bureau des Polizeicommissärs wachte Niemand mehr, als der den Nachtdienst versehende Schreiber, und dieser weigerte sich, den Commissär, der eben erst zu Bette gegangen sei, zu wecken. Eine noch strictere Weigerung setzte er dem Begehr, das Kästchen auszuliefern, entgegen und ließ dabei die Aeußerung fallen, daß in dem Kästchen gar sonderbare Dinge gefunden worden seien. „Ich würde fünfzig Louisd'or drum geben, das Kästchen zu bekommen," rief jetzt die Frau Marquise, in ihrer Todesangst alle Vorsicht vergessend; aber der Schreiber blieb fest auf seiner Weigerung und verwies die Dame auf den andern Morgen, wo der Commissär zu sprechen sein werde. Nun sah die Frau Marquise ein, daß sie sich bloßgestellt habe und fuhr in schnellster Eile nach ihrer Wohnung zurück. Doch nicht um zu schlafen, sondern vielmehr um zu packen, und den andern Morgen früh hatte sie die Mauern von Paris schon weit hinter sich. Ihre Flucht gieng Lüttich zu, denn dort in der großen niederländischen Stadt, welche stets auf ihre Privilegien so ungemein stolz war, durfte sie hoffen, nicht ausgeliefert zu werden, und sie erreichte diese Stadt auch richtig, ehe die ihr schleunigst nachgesandten Gerichtsboten auch nur an die Gränzen gekommen waren.

So schien es nun, als ob die Untersuchung über den Nachlaß des St. Croix zu nichts führen sollte; allein plötzlich nahm die Sache abermalen eine andere Wendung. Es erschien nehmlich vor Gericht Jean Amelin, genannt La Chaussée, und legte Protest ein gegen die Versieglung der sämmtlichen Hinterlassenschaft des Herrn Croix. „Er habe," deponirte er, „dem letzteren, dem er früher sieben Jahre gedient habe und zu dem er auch nachher in

ganz intimen Verhältnissen gestanden, sein ganzes Vermögen, bestehend in dreihundert Louisd'or, anvertraut, und dieses Geld, welches von St. Croix in seinem Beisein, nachdem er es vorher in einem Säckchen versiegelt, in der Commode seines Schlafzimmers verschlossen worden sei, verlange er hiemit zurück." Die Angabe des La Chaussée schien keine falsche zu sein, denn das Geld fand sich richtig an dem bezeichneten Orte vor; allein es fiel auf, daß La Chaussée, der doch blos ein Bedienter war, in so vertrauten Verhältnissen zu St. Croix, dem Abkömmling eines edlen Geschlechts, gestanden haben sollte, und noch mehr fiel auf, wie ein Laquai, den man keineswegs als einen sparsamen Menschen kannte, bei seinem geringen Einkommen dreihundert Louisd'or zurücklegen zu können im Stande gewesen sei. Man fragte den Burschen also etwas genauer und siehe da, alsbald verwickelte er sich in Widersprüche. Nun wurde die Sache immer verdächtiger und auf Requisition der Frau Margot von Villarceaux, der Wittwe des ermordeten Gouverneurs vom Châtelet, schritt man zu seiner Verhaftung. Bald sprachen noch weitere Indicien gegen ihn, besonders auch Aussagen von anderen Bedienten, gegenüber von welchen er sich früher über den Herrn von St. Croix und dessen Verhältniß zur Frau Marquise von Brinvilliers zu offen ausgesprochen hatte, und man sah sich also in der Lage, ihn sofort der peinlichen Frage zu unterwerfen. Wie man ihm aber „die spanischen Stiefeln" anzog, das heißt, wie man ihn jener Art von Folter unterwarf, durch welche die Beine mit Schraubstöcken zerquetscht wurden, da legte er ein ganz umständliches Bekenntniß ab, und man erfuhr namentlich von ihm, daß er über die Taubenpastete ein weißliches Wasser, das ihm die Frau Marquise von Brinvilliers gegeben, ausgegossen habe, worauf dann der Tod der beiden Brüder der Marquise erfolgt sei. In Folge dessen verurtheilte ihn der Gerichtshof von La Tournelle am 4. März 1673 zum Tode des Rads und dieses Urtheil wurde wenige Tage später auf dem Grèveplatz in Paris an ihm vollzogen. Ein anderes Todesurtheil erließ derselbe Gerichtshof gegen die Frau Marquise Marie Madelaine von Brinvilliers; es lautete aber nur auf Enthauptung, weil

dieselbe dem höheren Adel angehörte und also nicht auf so despektirlich-entehrende Weise hingerichtet werden durfte, wie das gemeine Pack der Bürgerlichen.

Also den Tod durch's Schwert sollte sie erleiden, die schöne und reiche Frau Marquise, durch deren verruchte Hand schon so Viele unvorbereitet in die andere Welt hinüberbefördert worden waren; aber freilich vollstrecken konnte man das Urtheil nicht, denn es gibt ein gemeines Sprüchwort im Leben: „die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor,“ und dieses Sprüchwort fand auch auf die Frau Marquise seine Anwendung, da sie sich, wie wir wissen, nach Lüttich außerhalb Frankreich geflüchtet hatte. Zuerst dachte man nun daran, ihre Auslieferung zu verlangen; allein diesen Gedanken verwarf man sogleich wieder, weil man wohl wußte, daß die Lütticher die Auslieferung verweigern würden. Da kamen die klugen Räthe Ludwigs XIV. auf einen Ausweg, und es ward sofort ein Offizier der Gensdarmerie, mit Namen Desprais, ein ebenso kluger als schöner und feingebildeter Mann, mit geheimen Instruktionen, Wechseln und Vollmachten versehen, nach Lüttich gesandt, um sich dorten des schönen Flüchtlings auf diese oder jene Weise zu bemächtigen. Natürlich aber betrieb man die Sache ganz in der Stille, und Desprais reiste auch nicht als Gensdarmerie-Offizier, sondern unter dem Namen und in der Verkleidung eines weltlichen Abbé von hohem Adel, und acht feine Diener, lauter ebenfalls verkleidete Gensdarmen, die er selbst ausgelesen, machten seine Begleitung. In Lüttich angekommen, stieg der Herr Abbé als vornehmer Reisender im ersten Hôtel ab und brachte es bald durch seine Geldausgaben so weit, daß man in der ganzen Stadt von ihm sprach. Darauf wandte er sich insgeheim an den hohen Rath der Sechzig, die höchste Behörde von Lüttich, legitimirte sich bei demselben durch ein eigenhändiges Schreiben Ludwigs XIV. und brachte es so weit, daß diese Behörde, um es mit dem mächtigen König von Frankreich nicht zu verderben, erklärte, ein Auge zudrücken zu wollen, falls es dem verkleideten Offizier gelänge, mit List zu seinem Ziele zu gelangen; offene Gewalt aber müßte um jeden Preis vermieden werden, weil das Volk von Lüttich,

das sich keine Eingriffe in seine Souveränetät gefallen ließe, sonst leicht einen Aufstand erregen könnte.

Die Frau Marquise von Brinvilliers lebte in Lüttich in einem Frauenkloster; doch nicht als Nonne und auch nicht als Laienschwester. Sie lebte vielmehr dort als Gast, denn das Kloster besaß ein Asylrecht und gewährte gerne allen weiblichen Beladenen, welche Geld genug besaßen, um für den Schutz, den sie fanden, zu bezahlen, eine Zuflucht. Auch hatte die Flüchtlingin natürlich als Grund ihrer Flucht aus Frankreich nicht die Wahrheit angegeben, sondern sie erklärte sich vielmehr für eine leidende Unschuld, welche ihre Feinde durch lügenhafte Verleumdungen in die traurige Lage, in der sie sich befinde, gebracht hätten. All' dies stellte sich der verkleidete Desprais an zu glauben, als er sich bei Besichtigung des Klosters, was er als französischer Reisender nicht versäumen durfte, der Frau Marquise vorstellen ließ, und er versicherte dieselbe dabei auf's galanteste, wie außerordentlich es ihn freue, eine durch ihre Schönheit wie durch ihr Unglück so hoch berühmte Landsmännin persönlich begrüßen zu dürfen. Weil ihm aber das traurige Loos einer so liebenswürdigen Dame so viel Mitgefühl einflößte, so bat er um die Erlaubniß, seinen Besuch wiederholen zu dürfen, und diese Bitte ward ihm von der leicht erregbaren Frau Marquise natürlich nicht abgeschlagen, obgleich sie damals eben ein sehr intimes Liebesverhältniß mit einem gewissen Oliver Theria, einem Spanier, der sich als Fälscher hatte flüchtig machen müssen, angeknüpft hatte. Der interessante Herr Abbé kam also wieder und wieder und ließ endlich nicht undeutlich merken, daß die Gefühle, welche er gegen die Frau Marquise hege, mit der Liebe sehr nahe verwandt seien; die Frau Marquise aber — nun diese wurde über seine Aeußerungen nicht nur nicht zornig, sondern sie kam ihm vielmehr auf halbem Wege oder auch noch weiter entgegen und so kam zwischen den Beiden bald das zärtlichste Verhältniß im Gang. Doch Kloster ist Kloster und hundertmal versicherte der Abbé seiner theuren Madelaine, daß er sich innerhalb dieser düstern Mauern nie so recht ganz von Herzen aussprechen könne. Sie kamen also überein, den nächsten schönen Tag zu benützen,

um einen längeren Spaziergang den Ufern der Maaß entlang zu machen und um dies recht ungenirt thun zu können, wollte die Frau Marquise einen Besuch in der Stadt bei einer Freundin vorschützen. Als bloße Hospitantin nehmlich konnte sie das Kloster verlassen, wie sie wollte, allein nur innerhalb seiner Mauern genoß sie des klösterlichen Asylrechts.

Der schöne Tag erschien und mit ihm die zum Spaziergang festgesetzte Stunde. Der Abbé fand sich pünktlich am vorher abgemachten Zusammenkunftsorte ein und gleich nachher schwebte auch die noch immer schöne Frau Marquise daher. Seite an Seite wandelten sie zum Thore hinaus und die Leute, denen sie begegneten, konnten nicht anders denken, als hier ergehe sich ein Paar, das sich mit Herz und Seele ergeben sei. Endlich wurde der Weg einsamer und einsamer, denn der Abbé hatte absichtlich einen solchen gewählt, der von Spaziergängern nur selten betreten wurde, und wie sie an eine alte zerfallene Kapelle kamen, konnte man auf weit und breit keinen Menschen mehr entdecken. Jetzt änderte der Abbé plötzlich den Ton und stellte sich der Frau Marquise als der Gensdarmeriehauptmann Desprais von Paris vor. „Ich bin von meiner Regierung beauftragt, Sie zu verhaften," sagte er mit kurzen Worten, „und Sie nach Frankreich zurückzubringen. Wollen Sie mir nun ohne Widerstand und ohne ein Geschrei zu erheben, folgen, so dürfen Sie darauf rechnen, daß ich Sie mit aller Rücksicht und Schonung behandle; wo nicht, so werde ich genöthigt sein, anders aufzutreten, und Sie haben sich dann alle Maßregeln der Strenge, die ich anwenden müßte, ganz allein selbst zuzuschreiben."

Die Frau Marquise sah aus, als ob sie der Schlag getroffen hätte. Sie hörte, was der verkleidete Desprais zu ihr sagte, allein sie wußte in der That nicht, ob sie ihn recht verstand. Endlich jedoch begriff sie ihre Lage und ein Schrei der Wuth löste sich aus ihrer Brust. Dann, schnell besonnen, stieß sie den Offizier, der sie am Arm gefaßt hatte, zurück und schickte sich an, so schnell sie konnte, nach Lüttich zurückzurennen. Desprais aber hatte seine Dispositionen allzu vorsichtig getroffen und im Augen=

blick sah sich die Frau Marquise von fünf oder sechs Männern, die hinter der Kapelle hervortraten, umringt. Im nächsten Augenblick fühlte sie sich emporgehoben und nach noch nicht einer Minute saß sie in einem wohlverschlossenen Gefährte, das ebenfalls hinter der Kapelle verborgen gestanden hatte. Zugleich mit ihr stiegen zwei Männer ein, wie sich von selbst versteht, zwei jener verkleideten Gensdarmen, von denen ich oben gesprochen, und diese erklärten ihr einfach, daß sie Befehl hätten, sie zu fesseln und ihr einen Knebel in den Mund zu stecken, falls sie sich nicht vollständig ruhig verhalte. Eine Weile darauf ging's vorwärts, zuerst langsam, weil der Weg eng, schmal und uneben war, später aber, als man auf die Landstraße kam, so schnell als die Pferde zu laufen vermochten.

Das Ende ist bald erzählt. Der Gensdarmerie-Offizier Desprais nehmlich wußte seine Aufgabe ganz ausgezeichnet zu lösen und er wurde dabei von seinen Leuten, die er hinter der Kapelle mit den Pferden aufgestellt hatte, auf's beste unterstützt. Einen von ihnen schickte er nach Lüttich zurück, um seine Gasthofsrechnung daselbst zu bezahlen und diesem gab er zugleich den Auftrag, die Effekten der Frau Marquise, welche der hohe Rath der Sechzig sofort — so war es längst unter ihnen abgemacht — von den Nonnen requirirte, so schnell als möglich nachzubringen. Mit den Uebrigen begleitete er selbst den Wagen zu Pferde und sorgte dafür, daß die Frau Marquise unterwegs mit Niemand in Berührung kam. Eine schwierige, sogar sehr schwierige Aufgabe, denn man mußte den Tag über mehrere Male anhalten, um Menschen und Pferden Ruhe zu gönnen, und die Nächte konnte man ebenfalls natürlich nirgends anders zubringen, als in einem Gasthofe. Allein Desprais wählte stets solche Quartiere aus, wo er sich ungenirt wußte, und überdem gab er die Dame, die er transportirte, für seine Verwandte aus, welche leider Gottes irrsinnig geworden sei. Endlich kam er glücklich mit seiner Gefangenen in Paris an, mit ihr sowohl als ihren Effekten, welche der Rath der Sechzig richtig requirirt hatte, und nun begann augenblicklich die Untersuchung. Diese aber ward dadurch sehr erleichtert, daß man in einem

der Koffer der Marquise ein Manuscript fand, welches eine von ihr selbst in Lüttich in einem Zustande von Trübsinn niedergeschriebene Generalbeichte enthielt. Was halfen ihr da alle Lügen und Ausflüchte? Was half es ihr, daß sie einen der geschicktesten Advokaten von Paris zu ihrem Vertheidiger gewann? Was half es ihr endlich, daß sie durch diesen die Hilfe ihrer früheren Freunde, worunter der einflußreichste der reiche Generaleinnehmer Penautier war, in Anspruch nahm? Ihre Generalbeichte, die Bekenntnisse des hingerichteten La Chaussée und die bei St. Croix gefundenen Briefe sprachen allzu laut gegen sie, als daß man sie hätte verschonen können. Ueberdem legte sie selbst, als man sie schließlich der Tortur unterwarf — der „Wasserfolter" sowohl als den „Spanischen Stiefeln" — ein umfassendes Geständniß ab und bekannte sich sogar zu noch weiteren Verbrechen, als man bisher nur geahnt hatte. Somit fällte der Gerichtshof sein Urtheil dahin: „daß die Frau Marie Madelaine, Marquise von Brinvilliers, vor der Hauptpforte der Kirche von Notre-Dame, wohin sie barfuß und mit einer zwei Pfund schweren brennenden Fackel in der Hand von dem Henker in einem Karren zu fahren ist, Buße thue; daß sie daselbst, auf den Knieen liegend, ein vollständiges Geständniß ihrer Verbrechen ablege und Gott, den König und die Justiz um Vergebung anflehe; daß sie alsdann in demselbigen Karren auf den Richtplatz der Stadt Paris gebracht werde, damit ihr der Scharfrichter dorten auf dem zu diesem Behufe errichteten Schaffot den Kopf vor die Füße lege; endlich daß hierauf ihr Körper verbrannt und die Asche in alle vier Winde zerstreut werde." Also lautete das Urtheil und dasselbe wurde auch richtig wenige Tage nach seiner Fällung am 16. Juli 1676 vollzogen; die Menschenmenge aber, die sich auf dem Grèveplatz, wo die Hinrichtung stattfand, sowie in den Straßen, durch welche der Zug ging, gesammelt hatte, ging in's ungeheuerliche und darunter befanden sich die vornehmsten Herren und Damen.

So endete Marie Madelaine, geborene von Aubray, verehelichte Marquise von Brinvilliers, eine Dame, welche ohne Zweifel in der Geschichte ihrer Zeit eine überaus angesehene und höchst

achtungswerthe Rolle gespielt haben würde, wenn sie die ihr von der Natur gereichten Vorzüge, statt zum Schlimmen, zum Guten angewandt hätte! Von jenem Hinrichtungstage an aber blieb Schloß Offémont, der Hauptschauplatz der Verbrechen Marie Madeleine's, öde, verlassen und traurig. Der Park verwilderte, Gras wuchs in den Wegen und Moos bedeckte Bäume und Sträuche. Kein Mensch wollte da wohnen, wo ein Vater- und Brudermord begangen worden war!

Ich komme nun wieder auf das zurück, was mich veranlaßt hat, die Geschichte der Frau von Brinvilliers zu erzählen, und wiederhole, daß gar viele von jenen üppigen verschwenderischen Damen und Herren, die zu den Zeiten einer Montespan und Fontanges sich von einer Ausschweifung in die andere stürzten, unwillkürlich, wenn die Noth sie drückte, der Thaten jener Giftmischerin gedachten. Ja daß sie sogar mit sich zu Rathe gingen, ob sie nicht dieselbe nachahmen sollten, nur natürlich auf eine feinere und klügere Weise, damit ja nichts herauskomme und keine Strafe stattfinden könne! Man hätte glauben sollen, die Hinrichtung einer so hochgestellten Dame, wie die Frau Marquise war, werde allüberall Entsetzen verbreitet haben, wie denn ja auch als ein Hauptgrund für die Beibehaltung der Todesstrafe das angeführt wird, daß sie als abschreckendes Beispiel wirke; allein es schien sich merkwürdigerweise gerade umgekehrt zu verhalten, so daß man hätte glauben können, es habe in den Thaten der Frau von Brinvilliers etwas Contagiöses, etwas typhusartig Ansteckendes gelegen.

Zu Ende des Jahres 1678 nehmlich zeigte der Erzbischof von Paris den dortigen Behörden an: „es hätten viele Beichtende seines Sprengels ihren Beichtvätern gestanden, daß sie einen Giftmord auf dem Gewissen haben. Namen zu nennen sei ihm nicht erlaubt, denn sonst würde das Beichtgeheimniß verrathen; allein diese allgemeine Anzeige zu machen, fühle er sich verpflichtet und er hoffe, daß in Folge dessen die Behörden ihre Augen öffnen würden.“ Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Anzeige machte, und die Behörden stellten sogleich, wenn auch

nur unter der Hand, nähere Untersuchungen an. Da fand sich denn auch sehr bald heraus, daß in neuester Zeit sogenannte „plötzliche Todesfälle" in der guten Stadt Paris weit mehr an der Tagesordnung waren, als sonst, und daß man im Volk auch vielerlei über diese Todesfälle murmelte. Männer starben von ihren Weibern und Weiber von ihren Männern weg, ohne daß diese Weiber und Männer vorher gekränkelt hätten, und gar Mancher fühlte sich heute noch gesund und wohl, den man den andern Tag schon nicht mehr unter die Lebenden zählte. Was aber das Allerauffallendste war, dieses schnelle Dahinsterben traf hauptsächlich nur „reiche" Väter, „reiche" Mütter, „reiche" Oheime, reiche Großeltern, während die Aermeren im Verhältnisse ganz verschont blieben. Die Behörden citirten daher die sämmtlichen Aerzte von Paris vor sich und machten es denselben zur Pflicht, fortan bei jedem Sterbefall, bei dem sich die Todesursache nicht evident als eine naturgemäße herausstelle, das Sectionsmesser in Anwendung zu bringen, selbst wenn die Hinterbliebenen ihr unbedingtes Veto dagegen einlegten. Auch müßten bei jeder Section Gerichtspersonen beigezogen werden, damit man gleich einschreiten könne, sobald sich etwas Verdächtiges zeige, und es dürfe von dieser Maßregel Niemand verschont bleiben, er möge eine Stellung in der Gesellschaft einnehmen, welche er wolle.

Selbstverständlich mußte ein solches Vorgehen der Regierung die größte Aufregung in Paris hervorrufen und es steigerte sich diese Aufregung noch, als sich das Gerücht verbreitete, man gehe damit um, alle Leichname der in den zwei letzt vergangenen Jahren Begrabenen wieder aus der Erde herauszunehmen, um ihre Eingeweide einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Dieses Gerücht erwies sich nun zwar sehr bald als ein falsches; allein um so mehr der Wahrheit entsprach ein anderes, welches dahin ging, daß die Aerzte in den Leibern einiger soeben erst Gestorbenen Gift gefunden hätten. Ja, es verhielt sich wirklich so; man hatte einige „Schnelldahingeraffte" geöffnet und in ihren Mägen ein weißes Pulver gefunden, welches sich bei chemischer Untersuchung theils als Arseniksublimat, theils als reiner Arsenik auswies.

Es durfte also jetzt nicht mehr daran gezweifelt werden, daß es Giftmörder in Paris gebe, und nun erreichte die Aufregung einen solch hohen Grad, daß man sogar einen Aufstand zu befürchten hatte. Gegen wen aber wäre dieser Aufstand, wenn es dazu kam, gerichtet gewesen? Nun natürlich allein gegen die Reichen und Vornehmen, denn unter diesen allein fanden Giftmorde statt. Die Regierung sah demnach ein, daß etwas geschehen müsse, um die öffentliche Meinung zu beschwichtigen, oder besser gesagt, um dem Rechtsgefühl des Volkes Rechnung zu tragen, und so ward denn auf den Rath Colbert's und Louvois' ein eigener außerordentlicher Gerichtshof zur Untersuchung dieser gräßlichen Vorfälle in's Dasein gerufen; dieser außerordentliche Gerichtshof aber war die sogenannte „Chambre ardente", das ist „die glühende Kammer", so genannt, weil man ihr das Recht zuerkannte, die härtesten Strafen, selbst den Feuertod, über die des Mords Ueberwiesenen zu verhängen.

Die Chambre ardente trat mit dem Jahr 1679 in's Leben und über Mangel an Arbeit durfte sie wahrhaftig nicht klagen, denn die Zahl der damals vorgekommenen Giftmorde war wirklich eine schreckbare. Es lag jedoch dem besagten Gerichtshofe nicht blos daran, die Giftmörder selbst zur Strafe zu ziehen, sondern noch mehr Interesse hatte man dafür, jene scheußlichen Fabriken zu entdecken, aus denen die Mörder ihr Material bezogen, indem man ja erst wenn man die Giftfabrikanten in die Gewalt bekam, dem Weiterumsichgreifen der Mordlust gründlich Einhalt thun konnte. „Erbschaftspulver" hieß das Volk in seinem Galgenhumor jenes weiße Arseniksublimat, welches man in den Mägen und Eingeweiden der Ermordeten gefunden hatte, und diese Benennung war ganz bezeichnend, weil nur Solche, die eine Erbschaft machen wollten, dasselbe in Anwendung brachten; allein wer lieferte dieses Pulver und wer bereitete es? Das war die große Frage, welche, wie soeben gesagt, die Chambre ardente fast noch mehr beschäftigte, als die Untersuchung der Mordfälle selbst. Man kann sich also denken, mit welchem Feuereifer der hohe Gerichtshof auf die Sache losging, wie man ihm eine gewisse Persönlichkeit, die damals in

Paris eine höchst bedeutsame Rolle spielte, nehmlich die Wahrsagerin und Zauberin La Voisin, welche sich ursprünglich als Hebamme in die Welt eingeführt hatte, als „Erbschaftspulver-Lieferantin" bezeichnete.

In einem verdorbenen Zeitalter, in welchem der Unglauben — hierunter verstehe ich aber nicht die auf Nachdenken gestützte Freisinnigkeit in religiösen Angelegenheiten, sondern das bloße gedankenlose Verwerfen des Glaubens, ohne daß man einen Grund dafür anzugeben wüßte — und die Unsittlichkeit an der Tagesordnung sind, wird der Aberglauben immer eine große Rolle spielen, und Hand in Hand mit dem Aberglauben geht bekanntlich immer der Glauben an Hexerei, Wahrsagekunst, Horoscopstellerei, Traumdeuterei, Teufelsbeschwörung und Geistercitationskraft. Alle diese Dinge waren daher zu den Zeiten, von denen ich erzähle, ganz außerordentlich im Schwunge, und wenn selbst Männer, wie der sonst so klar sehende Minister Colbert, oder wie der verstorbene kluge Kardinal Mazarin von solchem Unsinn nicht frei waren, wie viel weniger konnte sich die übrige Menschheit davon losmachen! Die Teufels- und Geisterbeschwörer, besonders aber die Wahrsagerinnen, machten also damals glänzende Geschäfte, und wenn der Eine oder die Andere sich einmal einen gewissen Ruf verschafft hatte, so durften sie darauf rechnen, daß ihr Audienzzimmer den ganzen Tag nicht leer blieb. Dies war nun besonders auch bei der Wahrsagerin La Voisin der Fall und sie hatte sich deßhalb, um allen Anforderungen genügen zu können, mit einer nicht minder berühmten männlichen Persönlichkeit, dem Zauberer Le Sage, verbündet. Sie mußte doch Jemanden haben, der die vielen vornehmen Besuche empfing und einführte, der sie dann in ihren schwierigen Operationen unterstützte und der endlich den Cassierer und Majordomus spielte!

Gerade das Jahr 1679, in welchem die geheimnißvolle Anzeige des Erzbischofs von Paris die Chambre ardente in's Dasein gerufen hatte, bildete den Gipfelpunkt ihres Ruhmes. Ganz Paris sprach damals von ihr und es gehörte geradezu zum guten Ton, sie wenigstens einmal besucht zu haben. Sie hatte aber auch einen gottvollen

Apparat und schon der Eintritt in das düster verhängte Zimmer erregte in der Seele jenes Grausen, ohne welches ein recht intensiver Aberglaube nicht gedacht werden kann. Und wenn man sich dann erst umsah — ha, das Grausen wurde zum Frösteln und dieses Frösteln durchrieselte Mark und Bein bis zum Gefrieren! Da stand in der Mitte ein großer schwarzer Tisch und auf dem Tische erblickte man bunt durcheinander liegend und doch in einer gewissen Ordnung einen glänzenden Dolch, ein St. Andreaskreuz, einen bloßen Degen, drei Crucifixe, drei Jerusalemskreuze, zehn Agnus Dei, einen Todtenkopf, eine ausgestopfte Meerkatze und rund herum dreißig matt brennende Wachskerzen. Bei einem solchen Apparat war es wahrhaftig kein Wunder, daß die La Voisin über alle ihre Konkurrenten und Konkurrentinnen den Sieg davon trug, und man erzählte sich daher auch von ihren Leistungen solch Unglaubliches, daß es dabei unmöglich mit natürlichen Dingen zugehen konnte. Nein, sie stand sicherlich mit dem Gottseibeiuns selbst im Einvernehmen, denn Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lagen wie ein offenes Buch vor ihr und sie schaute in's Verborgenste, als wäre sie die Allwissenheit selbst!

Doch siehe da, plötzlich erhielt die Chambre ardente die Anzeige — geheime Anzeigen waren damals an der Tagesordnung und die „glühende Kammer" forderte selbst dazu auf — daß Frau La Voisin mit ihrem blühenden Hauptgeschäfte auch noch gewisse Nebengeschäfte verbinde, welche keineswegs so unschuldiger Natur seien, als die Wahrsagekunst und Horoscopstellerei. Ja man denuncirte, daß sie das Hauptgeschäft nur betreibe, um sich den Nebengeschäften desto sicherer und unbehelligter widmen zu können, und es sei also die Wahrsagerei nur der Deckmantel und das Aushängeschild für Dinge, welche unbezweifelt vor das Forum der „glühenden Kammer" gehörten. So sollte sie in einer geräumigen Hinterwohnung eine ganze Reihe von Zimmern eingerichtet haben, in welchen gewisse Damen Aufnahme fänden, welche Ursache hätten, ein Liebespfand heimlich zur Welt zu bringen. So besitze sie ferner das Geheimniß, den Leib eines Weibes oder einer Jungfrau einer empfangenen unerlaubten Bürde zu entledigen, sobald

diese Bürde das Alter von drei Monaten noch nicht überschritten habe, und sie übe dieses Geheimniß auch tagtäglich in der Praxis aus. So habe sie endlich — und diese letztere Denunciation war bei weitem die Hauptsache — in den unterirdischen Räumen ihres Hauses ein Laboratorium herrichten lassen, in welchem der famose Le Sage das „Erbschaftspulver“ bereite, und sie selbst verkaufe dann dieses Pulver gegen theures Geld an Solche, von denen sie keinen Verrath zu befürchten habe. Das war die Denunciation, welche der Chambre ardente zukam, aber es war keine leere Anzeige ohne Belege, sondern es wurden vielmehr so viele Anhaltspunkte und Indicien beigefügt, daß der furchtbare Gerichtshof genugsam Ursache zu haben glaubte, einzuschreiten, und somit ertheilte er denn seinen Häschern den Befehl, die La Voisin nebst ihrem Compagnon, dem Le Sage, zu verhaften.

Durch ganz Paris lief die Kunde von dieser Verhaftung und mehr als Ein Herz erzitterte bei der Nachricht. Die La Voisin verhaftet, welche so viele Geheimnisse in ihrer Brust verbarg! Sie, die berühmte Wahrsagerin, und mit ihr Er, der ebenso berühmte Zauberer und Chemiker, zu welchen beiden alle Welt gewallfahrtet hatte! Nun konnte man noch einer Masse von Verhaftungen gewärtig sein, denn die Chambre ardente war dafür bekannt, daß sie noch jeden Gefangenen zum umfassendsten Geständnisse gebracht habe, und wenn die La Voisin und der Le Sage erst zu gestehen anfingen, dann, ja dann .... Man getraute sich den Satz gar nicht zu vollenden, denn er war in seinen Folgen allzu gräßlich!

Es kam auch wirklich zum großen Theil so, wie die Pariser Welt es vermuthete, und sowohl der Zauberer Le Sage als die Wahrsagerin La Voisin wurden von der „glühenden Kammer“ zum Beichtablegen gebracht. Doch ging dies nicht so schnell, als Manche befürchtet hatten, sondern Le Sage verlegte sich längere Zeit beharrlich auf's Läugnen und die La Voisin suchte sich auf eine andere Manier zu helfen. Als eine überaus kluge Frau nehmlich kam sie auf den Gedanken, ob es nicht vielleicht möglich wäre, den ganzen gegen sie eingeleiteten Prozeß auf einmal dadurch zu beendigen, daß sie recht hochgestellte und vornehme Personen

in denselben verwickle, und demgemäß bezeichnete sie nach einigen Präliminarien als ihre besten Kunden und eifrigsten Besucher fünf Damen und Herrn, welche damals eine überaus emporragende Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnahmen. Sie beging keine offenkundige und vollständige Lüge, als sie diese fünf Personen nannte, denn dieselben waren wirklich bei ihr gewesen und konnten dies auch nicht in Abrede ziehen, weil sie sonst in Gefahr gekommen sein würden, überwiesen zu werden; allein die La Voisin nannte sie nicht, um sie in's Verderben zu stürzen, sondern nur deßwegen, um sich selbst zu retten. „Der Skandal," sagte sie zu sich selbst, „wäre allzu groß, wenn die Chambre ardente zur Verhaftung dieser Notabilitäten des hohen Adels schritte, und der hohe Gerichtshof wird es daher sicherlich nicht wagen. Sollte er es aber dennoch thun, so wird sich die sämmtliche vornehme Welt für sie verwenden und dann ist der König, um die Ehre seiner nächsten Umgebung zu retten, genöthigt, den ganzen Prozeß niederzuschlagen." So kalkulirte die schlaue Person und daß sie nicht ganz falsch kalkulirte, sieht man daraus, daß der hohe Gerichtshof gleich bei Nennung der ersten paar Namen bei Seiner Majestät anfragte, ob man wirklich mit dem Prozeß fortfahren solle. Ludwig XIV. schwankte einen Augenblick; allein als ihm seine Minister Louvois und Colbert auseinandersetzten, daß das Unrecht allzu groß sein würde, wenn man jetzt wegen ein paar hochstehender Persönlichkeiten den ganzen Prozeß todtschweige; ja daß sogar eine allgemeine Erbitterung des Volks über die Vornehmen daraus hervorgehen könnte — als er dies hörte, da gab er augenblicklich Befehl, gegen die beiden von der La Voisin denuncirten Persönlichkeiten ohne alle Rücksichtnahme vorzugehen. Die Chambre ardente fertigte also sofort zwei Verhaftsbefehle aus und dieselben lauteten auf den Herzog von Luxembourg, Marschall des Reichs und Gouverneur von Rouen und der Normandie, sowie auf dessen Schwester, die Gemahlin des Herzogs von Montmorency-Bouteville, Prinzen von Tingry. Beide, der Herzog wie die Fürstin, wurden in die Bastille gebracht, um von dort aus, so oft es nöthig sein würde, vor das Forum der Chambre ardente gebracht zu werden.

Natürlich machten diese Verhaftungen das größte Aufsehen und es liefen die verschiedenartigsten Gerüchte über dieselben um. Die Einen wollten wissen, der Marschall und seine Schwester müßten fälschlich angeklagt sein, denn der König habe an Beide vor dem Erlaß des Verhaftsbefehls die Aufforderung zur Flucht ergehen lassen, falls sie sich schuldig fühlten; sie seien aber im Bewußtsein ihrer Unschuld in Paris geblieben. Andere behaupteten das Gegentheil, hinzusetzend, der Marschall benehme sich in der Bastille wie ein schwaches Weib und lese den ganzen Tag im „Leben der Heiligen" oder einem andern Buche ähnlicher Tendenz; die Fürstin von Tingry aber sei gar mit dem Kopf gegen die Wand gerennt und habe sich so vom Leben zum Tod bringen wollen. Solches und noch vieles Anderes sagte man sich über den Marschall und seine Schwester mit mehr oder minderer Bestimmtheit ins Ohr; die Wahrheit aber war, daß die La Voisin bei der Confrontation mit den Angeklagten die Behauptung, ihnen Erbschaftspulver verkauft zu haben, als irrthümlich zurücknahm, dagegen aber fest dabei blieb, der Marschall sowohl als die Fürstin hätten von ihr verlangt, sie solle mit Hülfe des Teufels es so weit bringen, daß ein gewisses Heirathsprojekt mit der jungen Tochter des Marschalls zu Stande komme. Ganz in ähnlicher Weise sprach sich auch Le Sage aus, jedoch mit dem Zusatze, der Marschall hätte sich erboten, seine Seele kontraktlich dem Teufel zu verschreiben, falls etwa der Letztere seine Beihilfe unter andern Bedingungen verweigere. So ganz unschuldig schienen also der Marschall und seine Schwester doch nicht zu sein, allein da die Hauptsache, das Ankaufen von Erbschaftspulver, wegfiel und der Kontrakt mit dem Teufel nur projektirt, nicht ausgeführt worden war, so fällte die glühende Kammer nach dem Wunsche Seiner Majestät kein Urtheil über sie, sondern begnügte sich damit, sie „ohne Urtheil" auf unbestimmte Zeit in die Bastille einzusperren. Auch blieben sie über zwei Jahre dort sitzen und erst nach Verfluß dieser langen Zeit öffneten sich ihnen die Thore jener Festung, worauf sie sich sofort aufs Land zurückzogen.

Ein ganz ähnliches Loos traf die Frau Herzogin von Ferté-

Senneterre, welche als das dritte Opfer der La Voisinschen Denunciation eingezogen wurde. Auch sie nehmlich mußte zugeben, daß sie der Wahrsagerin und ihrem Gehilfen nicht blos einen, sondern mehrmalige Besuche abgestattet habe; aber nach Erbschaftspulver sei ihr Begehr nie gerichtet gewesen und eben so wenig nach einem Pact mit dem Teufel. Vielmehr sei sie blos dorthin gegangen, um sich das Horoscop stellen zu lassen, und darin werde man doch kein Verbrechen finden wollen. So lautete die Aussage der Frau Herzogin; nachdem man ihr jedoch die La Voisin und deren Gehilfen gegenübergestellt, enthüllte sich die Sache ein wenig anders und man erfuhr, daß die beinahe fünfzigjährige Dame in das Wahrsagerhaus kam, um sich einen Liebestrank zu verschaffen. Ja, einen Liebestrank, zusammengebraut aus den allerauserlesensten Materialien und geweiht durch den Segensspruch der La Voisin und ihrer Geister — einen Liebestrank, welcher die Eigenschaft besitzen sollte, denjenigen, welchen sich das schmachtende Herz der Frau Herzogin auserkoren, selbst gegen seinen fest ausgesprochenen Willen in ihre Arme zu führen! Solche Zwecke hatten Madame von Ferté-Senneterre zu der Frau La Voisin geführt, denn sie war von heftiger Liebe entbrannt gegen einen jungen Mann von nicht viel über Zwanzig, und dieser junge Mann lachte ihr unter die Nase, als sie ihm erstmals ihre Wünsche zu erkennen gab. Weil nun aber der erkaufte Trank auf den jungen Mann keine erhebliche nachtheilige Wirkung hervorgebracht — von erzeugter Liebe war ohnehin keine Rede — und weil es sich bei der ganzen Affaire überhaupt mehr um einen Unsinn als um eine Schlechtigkeit gehandelt, fällte die Chambre ardente auch über diese Angeklagte kein Urtheil, sondern überließ es dem Könige, welche Strafe er über die liebesüchtige alte Dame verhängen wolle. Und was that nun Ludwig XIV.? Ei er befahl, die Frau Herzogin in den festen Thurm von Vincennes zu bringen, damit ihr allda die Liebesgedanken vergingen, und erst als nach drei Jahren dieses Resultat vollständig erreicht war, erhielt sie die Erlaubniß, wieder frei in der Welt herumzugehen.

Drei Personen von hohem Rang hatte die La Voisin schon

als ihre Kunden denuncirt, und noch immer war ihr Prozeß nicht niedergeschlagen; da beschloß sie noch höher in die Gesellschaft hinaufzugreifen und nannte die Frau Herzogin Marianne von Bouillon. Das war ein kühner Griff, denn einmal gehörte diese Dame, eine Nichte des Kardinals Mazarin und Schwester jener Marie Mancini, welche der König einstens so sehr geliebt, zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des Hofes, welche Ludwig XIV. besonders auszeichnete, und zum andern nannte dieselbe den stolzen Maurice Godefroy de la Tour d'Auvergne Herzog von Bouillon, in dessen Adern Königliches Blut floß, ihren Gemahl. Ueberdem durfte sie sich, obgleich nicht mehr in der Blüthezeit der Jugend stehend — sie zählte damals zweiunddreißig Jahre — zu den schönsten Frauen von Paris rechnen und, was noch schwerer ins Gewicht fiel, ihr Palast war der Sammelplatz aller hervorragenden Männer der damaligen Zeit, eines Turenne so gut als eines Molière, eines Marschall von Grammont wie eines Corneille. Und diese geistvolle, schöne, fürstliche Dame nun, die Gattin des stolzesten Mannes von Frankreich, wurde von der La Voisin angeklagt, eine ihrer besten Kundinnen gewesen zu sein! Ja noch mehr, der Genosse der La Voisin, der Zauberer Le Sage, ebenfalls über die Besuche der Herzogin von Bouillon im Hause der La Voisin befragt, beschuldigte sie geradezu, daß sie sich Erbschaftspulver zu verschaffen gesucht habe, um ihren Gemahl beseitigen und dafür ihren Vetter, den schönen jungen Herzog von Vandôme, heirathen zu können!

Die Chambre ardente erschrack über die Maßen, als diese Beschuldigung bei ihr deponirt wurde, und selbst ihr Präsident, der Staatsrath La Reynie, ein ergrauter Criminalist, dem man nachsagte, daß er einen Stein statt eines Herzens im Busen trage, wurde so davon ergriffen, daß er in Person zu Seiner Majestät eilte, um sich Verhaltungsbefehle zu holen. Die Folge dieser Audienz war, daß die Frau Herzogin nicht verhaftet wurde; dagegen aber erhielt sie eine Vorladung auf einen bestimmten Tag und eine bestimmte Stunde, um sich vor der glühenden Kammer zu verantworten, und fast zu gleicher Zeit schrieb ihr Ludwig XIV.

ein eigenhändiges Billet, worin er ihr unverholen anrieth, Frankreich sofort zu verlassen, falls sie ihr Gewissen beschwert fühle. „Ich bleibe," schrieb sie dem Könige kurzweg zurück, und eben so lakonisch antwortete sie dem Gerichtsboten: „Ich komme."

Der neunundzwanzigste Januar 1680 war der Tag, wo sie vor der Chambre ardente erscheinen mußte, und begleitet von ihrem Gemahl so wie von allen ihren Verwandten und Freunden aus den Häusern Bouillon, Vendôme, Elbeuf und Auvergne, im Ganzen in zwanzig sechsspännigen Karossen mit etlichen und vierzig Vorreitern, fuhr sie vor dem Arsenal, wo die Sitzungen der glühenden Kammer stattfanden, vor. Fast ganz Paris war auf den Beinen, um diesen stolzen Aufzug zu sehen, und Jedermann bewunderte die schöne Dame, auf deren Antlitz auch nicht die geringste Spur von Angst zu lesen war. Am Arm ihres Gemahls stieg sie die Stufen hinan und klirrenden Trittes, das Schwert an der Seite, folgten ihr die Herzoge, Fürsten und Grafen, ihre Vettern. Vor dem Sitzungssaal mußten sie sich trennen, denn in diesen hatte sie allein einzutreten; sie that es aber mit so viel Würde, Festigkeit und Selbstzutrauen, daß die Richter anfingen, ein günstiges Vorurtheil für sie zu bekommen. Nur allein der Präsident des Gerichtshofs, der so eben genannte Staatsrath La Reynie, schien über diese Zuversichtlichkeit erbost und warf ihr einen diabolisch-tückischen Blick zu. Doch hatte er die Artigkeit ihr einen Sessel stellen zu lassen, ohne Zweifel weil ihm dieß vom Könige vorher geboten worden war.

Nun begann das Verhör und die erste Frage betraf, wie gewöhnlich, Geburt, Alter, Namen und Stand.

„Ehe ich hierauf antworte," erklärte die Herzogin mit erhobener Stimme, „erkläre ich hiemit zu Protokoll, daß ich dieses Gericht hier, die Chambre ardente, nicht anerkenne. Ich bin eine Pairin des Reichs und kann nur von meinen Mitpairs im Parlament gerichtet werden. Dessenungeachtet will ich hier Red' und Antwort geben, aber nicht aus Respekt vor dem Gericht, sondern aus Respekt vor dem Könige, der dasselbe eingesetzt hat."

Diese Worte mußten zu Protokoll genommen werden, ehe sie

nur den Mund noch einmal öffnete; dann aber antwortete sie auf alle Fragen mit schnellen entschlossenen Worten.

„Kennen Sie die Vigoureaux?"

Nein!

„Die La Voisin?"

Ja!

„Den Le Sage?"

Ja!

„Waren Sie oft bei den beiden letzteren?"

Einmal bei Le Sage und einmal bei der La Voisin.

„Was thaten Sie bei Le Sage?"

Ich hatte mir sagen lassen, daß er sich vortrefflich auf seine Kunst als Zauberer verstehe und wollte ihn einmal auf die Probe setzen. Ich ging aber nicht allein zu ihm, sondern mein Vetter, der Chevalier von Vendôme, so wie der Herr von Ruvigny und der Abée von Chaulieu fuhren mit mir in meiner Karosse. Wir fanden Le Sage in seinem Laboratorium, wie er es nannte, und fragten ihn, ob er uns in die Zukunft sehen lassen könnte. Ja, sagte er; wir sollten ihm nur unsere Fragen aufschreiben. So thaten wir, und die erste Frage lautete, ob der Herzog von Beaufort, von dem man sagt, daß er in Deutschland in der Schlacht gefallen sei, vielleicht noch lebe. Die zweite Frage ging dahin, was mein Bruder, der Herzog von Nevers, gegenwärtig in Rom mache, und die dritte endlich wollte wissen, welches das Geheimniß sei, um im Hoc zu gewinnen. Diese drei Fragen schrieb der Abbé von Chaulieu auf drei verschiedene Zettel und die drei Zettel nahm Le Sage, um sie, ohne sie gelesen zu haben, zu petschiren und sofort zu verbrennen. Dann sagte er uns, die Antwort auf unsere Fragen würden wir den andern Tag von Geisterhand geschrieben auf dem Kaminsims meines Boudoirs finden, und nun schieden wir, nachdem ich ihm für seine Mühe drei Louisd'or hatte reichen lassen. Es zeigte sich aber bald, daß ich um mein Geld betrogen war, denn die Herren Geister ließen uns keine Antwort zukommen, ohne Zweifel zur Strafe

weil wir auf der Heimfahrt über den ganzen Hocus Pocus recht herzlich gelacht hatten.

„Le Sage gibt an, Sie hätten sogenanntes Erbschaftspulver von ihm verlangt. Was wollten Sie mit diesem Pulver beginnen?“

Wenn Le Sage dieß angiebt, so ist er ein infamer Lügner. Man befrage den Chevalier von Vandôme, den Abbé de Chaulieu und den Herrn von Ruvigny, welche sich alle drei im Vorzimmer befinden. Sie kamen mir die ganze Zeit, während ich mich bei Le Sage befand, nicht von der Seite und hörten jede Sylbe, welche ich zu ihm sprach.

Nach dieser Antwort flüsterte der Präsident des Gerichtshofs, der das ganze Examen leitete, eine Zeit lang leise mit den übrigen Richtern, und sein Flüstern betraf wahrscheinlich die Frage, ob die drei genannten Herren vorgefordert werden sollten, um Zeugniß abzulegen. Allein da sich zum voraus annehmen ließ, daß ihre Antworten mit der Aussage der Frau Herzogin ganz übereinstimmend ausfallen würden, so hielten die Richter eine solche Zeugnißabnahme für durchaus überflüssig, und der Präsident fuhr also in seinem Examen fort.

„Sie geben zu, auch bei der La Voisin gewesen zu sein?“

Ja; ebenfalls in Begleitung der drei obgenannten Herren.

„Was wollten Sie bei der La Voisin?“

Sie sollte, wie man mir sagte, die Kraft besitzen, Geister zu beschwören, und ich hatte Lust einmal einen Geist zu sehen.

„Warum nicht lieber gleich den Teufel selbst?“

Den, rief die Herzogin, sehe ich eben jetzt vor mir. Er ist alt, häßlich, von giftiger Natur und in die Robe eines Staatsraths gekleidet. Aber, meine Herrn, setzte sie sich mit Königlicher Würde erhebend hinzu, haben Sie mich etwa deßwegen vor sich kommen lassen, damit ich solch' thörichte Fragen an mich richten lassen soll?

Auch die Richter erhoben sich jetzt und zogen sich, nachdem einer von ihnen dem Präsidenten ein paar leise Worte ins Ohr geraunt, mit demselben in ein Nebenzimmer zurück. Uebrigens nach fünf Minuten schon kehrten sie zurück und der Präsident war

genöthigt der Frau Herzogin anzukündigen, daß das hohe Gericht keine Schuld an ihr finde.

Sie war also frei und mit einer kurzen Verbeugung wandte sie der Chambre ardente den Rücken; draußen vor dem Saal aber wurde sie von ihrem Gemahl und ihren übrigen Begleitern mit stürmischem Zuruf empfangen und ihre Heimfahrt mitten durch die Menschenmasse hindurch glich einem vollkommenen Triumphzuge. Der König übrigens, der natürlich sogleich einen genauen Bericht über das ganze Verhör und dessen Resultat erhielt, glaubte über die höhnisch bitteren Worte, die sie dem Staatsrath La Reynie zugeschleudert hatte, als sie ihn mit dem Teufel verglich, nicht ganz ohne Rüge weggehen zu können, und verbannte die kühne Frau auf zwei Monate nach Nerac, wo sie ein fürstliches Schloß besaß. Nach Ablauf dieser Zeit kehrte sie nach Paris zurück und war von da an lange Zeit die gefeierte Heldin des Tags. Hatte doch Niemand, weder vorher noch nachher, nicht einmal ein Mann, wie der Marschall von Luxemburg, der Chambre ardente so stolz und energisch zu antworten gewagt, wie sie, die schöne Marianne von Bouillon!

Vier hochgestellte Personen, welche die La Voisin als ihre Kunden denuncirte, um dadurch eine Niederschlagung ihres Prozesses zu bewirken, kennen wir; aber daran war es noch nicht genug, sondern es kam auch noch eine fünfte dazu, und wir können nicht umhin, uns auch noch ein wenig mit dieser zu beschäftigen. Zu diesem Behufe sind wir genöthigt, uns in das Hôtel Soissons zu versetzen, denn dort finden wir diese fünfte Person, welche keine andere ist, als Madame La Comtesse, getauft auf den Namen Olympia Mancini und nachher verheirathet an den Prinzen von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons, eine Dame, von der im ersten Buche dieser Geschichte schon mehr als einmal die Rede war.

Das Hôtel Soissons gehörte unter die ältesten, schönsten und größten der Stadt Paris, und ward auf Befehl der Königin Katharine von Medicis an der Stelle erbaut, wo schon im zwölften Jahrhundert die berühmten Barone von Nesle am Schluß der Straße Grenelle ein Castell errichtet hatten. Nach dem Tode

Katharinas, die ihm den Namen „Hôtel de la Reine“ gegeben hatte, im Jahr 1604, erkaufte es Karl von Bourbon, Graf von Soissons, und acht Jahre später brachte es seine Tochter Marie dem Prinzen Thomas von Savoyen-Carignan als Heirathgut zu. Der Sohn dieses Ehepaars aber, der Prinz Eugen-Moritz, derselbe, welcher die Olympia Mancini als seine Gattin heimführte, erbte es von seinem Vater und von ihm kam es nach seinem Tode am Schlusse des Jahres 1679, also gerade in der Zeit, in welcher der Prozeß der La Voisin spielte, an seine Wittwe, die oben genannte Madame La Comtesse.

Es war am Abend des neunundzwanzigsten Januars 1680, also am Abend jenes berühmten Mittwochs, an welchem die Frau Herzogin Marianne von Bouillon, die Schwester der Gräfin Olympia von Soissons, den siegreichen Kampf mit der Chambre ardente bestanden hatte. Besagte Olympia, gewöhnlich nur Madame La Comtesse geheißen, saß, von einer kleinen Gesellschaft umgeben, in einem der kleineren Zimmer ihres prächtigen Hôtels und spielte mit derselben Basset; da trat plötzlich der Herzog von Bouillon mit einer Hast ein, die man an dem stolzen Manne sonst nicht gewohnt war. Die sämmtlichen Anwesenden wollten sich erheben, um ihn mit Ehrfurcht zu begrüßen; er aber winkte ihnen, sitzen zu bleiben, und stellte sich hinter den Sessel seiner Schwägerin, als ob er ihr in die Karten sehen wollte. Doch nicht um die Karten war es ihm zu thun, sondern darum, ihr leise einige Worte zuzuflüstern. Unbemerkt nickte Madame La Comtesse zum Zeichen der Bejahung, und verfügte sich sofort, als die Taille beendigt war, in ein Nebenzimmer. Gleich darauf verschwand auch er in ein Nebenzimmer.

„Wissen Sie, woher ich komme, meine Schägerin?“ begann der Herzog in einem so ernsten Tone, daß Madame La Comtesse sich nichts Gutes versehen konnte. „Unmittelbar von Seiner Majestät dem Könige.“

„Er wird,“ erwiderte Olympia mit etwas unsicherer Stimme, „er wird Ihnen seinen Glückwunsch dargebracht haben wegen des ruhmvollen Ausgangs des heutigen Tages?“

„Er sagte mir,“ fuhr der Herzog mit immer gleich großem Ernste fort, „daß meine Frau wegen Beleidigung des Staatsraths La Reynie auf einige Wochen nach Nérac zu gehen habe; allein nicht sowohl wegen meiner Frau hatte er mich kommen lassen, als wegen Ihnen.“

„Wegen meiner?“ rief Madame La Comtesse. „Ich kann mir nicht denken .....“

„Ja, Ihretwegen,“ unterbrach sie der Herzog strenge. „Die Wahrsagerin hat auch Sie denuncirt und die Chambre ardente wird gegen Sie einschreiten.“

„Dann werde ich mich,“ sagte Madame La Comtesse mit Stolz, „dann werde ich mich eben so gut zu vertheidigen wissen, wie meine Schwester gethan hat.“

„Nein, das werden Sie nicht,“ erklärte der Herzog in noch strengerem Tone. „Die Chambre ardente kennt Ihr Verhältniß zu dem Marquis de Villeroy und weiß, daß es ein noch intimeres ist, als das, in welchem Sie einst zu dem Herrn von Vardes gestanden haben. Die Chambre ardente hat ferner Beweise dafür, daß Sie von der La Voisin ein Liebespulver verlangten, das stark genug wäre, einen früheren hochgestellten Liebhaber in Ihre Netze zurückzuführen, und hat dem Könige klar gemacht, daß dieser hochgestellte Liebhaber kein anderer sein könne, als Seine Majestät selbst. Die Chambre ardente hegt endlich den starken Verdacht, daß die Ursache des schnellen Todes Ihres Gemahls, des Grafen von Soissons, welcher vor sechs Wochen erfolgte, ganz wo anders zu suchen sei, als in der leichten Krankheit, von der er damals befallen war, und Sie selbst werden am besten zu beurtheilen wissen, ob dieser Verdacht ein gegründeter ist oder nicht. La Voisin und Le Sage haben gleichmäßig gegen Sie ausgesagt.“

„Dann haben sie gelogen,“ entgegnete Madame la Comtesse, indem sie einige Festigkeit in ihre zitternde Stimme zu legen suchte.

„Gelogen?“ rief der Herzog von Bouillon mit blitzenden Augen. „Die Chambre ardente glaubt, daß dieselben die Wahrheit gesagt haben, und verlangte von Seiner Majestät die Erlaubniß, Sie verhaften zu lassen.“

„Und Seine Majestät?" fragte die Gräfin von Soissons, welcher plötzlich alles Blut zum Herzen schoß.

„Der König," sprach der Herzog von Bouillon, „läßt Ihnen durch mich sagen, daß Ihnen nur die Wahl bleibe zwischen der Bastille und der schnellsten Abreise in's Ausland."

Noch bleicher wurden die Wangen der einst so viel vergötterten Olympia und es schien, als ob sie alle Fassung verloren hätte. Doch nach wenigen Minuten schon wußte sie diese Schwäche zu überwinden und der Zorn gewann die Oberhand über die Furcht.

„Das," rief sie sich hoch aufrichtend, „das läßt der König mir sagen, mir, der er einst so hoch und theuer .... Doch," unterbrach sie sich hier selbst, „ich weiß, wem ich das Alles zu verdanken habe. Keinem andern Menschen, als jenem falschen Louvois, der wüthend darüber ist, daß ich meine Tochter für zu gut halte, um sie mit seinem Sohne zu vermählen. Er und die Montespan haben das Alles zusammengeschmiedet, um mich wo möglich zu verderben. Aber es soll ihnen nicht gelingen, denn mein Entschluß ist gefaßt."

„Und wohin geht dieser?" fragte der Herzog von Bouillon.

„Die freie Luft ist mir lieber, als das Gefängniß," erwiderte Madame la Comtesse. „Ich werde also Frankreich verlassen und mich vom Auslande aus rechtfertigen. Somit leben Sie wohl, mein Schwager, und grüßen Sie meine Schwester Marianne von Herzen. Ehe der Tag graut, habe ich Paris hinter mir."

Zustimmend nickte der Herzog und ohne ein Wort weiter zu sagen, verließ er sofort das Gemach. Kaum aber hatte sich die Thüre hinter dem Herzog geschlossen, so schellte die Gräfin von Soissons einer Dienerin, um ihre Gesellschaftsdame, die Frau Marquise von Alluye, die sich noch im Spielzimmer befand, zu sich rufen zu lassen. Nach kurzem Zwiegespräch ging die Frau Marquise dorthin zurück und eröffnete den Anwesenden, daß Madame la Comtesse verhindert sei, dem Souper, das eben beginnen sollte, beizuwohnen, indem der Herzog von Bouillon, ihr Schwager, sie mit sich in sein Hotel genommen habe. Somit zerstreuten sich die Gäste und das war es eben, was die Frau

Gräfin Olympia bezweckte. Es ging nehmlich jetzt mit der stürmischsten Eile an's Packen — an's Zusammenraffen alles Werthvollen, des Schmuckes, des Services, der Staatspapiere, des baaren Geldes, kurz alles dessen, was nur einen geringen Raum einnahm, und hiezu konnte man natürlich keine Zeugen brauchen. Sie hätten ja vor der Zeit plaudern können und dann gute Nacht, heimliche Abreise! Um zwei Uhr Morgens erhielten die Kutscher und Lakaien den Befehl, die achtspännige Karosse in Stand zu setzen und sich selbst zu einer längeren Abwesenheit fertig zu machen. Eine Stunde später war Alles gethan und zugleich das sämmtliche Gepäck in dem mächtigen Gefährte untergebracht. Nun verabschiedete sich Madame la Comtesse von ihren zurückbleibenden Leuten und setzte sich mit zweien ihrer Kinder nebst der Frau Marquise von Alluye und zwei Kammerfrauen in die Chaise; unmittelbar vor und hinter dieser aber ritten je vier bewaffnete Diener und in Allem und Allem belief sich die Begleitung der Frau Gräfin auf nicht weniger als zwanzig Personen. Man sieht hieraus, daß man in jenen alten Zeiten vom einfachen Reisen unter vornehmen Leuten noch nichts verstand und daß wir es also in unsern Tagen, wo selbst ein König, wenn er flüchtig wird, an einem oder zwei Dienern übrig genug hat, viel weiter gebracht haben!

Am dritten Tage nach der Abreise der Gräfin von Soissons — die Chambre ardente war galant und ließ ihr, weil sie wußte, daß dem König damit ein Gefallen geschehe, einen solchen Vorsprung, daß sie von nachsetzenden Häschern nicht mehr erreicht werden konnte — kamen die Gerichtsboten in ihr Hotel, um sie vor die glühende Kammer zu laden, und da sie das Nest leer fanden, so ließen sie Vorladungsplakate drucken, welche an allen öffentlichen Plätzen angeschlagen wurden. Darauf folgte, weil natürlich die Plakate keinen Erfolg hatten, die Verurtheilung in contumaciam, und schließlich verfolgte man sie mit Steckbriefen, gerade wie man in unsern Tagen mit flüchtigen Verbrechern auch thut. Weder die Verurtheilung übrigens noch die Steckbriefe hatten einen Erfolg, wenigstens was die Sicherheit ihrer Person anbelangte, denn man

dachte in den Niederlanden, wohin sie sich gewendet, auch nicht einen Augenblick lang daran, sie auszuliefern, und die französische Regierung verlangte dies auch nie ernstlich; vielmehr war der König Ludwig XIV. sehr froh, durch die Flucht der Dame des furchtbaren Skandals, den ihre öffentliche Prozessirung hätte erregen müssen, enthoben zu sein, und gab daher dem Antrag des Ministers Louvois, ihr Vermögen mit Beschlag zu belegen, ebenfalls kein Gehör. Sie hätte ja können hiedurch genöthigt werden, sich zu stellen, und dies wollte Seine Majestät unter allen Umständen vermieden wissen. Madame la Comtesse konnte also überall, wo es ihr beliebte, ihren Aufenthalt nehmen; sie konnte sogar allüberall ihrem hohen Range gemäß auftreten; allein eine Exilirte war und blieb sie deßwegen doch und oft und viel lag das Bewußtsein dieses Exilirtseins gar schwer und drückend auf ihrer Seele. Wohin sie sich nehmlich auch wandte, überallhin ging ihr der Ruf einer Zauberin und Giftmischerin voran und sie ward daher nicht selten vom Volke mit den Zeichen der größten Verachtung aufgenommen. So warf man ihr zum Beispiel, als sie in Antwerpen einfuhr, ein Dutzend Katzen, die man mit den Schwänzen aneinander gebunden hatte, in den Wagen, und in Namur wagte es kein Hotelbesitzer, sie aufzunehmen, aus Furcht, sein Haus möchte vom Pöbel demolirt werden; in Brüssel aber wollte man sie gar steinigen und sie konnte sich vor den Tausenden, die sich brüllend auf der Straße gesammelt hatten, nur dadurch retten, daß sie sich im Armenhaus der Beguinen verbarg. Endlich nahm sie der Gouverneur der Niederlande, der Graf von Monterey, in seinen Schutz, und so fand sie endlich auf einem schönen Schlosse in der Nähe von Brüssel einen Zufluchtsort. Da lebte sie noch volle dreißig Jahre lang, das Brod der Verbannung essend, denn auf alle ihre Bitten, sie zu begnadigen, ging Ludwig XIV. nie ein; dagegen aber ward ihr oft und viel die Ehre, von Herren und Damen aus den höchsten Kreisen Besuche zu erhalten, und der Prinz von Parma, der Stellvertreter des Königs von Spanien in den Niederlanden, bemühte sich gar um ihre Hand. Auch sollte ihr noch eine andere weit eklatantere Genugthuung werden, die Genugthuung

nehmlich, daß ihr vierter Sohn, den sie ursprünglich der Kirche bestimmt hatte und der auch schon als eingekleideter Abbé von achtzehn Jahren drei Abteien besaß, dem Drange seines Herzens nachgebend, in kaiserliche Kriegsdienste — französische konnte er nicht nehmen, weil ihm wegen der Ungnade seiner Mutter schon zum voraus jedes Avancement abgeschnitten gewesen wäre — trat und allda nach und nach eine Stufe der Ehre und des Ruhmes erreichte, auf welche weder vor ihm noch nach ihm je ein savoyischer Prinz gestiegen ist. Noch mehr, dieser Sohn, welcher kein anderer war, als der hochberühmte Prinz Eugen, derselbe, welchen das Lied als „Prinz Eugenius den edlen Ritter" feiert, während die Generalstaaten ihm den Titel eines „Grand Abbé de Hollande" und der Kaiser von Deutschland den eines Großmarschalls des Reichs ertheilten, dieser Sohn rächte sie durch die vielen Siege, die er über die französischen Waffen davontrug, vollständig an dem unerbittlichen Ludwig XIV., und da sie erst im Jahr 1708 (am 9. Oktober) starb, so hatte sie auch den Genuß dieser Rache, sowie noch den weiteren, den glorreichen Feldherrn recht oft auf ihrem Schlosse bei Brüssel als ihren Gast begrüßen zu dürfen. Das Brod der Verbannung schmeckte also doch nicht so bitter, als sie sich's im Anfang vielleicht gedacht hatte!

So endigte Madame la Comtesse, die fünfte der von der La Voisin denuncirten hohen Persönlichkeiten; diese letztere aber, die La Voisin, um schließlich auf sie zurückzukommen, hatte von allen ihren Denunciationen auch nicht den geringsten Nutzen. Vielmehr wurde die Chambre ardente jetzt erst recht von ihrer Schuld überzeugt — von der ihrigen sowohl, als von der ihres Verbündeten Le Sage, welcher das Erbschaftspulver fabrizirte, und somit verurtheilte der hohe Gerichtshof sie beide zum Feuertode. Bevor man sie aber lebendig auf den Holzstoß brachte, sollte ihnen die Hand mit einem glühenden Eisen durchstoßen und dann über dem Gelenke abgehauen werden, damit sie ja der Schmerzen nicht zu wenig ausstünden. Ueberdem hatten sie, blos mit einem leinenen Hemde angethan, knieend vor der Kirche von Notre-Dame Buße zu thun, und sodann mußten sie sich vom Henker an einem Strick

durch die Straßen von Paris nach dem Grèveplatz führen lassen. Also lautete das Urtheil der Chambre ardente und dieses Urtheil ward am 22. Februar 1680 buchstäblich vollzogen. Gleich darauf sistirte die Chambre ardente ihre Sitzungen, denn nach der Hinrichtung der La Voisin und ihres Consorten hörte man für mehrere Jahre lang nichts mehr von „plötzlichen“ Todesfällen, ohne Zweifel weil Niemand mehr da war, der Erbschaftspulver verkaufte.

Zehntes Kapitel.

Ein tragisches Ereigniß oder das schnelle Ende der Fontanges.

Man kann sich denken, wie unendlich viel der Prozeß der La Voisin den neugierigen Zungen der Einwohner von Paris zu schaffen machte; allein, welches Glück für sie! außer diesem Prozesse gabs ganz zu derselben Zeit auch noch andere hochwichtige Neuigkeiten und darunter solche, mit welchen sich die Pariserinnen fast noch mehr beschäftigten, als mit den Denunciationen der Wahrsagerin. Fanden doch drei Hochzeiten am Hofe statt und Hochzeiten haben bekanntlich für die weibliche Welt einen besonderen Reiz!

Bei der ersten dieser ehelichen Verbindungen war der Bräutigam der höchst ehrenwerthe Prinz Louis Armand de Conti, Graf von Pézénas, der zwar erst achtzehn Jahre zählte, aber doch schon seit 1666 das fürstliche Haus Conti repräsentirte, indem sein Vater, der erste Prinz von Conti, ein Bruder des großen Condé, in jenem Jahre das Zeitliche gesegnet hatte. Somit gehörte der Bräutigam, als aus dem Hause Condé abstammend, dem höchsten Stande Frankreichs an und durfte sich rühmen, mit der königlichen Familie

selbst sehr nahe verwandt zu sein. Des Letzteren, der Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, durfte sich übrigens auch die Braut rühmen; aber die Leute meinten doch, es sei ein himmelgroßer Unterschied zwischen ihrem und seinem Verwandtschafts-Verhältniß und darin hatten sie auch wohl nicht so ganz Unrecht. Die Braut nehmlich hieß Marie Anne de Bourbon, Mademoiselle von Blois, und war jene Tochter Ludwigs XIV. und der Herzogin von Lavallière, deren ich schon im ersten Buch dieser Historie Erwähnung gethan habe. Sie durfte sich also keiner ehelichen Abkunft rühmen und ob sie wohl vom Könige, ihrem Vater, legitimirt respective zu einer königlichen Prinzessin erklärt worden war, so blieb das Publikum doch dabei, daß an ihrem Stammbaum ein Makel hafte, welchen keines Königs Machtwort beseitigen könne. „Legitimirt mag sie sein," sagten sich die Pariser in's Ohr, „aber legitim, ist sie nicht und der König hat daher dem Prinzen von Conti eine Schmach angethan, als er ihm diese eheliche Verbindung anbefahl." Ganz ebenso dachten auch die Mitglieder der königlichen Familie selbst und im Stillen verglichen sie den König mit einem orientalischen Sultan, dem alle seine Kinder gleich viel gelten, ob sie ihm nur von seinen Kebserinnen oder von seinen wirklichen Weibern geboren werden. Lauten Tadel jedoch wagten sie nicht, mit Ausnahme zweier, und diese zwei waren der Prinz Ludwig II. von Bourbon-Condé, gewöhnlich nur der große Condé genannt, der Oheim des Prinzen von Conti, und der Herzog von Enghien, der erstgeborene Sohn des großen Condé und folglich das Geschwisterkind des Prinzen von Conti. Dafür fielen sie übrigens auch bei Seiner Majestät in Ungnade und somit zog sich der große Condé mit seiner ganzen Familie nach seinem Landsitze Chantilly zurück, wo er den Abend seines vielbewegten Lebens im Umgang mit Künstlern und Gelehrten zubrachte, ohne sich mehr um Ludwig XIV. und dessen Hof zu bekümmern.

Noch mehr von sich reden machte die zweite eheliche Verbindung, nehmlich die, welche damals zwischen Marie Louise, der Tochter Monsieurs, Herzogs von Orleans, aus seiner ersten Ehe mit der jetzt verstorbenen Henriette von England, und zwischen

dem regierenden Könige von Spanien, Karl II., abgeschlossen wurde, denn man betrachtete diese Ehe als eine Bürgschaft des künftigen guten Einvernehmens zwischen Frankreich und Spanien. Uebrigens auch dadurch war diese Hochzeit merkwürdig, daß der Heiraths-Kontrakt in Fontainebleau nicht blos von allen legitimen Mitgliedern der Königlichen Familie — den großen Condé und seinen erstgeborenen Sohn ausgenommen, welche vom König gar nicht geladen waren —, sondern auch von den unehelichen Kindern des Königs, damals vieren an der Zahl, unterzeichnet wurde, zum besten Beweis, daß Ludwig XIV. seine Bastarde als wirkliche Familienmitglieder behandelte und behandelt wissen wollte. Der „allerchristlichste" König näherte sich also immer mehr der türkischen Sitte und wenn er in demselben Verhältnisse fortschritt, so mußte er nothwendig bald die Vielweiberei dekretiren.

Das bei weitem wichtigste Ehebündniß jedoch war das dritte, das zwischen dem Dauphin Louis, das ist dem Kronprinzen von Frankreich, und der Herzogin Marie Anne Christine, der Tochter des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, zu Stande kam. Der Dauphin zählte damals erst neunzehn Jahre, und weil er seiner Körperkonstitution nach keineswegs unter die kräftigsten Naturen gehörte, so riethen die Aerzte vom allzu frühen Hochzeitmachen ab; allein Ludwig XIV. hatte außer diesem Dauphin keinen Erben und es war ihm also darum zu thun, so schnell als möglich von demselben männliche Nachkommen zu bekommen. Demgemäß schickte er den Sieur Colbert de Croissy, den Bruder des Finanzministers, nach München, um die Sache, von der schon seit Jahren unter der Hand die Rede war, so sehr als möglich zu beschleunigen, und es gelang diesem gewandten Diplomaten auch richtig, den Heirathskontrakt, trotzdem der Kaiser und die vornehmsten Fürsten des Reichs sich mit aller Gewalt dagegen stemmten, weil sie wohl wußten, daß diese Heirath nichts anderes, als ein Separatbündniß Baierns mit Frankreich bedeute, schon nach wenigen Wochen zu Stande zu bringen. Am 28. Januar ward die Hochzeit per procura in München gefeiert und dann trat die hohe Braut unter großer Eskorte ihre Reise in's neue Vaterland an. Anfangs

Februar fuhr ihr Ludwig XIV. mit dem Dauphin, der Königin und fast dem ganzen Hofstaat entgegen und in Vitri le Français trafen sie auf einander; die Copulation selbst aber fand nicht dort, sondern in Chalons sur Marne statt und der Großalmosenier Cardinal von Bouillon war es, welcher das hohe Paar einsegnete. Nach der Einsegnung begab sich der ganze Hof nach St. Germain zurück, und daselbst verfehlte natürlich Ludwig XIV. nicht, die großartigsten Festlichkeiten anzustellen, denn ein solch hochwichtiges Ereigniß, wie die Verheirathung des Erben eines der größten Reiche der Welt, mußte doch nothwendig nach Verdienst gefeiert werden.

Ein hochwichtiges Ereigniß habe ich diese Hochzeit genannt und der Leser wird mir ohne Zweifel hierin Recht gegeben haben. Wenn nun übrigens dieser Satz, schon ganz im Allgemeinen genommen, seine Richtigkeit hatte, so noch vielmehr im Speziellen für gewisse Personen am Hoflager Ludwigs XIV. und am allermeisten für eine Dame, welche wir schon fast zu lange aus den Augen verloren haben, nehmlich für Frau von Maintenon, die Erzieherin der Königlichen Bastardkinder. Bis jetzt hatte der Dauphin als ein Mitglied des königlichen Hausstandes am Hofe gelebt. Er hatte zwar seinen eigenen Hofmeister sowie auch seine eigene Bedienung gehabt und ebenso waren ihm seine besonderen Zimmer, seine besonderen Wagen- und Reitpferde und was dergleichen mehr ist, angewiesen. Allein als ein unverheiratheter junger Herr führte er natürlich weder seine eigene Tafel, noch lebte er sonst irgendwie auf einem abgesonderten Fuße. Dies Alles mußte nun natürlich mit einem Schlage anders werden, denn nach geschlossener Ehe gebührte ihm ein eigener Hausstand und mit dem eigenen Hausstand selbstverständlich auch ein eigener Hofstaat nebst allen seinen Appertinentien. Schon lange vor der stattgehabten Hochzeit wußte man dies und schon lange vorher begann daher am Hofe Ludwigs XIV. das Wettrennen um die verschiedenen Stellen, die zu vergeben waren. Da und dort suchte man um Protektion nach und alle nur halbwegs einflußreichen Personen wurden um ihr Fürwort bei Seiner Majestät dem König

angegangen. Kein Mittel ließ man auf der Seite liegen, denn jeder Adspectant wollte dem andern zuvorkommen, und am allerunermüdetsten geberdeten sich dabei die Adspectantinnen. Es war ja eine Versorgung für Lebenszeit, wenn man bei der Frau Dauphine „Fille d'honneur" werden konnte, und wenn man es gar zu einer „Dame d'honneur" brachte, sei's nun mit dem Amte einer „Surintendante" oder einer „Dame d'Atour" oder einer „Gouvernante des Filles d'honneur", dann war man eine von Gott und der Welt zu beneidende Person! Wie verhielt sich nun aber bei diesem intriguanten Treiben die Frau von Maintenon? Dem Anschein nach ganz passiv, allein auch nur dem Anschein nach. Ihre Zöglinge waren nach und nach herangewachsen und der älteste derselben, dem sie sich bis jetzt hauptsächlich gewidmet, hatte bereits seit einem Jahre in dem Herrn von Montchevreuil einen männlichen Erzieher bekommen. Frau von Maintenon konnte sich also sagen, daß sie als Gouvernante der älteren Königlichen Bastardkinder — die jüngeren hatte sie nie übernommen — bald überflüssig sein werde, oder vielmehr, daß sie es eigentlich jetzt schon sei, und es trat somit die Frage an sie heran, was sie für die Zukunft beginnen wolle. Schon oft und viel hatte sie sich früher dahin geäußert, daß ihre fromme Seele ein Aergerniß finde an dem sündhaften Treiben des Hofs und daß sie daher denselben verlassen werde, sobald die Umstände es nur irgend erlaubten. In diesem frommen Entschlusse suchte sie ihr Beichtvater immer eifrigst zu befestigen und sie hatte ihm längst hoch und theuer versprochen, besagten Entschluß auszuführen, so bald die Zeit ihres Gouvernantenthums zu Ende gehe. Sie konnte es ja, denn ihre Herrschaft Maintenon trug ihr mehr als genug ein, um recht komfortabel zu leben, und überdies durfte sie ohne Zweifel auch noch darauf rechnen, vom Könige eine Pension verwilligt zu bekommen. Allein, merkwürdig, eben jetzt, da es mit dem Gouvernantenthum zu Ende ging, eben jetzt, da sie bewähren konnte, ob es ihr mit ihren frommen Vorsätzen Ernst sei, eben jetzt erfuhr man plötzlich, daß sie vom Könige zur Dame d'Atour, das ist zur zweiten Staatsdame der Frau Dauphine ernannt worden sei und

daß sie sich also — dies lag in der besagten Ernennung — entschlossen habe, den Hof ihr Lebenlang nicht mehr zu verlassen. Ja, noch mehr! Nach seitherigem Brauch gab es bei einer Hofhaltung nur eine einzige Dame d'Atour und für diese Stelle hatte der Dauphin die Frau Marschallin von Rochefort gewünscht. Solche Bitte konnte ihm sein Vater, der König, nicht wohl abschlagen und er that es auch nicht; allein wenn Seine Majestät nun geruhte, gegen die bisherige Sitte eine zweite Staatsdame zu ernennen, wer konnte etwas dagegen haben? Gewiß Niemand, nicht einmal die Frau Marschallin von Rochefort, denn dieser bedeutete der König sofort, daß die zweite Staatsdame sich nicht „in den Dienst" mischen werde, sondern solchen ganz allein den weisen Anordnungen der Frau Marschallin überlasse. Offenbar war also die neue Stelle, welche Ludwig XIV. der Frau von Maintenon anwies, mehr nur ein Ehrenposten, als ein wirkliches Amt, und sie bekam denselben, weil ihr dadurch ein hoher Rang und eine große Besoldung gesichert wurde. Der König, das war offenbar, wollte sie auszeichnen und deßwegen beförderte er sie auf eine Höhe, zu welcher sonst nur hochadelige Damen emporstiegen. Einen doppelten Werth aber hatte dieser Posten noch dadurch für sie, daß ihr nun eine größere Wohnung angewiesen wurde und zwar lauter Appartements, welche gerade oberhalb den Zimmern des Königs lagen und mit diesen durch eine besondere Treppe verbunden waren.

Aber, so fragt nun der Leser erstaunt, wie verhielt sichs dann, wenn Frau von Maintenon in so hoher Gunst bei Ludwig XIV. stand, mit dem neuen Gestirn, von dem am Schlusse des vorletzten Kapitels die Rede war? Gieng dieses denn bereits wieder seinem Erbleichen entgegen oder glich es gar nur einer Sternschnuppe, welche im selbigen Augenblicke, da sie aufblitzt, auch schon wieder verschwindet? Nein, nein, mein Leser, so war es nicht, sondern der Stern des Fräuleins von Fontanges funkelte vielmehr heller als je, und sie setzte den ganzen Hof durch ihre Launen und Caprizen in Bewegung. So rasch, so fieberisch rasch hatte selbst die Montespan in den Tagen ihres höchsten Glanzes das Leben nicht

auszubeuten verstanden und eine verschwenderische Lustbarkeit folgte der andern. Nichts schlug ihr der König ab, denn er konnte der Melodie ihrer Stimme nicht widerstehen; aber dennoch besaß sie ihn nicht „ganz“ und vor allem nicht „allein“, sondern sie mußte ihn mit zwei anderen Freundinnen theilen, nehmlich mit den Frauen von Montespan und von Maintenon. Zu der ersteren zog den hohen Herrn die Gewohnheit und die Gewohnheit ist eine Fessel, deren Stärke fast von keiner andern übertroffen wird. Ueberdem hatte sie ihm sechs Kinder geboren, welche er als seine Kinder, als Kinder des Königs von Frankreich erziehen ließ. Die Frau von Maintenon aber? Ach ihre Unterhaltung konnte er unmöglich mehr entbehren — ihre süße, fesselnde Unterhaltung, wo es ihm so leicht ward ums Herz, wo er allein Befriedigung fand, wenn alles Andere ihn anekelte, wo er nie befürchten durfte, durch Vorwürfe und eifersüchtige Scenen gemartert zu werden! Stunden lang konnte er mit ihr zusammensitzen, und nie empfand er Langeweile; über alle Angelegenheiten konnte er mit ihr reden, über die des Hofs, wie über die des Reichs, über seine eigenen, wie über die öffentlichen, und in Allem wußte sie Bescheid, ohne daß es den Anschein hatte, als ob sie ihm Rath ertheilen wollte. Wie schmerzhaft wäre es also nicht für ihn gewesen, wenn er ihre Gesellschaft nur einen Tag lang hätte missen müssen, und — warum sollte Er, der allvermögende König von Frankreich, sich Schmerzen bereiten?

Ein solches Verhältniß hatte die christliche Welt noch nicht gesehen, eine Gattin und drei Freundinnen auf Einen Mann, und alle vier Frauen wenigstens äußerlich im besten Einvernehmen mit einander! Diese Eintracht nehmlich hatte Ludwig XIV. anbefohlen und wie sehr er Sorge dafür trug, daß seinem Gebote gehorcht wurde, dieß zeigte sich am besten bei Gelegenheit der großen Festreise, welche er im Frühjahr 1680 unternahm. Im letzten Kriege mit den Niederlanden waren verschiedene Städte, Häfen und Festungen an Frankreich gekommen, welche den großen Ludwig noch nicht in seinem Glanze gesehen hatten, und diesem Uebelstande nun suchte er sofort dadurch abzuhelfen, daß er eine große Rundreise nach jenen eroberten Plätzen antrat. Um sich aber im Glanze seiner

Majestät zu zeigen, konnte er natürlich nicht allein, oder nur von seinen Ministern begleitet reisen, sondern er mußte den ganzen Hof mitnehmen und mit dem Hofe auch den Hofstaat. Dazu gehörte vor allem die Königin mit dem größten Theil ihrer höheren weiblichen und männlichen Bediensteten. Dann der Dauphin und die Dauphine mit ihrem neuen Haushalte; weiter Monsieur und Madame, das ist des Königs Bruder, der Herzog von Orleans und dessen zweite Gemahlin, mit etlichen und vierzig Personen; endlich sein eigener Staat, also seine Minister, seine Marschälle, seine Kammerherren, seine Stallmeister. Im Ganzen waren es über zweihundert Herren und Damen, und darunter die meisten von hohem Adel und von noch höheren Ansprüchen. Ebendeßwegen aber gab es auch nicht eine einzige Persönlichkeit unter ihnen, die nicht wieder ihre zwei, drei oder mehr Diener nöthig gehabt hätte, und so mochte sich wohl der ganze Zug auf etwa tausend Menschen mit ebenso vielen Pferden belaufen. Zuerst gieng die Reise nach Boulogne und dann nach Calais; allein an beiden Orten wurde nur ein kurzer Halt gemacht. Um so großartiger trat Ludwig XIV. in Dünkirchen auf, und man veranstaltete dort verschiedene Scheingefechte zur See, wie man sie vorher noch nie gesehen hatte. Noch üppiger machte sich das Leben in Ypern, Lille, Valenciennes und Cambrai, und der Minister Colbert berechnete nachher, daß die dort gefeierten Feste mehr kosteten, als die theuren Feldzüge der letztvergangenen zwei Jahre. Welcher von den vier Frauen aber gab er auf diesen Festen den Vorzug? Keiner einzigen, oder vielmehr, besser gesagt, einer jeden, und man hieß ihn daher auch allgemein „den König mit den vier Königinnen".

Doch so sehr die vier Damen während der ganzen Reise sich hüteten, das ihnen anbefohlene gute Einvernehmen äußerlich zu brechen, so kochte es doch voll Haß in ihrem Innern und namentlich Zwei derselben paßten nur auf eine Gelegenheit, um ihrem eifersüchtigen Grimm Luft zu machen. Diese Zwei waren die herrschsüchtige Frau Athenais von Montespan und die auf ihre überwiegende Jugendschönheit pochende Marie Angelica von Fontanges. Die Gelegenheit übrigens, auf die sie paßten, sollte nicht

allzulange auf sich warten lassen. Anfangs Juni war der Hof von seiner großen Festreise nach St. Germain zurückgekehrt und nun bemerkte man auf einmal eine auffallende Veränderung in der Taille des Fräuleins von Fontanges. Auch gab sich die junge Dame nicht die geringste Mühe, diese Veränderung zu verbergen, sondern sie trug sie vielmehr recht öffentlich zur Schau, wie wenn sie geflissentlich Jedermann hätte darauf aufmerksam machen wollen. Ja, noch mehr, es erschien jetzt ein Decret, kraft welches das Fräulein zur Herzogin von Valentinois erhoben wurde, und zugleich erklärte der König, daß er das Kind, welches die neu creirte Frau Herzogin unter dem Herzen trage, sei es nun ein Knabe oder ein Mädchen, alsbald nach seiner Geburt legitimiren werde!

Das war mehr als die Frau Marquise von Montespan ertragen konnte. Sie, welche doch so viele Jahre lang den König unbeschränkt beherrscht hatte, sie hieß immer noch blos Marquise und ihre vier erstgebornen Kinder hatten es erst nach Jahren zur Legitimation gebracht, während die zwei letztgebornen derselben immer noch harrten. Diese freche Person aber — ach die Frau Marquise kam ganz außer sich vor Wuth, wenn sie sich alles Schlimme, was diese ihr schon gethan, vergegenwärtigte, und gewann es durchaus nicht über sich, ruhig darüber nachzudenken. Hätte sie es gethan, so würde sie sich daran erinnert haben, daß ihr Gemahl immer noch lebte, und daß der König also auch diesen zum Herzog erheben mußte, wenn er ihr diese Würde verleihen wollte. Den tollen Henry de Pardaillan de Gondrin Marquis de Montespan aber zum Herzog machen? Ihn, den eifersüchtigen Mann, den man nach Guyenne ins Pfefferland hatte verbannen müssen, damit er keinen Scandal mehr erhebe? Nein, das gieng wahrhaftig nicht und darum blieb die Frau Marquise eben immer Marquise. Was aber die Erklärung wegen der Legitimation des noch Ungebornen anbelangte, ei nun, an das Legitimiren seiner Bastarde war Ludwig XIV. bereits so gewöhnt, daß eine solche Erklärung gar nicht mehr auffallen konnte, und überdieß hatte er nicht auch davon gesprochen, zugleich mit jenem Neuzugebärenden den beiden Letztgebornen der Frau von Montespan die Legitimation

zu ertheilen? Gewiß also, so überaus starke Gründe zur Wuth waren nicht vorhanden; allein die Frau Marquise gehörte einmal zu jenen Naturen, welche sich nicht zu bezähmen wissen, und in ihrer Heftigkeit ließ sie sofort bei der neuen Herzogin anfragen, „ob sie ihr nicht einen ihrer Reifröcke lehnen dürfte.“

Es lag ein bitterer Hohn in diesem Anerbieten und die Frau Herzogin fühlte ihn wohl heraus. Darum blieb sie ihrerseits mit Bitterkeiten auch nicht zurück und ließ der Frau Marquise für ihre „mütterliche“ — das Wort „mütterliche“ premirte sie sehr, um damit anzudeuten, daß die Marquise alt genug sei, um ihre Mutter sein zu können — Fürsorge danken. Zugleich fragte sie die Kammerfrau, welche das Reifrocksanerbieten überbrachte, ganz nebenbei und anscheinend arglos, ob es wahr sei, daß die Frau Marquise ein Gelübde gethan habe, mit dem vierzigsten Jahre in ein Kloster zu treten. „In diesem Fall“, setzte sie mit der treuherzigsten Miene von der Welt hinzu, „würden wir, glaube ich, die Frau Marquise schon im nächsten Jahre verlieren, denn, so viel mir bekannt, ist sie anno 1641 geboren.“

Natürlich verabsäumte es die Kammerfrau nicht, ihrer Herrin Wort für Wort alles auszurichten, was die Frau Herzogin gesagt hatte, und in Folge dessen konnte sich selbstverständlich der Zorn der Frau Marquise nicht vermindern. Im Gegentheil steigerte er sich immer mehr und endlich erreichte er einen solch hohen Grad, daß sie sich, koste es auch was es wolle, zu rächen beschloß. „Sie soll mirs büßen!“ rief sie sich selbst fest entschlossen zu. „Mit ihrer Schönheit, ja, wenn nöthig, selbst mit ihrem Leben soll sie mirs büßen, daß sie mir die Liebe des Königs gestohlen hat!“ Also schwur die Frau Marquise von Montespan und diesen gräßlichen Schwur brachte sie auch wirklich buchstäblich in Erfüllung. Allein wie die böse Frau dabei zu Werke gieng und welche dämonische Wege sie einschlug, das hat sie nachher nie verrathen und so ist denn der wahre Sachverhalt nie vollständig ans Tageslicht gekommen. Vielmehr besteht alles, was man darüber weiß, nur in Andeutungen, Winken und Vermuthungen und diese Andeutungen, Winke und Vermuthungen will ich nun dem Leser mittheilen.

In jener Zeit des grassen Aberglaubens in welcher eine Wahrsagerin La Voisin, ein Zauberer Le Sage und eine Kartenschlägerin La Vigoureux — letztere war in ihrem Amt so berühmt wie die zwei ersteren, nur gab sie sich nicht mit Erbschaftspulver ab — Tausende von Gläubigen aus allen Ständen unter ihre Fahnen sammelten, machte auch ein Wunderdoctor, der unweit von Paris beim Dorfe Cabrières eine Art von Einsiedlerleben führte und daher gewöhnlich nur der „Prior von Cabrières" genannt wurde, Furore, und besonders gerne consultirten ihn die feinen Damen aus den aristokratischen Kreisen. Derselbe behauptete nehmlich, geheime Kräfte der Natur zu kennen, deren Gebrauch dem alternden oder erschöpften Körper von neuem die Schönheit und Frische der Jugend verleihe, und man sah ihn gar oft in hellen Mondscheinnächten, vor allem, wenn der Mond im Zunehmen war, in Wald und Flur einherstreifen, um gewisse Kräuter, die er zu seinen Salben und Tränken brauchte, geheimnißvoll anzusammeln. Ob nun übrigens an seinen Behauptungen etwas war, kann ich natürlich nicht entscheiden, allein damals erzählte man sich wirklich Fabelhaftes davon und insonderheit wollte man von ihm wissen, daß er alle nachtheiligen Folgen, welche eine mehr oder minder schwere Geburt so oft über die Reize eines Weibes zu verhängen pflegt, vollständig und aufs gründlichste zu beseitigen verstehe. So kam es denn, daß auch Frau von Montespan in ihren Nöthen ihn oftmals consultirte, und selbst nach dem Jahr 1678, wo sie das letzte Mal in die Wochen kam, cultivirte sie immer noch die Bekanntschaft des Wunderdoctors. Dieß ist der eine Wink, der zur Aufklärung dessen, was nun folgt, dienen mag, und der andere basirt sich darauf, daß auch die junge Herzogin von Valentinois, angezogen von dem großen Rufe des Priors von Cabrières, mehreremals, als ihre Stunde näher und näher kam, heimlich zu ihm hinausfuhr, um seinen Rath in Anspruch zu nehmen. Sie wußte, daß ihre Herrschaft über den König einzig und allein auf ihre wunderbarliche Jugendfrische gegründet sei, und diese Frische wollte sie sich also um jeden Preis erhalten. Ob sie nun aber von dem Wunderdoctor eine Salbe oder ein Decoct oder was sonst für

ein Geheimmittel erhielt, das kann ich in Wahrheit nicht sagen, aber Etwas erhielt sie sicherlich, denn sie rühmte sich gegen ihre Umgebung, daß sie aus ihrem kommenden Kindbettlager so jugendlich-schön hervorgehen werde, als wäre sie noch eine Jungfrau.

Endlich kam die gefürchtete Stunde und sie gab einem Mädchen das Leben, das jedoch gleich nach der Geburt starb. Man verbarg ihr dieß aber, um sie nicht zu alteriren, und machte sie glauben, daß das Kind, dem Befehle des Königs gemäß, alsbald mit seiner Amme aufs Land geschickt worden sei. So hatte dieser Umstand keinerlei nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit; allein eigenthümlich, ihre frühere Gesundheit wollte deßwegen doch nicht wiederkehren. Vielmehr blieb sie äußerst schwach und fieng an so schrecklich abzumagern, daß es Jedermann auffallen mußte. Ja, noch mehr, aus der Schwäche entwickelte sich ein Siechthum, das keiner Arznei weichen wollte.

Der König war fast in Verzweiflung und besuchte die Kranke des Tags wohl zehn oder zwölfmal. Doch immer nur ganz kurz, denn ihr trauriger Anblick griff seine Nerven an und überdieß durfte man nichts mit ihr sprechen, um ihren Schwächezustand nicht noch zu vermehren. Einmal, als er wieder kam, traf er sie in einer halbsitzenden Lage und sie verlangte eben von einer Kammerfrau, daß sie ihr einen Spiegel vorhalte. Die Frau that es, noch ehe es der König verhindern konnte, aber ach wie schmerzlich verzerrte sich jetzt nicht das Gesicht der armen Sterbenden, da sie sich in diesem Zustande der Abzehrung sah. „Oh, der elende Lügner, dieser Prior von Cabrières!" hauchte sie wie ersterbend und sank ohne Regung in die Kissen zurück.

Die Frau Herzogin hatte sehr leise gesprochen, fast nur die Lippen bewegt. Dennoch verstand der König den Namen „Prior von Cabrières" und in der Meinung, die Kranke verlange vielleicht, daß man den Wunderdoctor auch noch zu Rathe ziehen solle, schickte er augenblicklich nach demselben. Der Prior von Cabrières jedoch war verschwunden, als wenn er von der Erde weggeblasen wäre, und konnte trotz allen Nachforschungen auch später nicht mehr aufgefunden werden. Ludwig XIV. hatte kein Arges daran, weil er nicht wußte, daß die Kranke den Wunderdoctor vor ihrer Niederkunft zu Rathe gezogen hatte; der Leser dagegen wird ohne Zwei-

sel das Verschwinden des geheimnißvollen Mannes für einen dritten Wink ansehen, und daraus auf die unerklärliche Krankheit der jungen Herzogin seine Schlüsse ziehen.

Sechs Wochen nach ihrer Entbindung ließ sich die Frau Herzogin von Valentinois, als sie selbst fühlte, daß ihr Ende herannahe, in das Kloster der Klarissinnen in der Vorstadt St. Jacques bringen, um ihre letzten Augenblicke in einer recht frommen Umgebung zuzubringen, und es kam hiedurch auch wirklich eine große Beruhigung über sie. Um so unruhiger aber war der König, und als die letzte Stunde des geliebten Wesens herbeikam, da wich er nicht eine Minute lang von ihrem Lager. Er that es nicht anders; in seinen Armen mußte sie verscheiden! Da lag sie nun, die noch vor kurzem so wunderbar schöne Marie Angelica von Fontanges — da lag sie abgemagert bis auf die Knochen und so häßlich, wie ein Skelett nur sein kann. Ein Schauder erfaßte den König und, als wäre er von Furien gejagt, eilte er seinem Schlosse zu, um sich in seine Zimmer einzuschließen. Ha, wie verabscheute er jetzt die Wollust und wie fest schwur er sichs zu, nie mehr den Regungen der Sinnlichkeit Gehör zu schenken! Ein anderer Mensch wollte er werden, ein Mensch, der immer die Ewigkeit im Auge hätte, denn mit Donnerworten rief ihm eine innere Stimme zu: „König von Frankreich, auch Du mußt sterben!"

„Auch Du mußt sterben!" Ein gräßlicher Gedanke, besonders für Einen, dem alle Süßigkeiten des Lebens gleichsam von selbst zufließen! Er hielt es also nicht aus in der Einsamkeit seiner Gemächer, sondern eilte zur Frau von Montespan, um sich dort ein Gegengift gegen seine schlimmen Gedanken zu holen. Aber wie fand er die Frau Marquise von Montespan? Sie sang, sie tanzte, sie jubelte, denn ihre verhaßte Rivalin war todt! Voll Abscheu wandte sich Ludwig XIV. ab und nie mehr in seinem Leben verzieh er der Frau Marquise diesen dämonischen Ausbruch der Schadenfreude. Von ihr aus gieng er zur Frau von Maintenon und hier fand er, was er suchte. Sie war sanft wie immer, sanft und voll Liebe und Theilnahme und Trost. O wie glücklich fühlte sich der arme, von Gewissensbissen gemarterte König bei ihr!

Drittes Buch:

Die Zeiten der Maintenon.

Digitized by Google

Digitized by Google

den Sinn ging und unter diese Anecdoten ge[illegible]
Marquis de Louvois, der hochberühmte Kriegsminister Ludwigs XIV.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Das gestohlene Straßburg.

Auch die Könige müssen sterben; auch für sie kommt eine letzte Stunde! Diese Gedanken erfaßten Ludwig XIV., als er am Sterbebette des Fräuleins von Fontanges saß, und die Frau von Maintenon sorgte dafür, daß sie ihn von nun an nie mehr verließen. Nicht minder hatte besagter König einen Abscheu gegen die Frau von Montespan gefaßt, als sie ihren Siegesjubel über den Tod der Rivalin so offen an den Tag legte, und auch dieses Gefühl suchte Frau von Maintenon so sehr als möglich wach in ihm zu erhalten. Auch gelang ihr dieß längere Zeit über Erwarten gut, indem sich der König von ihr bestimmen ließ, die Frau von Montespan nie mehr allein unter vier Augen zu sehen. Nicht Wenige am Hofe freuten sich dessen ungemein, so besonders die Königin und die Frau Dauphine, jene so überaus fromm erzogene Bayerische Prinzessin, welche es sich in den Kopf setzte, in Ludwig XIV. den Bigottismus zum Durchbruch zu bringen. Umgekehrt aber gab es auch Andere, welchen diese „Bekehrung" Seiner Majestät — so hieß man seinen Vorsatz, mit der Montespan nicht mehr zu sündigen — ganz gegen den Sinn ging und unter diese Anderen gehörte vor allem der Marquis de Louvois, der hochberühmte Kriegsminister Ludwigs XIV.

Während der einflußreichen Tage der Frau Marquise de Montespan, seiner innigen Verbündeten, nehmlich, war es ihm ein Leichtes gewesen, den König zum Kriegen und Schlagen zu bringen, und so konnte er seinem ehrgeizigen Bestreben, Frankreich durch Länderraub groß zu machen, volle Genüge leisten. Wenn aber nun seine Freundin, die Montespan, beseitigt war, und dafür die Maintenon, „die Betschwester", wie er sie nannte, ans Ruder kam, wie mußte es da voraussichtlich kommen? Mein Gott, dann lernte der König „beten" und ein „betender" König ist noch nie ein „fechtender" gewesen. Dann war es aus mit allen den weitschichtigen Plänen, mit denen sich Louvois noch getragen hatte, und das Schwert mußte für immer in der Scheide ruhen. Darum operirte er mit all' seinem Einflusse dahin, die Majestät mit der Montespan wieder auszusöhnen, und wenn es ihm nur erst gelang, eine ungestörte Zusammenkunft zwischen den Beiden zu veranstalten, so war das Ziel schon so gut wie erreicht. Ja gewiß, so machte es sich, denn Ludwig XIV. hatte noch nie den Thränen eines Weibes widerstehen können, besonders wenn dieselben von Blicken begleitet waren, wie die Frau Marquise sie zu schleudern vermochte!

Unter solchen gegenseitigen Intriguen kam endlich das Jahr 1681 herbei und immer noch war Ludwig XIV. nicht zur alten Intimität mit seiner früheren Geliebten zurückgekehrt, während er dagegen mit der Frau von Maintenon von Tag zu Tag vertrauter wurde. Dennoch verzweifelte Louvois noch keineswegs an dem Gelingen seiner Absichten und zwar um so weniger, als er nunmehr auch den Herrn von Marsillac, der so eben durch den Tod seines Vaters zum Herzog de la Rochefoucauld avancirte und als solcher einen großen Einfluß auf den König auszuüben begann, dafür zu gewinnen wußte. Es sollte übrigens nicht so weit kommen und dies bewirkte eine kurze Unterredung, welche der Pater Lachaise mit dem Minister Louvois hatte.

Der Pater traf den Minister, wie derselbe eben eine Specialkarte des östlichen Frankreichs vor sich liegen hatte, und ein Lächeln der Befriedigung glitt über sein sich sonst ewig gleich bleibendes Gesicht, als er diese Wahrnehmung machte.

„Sie studiren unsere neu erworbenen Provinzen, wie ich sehe," sagte er zum Minister, „und in der That, sie sind des Studiums wohl werth, besonders das Elsaß. Es wird einst eine Perle von Frankreich werden."

„Ja," erwiderte Louvois in einem etwas verbissenen Tone. „Ja, wenn wir es erst einmal ganz haben; so lang uns aber Straßburg fehlt, so lange geht uns der beste Theil ab und so lange bleibt selbst das, was uns bereits gehört, ein ganz unsicherer Besitz."

„Eigenthümlich!" bemerkte der Pater, dem Minister einen Blick der anerkennendsten Bewunderung zuwerfend. „Was Sie da sagen, ist beinahe Wort für Wort dasselbe, was ich vor noch nicht einer Stunde aus dem Munde der Frau von Maintenon hörte."

„Der Frau von Maintenon?" meinte Louvois mit den Achseln zuckend und den Mund fast höhnisch verziehend. „Wenn Frau von Maintenon so dächte, so würde sie mein Bestreben, den König zu veranlassen, daß er selbst auf die Gefahr eines neuen Kriegs hin Straßburg und sein Gebiet an sich ziehen solle, nicht mit aller ihrer Ueberredungsgabe zu vereiteln suchen."

„Herr Marquis von Louvois," entgegnete der Pater mit großem Ernste, „ich weiß, daß Sie so von der Frau von Maintenon denken und auch die Frau von Maintenon weiß es. Sie befinden sich aber in einem vollständigen Irrthum und Ihnen diesen Irrthum zu nehmen, bin ich eben jetzt aus Auftrag der Frau von Maintenon hier."

„Ich bin ganz Ohr, mein Herr Pater," sagte Louvois noch höhnischer lächelnd, als zuvor.

„Euer Excellenz," fuhr der Pater fort, „stehen, so viel ich weiß, seit mehreren Jahren in genauer Verbindung mit den beiden Fürsten von Fürstenberg, dem Herrn Wilhelm Egon, der rechten Hand des Erzbischofs von Köln, und dem Herrn Franz Egon, dem Bischof von Straßburg, mit der Residenz in Zabern."

„Ich habe keinen Grund, dies in Abrede zu ziehen," versetzte der Minister, aufmerksam werdend. „Aber wie hängen diese beiden

Fürsten . . . . doch fahren Sie fort; ich will Sie nicht unterbrechen."

„Mit den beiden Fürsten," sprach der Pater weiter, „hat sich auch Frau von Maintenon in Verbindung gesetzt und sie eingeladen, so schnell als möglich hieher zu kommen. Natürlich sind dieselben darauf eingegangen und werden morgen hier eintreffen."

„Aber ich begreife immer noch nicht," sagte der Minister, als der Pater hier eine kleine Pause machte, um dem Marquis de Louvois einen durchdringenden Blick zuzuwerfen.

„Nicht minder," fuhr der Pater fort, ohne den Minister seinen Satz vollenden zu lassen, „nicht minder hat Frau von Maintenon in Erfahrung gebracht, daß der Consulent der Stadt Straßburg, mit Namen Jean Christoph Güntzer, unter die einflußreichsten Mitglieder des dortigen Regiments gehöre und zugleich theilte man ihr mit, daß dieser Herr Güntzer, ein ebenso ehrgeiziger als tief in Schulden steckender Mann, zweifellos mit Geld und guten Worten für Frankreichs Interesse zu gewinnen wäre."

„Und sie hat ihn gewonnen?" rief Louvois mit funkelnden Augen.

„Sie hat ihn unter der Hand gewonnen," versetzte der Pater mit großem Nachdruck, „und der Herr Consulent wird also morgen ebenfalls hier eintreffen. Als Vierten im Bunde hat Frau von Maintenon dann noch mit der Erlaubniß Herrn Colberts de Croissy, unseres neuen Ministers des Aeußern, Herrn Frischmann, unsern Residenten in Straßburg, hieher berufen und auch dieser wird dem Rufe Folge leisten."

„Weiter, weiter, Herr Pater," rief der Minister, als der erstere hier abermals eine kleine Pause machte. „Was will Frau von Maintenon mit diesen vier hierher berufenen Persönlichkeiten?"

„Frau von Maintenon," erklärte der Pater, „hat einen Plan entworfen, wie die freie Reichsstadt Straßburg mitten im Frieden für die Krone Frankreich erworben werden könnte, ohne daß es deßhalb zu einem Bruche mit dem deutschen Reiche käme, und diesen Plan will sie mit den genannten vier Herren durchberathen.

Jedoch nur dann, wenn Eure Excellenz denselben vorher geprüft und praktikabel gefunden haben werden."

Diese Worte, die dem Pater so ruhig und kalt aus dem Munde gingen, als ob sie nichts zu bedeuten hätten, versetzten den Minister in eine große Aufregung und er hatte Mühe dieselbe zu bezwingen. „Frau von Maintenon," fragte er jetzt, indem er sich hart vor den Pater hinstellte; „Frau von Maintenon wird mir also nicht mehr feindlich gegenüber stehen?"

„Sie bietet," erwiderte der Pater mit Nachdruck, „sie bietet Ihnen vielmehr durch mich ein Schutz- und Trutzbündniß an, denn ihr liegt an der Größe von Frankreich so viel, als Ihnen, Herr Marquis de Louvois. Nur muß sie eine Bedingung daran knüpfen."

„Daß ich meine bisherige Verbindung mit Frau von Montespan aufgebe?" rief Louvis mit Eifer. „Nun das versteht sich von selbst und ......"

„Auch setzte Frau von Maintenon dieß voraus," unterbrach ihn der Pater, „und dachte also nicht daran, diese Bedingung zu stellen. Nein, nein es handelt sich um etwas ganz Anderes, um etwas weit Wichtigeres, das auch mir sehr am Herzen liegt und jedem guten Christen am Herzen liegen muß. Sie wissen, Excellenz, Straßburg nebst seinem ganzen Gebiet ist seit vielen Jahren schon vom alleinseligmachenden Glauben abgefallen und bekennt sich zu jener Irrreligion, welche man die protestantische nennt. Wenn nun Frau von Maintenon einen Plan entwarf, Straßburg für Frankreich zu gewinnen, so geschah es nicht blos um die Macht Ludwigs XIV. zu vermehren, sondern hauptsächlich auch um jene abgefallenen Glieder wieder mit der Mutterkirche zu vereinigen und überhaupt dem Ketzerthume im Elsaß ein Ende zu machen."

„Ich verstehe, ich verstehe," fiel ihm der Minister in die Rede, „Frau von Maintenon verlangt von mir, daß ich ihr nicht entgegentrete, wenn sie Maßregeln zur Convertirung der protestantischen und hugenottischen Unterthanen Seiner Majestät ergriffen haben will, und dieses Versprechen bin ich gerne bereit zu leisten.

Nur muß es mir erlaubt sein, hie und da eine Opposition zu simuliren, weil es sonst Seiner Majestät auffallen könnte, wenn ich jetzt auf einmal in religiösen Dingen so rigoros aufträte. Sind Sie damit einverstanden? Gut, so lassen Sie uns sofort zu Frau von Maintenon eilen, denn ich brenne vor Begierde, ihren Feldzugsplan kennen zu lernen und mit dem meinigen zu vergleichen."

Sie gingen auch wirklich sogleich zu ihr und Frau von Maintenon zögerte keinen Augenblick, dem Minister alles mitzutheilen, was sie sich ausgedacht hatte. Dieser aber billigte hocherfreut den ganzen Plan und nur hie und da, in Nebendingen, wurden einige Abänderungen oder Zusätze unter ihnen verabredet. Auch die vier Herren, die beiden Fürsten von Fürstenberg, der Consulent Jean Christoph Güntzer und der Resident oder Gesandte Frischmann, erklärten sich mit Allem einverstanden und jeder von ihnen übernahm bereitwilligst die Rolle, welche er in dem nun zu beginnenden Drama zu spielen hatte. Was aber das Drama selbst betrifft, so war die Pointe um die sich alles drehte, folgende: „im Straßburger Senat durch Bestechung eine Partei für sich zu gewinnen, welche die Stadt in einen wehrlosen Zustand versetze, um sie dann den Franzosen ohne Widerstand in die Hände zu spielen." So hatte sich's die Maintenon mit dem Pater La-Chaise ausgeklügelt, und so ward es auch richtig durchgeführt.

Es kann mir nun übrigens natürlich nicht einfallen, hierüber ausführlich und im Detail zu berichten, sondern ich muß in dieser Beziehung den Leser an die Geschichtswerke verweisen. Einiges Wenige aber, welches nothwendig zur Aufklärung des Thatbestandes gehört, muß ich doch beifügen, so wie auch Anderes, woraus zu ersehen, in welch' geheimnißvolles Dunkel diese ganze niederträchtige Verraths- und Raubsaffaire gehüllt wurde. Von einem Rechte und Rechtsanspruch auf Straßburg war nehmlich weit und breit keine Rede, sondern nach den Bestimmungen des Friedens von Nymwegen sollte Straßburg mit seinem Gebiet fortfahren, als freie Reichsstadt zum deutschen Kaiserthum zu gehören, und nur das übrige Elsaß ward der Krone Frankreich zugetheilt.

Allein was fragt ein Räuber und Dieb nach Recht? Er nimmt mit Gewalt, was er zu seinem Eigenthum begehrt, und versucht es vielleicht nachher höchstens, seine schlimme That mit irgend einer Lüge zu beschönigen. So that auch Ludwig XIV., und worin bestand nun seine Beschönigung? „Er habe," sagte er, „Straßburg nicht genommen, sondern die Straßburger hätten sich freiwillig unter seinen Schutz begeben, weil sie sich bei ihm viel sicherer aufgehoben fühlten, als bei dem unbehülflichen deutschen Reiche; wenn aber dieß auch nicht geschehen wäre, sondern wenn er Straßburg gewaltsam weggenommen hätte, so würde er ganz in seinem Rechte gewesen sein, denn die Kaiserlichen seien im Begriffe gewesen, es zu besetzen, um von da aus in's französische Elsaß einzufallen." Mit solchen Schlichen und Kniffen suchte Ludwig XIV. vor den Augen der Welt sich weiß zu waschen, und was kümmerte es ihn, daß ihm nachgewiesen wurde, es sei jedes Wort, das er vorbrachte, eine handgreifliche Lüge?

Um fünfzigtausend Gulden und gegen das Versprechen, ihn nach glücklicher Einverleibung Straßburgs mit dem Rittergut Plobsheim zu belehnen, hatte sich der Consulent Güntzer von Frau von Maintenon gewinnen lassen. Weitere Gewinnungen geschahen nachher durch den Residenten Frischmann, welcher in dieser Beziehung ganz freie Hand erhielt und natürlich weder mit Geld noch mit güldenen Gnadenketten und anderweitigen Verlockungen geizte. So wurde nach und nach eine französische Partei in Straßburg gebildet, welche bei dem französischen Residenten ihre geheimen Zusammenkünfte hielt, und diese Partei, fast nur aus Rathsherren bestehend, wuchs endlich so an, daß sie im hohen Rathe alles durchsetzen konnte, was sie wollte. Nicht minder thätig erwiesen sich die zwei Fürsten von Fürstenberg, die beide längst in französischem Solde standen, und in dem Bischofspalaste zu Zabern spann man ein Netz, in welchem sich die Rittergutsbesitzer der Umgegend, von denen die meisten auch in Straßburg ansäßig waren oder wenigstens dort einen eigenen Palast besaßen, fast ohne daß sie es merkten, fingen. Die Folge von diesem allem war, daß in Straßburg vom Frühjahr 1681 an nichts mehr ge-

schah, was die Stadt in einen wehrhaften Zustand hätte setzen können, und man unterließ es sogar, die in den letzten Kriegen vielfach zerstörten Festungswerke von Kehl, dem Vorwerke Straßburgs, wiederherzustellen. Warum auch? „Wir leben ja," erklärten die von Frankreich gewonnenen Verräther, „mit Jedermann im tiefsten Frieden, und besonders meint es der König von Frankreich, Ludwig XIV., so unendlich gut mit uns." Aus dem nehmlichen Grunde wurden die Schweizertruppen, welche Straßburg bisher im Solde gehabt hatte, entlassen, denn „sie kosteten nur unnöthiges Geld", und man versäumte es sogar, den nöthigen Pulvervorrath anzuschaffen, um die Kanonen auf den Wällen auch nur nothdürftig bedienen zu können. So machte man die Stadt, die einst wegen ihrer Kriegsstärke so hoch berühmt war und welche noch immer die „jungfräuliche" hieß, weil sie sich noch nie dem Feinde übergeben hatte, systematisch durch Verrath wehrlos, und nun, wie es so stand, zog Louvois vom August 1681 an in Lothringen und im Elsaß in aller Stille verschiedene Truppenkörper zusammen, welche er unter den Oberbefehl des Generals Montclar stellte. Natürlich, ich wiederhole es, in aller Stille und ganz insgeheim, so daß kein Mensch etwas Genaues darüber erfuhr. Wie endlich aber die Straßburger, ich meine die Bürger der Stadt, welche ehrlich zum deutschen Reiche standen, dennoch im Anfang September die Gefahr merkten, die über sie hereinzubrechen drohte, und sofort nicht nur schleunigst zum Kaiser nach Wien sandten, um von dort Hülfe zu begehren, sondern auch von nun an alle Thore sorgfältigst bewachten, damit ja kein hochverrätherischer Briefwechsel mit dem Feinde geführt werden könnte, da kamen sie viel zu spät, denn so schnell, als es nöthig gewesen wäre, konnte der Kaiser nicht helfen, und eines hochverrätherischen Briefwechsels bedurfte es gar nicht mehr, weil der verrätherische Güntzer längst über gewisse Zeichen mit dem Marquis de Louvois übereingekommen war, welche das gefährliche Briefschreiben unnöthig machten. Ja bereits war es an der Zeit, daß das Hauptzeichen gegeben werden konnte, und worin dieses bestand, will ich dem Leser nicht vorenthalten.

Am frühen Morgen des sechszehnten Septembers 1681 erhielt Herr von Chamilly in Paris, ein Verwandter des Marquis von Louvois, Befehl, augenblicklich vor dem besagten Minister in Versailles zu erscheinen, und der junge Mann, der im Staatsdienste gern vorgerückt wäre, stellte sich natürlich pünktlich ein. „Ich habe eine wichtige Mission, wozu ich einen ganz zuverlässigen Mann brauche," sagte der Minister zu ihm, „wollen Sie sie übernehmen?" „„Ich stehe ganz zu Diensten Eurer Excellenz,"" erwiderte Chamilly, über dieses Zutrauen des allgewaltigen Louvois hoch erfreut. „Gut," fuhr der Minister fort, „so machen Sie sich so schnell fertig, daß Sie in einer Stunde abreisen können. Sie nehmen Postpferde, fahren Tag und Nacht und sparen die Trinkgelder nicht. Ihr Ziel ist Basel in der Schweiz und längstens am neunzehnten in der Früh müssen Sie dieses erreicht haben. Am Mittag des neunzehnten mit dem Schlag zwei Uhr stellen Sie sich dort auf die Rheinbrücke, welche nach Kleinbasel hinüberführt, wohlversehen mit Bleistift und einem Notizbuch. Sie bleiben da zwei volle Stunden und notiren sich genau alle Passanten, überhaupt alles, was auf der Brücke geschieht. Um vier Uhr verlassen Sie Ihren Standpunkt und reisen mit derselben Eile hierher zurück. In Versailles angekommen, was in weiteren drei Tagen möglich ist, begeben Sie sich sogleich zu mir und bringen mir Ihr Notizbuch mit den angestellten Betrachtungen. Wohlverstanden sogleich, es mag eine Stunde der Nacht oder des Tages sein, welche es wolle, und nun vorwärts, mein Herr, hier sind Ihre Pässe und Gelder." Damit übergab Louvois dem Herrn von Chamilly die nöthigen Papiere nebst einer nicht unbedeutenden Summe in Baarem und drängte ihn nochmals zur schnellsten Abreise.

Man kann sich denken, daß der ehrgeizige junge Vetter des Ministers nicht wenig erstaunt war über den Inhalt seiner Mission und daß sie ihm sogar ein wenig knabenhaft vorkam; allein dem Herrn Marquis von Louvois gegenüber galt nichts als strikter blinder Gehorsam, und so brauchte denn Herr von Chamilly kaum mehr als eine halbe Stunde, um wohl verpackt in einer Postchaise zu sitzen. Wie im Fluge gings vorwärts, denn seiner

Vorschrift gemäß bezahlte er die Postillone, als wäre er ein Verliebter, der eine Erbin entführte, und richtig erreichte er Basel schon in der Nacht vom achtzehnten auf den neunzehnten. Er kehrte im ersten Gasthof ein und restaurirte sich etwas von seiner ermüdenden Tour. Punct zwei Uhr Mittags aber, wie ihm vorgeschrieben, stand er auf der Rheinbrücke, und notirte Alles, was dort vorging. Da kamen Obstweiber mit ihren Körben auf dem Kopfe; dann ritten Soldaten vorüber, um ihre Pferde in die Kaserne zurückzubringen; weiter sah er Bauern in Zwilchkitteln, Reisende zu Pferd und zu Wagen, Packträger, Spaziergänger, Dienstboten mit Armkörben, Schreiber mit Actenfascikeln, kurz Frauen und Männer aller Art. Endlich mit dem Schlag drei Uhr erschien ein Mann mittleren Alters und mittlerer Größe, angethan mit einem blauen Rock, einer gelben Weste und braunen kurzen Lederhosen, mit Sporen an den Stulpstiefeln und einer schweren Reitpeitsche in der Hand, als wäre er so eben vom Pferde gestiegen. Der Mann stand in der Mitte der Brücke still, näherte sich sofort dem Brückengeländer zur Rechten, lehnte sich an dieses, sah in den Fluß hinab, trat dann einen Schritt zurück und führte drei Streiche mit seiner Reitpeitsche gegen die Brustwehr des Brückengeländers. Nach diesem ging er ganz ruhig wieder zurück, von wannen er gekommen war, ohne sich nach dem Herrn Chamilly auch nur umzusehen. All dieß und noch manches Weitere, was er in der Zeit von zwei bis vier Uhr beobachtete, notirte sich der Abgesandte des französischen Ministers mit der scrupulöseſten Accurateſſe; so wie es aber vier Uhr schlug, steckte er sein Notizbuch ein, eilte in seinen Gasthof zurück und setzte sich sofort in die laut seinen Befehlen schon bereitstehende Postchaise. So schnell die Pferde laufen konnten, gings jetzt nach Paris zurück und in der Nacht vom einundzwanzigsten auf den zweiundzwanzigsten, eine Stunde nach Mitternacht, traf er in Versailles ein. Sogleich ließ er den Marquis de Louvois wecken, um ihm sein Notizbuch zu überreichen, und der Minister empfing ihn auch in der Minute in seinem Schlafzimmer. Herr von Chamilly wollte sich entschuldigen, daß er nur lauter unbedeutende, nichtssagende Dinge zu notiren Gelegenheit gehabt habe; aber Louvois

hörte nicht auf ihn, sondern gieng die Notizen mit leidenschaftlicher Eile durch. In einem Augenblicke schon kam er auf den Mann mit der gelben Weste und den braunen Lederhosen, welcher mit seiner Reitpeitsche dreimal aufs Brückengeländer geschlagen hatte, und nun sprang der Minister mit einem Freudenschrei aus dem Bette. „Jetzt muß der Wurf gelingen, denn es steht alles, wie es stehen soll", rief er, während er sich mit zitternder Hast ankleidete. Dann rannte er spornstreichs aus dem Zimmer, den Gemächern des Königs zu, und hatte, nachdem Seine Majestät durch den diensthabenden Kammerdiener geweckt worden war, eine Viertelstundenlange Unterredung mit Höchstdemselben. Unmittelbar nachher fertigte er vier Ordres aus, welche vier Couriere, deren Pferde schon gesattelt standen, nach dem Elsaß zu befördern überkamen.

Drei Tage später rückten die kleinen Armeecorps, welche sich im Elsaß heimlich gesammelt hatten, in Eilmärschen gegen Straßburg vor, und am siebenundzwanzigsten September concentrirte General Montclar vor jener Stadt ein Heer von dreißigtausend Mann. In der Nacht auf den achtundzwanzigsten stürmte Obrist d'Asfeldt mit seinem Dragonerregimente die Zollschanze gegen Kehl hin, welche nur ganz schwach besetzt war und noch schwächer vertheidigt wurde. Am achtundzwanzigsten schlug Montclar sein Hauptquartier hart vor der Stadt auf und umzingelte diese so, daß Niemand mehr aus und ein konnte. Hülfe von deutscher Seite her war also unmöglich, auch wenn welche hätte herbeigerufen werden können; um die Vertheidigungsmaßregeln der Stadt selbst aber sah es so schlecht aus, daß sogar die Deutschgesinntesten den Gedanken daran aufgeben mußten. Sofort begannen die Unterhandlungen, denn was blieb den armen verrathenen Straßburgern sonst übrig? Montclar selbst übrigens ließ sich auf nichts ein, sondern verwies die Deputationen des Raths an den Minister Louvois, der jeden Augenblick eintreffen könne und auch richtig gleich nachher, am neunundzwanzigsten, auf Schloß Illkirch hart vor Straßburg eintraf. Louvois verlangte widerstandslose Unterwerfung; wo nicht, so werde er stürmen lassen und die Stadt als eine eroberte behandeln. Für den Fall der unbedingten Unterwerfung aber ver-

bürgte er derselben im Namen Ludwigs XIV., von dem er die nöthigen Vollmachten nachwies, alle ihre Freiheiten und Rechte, die sie bisher gehabt, und insbesondere sollte auch die Bürgerschaft in ihrem Glauben nicht beeinträchtigt werden. Dieß wurde ausdrücklich mit den klarsten deutlichsten Worten hervorgehoben und nun gaben die Straßburger nach. Die Stadt öffnete also ihre Thore und am 30. September Mittags vier Uhr zogen die Franzosen mit klingendem Spiele ein; so bald sie aber innen waren, schon am 1. October, begann der mit Louvois angekommene Vauban, der berühmteste Ingenieur damaliger Zeit, den Bau einer Citadelle, durch welche Straßburg gegen Deutschland hin uneinnehmbar gemacht werden sollte.

So ward Straßburg nach dem Plane der Frau von Maintenon mitten im Frieden zur französischen Stadt gemacht, und die damaligen deutschen Fürsten, der Kaiser an der Spitze, hatten weder den Muth noch die Kraft, diesen frechen Raub mit den Waffen in der Hand zu strafen. Wie aber hielt die neue Regierung ihre den Straßburgern gemachten Versprechungen? Nun, Ludwig XIV. verbürgte sich bei seinem Einzug in die Stadt am 23. October 1681 mit seinem Königlichen Worte für deren strikte Innehaltung, und einige Tage darauf befahl er, das Münster, jenen gewaltigen Dom, welcher seit hundert und fünfzig Jahren den Protestanten als Hauptkirche gedient hatte, dem Katholicismus zurückzugeben. Dann hielt Franz Egon von Fürstenberg, als Bischof von Straßburg, seinen Einzug in die Stadt und nahm von dort an wieder daselbst seinen Wohnsitz: mit ihm aber kamen die Jesuiten, um sofort ein Collegium zu errichten, und nun gute Nacht Religionsfreiheit, gute Nacht Protestantismus!

Zweites Kapitel.

Drei Hofereignisse von europäischer Wichtigkeit.
(1682 — 1683.)

Wenn ein Kind geboren wird, so ist es nichts als ein hülfloses Wesen, ein volles Jahr lang unfähig zum Gehen, Stehen und Reden. Nicht einmal lächeln kann es in den ersten paar Wochen und die ganze Kundgebung seiner Existenz besteht in der Thätigkeit seines Schreiorgans. Geburt und Tod also — darin sind sich alle Menschen gleich und doch wieder welcher kolossale Unterschied zwischen den verschiedenen Geburten! Ein Unterschied, daß man meinen sollte, gewisse Menschen gehören zu einem ganz anderen Geschlechte — zu einem Geschlechte, welches nur den Namen mit den übrigen Menschen gemein hat.

Ludwig XIV., oder der Große, wie ihn jetzt seine Schmeichler zu nennen anfiengen, hatte nur einen einzigen rechtmäßigen Sohn, den Dauphin Louis, welcher sich, wie wir wissen, mit einer bayerischen Prinzessin verheirathet hatte, und Seine Majestät sehnte sich daher sehr nach einem Enkel. Im Jahr 1682 zeigte sich Hoffnung hiezu und von dieser Zeit an ward die Frau Dauphine mit

einer Sorgfalt gehütet. als wäre sie zerbrechlicher denn Glas. Am 4. August 1682 nach der Abendmahlzeit fühlte sie Schmerzen, die ersten Anzeichen der Wehen, und eine Stunde nachher schon war ganz Versailles in Allarm. Alle Prinzen und Prinzessinnen, alle Herzoge und Herzoginnen, alle Grafen und Gräfinnen, mit einem Worte alle Höhergestellten des Hofs eilten in den Salon, der an das Schlafzimmer der Frau Dauphine stieß, und man schickte eilends Reitende nach Paris, um auch diejenigen Großen des Reichs herbeizuholen, welche dort ihre Paläste hatten. Eben so benachrichtigte man die Gesandten der fremden Mächte und diese stellten sich natürlich ebenfalls ein, indem sie zugleich Couriere parat hielten, um das wichtige Ereigniß sofort nach Hause zu berichten. Kurz, es schlief in dieser Nacht in Versailles kein Mensch und allüberall in den Höfen, auf den Straßen und an den öffentlichen Plätzen brannten Pechfackeln, welche die Nacht in Tag verwandelten.

Auch den König hatte man natürlich sogleich benachrichtigt und er fand sich bereits um Mitternacht, zugleich mit der Königin, bei der Frau Dauphine ein. Beide Majestäten blieben bis 8 Uhr Morgens, wo sie sich zum Frühstück begaben, und von da ging der König wie gewöhnlich in den Ministerrath. Doch kürzte er denselben ab, um sofort zur Frau Dauphine zurückzukehren, denn die Ungeduld verzehrte ihn fast. Allein was half es ihn? Hier hatte seine Königsmacht ein Ende und er mußte so gut zuwarten, als in ähnlichen Fällen andere Väter und Großväter auch thun müssen. So verging der ganze Tag ohne ein Resultat, und auch in der Nacht vom 5. auf den 6. — der König brachte sie auf einer Matratze im Schlafzimmer der Dauphine zu — änderte sich an der Sachlage nichts. Endlich nach Mittag am sechsten vermehrten sich die Schmerzen und von nun an verließen die beiden Majestäten, so wie der Dauphin, Monsieur, Madame und was überhaupt zum Königlichen Haus gehörte, auch die legitimirten Söhne und Töchter nicht ausgenommen, das Bett der Dauphine nicht mehr, bis diese endlich um zehn ein halb Uhr Abends einem Prinzen das Leben gab,

welchem Ludwig XIV., sein Großvater, sogleich den Titel und Rang eines Herzogs von Burgund verlieh und der von der Vorsehung dazu bestimmt schien, dereinst, nach dem Tode seines Großvaters und Vaters, den schönsten und mächtigsten Thron der Welt zu besteigen. Ludwig XIV. war außer sich vor Freude, denn er hatte schon beinahe auf die Hoffnung verzichtet, daß die Dauphine einem Knaben das Leben geben werde. Er umarmte nach einander die Königin, die Dauphine, Madame und die andern Anwesenden. Er küßte den Neugebornen, als wäre derselbe ein zweiter Messias, und schritt dann in die angränzenden Salons, um den dort Harrenden in allerhöchst eigener Person die große Neuigkeit zu verkünden. Nun ließen sie sich nicht mehr halten, die Herzoge und Herzoginnen, die Grafen und Gräfinnen, die Marquis und Marquisen; sie drangen ins Schlafzimmer ein, um das Wunderkind ebenfalls zu sehen, und zugleich mit ihnen drängten auch Viele von der Dienerschaft durch, welche außen an der Thüre geharrt hatten. Das war ein „Pêle-mêle", wie es sonst an dem so streng auf Etiquette haltenden Hofe Ludwigs XIV. nie vorzukommen pflegte, und bei jeder andern Gelegenheit würde der große König aufs höchste darüber indignirt gewesen sein; allein heute, in diesem Augenblick — nein, heute ließ er es zu, und die Dienerschaften durften das Wunderkind ebenfalls anstaunen! Einen Augenblick später trat der Cardinal von Bouillon, der Großalmosenier von Frankreich, ein und gab dem Neugebornen die Nothtaufe; dann aber näherte sich die Marschallin de la Mothe, die schon vorher zur Erzieherin desselben designirt war, und man übergab ihr sofort den Neugebornen, damit sie ihn in die demselben bestimmten Gemächer bringe. Jetzt erst, nachdem all' dieß vorüber war, zog sich der König zurück, um der Frau Dauphine die ihr so nöthige Ruhe zu gönnen, aber er hatte Mühe durchzukommen, so dicht standen die Höflinge.

Damit jedoch hatte das Spektakel noch kein Ende, sondern jetzt begann es erst recht. Das Volk von Versailles nehmlich und die von Paris herbeigeströmten Neugierigen, die unten in den Höfen und auf den Straßen warteten, brachen bei Empfang der

Nachricht in einen nicht zu beschreibenden Jubel aus und alsbald loderten allenthalben Freudenfeuer auf. Man nahm, was man in die Hände bekam, thürmte es zusammen und zündete es an, daß die Flamme gen Himmel schlug. Da wollten die Schweizer, welche die Wache hatten, ebenfalls ihre Freude haben, und weil es ihnen an Holz mangelte, holten sie das künstliche Tafelwerk nebst den Parquetbodenstücken, welche eben zur Ausschmückung der großen Galerie von den Meistern abgeliefert worden waren. Es gab ein prächtiges Feuer; allein dieses Brennmaterial hatte einen Werth von vielen Tausenden und der alte inzwischen zum Schloßcastellan vorgerückte Bontemps lief daher wie wüthend zum König, um bei Seiner Majestät über den tollen Unfug Beschwerde zu führen. „Laß ihnen ihre Freude," erwiederte Ludwig XIV. gelassen; „man kann wieder anderes Tafelwerk und andere Parquetböden machen." Doch daran wars noch nicht einmal genug. Ein Soldat der Königlichen Garde kam auf den Gedanken, seinen Strohsack, auf dem er schlief, in den Hof hinabzutragen und denselben sofort in Brand zu stecken. Das Stroh brannte wie das fröhlichste Licht, und „Hurrah" schrieen die andern Gardisten, zusammen mit den Musquetieren. Jeder rannte nach seinem Strohsack und warf ihn ins Flammenmeer. Dann aber tanzten sie wie betrunken um ihr Feuer herum und bald mischten sich Officiere, Hofleute und Volk in ihre Tänze.

Und wenn nun so in Versailles, wie vollends erst in Paris! Drei ganze Tage lang blieben alle Läden geschlossen und die Einwohnerschaft überließ sich der ausgelassensten Freude. Alle Abende Illumination, alle Nächte Tanz und Banquet! Bei Tage aber — nun morgens früh schon schleppten die Bürger lange Tische aus den Häusern, stellten sie vor denselben auf, bedeckten sie mit reinen weißen Tüchern, und trugen auf, was die Tische tragen konnten. Speisen aller Art, Getränke aller Art, Alles im Vollauf, und wer vorbeiging, wurde eingeladen, nein, er wurde genöthigt, Platz zu nehmen und zu essen und zu trinken auf das Wohl des Wunderkindes von Frankreich, des kleinen Herzogs Louis de Bourgogne. Also gings zu in Versailles und Paris unmittelbar nach der Nieder-

kunft der Frau Dauphine, und nicht viel anders machte sich die Freude in den Provinzen Luft. Nun aber, freundlicher Leser, frage ich dich: findet nicht ein kolossaler Unterschied statt zwischen den verschiedenen Geburten, wenn auch die Gebornen selbst in ihrer Hülflosigkeit einander so ähnlich sind, als wie ein Ei dem andern?

Das war das erste Ereigniß von europäischer Wichtigkeit, welches am Hofe Ludwigs XIV. im Jahre 1682 eintrat; das zweite war der Tod der Königin, welcher am 30. Juli 1683 erfolgte. Die arme Maria Theresia, die Königstochter von Spanien, sie hatte nicht allzuviel Gutes gehabt auf dem Throne von Frankreich und wenn je ein Weib von ihrem Manne in ihrem Innersten beleidigt wurde, so wurde sie es durch seine fortdauernde offene Untreue. Aber zum Glück besaß sie viel Langmuth und Geduld, verbunden mit nicht wenig geistiger wie körperlicher Trägheit, so daß sie sich von den ihr zugefügten Beleidigungen keineswegs so sehr afficirt fühlte, als bei einer Dame von umgekehrtem Character der Fall gewesen sein würde. Ueberdem wußte sie sich mit der Religion zu trösten, das heißt mit Beten, Kirchengehen und Almosengeben, und sie war überglücklich, wenn ihr Beichtvater sie wegen ihrer Frömmigkeit belobte.

Doch an was starb Maria Theresia, sie, die erst fünfundvierzig Jahre zählte und bis jetzt keineswegs über eine schlechte Gesundheit zu klagen gehabt hatte? Im Sommer 1683 veranstaltete Ludwig XIV. wieder eine jener Rundreisen durch sein Land, bei welcher er sich von seinem ganzen Hofe begleiten ließ, um dem staunenden Volke die Königliche Majestät zu zeigen. Das Ziel der Reise war dießmal Burgund und das Elsaß und man feierte daselbst große Triumphe. Am zwanzigsten Juli kehrte man nach Versailles zurück und jedes Mitglied der Königlichen Familie schien seine Gesundheit durch die Tour gekräftigt zu haben. Da zeigte sich plötzlich unter dem linken Arm der Königin eine kleine Geschwulst, aus welcher die Aerzte im Anfang nicht viel machten; aber von Stunde zu Stunde wuchs die Geschwulst und alle Pflaster und Salben wollten nichts helfen. Bald konnte man sich die Gefahr nicht mehr bergen und der Leibarzt Doctor d'Aquin ge-

stand dem Könige, daß wohl eine Blutzersetzung eintreten werde. Tiefbetrübt setzte sich der König ans Bett der Kranken und wie er so dasaß, fielen ihm alle seine Sünden ein. Er fieng also an zu weinen und dadurch allarmirt fragte ihn die Königin, ob es denn schon so weit mit ihr sei. „O nein", geruhte Seine Majestät zu antworten, „es hat durchaus keine Gefahr, allein ein theilnehmendes Herz kann doch unmöglich eine Person, die man liebt, leiden sehen, ohne darob in Thränen auszubrechen." Nachdem er so gesprochen, erhob er sich plötzlich in großer Aufregung, durchschritt gefolgt vom Dauphin und dem Großalmosenier die weiten Gemächer und Gänge von Versailles und stieg in die dortige Schloßkapelle hinab. Dort waren viele Höflinge versammelt, um für die Gesundung der Königin zu beten, und alle erhoben sich, als die Majestät eintrat. Ludwig XIV. aber winkte ihnen, ruhig zu bleiben, und ließ sich sofort auf die Kniee nieder. Dann nach einer Weile stand er auf und beorderte den Pater La-Chaise, der Königin das letzte Abendmahl zu bringen. Er selbst folgte demselben auf dem Fuße und verließ von nun an das Zimmer seiner Gemahlin nicht mehr. Lange übrigens hatte er darin nicht auszuharren, denn Maria Theresia starb noch an demselben Tage, an welchem sie das Viaticum erhielt, das ist am Abend des dreißigsten Juli, ohne daß sie bis auf den letzten Augenblick ihre Lage für todesgefährlich erachtet hätte; so wie sie aber gestorben war, ereignete sich ein ganz besonderer Fall. Als nehmlich der König unmittelbar nachher sich in seine Gemächer zurückzog und nun die Damen und Herren des Hofes sich anschickten, seinem Beispiele zu folgen, stellte sich der Herzog La-Rochefoucauld der Frau von Maintenon in den Weg, nahm, ohne daß sie sich dessen versah, ihren Arm und drängte sie dem König nach in dessen Zimmer hinein. „Gnädigste Frau," sagte er, „jetzt ist es nicht an der Zeit, Seine Majestät zu verlassen, denn in diesem Augenblicke bedürfen Höchstdieselben Ihrer mehr als je." Erstaunt sahen die Hofleute diesem Vorgange zu und wenn noch je der Eine oder der Andere mit sich darüber im Zweifel gewesen wäre, auf welche Seite er sich zu stellen habe, auf die der Frau von Montespan oder auf die der

Frau von Maintenon, so wußte er jetzt, was er zu thun hatte. Er, der frühere Herr von Marsillac und jetzige Herzog von Rochefoucauld, welcher sich eines so großen Einflusses auf den König erfreute und bis dato zur Seite der Frau Marquise von Montespan gestanden hatte — auch Er huldigte ja jetzt ihrer großen Rivalin, wie hätten sich also die andern Geringeren und minder Einflußreichen besinnen sollen, gerade so zu handeln, wie Er that?

Und sie handelten klug als sie so handelten, denn von diesem Augenblicke an wurde Frau von Maintenon erst recht die vollkommene Vertraute des Königs. Seine Vertraute in allen Angelegenheiten, in den häuslichen so gut als in den politischen, seine Busenfreundin im weitesten Sinne! Ja bald noch mehr: „seine angetraute Gattin" und wie dieß so kam, will ich dem Leser natürlich nicht vorenthalten.

Unmittelbar nach dem Tode der Königin versuchte es die Frau von Montespan nochmals, den König zu sich zurückzuführen, und sie schrieb ihm deßhalb die schönsten, zärtlichsten Briefe. Sie erinnerte ihn an tausend gemeinsam genossene Süssigkeiten und an die trauten Stunden des ersten Glückes. Sie sprach ihm von der Sehnsucht, mit der alten Liebe in seine Augen schauen zu dürfen, und nannte es eine Seligkeit, dem Schlage seines Herzens zu lauschen. Keinen Augenblick zweifelte sie, daß der der Schmeichelei so sehr zugängliche Monarch von diesen Briefen entzückt werden müßte, und drei Jahre früher wäre dieß wohl auch wirklich der Fall gewesen. Aber jetzt klang ihm das Alles wie ein Märchen aus längst vergangener Zeit und er beeilte sich, diese Briefe seiner Freundin der Frau von Maintenon zu zeigen. „Antworten Sie", sagte er zu derselben, „antworten Sie ihr in meinem Namen, daß ich nicht mehr von ihr belästigt sein will, und daß sie sich jedes Gedankens an mich entschlagen soll." Es geschah, wie der König es verlangte, und die Folge war, daß die Frau Marquise in einen gränzenlosen Zorn gerieth. Ha, sich so verächtlich behandelt zu sehen! Beim Himmel, sie konnte nicht anders, sie mußte sich rächen, mochte daraus auch entstehen, was da wollte. Aber wie? Das war die große Frage. Beim König selbst konnte sie nichts ausrichten, davon hatte sie sich

endlich vollständig überzeugt, und . . . . . Aber halt, da fiel ihr etwas ein. Mußte es nicht eine herrliche Genugthuung für sie sein, wenn es ihr gelang, die Stellung der jetzt so hoch emporgestiegenen früheren Gouvernante ihrer Kinder zu untergraben — die Stellung derselben bei der Frau Dauphine nehmlich, bei welcher Frau von Maintenon, wie wir wissen, den hohen Posten einer Dame d'Atour begleitete? Ja, das wollte sie thun und das konnte sie auch, wie sie glaubte, mit leichter Mühe, weil die Frau Dauphine in Allem, was den Anstand, die Schicklichkeit und die sittliche Würde anbelangte, gar eigenthümlich-sensitive Ansichten hatte. Nun gehörte unter den Hofhalt der Frau Dauphine eine Kammerfrau, mit Namen Bessola, welcher sie, als einer Deutschen, die sie aus München mitgebracht, besonderes Zutrauen schenkte, und an diese Dame nun machte sich die Frau Marquise, es versuchend, sich in ihre Freundschaft einzuschmuggeln. Es gelang, wenigstens einigermaßen, und nun erzählte die Frau Marquise der neuen Freundin, so oft sie zusammenkamen, gar vieles aus dem früheren Leben der Frau von Maintenon. Natürlich aber nicht immer die lautere Wahrheit, sondern vielmehr Wahres und Falsches unter einander und von letzterem so viel, daß das erstere dadurch ganz entstellt wurde. Kurz, wäre die Frau von Maintenon früher das gewesen, was sie nach der Schilderung der Frau Marquise gewesen sein sollte, so hätte man sie eigentlich mit Schimpf und Schande vom Hof jagen müssen! Selbstverständlich hinterbrachte Frau Bessola ihrer Herrin jedes Wort, welches sie von der Frau Marquise hörte, und die Frau Dauphine, die an der Wahrheit dieser Erzählungen nicht zweifelte, zeigte also von nun an der Frau von Maintenon ein sehr kaltes und frostiges Gesicht. Ja man merkte ihr an, daß sie diese ihre Dame d'Atour am liebsten ganz entlassen hätte, und natürlich sah sich der König dadurch veranlaßt, seine Söhnerin um den Grund eines solchen Benehmens zu befragen. Jetzt kam alles zu Tage. Die Frau Marquise hatte über die Frau von Maintenon ausgesagt, dieselbe sei früher die Frau eines Possenreißers gewesen mit Namen Scarron, bei dem sich die lascivste Gesellschaft versammelt habe, und unter diesen sittenlosen

Leuten habe sie dann mit ihrer Busenfreundin, der vielberühmten Ninon de Lenclos, die hervorragendste Rolle gespielt. Das war die Hauptlüge, welche die Frau Marquise über die Frau von Maintenon vorbrachte, und wer wird es nun dem Könige verübeln, wenn er so zornig wurde, daß er im Begriff war, die Frau Marquise gänzlich vom Hofe zu verbannen? Doch ließ er sich endlich von seinem Minister Colbert dahin besänftigen, daß er ihr als der Mutter seiner Kinder erlaubte dazubleiben, jedoch mit dem Ultimatum, daß sie augenblicklich fortmüsse, so bald sie sich auch nur noch einmal das Geringste zu Schulden kommen lasse.

So schadete diese Verleumdung der Frau von Maintenon nicht nur nicht, sondern sie nützte ihr sogar; denn der König trat ihr natürlich immer näher, je mehr man sich Mühe gab, ihn von ihr zu entfernen. Nun kam noch ein Zufall hinzu, welchen Frau von Maintenon ebenfalls auf's Vortrefflichste auszubeuten verstand. Am 2. September 1683 hielt Ludwig XIV. bei Fontainebleau eine Hirschjagd, bei der er wie bisher immer zu Pferde erschien. Sein Roß, ein herrliches Thier, trug ihn wie der Sturmwind dahin und berührte, als es über das Heidefeld hinflog, kaum den Boden. Plötzlich aber brachte es den Vorderfuß in eine von Schlingkraut verdeckte Kaninchengrube, stürzte sofort zusammen und wälzte sich über seinem Reiter. „Ich habe den Arm gebrochen," sagte der König, sobald man ihm unter dem Pferde hervorgeholfen hatte, und in der Minute sprengten einige Reiter fort, um den Doktor Felix, den ersten Leibchirurgen, herbeizuholen. Er kam auch sogleich, der Herr Doktor; aber Trost brachte er keinen. Im Gegentheil zeigte es sich jetzt, daß ein Doppelbruch am Ellenbogen stattgefunden habe und es stand somit Seiner Majestät jedenfalls ein längeres und zugleich sehr schmerzhaftes Krankenlager bevor. Ja noch mehr, auch Gefahr war vorhanden; denn möglicherweise mußte man den Arm über dem Ellenbogen abnehmen!

Man kann sich nun den Jammer denken, als man den König in diesem Zustande nach Versailles brachte! Alles hing den Kopf, Alles vergoß Thränen und bei Vielen schien es, als ob sie vor Schmerz ganz außer sich wären. Nur eine einzige Person zeigte

keinerlei Veränderung, sondern trat so still, ruhig und würdevoll auf, wie immer, und diese Eine war Frau von Maintenon. Aber je weniger sie sprach, um so mehr handelte sie, und wenn sie auch keine Ströme von Thränen vergoß, so wußte sie dagegen ihre Theilnahme um so greif- und fühlbarer zu machen. Sobald nehmlich, der König nach Versailles transportirt war, ließ sie sich hart neben sein Schmerzenslager einen großen Lehnsessel hinstellen und in diesem Sessel brachte sie jede Nacht der nächstkommenden sechs Wochen zu, ohne auch nur ein einziges Mal aus den Kleidern zu kommen. Aber auch bei Tage verließ sie ihn keine Viertelstunde lang, sondern sie opferte alle ihre Zeit seiner Pflege. Und mit welcher Sanftmuth und Sorgfalt, mit welcher Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit sie ihn pflegte! Was sie ihm nur an den Augen absehen konnte, geschah und ihr ganzes Sinnen und Trachten ging auf nichts, als ihm seine Schmerzen so sehr als möglich zu erleichtern. Doch nicht blos für sein körperliches Wohl sorgte sie; nein, auch für sein geistiges, und ganz unbemerkt führte sie ihn zum Nachdenken über sich selbst. „Auch Könige müssen sterben," sagte sie wiederholt zu ihm, „und haben es daher nothwendig, bei Zeiten an das Heil ihrer Seele zu denken." So kam er zum Bewußtsein seines bisherigen sündhaften Lebens und beschloß, alsobald nach wiederhergestellter Gesundheit strenge Buße zu thun; seiner Freundin aber versprach er hoch und theuer, nie mehr in die alten Fehler zurückzuverfallen, sondern von nun an ein exemplarisches Leben zu führen, an dem sich seine Unterthanen ein Beispiel nehmen könnten.

Aus diesem Allem ersieht man, wie sehr Frau von Maintenon ihn bereits in der Gewalt hatte, und natürlich mußte jeder Tag, den sie fortan mit ihm zubrachte, diese Gewalt noch steigern, so daß es für ihn bald eine Unmöglichkeit wurde, künftig noch ohne sie zu leben. Eben von der Zukunft aber war eines Tages zwischen ihnen die Rede und diese Unterredung sollte den Ausschlag geben über das ganze spätere Verhältniß des Königs zu seiner Freundin und Wärterin.

„Eure Majestät," sagte Frau von Maintenon zu Ludwig XIV.,

„zählen jetzt fünfundvierzig Jahre und stehen also im kräftigsten Mannesalter. Wittwer können Sie demnach nicht bleiben, sondern Sie werden wieder heirathen."

„Meinen Sie?" erwiderte der König, indem er seine Freundin mit großen Augen ansah.

„Ich meine es nicht," fuhr Frau von Maintenon fort, „sondern ich weiß es gewiß, da ich die Männer und insbesondere Sie, mein gnädigster Freund und König, kenne. Also Sie werden wieder heirathen und eben in dieser Beziehung möchte ich Ihnen Einiges an's Herz legen. Nehmen Sie keine Frau aus bloßer Politik, weil Sie mit ihr nie glücklich sein, vielmehr in Ihre alten Fehler zurückfallen würden. Ihre künftige Heirath sei also ein Herzensbündniß, denn nur ein solches kann Sie befriedigen. Eben deßwegen aber muß sich Ihre Zukünftige sowohl durch körperliche als durch geistige Vorzüge auszeichnen. Durch körperliche, denn sie soll Ihnen gefallen und Ihre Augen sollen mit Lust auf ihr ruhen; durch geistige, denn nur ein Wesen, bei dem sich Verstand mit Bildung und Liebenswürdigkeit paart, kann Sie andauernd fesseln."

„Ha!" rief der König, seine Augen mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck auf ihr ruhen lassend, „ich kenne nur Eine, welche alle diese Eigenschaften in sich verbindet."

„Es gibt deren Viele," entgegnete Frau von Maintenon, „und sobald Eure Majestät wieder gesund sind, werden Sie finden, was Sie suchen. Sobald Sie aber Ihre zukünftige Gattin gefunden haben, dann erlauben Sie mir, daß ich mich endlich vom Hofe zurückziehe, um den Rest meiner Jahre in stiller Einsamkeit zu verbringen."

„Ha!" rief Ludwig XIV. mit noch mehr Emphase als vorhin; „ich dachte mir's, daß Sie wieder auf diesen Ihren Lieblingswunsch zurückkommen würden. O, Sie haben kein Gefühl für mich, wenigstens kein solches, wie ich für Sie."

„Mein theuerster Herr und König," sagte jetzt Frau von Maintenon mit dem innigsten Ton der Liebe, „ich kenne Niemanden und habe nie Jemanden gekannt und werde nie Jemanden kennen,

für den ich so fühlte, wie für Sie. Mein einziger Wunsch ist Ihr Glück. Habe ich dies gegründet, so hat das Leben weiter keinen Werth mehr für mich und ich will dann meine Seele vorbereiten für die Ewigkeit."

„Aber," flüsterte der König, „Sie wissen, daß ich unglücklich bin, wenn ich Sie nicht mehr habe."

„Sie werden," versetzte Frau von Maintenon mit unsicherer Stimme, „Sie werden glücklich sein mit Ihrer neuen Gemahlin, und um dieses Glück, um den Frieden Ihrer Gattin nicht zu stören, muß ich fort. Gott weiß es," setzte sie noch leiser und in fast zitterndem Tone hinzu, „Gott weiß es, was ich darunter leiden werde, aber es muß sein. Ihre Gemahlin könnte unter unserer Freundschaft etwas Anderes vermuthen und — und — ach, an einem Hofe sind der bösen Zungen so viele, und schon jetzt hat, fürchte ich, meine Ehre ...." Sie vollendete den Satz nicht, sondern schlug ihre Augen erröthend nieder.

„Ha!" rief Ludwig XIV. zum dritten Male, aber auch er setzte kein weiteres Wort hinzu. Er nahm vielmehr ihre beiden Hände und drückte sie fest an sein klopfendes Herz. Dann zog er sie sanft näher zu sich heran und sie lehnte ihren sinnigen Kopf an seine Schulter. Zuletzt hob er ihr den Kopf in die Höhe und schaute ihr lange und mit Inbrunst in die Augen.

Von diesem Zeitpunkte an war von dem soeben besprochenen Thema nie mehr unter ihnen die Rede; allein daß Ludwig XIV. oft und viel darüber nachdachte, dies ließ sich aus vielen Anzeichen schließen. Auch schien er, was seine zweite Heirath anbelangte, nach und nach zu einem festen Entschlusse gekommen zu sein, und mehr als einmal mußte er sich mit aller Gewalt zusammennehmen, um nicht schon jetzt mit demselben herauszurücken.

Endlich war die Heilung vollendet und er durfte das Zimmer wieder verlassen. Jedermann erwartete nun, daß er diesen Tag mit einem großen Freudenfest feiern werde, und in früheren Jahren wäre dies ohne Zweifel der Fall gewesen. Allein diesmal nichts von allem dem, sondern Seine Majestät begab sich vielmehr in die Schloßkapelle, um dem Pater Lachaise, wie Höchstdieselben sich

während Ihrer Krankheit vorgenommen hatten, eine Generalbeichte abzulegen. Und eine recht lange Beichte war es, eine Beichte, die wenigstens zwei Stunden in Anspruch nahm; denn der Sünden, die Seine Majestät auf dem Gewissen hatte, waren es gar viele. Allein trotzdem wurde dem Beichtenden die Absolution nicht verweigert und derselbe ging so erleichtert von dannen, als wäre er nie mit einer Bürde belastet gewesen. Doch merkwürdig, mit der dem Priester abgelegten Beichte war's nicht abgethan, sondern nun folgte eine ebenso geheimnißvolle Unterredung mit der Frau von Maintenon, welche in keinem Falle weniger Zeit in Anspruch nahm. Was da verhandelt wurde, kann ich nicht sagen; möglicherweise aber läßt sich aus dem Schluß des Tête-à-Tête eine Folgerung ziehen, die uns über das Vorhergegangene aufklärt.

„O Ludwig," hauchte die Frau von Maintenon, indem sie gleichsam in Thränen aufgelöst an seinem Halse hing, während jedoch zugleich um ihren Mund ein triumphirendes Lächeln spielte. „O Ludwig, theuerster Ludwig, was wird die Welt sagen, wenn sie erfährt, was Du zu thun im Begriffe stehst? Sie wird sagen, daß der größte Monarch dieser Erde sich so weit erniedrigte, die Wittwe eines der Geringsten seiner Unterthanen, die Wittwe des Dichters Scarron, zu heirathen!"

„Nein," entgegnete Ludwig XIV., sie mit großer Innigkeit an sich drückend; „nein, sie wird sagen, König Ludwig hatte das Glück, in reiferem Alter einer Frau die Hand zu reichen, welche die verkörperte Zärtlichkeit, Treue und Weisheit war, einer Frau, die alle Tugenden der Seele mit allen Vorzügen des Körpers vereinigte. So wird der vernünftige Theil der Menschheit urtheilen und um das Urtheil der Uebrigen hat sich Ludwig XIV. nicht zu bekümmern."

Am Abend dieses Tages sah man noch in ziemlich später Stunde ein Licht in dem Privatbetzimmer des Königs, das an sein Schlafgemach stieß. Das Licht war gedämpft durch die schweren Vorhänge, welche von den Fenstern herniederhingen, aber man sah es doch deutlich und neben dem Licht einen Schatten, welcher ganz die Gestalt Ludwigs XIV. hatte. Jetzt öffnete sich

die Thüre und geräuschlos — der Boden war dicht mit Teppichen belegt — traten vier Männergestalten herein. In denselben erkennen wir den Erzbischof, Grafen von Harlay, von Paris, den Minister Marquis von Louvois, den Kammerherrn Baron von Montchevreuil und den Pater-Beichtvater Lachaise. Alle Viere zeigten eine äußerst ernste Miene und nur in den Augen des Pater-Beichtvaters blitzte es hie und da auf, wie wenn seine Seele ein Freudenfest feierte. Sie sprachen übrigens kein Wort, sondern ehrfurchtsvollst begrüßten sie den König, der hoch aufgerichtet den Arm auf seinen Betpult lehnte, und dann standen sie lautlos, die Augen auf die Thüre geheftet. Jetzt öffnete sich diese zum zweiten Male und auf der Schwelle erschien der alte Castellan Bontemps, eine tiefverschleierte Dame führend. Sofort stellte sich der Erzbischof vor den kleinen Altar, auf welchem das Licht brannte, und im selbigen Augenblicke ergriff der König die Dame bei der Hand. Sie schlug den Schleier zurück — es war Frau von Maintenon, das frühere Weib des Dichters Scarron. Beide, sie und der König, knieten dann auf einen golddurchwirkten Schemel vor dem Erzbischof nieder und hinter ihnen nahmen Louvois, Montchevreuil, Bontemps und Lachaise dieselbe Stellung ein. Alsbald hub der Erzbischof mit leisen, aber klaren Worten zu reden an und so lange er sprach, hielten sich die Beiden, der König und die Frau von Maintenon, fest bei der Hand. Zuletzt gab ihnen der Erzbischof den Segen und die ganze Ceremonie endigte damit, daß der Pater Lachaise eine stille Messe las. Das Ganze war in weniger als zehn Minuten vorüber.

So ging es zu bei der Heirath Ludwigs XIV. mit Françoise d'Aubigné, nachheriger Wittwe Scarron, der Herrin des Schlosses Maintenon, und ist dies das dritte Hofereigniß von europäischer Wichtigkeit, von dem ich oben gesprochen habe. Oeffentlich verkündigt wurde die Heirath niemals und niemals nahm Frau von Maintenon den Titel einer Königin an. Beides unterließ man, ohne Zweifel, um der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen oder zu deutsch um den Skandal zu vermeiden; allein am Hofe wußte Jedermann um das Geheimniß und alle dort erscheinenden

Damen und Herren erzeigten von nun an der Frau von Maintenon diejenigen Ehren, mit denen man einer Majestät zu huldigen pflegt. Auch nannte sie die Herzogin von Burgund nie mehr anders als „ma Tante", der König selbst öffentlich nie anders als „Madame", und alle Prinzen und Prinzessinnen machten ihr die Aufwartung als der ersten Dame des Königreichs. Die Zimmer aber, die sie sofort bezog, stießen hart an die des Königs, und in diesen Zimmern gab sie den fremden Gesandten Audienzen, gerade als hätte sie die Krone auf dem Haupte.

Den Tag nach dieser geheimnißvollen Heirathsceremonie mußte Frau von Montespan Versailles räumen und nie mehr durfte sie später am Hofe erscheinen. Ihr Schloß in Clagny behielt sie, sowie auch alle ihre andern Besitzthümer, und überdem setzte ihr Ludwig XIV. einen Monatgehalt von zweitausend Louisd'ors aus. Sie hatte also zu leben und zwar sehr gut zu leben; aber was war dieses Leben gegen jenes, wo Alles sprang, wenn sie winkte und Ludwig XIV. selbst keinen andern Willen hatte, als den ihren?

Drittes Kapitel.

Der Widerruf des Edicts von Nantes.

Mit dem Einzug der Frau von Maintenon in die Königlichen Gemächer begann auch die Frömmigkeit daselbst einzuziehen und ich werde wohl nicht unrecht haben, wenn ich die Zeit ihres Regiments die Zeit des „Betschwesternthums“ nenne. Eine recht triste, abstoßende, erkältende Zeit, bei der ich mich nicht allzulange aufzuhalten gedenke — nur so lange, als es durchaus nothwendig ist, um keine Lücke in der Schilderung der Regierungsperiode Ludwigs XIV. zu lassen! So schnell übrigens, so gleichsam „über Nacht,“ ging es mit der Umwandlung Ludwigs XIV. in einen Betbruder nicht, denn Frau von Maintenon wußte gar wohl, daß Rom auch nicht an Einem Tag erbaut worden sei, und überdem wie oft verfehlte man schon sein Ziel, wenn man versuchte, es zu rasch zu erreichen? Nur Schritt vor Schritt ging also Frau von Maintenon vorwärts, und zugleich mit solcher Vorsicht, daß Ludwig XIV. es gar nicht merkte, wie er nach und nach von der Bahn abwich, die er bisher beschritten. Im Gegentheil — er glaubte noch immer derselbe Ludwig XIV. zu sein, der er vordem immer gewesen, nur vielleicht Einen Punkt abgerechnet, den Punkt

der ungesetzlichen Liebe, und er hatte auch nicht so ganz Unrecht, wenigstens was seine Prunksucht anbelangt, durch die er bekanntlich unter dem Regiment der Montespan so großartig excellirte.

Vor Allem zeigte er diese durch den noch immer andauernden Weiterbau von Versailles, jener wunderbar riesigen und doch wieder feenhaften Schöpfung, von welcher ich meinen Lesern schon mehrere Male berichtet habe. Im Jahre 1672 war man mit dem Schlosse so weit, daß es bewohnt werden konnte, und von da an ließ Ludwig XIV. kein Jahr vorübergehen, ohne wenigstens mehrere Monate daselbst zuzubringen. Zehn Jahre später, anno 1682, konnte das Schloß an sich selbst für vollendet gelten und nun siedelte sofort der ganze Hofstaat mit allen seinen Appertinentien für immer, so lange Ludwig XIV. lebte, dahin über. Trotzdem hörte das Weiterbauen noch immer nicht auf und man ging jetzt an die Herstellung von Seitenflügeln, welche das Schloß selbst an Ausdehnung noch überragten. Ueberdem rief man die großen Marställe in's Leben, in welchen zusammen über tausend Pferde mit ihren Wärtern Platz fanden, und zugleich ward mit dem ungeheuersten Luxus eine neue Kapelle erbaut, welche noch jetzt der Hauptgegenstand der Bewunderung für alle Diejenigen ist, welche etwas von Kunst und Architektur verstehen. Kurz, die Geldausgaben für Versailles verminderten sich nach der Uebersiedlung des Hofs dorthin nicht im geringsten und es existirt in den Annalen jener Zeit auch nicht die leiseste Andeutung, daß Frau von Maintenon ihren außerordentlichen Einfluß je dazu benützt habe, um den König auch nur einigermaßen von seiner Verschwendungswuth abzuhalten. Nein, im Gegentheil, sie, welche für sich selbst so einfach lebte, daß sie sich zum Beispiel, wenn sie ausfuhr, immer nur zweier Pferde bediente, sie war es, welche die Baulust erst recht in ihm weckte und lebendig erhielt, um ihn dadurch von andern Liebhabereien abzuhalten. So brachte sie ihn dazu, daß er für sie und zu ihrem Gebrauche im Park von Versailles das prächtige Lustschloß Trianon — man hieß es später Großtrianon, zum Unterschied von Kleintrianon, welches

Ludwig XV. herstellen ließ — aufführte, dessen Hauptfront, eine Säulenhalle jonischer Ordnung von buntem campanischem Marmor mit zwei vorspringenden Pavillons, allein über eine Million kostete. So überredete sie ihn, daß er, weil es unmöglich sei, in dem unsinnig großartigen und geräuschvollen Versailles zum Selbstnachdenken zu kommen, nothwendig einer Eremitage bedürfe, wo er den Hof und die Welt mit allen ihren nichtigen Freuden vergessen könnte, und sie führte ihn an ein sehr nahe gelegenes Plätzchen an der Seine, wo es so still war, daß man hätte glauben können, hundert Stunden weit von Versailles und Paris entfernt zu sein. Dieses Plätzchen an der Seine, wo nur vier oder fünf Bauernhäuschen standen, hieß Marly und Ludwig XIV. kaufte den Eigenthümern die Häuschen nebst dem ganzen Grund und Boden ab. Alsbald aber, wie der Kauf abgeschlossen war, ließ er seinen Baumeister Mansard kommen und befahl ihm, hier, dem Wunsche der Frau von Maintenon gemäß, eine Eremitage zu erbauen. Ja wohl, eine „Eremitage“! Aber eine ganz eigenthümliche mit zwölf Pavillons, welche kreisförmig einen dreizehnten, den Königspavillon, umstanden, gerade wie die Sonne von den zwölf Sternbildern des Zodiacus umrahmt wird! Eine Eremitage, so sinnig und prächtig, wie sonst keine in der Welt, aber auch so kostspielig, wie sonst keine, denn es wurden für dieselbe fast anderthalb Milliarden Livres verausgabt! Warum auch knicken und knausern bei einem Bau, welcher von Anfang an nichts anders sein sollte, als eine Huldigung, dargebracht der vielgeliebten Frau von Maintenon, weßhalb es auch der König nie unterließ, wenn er die Fortschritte der Arbeiten besichtigte, die besagte Dame zur Seite zu haben und sie bei allen Anordnungen um ihre Ansicht und Willensmeinung zu befragen. Marly wurde also ein wahres Wunderwerk, der erste Edelstein unter den Bauten Ludwigs XIV., und nur die Auserlesensten unter den Damen und Herren des Hofes fanden dort Zutritt.

Man sieht hieraus, daß Frau von Maintenon es keineswegs versuchte, die Prunkliebe des Königs zu beschränken, sondern im Gegentheil auf seine Libhabereien einging. So hatte

sie zum Beispiel gar nichts dagegen, daß Ludwig XIV. das Schloß zu Maintenon bedeutend vergrößerte und große Summen auf seine Einrichtung verwendete. Eben so war es ihr durchaus nicht zuwider, daß der König das mit dem genannten Schlosse verbundene Gut durch eine Menge von anstoßenden Ländereien, die er ankaufte, in seiner Ausdehnung verzehnfachte und es dann zu einem Marquisat — von dieser Zeit an schrieb sie sich Frau Marquise von Maintenon — mit allen Rechten und Privilegien einer Pärie erhob. Nicht minder erklärte sie sich ganz damit einverstanden, als Seine Majestät ihr außer dem Ertrag ihrer neuen Pärie und außer dem Einkommen, welches sie als titulirte Dame d'Atour bezog, noch ein Nadelgeld von zwanzig tausend Livres monatlich aussetzte, und selbst daraus machte sie sich keine Gewissensscrupel, den Monarchen dahin zu bringen, daß er ihren Bruder, Karl von Aubigné, einen Spieler, Trunkenbold und Wüstling, der es bisher kaum zu einer Lieutenantsstelle gebracht hatte, zum Gouverneur von Elbourg und Cognac mit dem Rang und der Besoldung eines Generallieutenants machte. Endlich hielt sie ihren hohen Gemahl ganz und gar nicht davon ab, wie bisher alle Tage mit Festivitäten, mit Gastmälern, Bällen, Balleten, Opern, Jagden, Landausflügen, Rundreisen oder was sonst die Jahreszeit für Vergnügungen brachte, abzuwechseln, und sie wußte sich sogar recht gut darein zu finden, auf allen diesen Festlichkeiten als Königin des Tages zu glänzen. Die traurige, düstere Zeit des Betschwesternthums begann also nicht sogleich nach der geheimen Verbindung der Frau von Maintenon mit Ludwig XIV., sondern im Anfang schien es, als ob Alles seinen bisherigen Gang fortgehe, nur allein mit der Ausnahme, daß es nunmehr mit den Aergernissen, welche eine Montespan und Fontanges gegeben, ein Ende hatte. Allein in Wirklichkeit verhielt es sich doch anders, denn kaum waren zwei Jahre verflossen, so trat ein Ereigniß ein, welches in seinen gräßlichen Folgen nur zu deutlich zeigte, welche furchtbare Fortschritte der Bigottismus durch die Bemühungen der Frau von Maintenon im Innern Ludwigs XIV. bereits gemacht hatte.

In Frankreich gab es im Jahr 1685, außer zwanzig Millionen Katholiken, etwas über vier Millionen Protestanten, zum großen Theil Hugenotten oder besser gesagt Calvinisten, zum Theil aber auch, wie zum Beispiel im Elsaß, in Straßburg u. s. w. Lutheraner. Den letzteren hatte Ludwig XIV. bei seiner fürstlichen Ehre und beim Wort eines Königs die volle Freiheit ihrer Religion gewährleistet, und für die ersteren war durch das berühmte Edict von Nantes vom 13. April 1598 gesorgt. Sie lebten also in Ruhe und Frieden, oder wenigstens ohne Kränkung mitten unter den Katholiken und der König hätte, was die Folgsamkeit und Loyalität anbelangt, sich keine besseren Unterthanen wünschen können. Ueberdem gehörten sie unter die fleißigsten, gebildetsten und wohlhabendsten Bewohner Frankreichs, denn fast alle feineren Gewerbe befanden sich in ihren Händen. Jene vier Millionen mußten also der französischen Regierung, wenn sie eine richtige Politik verfolgte, besonders am Herzen liegen, und der Minister Colbert hielt auch wirklich große Stücke auf sie. Umgekehrt aber waren sie dem katholischen Priesterthum ein ewig stechender Dorn im Auge und besonders die Söhne Loyolas hätten nichts lieber gesehen, als wenn Ludwig XIV. eine zweite Bartholomäusnacht angeordnet hätte. Jene Schwarzröcke hatten es sich ja zur Lebensaufgabe gemacht, den Protestantismus zu vernichten, und darum sannen sie Tag und Nacht darüber nach, wie sie den König dahin bringen könnten, seinen protestantischen Unterthanen den gesetzlichen Schutz zu entziehen.

Lange Zeit übrigens konnten die Herren Patres von der Societät Jesu auch nicht um einen Schritt vorwärts kommen, denn Ludwig XIV. war ihnen aus Gründen, die der Leser bereits kennt, seit seiner Verbindung mit der Frau von Montespan nicht besonders zugänglich und später sorgte der Einfluß des Ministers Colbert dafür, daß sie nicht allzu mächtig wurden. Sie mußten sich also vorderhand damit begnügen, auf dem Feld der Bekehrungen zu wirken, und daß sie dieß thaten und mit welchem Eifer sie es thaten, haben wir schon im siebten Kapitel des ersten Buches gesehen. Eine andere Zeit kam aber, als der Einfluß der Frau

von Maintenon auf den König wie auf seine Minister überwiegend zu werden begann, und diese Zeit machte sich hauptsächlich dadurch bemerklich, daß man nun von Regierungswegen die Protestanten auf alle Weise zurücksetzte, sie auf alle Weise chikanirte und ihnen unter keiner Bedingung mehr eine Anstellung gab. Man wollte sie dadurch ermuthigen, von ihrem ererbten Glauben abzulassen, und um sicherer zum Ziele zu gelangen, gewährte man denen welche zur „Alleinseligmachenden" übergiengen, die auffallendsten Begünstigungen. Es war dieß eine offenbare Verletzung des Edicts von Nantes, das ausdrücklich bestimmte, daß die Protestanten den gleichen Zutritt zu allen Aemtern und Würden im Staate haben sollten, wie die Katholiken; allein der Minister Louvois fragte nicht viel nach Gesetz und Recht, und Colbert, welcher bis jetzt beim Könige die Sache der Protestanten hauptsächlich verfochten hatte, war alt und kränklich geworden. Endlich, im Sommer 1683 starb er gar, und da es nun Niemand mehr wagte, an allerhöchster Stelle die Sache der Glaubensfreiheit zu vertheidigen — wer hätte es auch riskiren mögen, den Zorn jener drei allmächtigen Verbündeten, des Marquis de Louvois, des Paters Lachaise und der Frau Marquise von Maintenon auf sich zu laden! — so konnten von dieser Zeit an die Ultrakatholischen sich alles gegen die Nichtkatholischen erlauben. Der König erfuhr es entweder nicht, oder wenn er es je erfuhr, so wurde es ihm von Frau von Maintenon und ihren Freunden auf eine Weise dargestellt, daß das Unrecht stets auf die Seite der Protestanten kam. Ich könnte nun ein ganzes Buch damit füllen, wenn ich alles erzählen wollte, was man den Hugenotten anthat, um sie entweder durch Entziehung aller Arbeit und Brodlosmachung zum Abfall zu verleiten oder um ihnen durch Schließung ihrer Kirchen und Verbot aller öffentlichen Versammlungen die Ausübung ihrer Religion unmöglich zu machen, oder endlich um in ihre Familien durch Verlockung ihrer unmündigen Kinder Zwietracht, Haß und Kampf zu bringen; allein ich verweise die Leser in dieser Beziehung auf die gewöhnlichen Geschichtswerke und constatire blos, daß es durch solche und andere schändliche Mittel den guten Vätern von der Gesell-

schaft Jesu, welche das ganze Land als Bekehrer durchstreiften und in allem, wessen sie sich unterfiengen, von den Gouverneuren der Provinzen laut Regierungsanweisung aufs kräftigste unterstützt wurden, wirklich gelang, gar manche Bekehrung zu bewerkstelligen. Auch setze ich noch hinzu, daß man von diesen „freiwilligen" Bekehrungen dem Könige stets pflichtschuldigst Bericht erstattete — natürlich nicht selten mit starker Umgehung der Wahrheit — und daß Seine Majestät, welcher Frau von Maintenon den Glauben beibrachte, Allerhöchstdieselben könnten damit den Himmel für die früher begangenen Sünden versöhnen, sich hierüber nicht nur äußerst erfreut zeigte, sondern auch mit größter Bereitwilligkeit jede Ordonnanz unterzeichnete, welche das Convertiren befördern konnte. So war man in Frankreich auf dem besten Wege, die sämmtlichen Ketzer wieder zum alten Glauben zurückzuführen, und als vollends ein Gesetz erlassen wurde, welches den Protestanten das Auswandern verbot, so durfte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß das große Ziel mit der Zeit wenigstens annähernd erreicht werden würde. Allein den frommen Vätern von der Gesellschaft Jesu ging es auf diese Weise mit dem Convertiren viel zu langsam und so beschlossen sie endlich zu einem kräftigeren Mittel zu greifen. „Aufhebung des Edicts von Nantes" war von jetzt an ihre Losung, denn in dieser Aufhebung lag das Verbot jedes andern Religionsbekenntnisses, als des katholischen. Ja mit dieser Aufhebung wurde das Fortbekennen des Protestantismus „als ein Verbrechen" verpönt, welches jedenfalls mit hoher Strafe zu belegen war, und unter solchen Umständen durfte man sicher auf ein befriedigendes Resultat rechnen. Es handelte sich also blos darum, den König zu überreden, daß er das von ihm bei seinem Regierungsantritt beschworene Edict von Nantes durch sein Machtwort beseitige, und zu diesem Behufe ward vom Pater Lachaise mit dem Marquis de Louvois und der Frau von Maintenon mancher Kriegsrath gehalten. Endlich kamen sie ins Reine, und jedes der drei Verbündeten erhielt seine Rolle zugetheilt.

Es war zu Anfang des Octobers 1685, an einem trüben kühlen Tage, Morgens 9 Uhr. Um diese Stunde begab sich Lud-

wig XIV. schon seit längerer Zeit in das Wohnzimmer der Frau Marquise von Maintenon, um dort in ihrer Gegenwart mit dem einen oder dem andern seiner Minister zu arbeiten, und auch heute Morgen that er so. Zu beiden Seiten des großen marmornen Kamins, in welchem ein gelindes Feuer brannte, standen zwei mächtige Lehnstühle und vor jeden dieser Stühle hatten die Diener einen grün überzogenen Tisch gestellt. So bald der König die Frau Marquise begrüßt hatte, ließ er sich auf den links stehenden Stuhl nieder und entnahm dann einer Mappe, die er in der Hand hielt, einige Papiere, die er auf dem Tisch ordnete; die Frau Marquise aber belegte ihren Tisch mit einer Stickerei, an der sie eifrigst zu arbeiten anfieng. Unmittelbar darauf öffnete der vierschrötige Schweizer, welcher außen Wache hielt, die Flügelthüre und hereintrat der Minister von Louvois. Er sah sehr aufgeregt aus, und nachdem er einen kurzen kaum bemerklichen Blick mit der Frau Marquise gewechselt, stellte er sich zur Seite des Tisches, vor welchem Ludwig XIV. saß.

„Sie bringen keine gute Botschaft, Louvois," sagte der König, „ich sehe es Ihrem Gesichte an."

„Eure Majestät," erwiderte der Marquis, „haben wie immer das Wahre getroffen. Vor noch nicht einer Viertelstunde habe ich vom Gouverneur des Languedoc einen Courier erhalten, welcher . . ."

„Vom Herzog von Noailles?" unterbrach ihn der König.

„Vom Herzog von Noailles," entgegnete der Marquis, „und der Herzog berichtet, daß im niedern Languedoc, sowie im Vivarais, die Hugenotten im vollen Aufstand begriffen sind. Die alten Religionskriege drohen sich also wieder zu erneuern, wenn man nicht schnellstens die strengsten Maßregeln in Anwendung bringt."

„Ein wirklicher Aufstand?" sagte Ludwig XIV., indem ein tiefer Schatten, als wäre er höchlich beleidigt, über sein Gesicht hinzog. „Geben Sie her, Louvois, ich will mich mit eigenen Augen überzeugen."

Sofort griff der Minister in sein Portefeuille, das er unter

dem Arme trug, und überreichte dem König ein Papier, welches dieser mit seinen Augen durchflog. Es verhielt sich wirklich so, wie Louvois berichtete. Im Languedoc und Vivarais befanden sich die Hugenotten im Aufstand gegen die Regierung; nur hatte der Minister vergessen hinzuzusetzen, daß sie hiezu durch das gewaltsame Schließen ihrer Kirchen, so wie durch andere schwere Bedrückungen gleichsam gezwungen worden waren, um dann ihren gesetzlichen Widerstand als einen revolutionären Aufruhr hinstellen zu können.

„Sie haben Recht, Louvois," fuhr der König fort, als er den Bericht gelesen hatte. „Das Unglaubliche ist wahr geworden und es giebt in Frankreich immer noch eine Parthei, welche es wagt, meinem Willen mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten."

„Eure Majestät," ergriff sofort der Minister wieder das Wort, „werden sich erinnern, daß ich das schon lange voraussagte. Allein jetzt ists selbst noch schlimmer geworden, als ich es für möglich hielt, denn es sind Anzeichen vorhanden, daß diese Aufrührer sich mit den protestantischen Mächten Deutschlands und mit den Generalstaaten in Holland in Verbindung gesetzt haben."

„Ha!" rief Ludwig XIV. „Mit den Reichsfeinden? Louvois, ich gebe Ihnen Vollmacht, alsobald, wie Sie verlangten, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, und vor allem lassen Sie dem Herzog von Noailles genügende militärische Hülfe zukommen."

„Ganz," versetzte der Minister unterthänigst, „ganz nach Euer Majestät Befehl, und ich zweifle auch nicht, daß der Aufstand bald unterdrückt sein wird. Allein gründlich und für immer geholfen ist damit nicht, sondern dieß kann nur geschehen, wenn wir der ganzen protestantischen Parthei ein Ende machen, wenn wir ihr das Recht der Existenz nehmen."

„Ich glaube zu errathen, wohin Sie zielen, Louvois," sagte Ludwig XIV., seinem Minister einen sehr ernsten Blick zuwerfend.

„Ich scheue mich nicht im geringsten," erwiederte der Marquis von Louvois, den Blick mit Festigkeit erwidernd, „meine Ansicht ganz klar und offen dahin auszusprechen, daß ich fest über-

zeugt bin, Frankreich wird nie seinen dauernden inneren Frieden haben, als bis dieser Hugenottismus gänzlich aufgehört hat, und wenn mein König und Herr meines Rathes begehrt, wie dies zu bewerkstelligen sei, so antworte ich eben so offen: durch Aufhebung des Edictes von Nantes."

„Ha!" rief der König, indem er sich schnellstens erhob und mit großen Schritten das Zimmer maß. „Ha! Ich habe mir's gedacht!"

Eine Zeitlang wurde nun kein Wort weiter gewechselt, denn der König ging lautlos auf und nieder und die beiden Andern hüteten sich wohl, das Stillschweigen zu unterbrechen. Dagegen konnte der Marquis de Louvois nicht umhin, der Frau Marquise von Maintenon einen sehr bedeutsamen Blick zuzuwerfen, und diese erwiderte ihn eben so bedeutsam. Endlich nach etwa zehn Minuten hatte Ludwig XIV. seine volle Ruhe wieder erlangt und mit gewohnter Würde nahm er seinen früheren Platz ein.

„Madame", wandte er sich sofort an Frau von Maintenon, welche bisher keine Sylbe gesprochen hatte, „Madame, Sie haben gehört, um was es sich handelt. Welchen Rath geben Sie mir?"

„Eure Majestät", erwiederte sie langsam, kalt und ruhig; „Eure Majestät wissen, wie ungern ich mich in politische Dinge mische" — in Wahrheit besprach sich, wie dem Leser längst bekannt ist, Ludwig XIV. mit ihr seit Jahren schon über alle wichtigen Angelegenheiten, ehe er einen definitiven Entschluß faßte, und seit dem gegen Straßburg geführten Schlage trug der Marquis de Louvois dem Könige nie mehr etwas vor, worüber er nicht vorher ihre Ansicht eingeholt hätte — „und ich wäre daher am liebsten mit der Beantwortung dieser Frage verschont geblieben; dagegen kann ich nicht umhin zu constatiren, daß ich vorhin unwillkührlich im Geiste in die Geschichte von Frankreich zurückgegangen bin und daß ich mich gefragt habe, von wem denn in den letzten hundertfünfzig Jahren die sämmtlichen Unruhen ausgegangen sind, durch welche Frankreich zerrüttet wurde."

„Sie haben Recht, Madame," sagte Ludwig XIV. ihr beifällig zunickend; „alle Bürgerkriege des vorigen und jetzigen Jahr-

hunderts giengen von den Hugenotten aus, und wenn sie nicht gewesen wären, so würde sich Frankreich ganz anders haben entwickeln können."

Die Schlußfolgerung war eine ganz falsche, denn nicht daher kamen die Bürgerkriege, daß es Hugenotten gab, sondern daher, daß man diesen die Ausübung ihrer Religion verkümmerte und daß man sie gewaltsam convertiren wollte. Dieß wußte die kluge Frau von Maintenon nur zu gut; allein sie hütete sich wohl, den König hierüber aufzuklären, und eben so wenig that es der Minister von Louvois.

„Dann," fuhr sie in demselben ruhigen Tone fort, „fragte ich mich weiter, was denn die Hugenotten für einen Grund gehabt hätten, so oft und so heftig gegen die Regierung zu revoltiren, und ich konnte mir keine andere Antwort geben, als daß es geschehen sei, um das bestehende Regiment von sich abzuschütteln. Die Religion wurde nur zum Vorwande genommen und der wahre Zweck war, eine Republik zu bilden, wie sie die Generalstaaten in Holland haben."

„Sie sind die Klugheit selbst," versetzte Ludwig XIV., „und ich kann Sie nicht genug bewundern. Aber Sie haben noch nicht alles gesagt; ich bitte, fahren Sie fort."

„Ich frug mich dann," sprach Frau von Maintenon weiter, „ob denn die Regierung es zu gestatten habe, daß eine solche revolutionäre Parthei im Staate existire, oder ob sie nicht vielmehr verpflichtet sei, dieselbe des allgemeinen Besten wegen für immer zu beseitigen. Sollen zwanzig Millionen nie zu einem dauernden Frieden kommen können, weil einige wenige Tausende diesen Frieden verhindern? Und in der That, einige wenige Tausende sind es nur, denn die große Masse der Protestanten hat sich längst wieder dem wahren Glauben zugewandt und nur die Rädelsführer, die Geistlichen und Prediger, machen die Halsstarrigen. Wären sie entfernt, so würden die andern alle ihren Widerstand von selbst aufgeben und ohne Blutvergießen könnte die ganze französische Nation zum einheitlichen Glauben zurückkehren."

„Sehr richtig, Madame, sehr richtig," rief Ludwig XIV.

„Also sprechen Sie es aus, Sie sind ebenfalls dafür, daß ich die Aufhebung des Edicts von Nantes decretire?"

„Endlich," nahm die Frau Marquise abermalen das Wort, aber ohne eine direkte Antwort zu geben; „endlich fragte ich mich noch, ob denn nicht die Souveränetät des Königs ernstlich bedroht ist, so lange zweierlei oder gar dreierlei Religionsformeln im Staate existiren. Eure Majestät haben den richtigen Satz aufgestellt: der Staat bin Ich. Mit andern Worten: alle Franzosen haben Einem Gesetze zu gehorchen und dieses Eine Gesetz ist des Königs Willen. Wenn nun aber die Hugenotten und Lutheraner ein anderes Religionsgesetz befolgen, als Eure Majestät, ist dann für sie immer noch Eurer Majestät Willen maßgebend? Nein, sondern sie stellen sich außerhalb dieses Willens und darin liegt für mich der Hauptgrund, warum ich das Edict von Nantes beseitigt wünsche."

Sie schwieg, die Augen demüthig zu Boden gesenkt; um so bewunderuder aber ruhte der Blick des Königs auf ihr und auch der Marquis de Louvois konnte nicht umhin, das kluge Weib ein wenig anzustaunen.

Jetzt erhob sich Ludwig XIV. in all' seiner Würde. „Es ist beschlossen," sagte er zu seinem Minister, „ich erkläre das Edict von Nantes für null und nichtig. Fertigen Sie das Nöthige darüber aus und legen Sie es mir morgen zur Unterschrift vor."

Also geschah es auch und am 18. October 1685 wurde das betreffende Decret verkündigt, wodurch es für ein Verbrechen erklärt wurde, den protestantischen Glauben noch ferner in Frankreich zu bekennen. Welche Folge aber dieses Decret hatte, das weiß der Leser ohne Zweifel aus der Geschichte — Folgen so furchtbarer Art und von so grenzenlosen Nachtheilen für den Flor von Frankreich, daß alle die wahnsinnigen Verschwendungen Ludwigs XIV. und alle die schlimmen Kriege, die er geführt, gegenüber von ihnen so zu sagen in ein Nichts zerfielen. Endigten sich doch die nun beginnenden Protestanten-Hatzen erst dann, als in einer Reihe von fünfzehn Jahren Hunderttausende in Jammer, Kampf und Noth untergegangen waren, während wohl Zehnmal-

hunderttausend der geschicktesten, wohlhabendsten und fleißigsten Bürger Frankreichs über die Gränzen flohen! Für den Katholicismus aber waren die zurückgebliebenen zwei Millionen trotzdem nicht gewonnen, da dieselben zwar die Messe besuchten und auch den andern katholischen Ritus mitmachten, innerlich aber doch stets Hugenotten blieben. Ich greife übrigens in meiner Geschichte vor und es ist also Zeit, zu dem Jahr 1685 zurückzukehren.

Acht Tage nach der Erscheinung des Decrets, welches das Edict von Nantes aufhob, ließ sich der Marschall von Schomberg bei Seiner Majestät melden. Der Marschall, damals ein Mann von nahezu siebzig Jahren, aber noch so stramm in der Haltung, so fest im Herzen und so klar im Kopfe, wie ein Mann in den Vierzigen, hatte sich, nachdem er schon frühe in die französische Armee getreten war, große Verdienste um den französischen Staat erworben und war anno 1675, einige Monate nach dem großen Marschallsschube, dessen ich im siebten Kapitel des zweiten Buches erwähnt habe, wegen seiner bei der Einnahme von Bellegarde im Belgischen bewiesenen Bravour, trotz dem er sich zum Protestantismus bekannte, zum Marschall erhoben worden. Auch hielt Ludwig XIV. große Stücke auf ihn, und nahm ihn daher aufs freundlichste auf.

„Was führt Sie zu mir, Herr Marschall?“ sagte Ludwig XIV. mit gewinnendem Lächeln. „Gewiß kann nur ein gewichtiger Grund Sie veranlaßt haben, Ihr Standquartier in Valenciennes zu verlassen.“

„Ein sehr gewichtiger,“ erwiderte Freiherr von Schomberg in etwas derber Weise. „Ich komme, Eurer Majestät den mir anvertrauten Marschallsstab zurückzugeben.“

„Wie?“ rief Ludwig XIV., unwillkührlich einen Schritt zurücktretend und den Sprecher mit großem Befremden betrachtend. „Sie wollten meine Dienste quittiren? Sie, den ich unter allen meinen Generalen stets so sehr auszeichnete? Was hat Sie zu dem urplötzlichen Entschluß gebracht?“

„Ich dächte,“ versetzte der Marschall, „das brauchte ich Eurer Majestät nicht näher auseinanderzusetzen. Das neueste Decret vom 18. October besagt Alles.“

„Mein lieber Marschall,“ sprach Ludwig XIV. nach einer kleinen Pause, in welcher er offenbar seine Gedanken sammelte, „Sie haben lange unter Turenne gedient und waren, wie man mir sagte, stets ein großer Verehrer dieses unsterblichen Helden.“

„Das war ich und bin es noch,“ bemerkte der Marschall kurz weg.

„Nun“, fuhr der König in dem allergewinnendsten Tone fort; „nun wenn dem so ist, so könnten Sie ihn, wie in allem anderen, so auch in Sachen des Glaubens zum Vorbild nehmen.“

„Das werde ich bleiben lassen, Majestät,“ entgegnete Schomberg äußerst trocken. „Ich habe immer geglaubt und glaube es noch, daß der Marschall Turenne ein großes Blatt in seinem Lorbeerkranz weiter hätte, wenn er seinen alten Glauben beibehalten haben würde.“

Abermals trat eine kleine Pause ein, und wiederum schien es, als ob Ludwig XIV. genau überlegte, was er sagen wolle. „So sind Sie also ein so eifriger Protestant?“ sprach er dann weiter. „Bisher war ich anderer Meinung, denn ich habe mich berichten lassen, daß Sie in religiösen Dingen sehr frei und keineswegs rigoros denken.“

„Solches verhält sich auch wirklich so und ich ziehe es gar nicht in Abrede,“ entgegnete der Marschall. „Mir ist ein Katholik so lieb als ein Hugenott und ein Hugenott so lieb als ein Lutheraner, wenn er nur ein rechtschaffener Kamerad ist und Herz und Hand auf dem rechten Flecke hat. Auch will mirs nicht in den Kopf, daß jede Religion einen aparten Himmel haben will, sondern ich mein', wir Menschen alle, selbst den Türken nicht ausgenommen, beteten nur zu Einem Herrgott, und wenn Der da Oben einen Unterschied machen wollt', so wär' er kein Herrgott mehr, sondern ein Sterblicher mit sterblichen Schwächen und Leidenschaften.“

Das Gesicht Ludwigs XIV. wurde etwas ernst, als er seinen Marschall so sprechen hörte; doch nahm er alsbald wieder seine freundlichste Mine an. „Ihr Deutsche,“ sagte er, „seid dafür bekannt, freie Denker und Forscher zu sein; allein mein lieber Marschall, wenn Sie solche Ansichten haben, so kann es Ihnen ja ganz

gleichgültig sein, ob Sie sich zum Protestantismus bekennen oder nicht, und ich hoffe also, daß Sie sich mir und meinem Lande erhalten werden."

„Mein König und Herr," erklärte jetzt der Marschall mit all' der Derbheit, durch die er von jeher bekannt war, „ich will so frei von der Leber weg sprechen, wie's ein alter Soldat gewohnt ist. Zwischen Protestant und Katholik mache ich, wie schon gesagt, keinen Unterschied, aber ein Schuft ist in meinen Augen der, welcher zu einem andern Glauben übertritt, ohne von dessen Wahrheit überzeugt zu sein. Eben deßhalb werden alle Ehrlichen unter Ihren protestantischen Unterthanen beim Protestantismus bleiben, Sie mögen ihnen bieten, was Sie wollen, und nur die Tropfen und Hundsfötter werden sich convertiren lassen. Aber verzeihen Eure Majestät, wenn ich etwas zu warm geworden bin und ertheilen Sie mir gnädigst meinen Abschied."

„Sie sollen ihn haben," entgegnete der Monarch, sich in seiner ganzen beleidigten Würde erhebend, „und ich entlasse Sie hiemit von dieser Stunde an Ihres Dienstes. Weil Sie mir jedoch viele Jahre hindurch treu gedient haben, so mögen Sie immerhin um eine Pension einkommen; ich werde sie Ihnen nicht verweigern."

„Ich danke Eurer Majestät," war die stolze Antwort des deutschen Freiherrn; „das Betteln war nie meine Sache und ich denke, der Arm Friedrich Herrmanns von Schomberg wird jedem Regenten Europas, dem ich ihn antrage, ein willkommener sein."

So schied der Marschall vom Schomberg des aufgehobenen Edicts von Nantes wegen aus französischen Diensten und gab damit das Vorspiel zu den ungeheuerlichen Verlusten von wackeren Menschen, die Frankreich in den nächstfolgenden Jahren betrafen. Was übrigens den Marschall anbelangt, so trat er sofort in die Dienste des Churfürsten von Brandenburg, welcher sich glücklich schätzte, ihn zum Generalissimus seines Heeres, so wie zum Gouverneur der Provinz Preußen ernennen zu dürfen.

Drittes Kapitel.

Saint Cyr oder die Herrschaft durchs Beten.

Der Anfang zur Herrschaft des Bigottismus am Hofe von Versailles, war mit der Aufhebung des Edicts von Nantes, der schlimmsten That, zu der sich Ludwig XIV. je verleiten ließ, gemacht, und unaufhaltsam gings nun auf dieser schiefen Bahn abwärts. Statt dem freien, frischen, fröhlichen Geiste, der die Brust des Königs in seiner Jugend geschwellt hatte, fing nun der finstere Wind der Unduldsamkeit und Intoleranz zu wehen an, und sein Gifthauch versengte bald jede kräftige, männliche Regung, so daß man nach wenigen Jahren schon die frühere Hofhaltung gar nicht mehr erkannte.

Es schien aber in der That auch des Himmels Willen zu sein, daß es so kommen mußte, denn alles half zusammen, um die Frau von Maintenon in ihren Bemühungen um die Verwandlung Ludwigs XIV. in einen Betbruder zu unterstützen. Zuerst, im Jahr 1686 wurde der König krank und zwar recht gefährlich krank. Es bildete sich nehmlich eine Fistel in seinen Eingeweiden, welche ihm jeden Tag größere Schmerzen bereitete und es ihm endlich sogar unmöglich machte, zu Pferde zu steigen oder auch nur nieder-

zusitzen. Man wandte natürlich alle nur möglichen Mittel an, innere sowohl als äußere, aber alles Kataplasiren, Bähen, Baden und Purgiren wollte nichts helfen und man mußte sich endlich dazu entschließen, eine Operation vorzunehmen. Es ging auf Leben und Tod und lange, lange Zeit bereitete sich Seine Majestät vor, bis er sich dem Messer der Chirurgen überlieferte. Wie aber bereitete er sich vor? Nun, natürlich dadurch, daß er mit der Frau von Maintenon betete und daß ihm der Pater Lachaise das heilige Abendmahl gab. Der Muth des Kriegers und die Entschlossenheit des Mannes fehlte ihm; somit suchte er sich, was ihm fehlte, vermittelst jenes letzten Hinterpförtchens, zu welchem wie bekannt, die meisten galanten Herrn und Damen im spätern Alter ihre Zuflucht nehmen. Endlich war er gehörig vorbereitet und man nahm die Operation in Gegenwart der Marquise von Maintenon, des Ministers Louvois und des Paters Lachaise vor. Sie gelang und der König erlangte seine frühere Gesundheit wieder. Allein die Erinnerung an die überstandene Gefahr verließ ihn fortan nie mehr und wenn sie je einschlafen wollte, so weckte sie Frau von Maintenon wieder, damit er nie mehr aufhöre, mit ihr zu beten.

Der zweite Umstand, der ebenfalls nicht wenig dazu beitrug, aus Ludwig XIV. einen Betbruder zu machen, war der im Jahr 1689 erfolgte Tod des Herzogs von Feuillade, denn da der Herzog unter seine Jugendgespielen gehörte und mit ihm im gleichen Alter stand, so mußte dieser Tod natürlich einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Er mußte ihn daran erinnern, daß auch an ihn die letzte Stunde immer näher herantrete, und eine solche Erinnerung wird immer eine ernsthafte Stimmung hervorbringen. Doch das war noch das wenigste; aber Herr von Feuillade hatte, dem Beispiele seines Königs folgend, sein ganzes Leben damit zugebracht, von einer Blume zur andern zu flattern, und wie er nun ans Sterben kam, da drückten ihn seine begangenen Sünden, als wäre jede einen vollen Centner schwer. Zufällig litt er an einer Krankheit, die ihn lange ans Krankenlager fesselte, und schon acht Tage vor dem letzten Athemzuge wußte er, daß keine Rettung für ihn da

sei. Ha, wie er da verzweifelte, der geistigschwache Wüstling! Wie er da nach jedem Strohhalm von Tröstung griff und doch den Gedanken an die ewige Verdammniß nicht loswerden konnte! Zweimal besuchte ihn Ludwig XIV. an seinem Krankenlager und jedesmal kam er zerknirschter zurück. Mein Gott, wenn auch Er, der König, in solcher Verzweiflung sterben müßte? Aber nein, er war noch gesund, er hatte noch Zeit, die Vergangenheit abzubüßen, er konnte noch beten mit der Frau von Maintenon!

Der dritte Umstand, welcher die Bekehrungsbemühungen der genannten Dame nicht minder bedeutend unterstützte, ist abermals in einem Todesfall zu suchen, nehmlich in dem des Ministers Marquis von Louvois. Es war dem letzteren gelungen, den König im Jahr 1688 abermalen in einen Krieg zu verwickeln, und zwar in einen recht blutigen, grausamen, lang andauernden Krieg mit dem deutschen Reiche, welcher, wie uns die Geschichte lehrt, erst nach zehn Jahren, anno 1697 mit dem Frieden von Ryswyk endigte. Auch aus diesem Kriege sollte Frankreich nach Louvois' Plan um verschiedenen Ruhm und einige Provinzen reicher hervorgehen, und es wäre ohne Zweifel auch so gekommen, wenn nur der Minister nicht vergessen hätte, in Berechnung zu ziehen, daß die französischen Armeen nicht mehr von einem Condé, einem Türenne und einem Schomberg geführt wurden. So aber schlug schon in den ersten Jahren des Kriegs gar Manches fehl und wie vollends anno 1691 der Prinz Eugen von Savoyen, jener kleine Abbé, von dem ich am Schlusse des neunten Kapitels des vorigen Buchs bereits gesprochen habe, als Oestreichisch-Kaiserlicher Generalfeldmarschall auf den Schauplatz trat, da schien der Schlachtengott den französischen Waffen für immer den Rücken kehren zu wollen. So trafen am 16. Juli 1691, während eben Ludwig XIV. im Zimmer der Frau von Maintenon mit Louvois und dem gesammten Staatsrath arbeitete, gar schlimme Nachrichten aus Oberitalien, einem Theil des Kriegsschauplatzes, ein, und der König wurde darob so wüthend, daß er die Feuerzange im Kamin ergriff, um damit Herrn von Louvois, als den Urheber all' dieser Misère zu züchtigen. Frau von Maintenon, dazwischentretend, verhinderte es noch, allein

das konnte sie nicht verhindern, daß Louvois, von diesem Auftritt aufs höchste erschüttert, noch am Abend desselbigen Tags, während der Arzt eben eine Aderlässe anordnete, vom Schlagflusse gerührt wurde. Eine Stunde nachher war er eine Leiche und lag nun darin nicht ein neuer Grund zu Gewissensbissen für Seine allerchristlichste Majestät? Gegen solche „Bisse" half wiederum nichts als beten und Frau von Maintenon betete also viel und lang mit der allerchristlichsten Majestät.

Doch war es wohl der Frau von Maintenon um gar nichts Anderes zu thun, als um's Beten? Mein Gott, wie man nur so fragen mag! Der Leser erinnere sich doch gefälligst an die Verbündeten der Frau von Maintenon, an jene schwarzen Gesellen, die man die Söhne Loyola's oder die Väter von der Gesellschaft Jesu nannte, und dann wird er wissen, um was es der Frau von Maintenon und ihren Verbündeten zu thun war. Um die Gewalt war es ihnen zu thun, um die Gewalt über Ludwig XIV. und durch ihn über Frankreich, wenn nicht über ganz Europa! Ist's nun aber nicht total gleichgiltig, ob ein Weib einen Mann durch die „Liebe" oder ob sie ihn dadurch beherrscht daß sie „mit ihm betet"? Die Hauptsache ist, daß sie ihn beherrscht und diese Hauptsache erreichte Frau von Maintenon in der vollsten Ausdehnung des Worts. Ja noch mehr, sie erreichte dies Alles, ohne daß Ludwig XIV. auch nur im Geringsten merkte, daß er beherrscht sei. Ludwig blieb vielmehr durch die Klugheit, mit der sie verfuhr, die nächsten dreißig Jahre hindurch der vollsten Ueberzeugung, in gar keiner Weise, die Frömmigkeit allein ausgenommen, ein Anderer geworden zu sein! Für einen Psychologen böte es nun das größte Interesse, die einzelnen Schachzüge, mit denen Frau von Maintenon ihr Ziel konsequent verfolgte, genau zu prüfen oder gar einer eingehenden Erörterung zu unterwerfen; ich dagegen begnüge mich mit den nöthigen Andeutungen, da meine Aufgabe ist, Geschichten zu schreiben und nicht psychologische Abhandlungen.

Bis zum Jahr 1685 hatte Ludwig XIV. Schlösser erbaut und unermeßliche Summen für sie, sowie für die daran stoßenden Parke verwendet. Fromm geworden, konnte er natürlich nicht

umhin, nunmehr auch für fromme Zwecke zu bauen, und mit leichter Mühe erlangte Frau von Maintenon von ihm die Herstellung der „maison de St. Cyr“, zu deutsch: des „Hauses von Saint Cyr“. Es sollte dasselbe eine Erziehungsanstalt werden für adelige junge Damen, und natürlich eine sehr einfache, denn Frömmigkeit verlangt keinen Prunk; allein es ging damit, wie mit der Eremitage von Marly, und Saint Cyr, dieser Lieblingsgedanke der Frau von Maintenon, verschlang Millionen. Die Risse zu dem Bau lieferte Jules Hardouin Mansard, und der Platz, den man wählte, lag im großen Park von Versailles, sechs Stunden südwestlich von Paris; den ersten Spatenstich aber that man am ersten Mai 1685 und von da an arbeiteten tagtäglich zweitausend sechshundert Menschen an dem „einfachen Hause“. Der König wollte es, weil der Frau von Maintenon so gar viel daran lag, gleichsam über Nacht aus dem Nichts hervorzaubern und man zog deßhalb vom ganzen Lande Steinmetzen und sonstige Arbeiter herbei. Ueberdem besichtigten Seine Majestät in Gesellschaft der Frau von Maintenon den Bau fast alle Tage und trieben so sehr als möglich zur Eile. Trotzdem arbeitete man über zwei Jahre daran und erst im Herbste 1687 konnte die Anstalt eröffnet werden. Aber es war auch eine Anstalt, wie vielleicht keine zweite in der Welt existirte, eine Anstalt, in welcher zweihundertfünfzig junge Damen, eine jede mit ihrem eigenen Zimmer versehen, untergebracht werden konnten, während für die Dutzende von Lehrern und Lehrerinnen ebenfalls eine ganze Reihe von Apartements bereit standen. Dazu kamen dann noch die Zimmer des Königs und der Frau von Maintenon, sowie die mächtigen Hörsäle, der große Betsaal, der immense Unterhaltungssaal — ach, ich würde gar nicht fertig, wollte ich Alles genau beschreiben.

Gleich nach der Vollendung von Saint Cyr wählte Frau von Maintenon in Compagnie mit Seiner Majestät die jungen Dämchen aus, welchen die hohe Ehre zu Theil werden sollte, in Saint Cyr erzogen zu werden, und nicht minder schnell ging es an die Besetzung der Lehrer- und Lehrerinnenstellen. Natürlich aber traf man die sorgfältigste Auswahl und zu Lehrern und

Lehrerinnen nahm man blos solche, von denen man wußte, daß sie im Sinne des Ordens Jesu wirken würden. Auch einen eigenen „Herzensdirektor" stellte man auf, das heißt einen Seelenberather der jungen Fräuleins, und als solcher fungirte erstmals der eben so alte als häßliche Bischof von Chartres, mit Namen Godet, welcher mit den Jesuiten in der engsten Verbindung stand. So war für Alles auf's Beste gesorgt und Frau von Maintenon durfte überzeugt sein, dereinstens lauter im frömmsten Style hergeschulte Damen aus ihrer Anstalt hervorgehen zu sehen. Doch war dies ihr einziger Zweck und habe ich nicht vielmehr die Hauptsache vergessen? Ich glaube fast und der Leser wird, wenn er erst noch einige Zeilen weiter gelesen hat, vollkommen mit mir übereinstimmen. Frau von Maintenon nehmlich kannte den König zu gut, als daß sie nicht gewußt hätte, wie ihn das „Schulmeistern" nicht in die Länge interessiren könnte, und darum sorgte sie dafür, daß Saint Cyr ihm einen andern, weit verlockenderen Anziehungspunkt bot. Was that sie also? Ei nun, sie traf die Einrichtung, daß der große Unterhaltungssaal mit geringer Mühe in wenigen Stunden in einen Theatersaal umgeformt werden konnte, und zugleich ließ sie den talentvollsten unter den jungen Kostgängerinnen von St. Cyr durch die Frau Gräfin von Ayen und Madame de Quailus, an welchen beiden Hofdamen berühmte Schauspielerinnen verloren gegangen waren, theatralischen Unterricht geben. Sowie aber die jungen Schönheiten ihre Rollen recht inne hatten, lud Frau von Maintenon Seine Majestät nebst einem auserlesenen Theil des Hofs nach St. Cyr ein, und der König erfreute sich nun des Hochgenusses, von solchen zarten Wesen die besten Racineschen Schauspiele aufgeführt zu sehen. So die Iphigenie, die Berenice, die Andromache und wie sie sonst hießen, und zwar gab man sie mit einem Glanze, einem Pompe und einer Pracht, wie sie natürlich die sonstigen Theater nicht geben konnten. Ja noch mehr, der Dichter Racine schrieb auf den Wunsch der Frau von Maintenon verschiedene eigens für St. Cyr berechnete Theaterstücke, wie z. B. die „Esther" und die „Athalie", in welchen gar nichts von Liebe vorkam, und diese beiden Stücke entzückten Seine

Majestät so sehr, daß Höchstdieselben jede Woche eines oder das andere zu sehen verlangten! Warum nun aber dies? Ach, einfach deßwegen, weil sich Ludwig XIV. darinnen mit Schmeicheleien, Ruhmrednereien und Lobhudeleien auf's Ueberschwenglichste überhäuft sah und weil er, wie wir wissen, nichts mehr liebte, als solche Ueberschwenglichkeiten, selbst wenn sie in's Wahnsinnigste übertrieben waren. Allerdings — sein Name, der Name Ludwig XIV., kam in diesen Stücken nicht vor, sondern die Helden, Potentaten und Fürsten, welche die Hauptrolle darinnen spielten, hießen Alexander, oder Antonius, oder Bajazet, oder wie der Dichter sie sonst zu tituliren beliebte; allein was sie thaten und sprachen, das war auf ihn, auf „Ludwig den Großen", gemünzt und zwar so deutlich, daß man's mit Händen greifen konnte. Damit es übrigens gar keinem Menschen, auch dem dümmsten, nicht möglich sei, hierüber einen Zweifel zu hegen, ließ man diese Helden einer untergegangenen Zeit nicht in der Toga und in Sandalen oder wie den Gott Mars mit Schild und Helm auftreten, sondern man kleidete sie vielmehr nach der Mode der Zeit, das ist auf dieselbe Weise, wie Ludwig XIV. selbst gekleidet einherging, also mit hohen Allongeperrücken und goldbrokatenen Röcken, den Galanteriedegen und Chapeau-bas auch nicht zu vergessen.

Also ging's in Saint Cyr zu und der geneigte Leser wird nun meinen Worten, die ich oben brauchte, Glauben schenken; er wird nun überzeugt sein, daß Frau von Maintenon sich vortrefflich darauf verstand, den König Ludwig XIV. zu behandeln, sowie insbesondere, daß sie ihn nach ihrem Willen lenkte, ohne daß er selbst sich des Gelenktwerdens bewußt wurde. Eben deßwegen kann ich mich weiterer Beweise hiefür entheben, und ich thue dies um so lieber, als sie sämmtlich — selbst die Enthüllung der zwei Reiterstatuen, die dem Monarchen auf Frau von Maintenons Antrieb bei seinen Lebzeiten errichtet wurden — keine fröhliche Unterhaltung gewähren würden. Wie aber übte Frau von Maintenon ihre Herrschaft aus? Nun, jede Handlung des Königs, jedes Dekret und jede Ernennung ging durch ihre Hand, indem von den Ministern, die nach Colberts und Louvois' Tode die

verschiedenen Portefeuilles bekamen, also von den Herren von Pomponne, Beauvilliers, Pontchartrain, Torcy und wie sie sonst hießen, es keiner wagte, dem Könige etwas vorzutragen, worüber er nicht vorher mit ihr Rücksprache genommen hätte. Ja selbst die Gesandten an den fremden Höfen richteten sich nur nach ihren Weisungen, und hiefür sind die jetzt noch vorhandenen Briefe, welche sie ihnen schrieb und von ihnen zurück erhielt — man kann sie jetzt in einer neuen Ausgabe gedruckt lesen — die schlagendsten Beweise! Eben aber, weil sich dies so verhielt, eben weil sie die faktische Regentin von Frankreich war, brauche ich ihre Thaten und Handlungen nicht einzeln und besonders aufzuführen, sondern kann in dieser Beziehung auf die französischen Geschichtswerke verweisen; einige andere nicht unwichtige Facta dagegen, welche mit der Politik nichts zu schaffen hatten und die aus diesem Grunde auch von den Geschichtsschreibern meist vergessen blieben, will ich doch wenigstens in kurzem berühren. Sie betreffen sämmtlich die Bastardkinder des Königs, welche von diesem legitimirt worden waren.

Eines Abends im Monat Februar des Jahres 1692 saß der König, wie seit längerer Zeit gewöhnlich im Boudoir der Frau Marquise de Maintenon und da es draußen stürmte und schneite, so fühlte er sich in dem gut durchwärmten Zimmer recht behaglich.

„Dürfte ich Eure Majestät an Etwas erinnern, was Sie selbst erst vor kurzem zur Sprache brachten?“ sagte Frau von Maintenon in dem einschmeichelnden Tone, welchen sie immer annahm, wenn sie von Ludwig XIV. keine abschlägige Antwort bekommen wollte.

„Was meinen Sie?“ erwiderte Ludwig XIV. „Ich kann mich in der That im Augenblick nicht erinnern.“

„Eure Majestät sprachen,“ versetzte Frau von Maintenon, „von der Nothwendigkeit, den Herzog von Chartres zu verheirathen und kamen dann auf Ihren Sohn Louis August ....“

„Auf meinen Sohn Louis August?“ widerholte der König, als Frau von Maintenon hier absichtlich ein wenig stockte. „Ich

wüßte wirklich nicht. Aber es ist wohl möglich, denn mein Gedächtniß fängt an, etwas schwach zu werden. Was wollte ich also von meinem Sohn August?"

„Nun," versetzte Frau von Maintenon mit großer Sicherheit, obwohl in Wahrheit von dem, was sie jetzt vorbrachte, noch gar nie die Rede gewesen war, „nun Eure Majestät erinnerten sich daran, daß der junge Prinz demnächst zweiundzwanzig Jahre alt wird und daß es also an der Zeit sei, ihm eine standesgemäße Gattin zu geben."

„Was doch mein Gedächtniß schwach ist!" meinte jetzt Ludwig XIV., indem er sich mit der Hand über die Stirne fuhr. „Aber Sie haben recht, es ist an der Zeit, ihm eine Gattin zu geben; nur fragt es sich: wen, und diese Frage dürfte etwas schwer zu beantworten sein. Doch was gilt die Wette, Sie, die Sie ihn so sehr lieben, haben gewiß schon die richtige Partie für ihn herausgefunden?"

„Ich?" rief Frau von Maintenon. „Ach, mein Königlicher Gebieter, wie käme ich dazu? Es sind stets nur Ihre Gedanken, die ich verdolmetsche; allein eben hievon ausgehend, dürfte ich Sie daran erinnern, was Sie sagten, als Sie Ihre Tochter Marie Anna an den Prinzen von Conti verheiratheten?"

„Und was sagte ich damals?" fragte Ludwig XIV.

„Daß," erwiderte Frau von Maintenon ohne irgend zu stocken, „daß Sie sich stets von dem Grundsatz würden leiten lassen, Ihre legitimirten Söhne und Töchter nur Prinzen und Prinzessinnen Königlichen Geblüts zu vermählen, und gewiß konnte also Eurer Majestät, wenn Sie an die Verheirathung Ihres Sohnes Louis August dachten, keine andere Prinzessin in den Sinn kommen, als Fräulein Anna Louise Benedicte de Bourbon, aus dem Hause Condé. Damit aber der Prinz Louis August der hochgestellten Dame im Rang nicht nachstehe, so unterstehe ich mich auch noch Eurer Majestät das früher gegebene Versprechen in's Gedächtniß zurückzurufen, das Versprechen nehmlich, dem Prinzen das erste erledigte Herzogthum zu verleihen."

„Sie haben wahrhaftig ein sehr gutes Gedächtniß," lächelte

der König; „aber es ist eine leidige Thatsache, daß zur Zeit kein Herzogthum erledigt ist.“

„Doch, doch,“ versetzte Frau von Maintenon mit großem Eifer; „das Herzogthum Maine steht längst zur freien Verfügung von Eurer Majestät.“

Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß der König nicht einen Augenblick lang zögerte, die sämmtlichen Vorschläge der Frau von Maintenon zu vollziehen, und als er sie vollzogen hatte, glaubte er, sie seien einzig und allein sein Werk gewesen. Louis August de Bourbon, sein erstgeborner Sohn von der Montespan, welchen der Leser längst aus dieser Erzählung kennt, wurde also zum Herzog von Maine erhoben und erhielt die am 8. November 1676 geborene Prinzessin Anna Louise Benedicte von Bourbon-Condé zur Gattin. Ihre Eltern waren: der Herzog Henry Jules de Bourbon, der zweite Sohn des großen Condé, und Anna, eine Tochter des Kurfürsten von Baiern, und somit floß ächtes, unverfälschtes Königs- und Fürstenblut in ihren Adern. Sie wußte dieß auch recht gut, und wenn sie gedurft hätte, würde sie dem Bastardprinzen ganz sicherlich ihre Hand verweigert haben. Noch größeren Widerwillen gegen diese Heirath hatten ihre Eltern, so wie überhaupt das ganze Bourbon-Condésche Haus, das sich dadurch herabgewürdigt fühlte; allein wer hätte es gewagt, dem Könige einen Widerspruch entgegenzusetzen, und was hätte dieser Widerspruch genützt?

Wie mit dieser Heirath, so drang Frau von Maintenon auch mit der zweiten, die sie projektirt hatte, durch, nehmlich mit der Verehlichung der Bastardprinzessin Françoise Marie de Bourbon, Mademoiselle de Blois, der Schwester des Herzogs von Maine — der Leser sehe nach, was über dieses Fräulein im 8. Kap. des II. Buchs gesagt wurde — mit dem Herzoge Philipp von Chartres, dem erstgebornen Sohn Monsieurs, des Herzogs von Orleans, welcher Ludwig XIV. seinen Bruder nannte, so wie von Madame, einer gebornen Prinzessin von der Pfalz, von der auch bereits die Rede gewesen ist. Beide Eltern, Monsieur sowohl als Madame, waren ebenfalls, wie das Haus Condé, im höchsten Grade erbost

über die Zumuthung des Königs, daß ihr Sohn eine Bastardin heirathen solle; allein auch sie mußten sich fügen, wie sich Henry Jules de Bourbon und seine Gattin Anna gefügt hatten.

Nur wenige Jahre nach diesen zwei Hochzeiten, welche beide im Frühjahr 1692 gefeiert wurden, anno 1695, erhob Ludwig XIV. ein anderes Bastardkind von der Montespan, den Prinzen Louis Alexander von Bourbon zum Grafen von Toulouse, und übertrug ihm im nämlichen Jahre noch das wichtige Gouvernement der Bretagne. Ja er ernannte ihn sogar, obgleich derselbe erst siebenzehn Jahre zählte, zum Großadmiral von Frankreich, und Frau von Maintenon klatschte heimlich in die Hände, als sie auch diesen Willensactus durchgesetzt hatte. Sie liebte nehmlich die Kinder, die sie erzogen, ganz außerordentlich, besonders den Herzog von Maine, während sie die Mutter derselben so sehr haßte, als man nur eine gewesene Nebenbuhlerin hassen kann.

Fünftes Kapitel.

Die Zerstörung von Port-royal.

Es war eine schlimme Zeit für Frankreich, die Zeit als die Mätresse Montespan das Regiment über Ludwig XIV. führte und einem Weibe zu Lieb die Verschwendung des Königs das ganze Land aussog. Es war eine noch viel schlimmere Zeit, als der Bigottismus sich am französischen Hofe einbürgerte und durch den Widerruf des Edikts von Nantes die Nation um ein volles Zehntheil ärmer wurde. Die allerschlimmste Zeit aber kam über Frankreich, als durch die Bemühungen der Frau von Maintenon alle geistliche und geistige Gewalt in die Hände der Väter von der Gesellschaft Jesu fiel, denn nun ward der Versuch gemacht, im ganzen Frankenlande dem Denken ein Ende zu machen und die Menschen zu reinen Maschinen herabzuwürdigen.

Die Aufhebung des Ediktes von Nantes hatte die Erfindung der „Dragonaden" zur Folge gehabt, das heißt, man belastete alle diejenigen Hugenotten, welche sich weigerten, zum Katholicismus zurückzukehren mit doppelter und dreifacher Einquartirung von Dragonern, und erlaubte diesen ihre Quartiergeber nach Belieben zu plündern oder auf sonstige Weise zu quälen. Dann war man weiter und immer weiter gegangen, bis man endlich zum

Morden kam und alle noch übrigen Protestanten mit dem Schwerte und der Brandfackel zu Paaren trieb. Auch hatte man mit diesen Gräueln nicht eher aufgehört, als bis die sämmtlichen Hugenotten entweder getödtet, oder zum Scheine bekehrt, oder endlich mit Zurücklassung all' ihrer Habe aus dem Lande gejagt worden waren. Nunmehr aber, wie es so weit war, hätte man glauben sollen, müsse von den Stirnen der Väter vom Orden Jesu jede Falte von Unzufriedenheit verschwunden sein, denn in ganz Frankreich gab es ja nunmehr nur noch katholische Christen; aber nein, jetzt wurden jene frommen Väter erst recht wüthend, dieweil man die Entdeckung machte, daß ein großer Theil der Franzosen, obwohl gut katholisch, doch nicht in allen Punkten „jesuitisch-katholisch“ dachte. Welch gräßlicher Frevel! Sie, die Söhne Loyola's herrschten durch den Einfluß der Frau von Maintenon und des Pater La-Chaise allmächtig über den König Ludwig XIV. und dennoch sollte es französische Unterthanen geben, welche von dem abwichen, was die Gelehrten der Gesellschaft Jesu docirten? Nein, solch' ein Frevel konnte nicht geduldet werden, sondern man mußte vielmehr mit Feuer und Schwert dreinschlagen, gerade wie man so eben gegen das Ketzerthum gethan hatte!

Es wäre nun übrigens natürlich dem Leser zu viel zugemuthet, wenn ich ihn mit der Erzählung des ganzen großen Kampfes zwischen den Söhnen Loyolas und ihren Feinden behelligen wollte; allein ganz übergehen kann ich die Sache nicht, weil man sonst von der unbeschränkten Autorität, mit der die Jesuiten damals in Frankreich alles, was geistig und geistlich war, beherrschten, so wie von dem fast wahnwitzigen Mißbrauch, den sie mit dieser ihrer Auctorität trieben, gar keinen Begriff bekäme. Also zur Sache. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gabs an der Universität zu Löwen im Belgischen einen Professor der Theologie, mit Namen Cornelius Jansen, der unter dem Titel „Augustinus“ ein Werk über den freien Willen und die göttliche Gnade herausgab, worinnen er gerade dasselbe behauptete, was seiner Zeit vom heiligen Kirchenvater Augustinus gelehrt worden war. Man hätte also glauben sollen, daß kein Mensch etwas gegen das Buch und

seinen Inhalt könne gehabt haben; allein es verhielt sich gerade umgekehrt, denn die gelehrten Schriftsteller unter den Jesuiten hatten längst Glaubenssätze aufgestellt, welche dem strengen Augustinismus geradezu widersprachen, und somit griffen sie nun auch das Buch „Augustinus" aufs heftigste an. So entbrannte ein Kampf, der sich bald weit über die Niederlande hinaus ausdehnte, und insbesondere ward Frankreich darein verwickelt, weil allda der Augustinismus des Jansen unter den Theologen sehr viel Beifall gefunden hatte. Ja nicht blos unter den Theologen, sondern auch unter den Laien, und am Ende spaltete sich ganz Frankreich in zwei feindliche Lager, von denen das Eine das der Jansenisten, das Andere das der Molinisten — weil der Jesuit Molina einen „Anti-Augustinus" herausgegeben hatte — genannt wurde!

Sein Hauptbollwerk hatte der Jansenismus in dem Cistertiensernonnenkloster Port-Royal des Champs, das unweit von Versailles, sechs Meilen von Paris, entfernt lag. Die dortigen Nonnen traten nehmlich durch eine in Paris gegründete Zweiganstalt ihres Klosters: „Port-Royal de Paris" mit den jansenistisch denkenden Professoren und Gelehrten dieser Stadt in nähere Verbindung, und umgekehrt errichteten einige durch ihre Frömmigkeit ausgezeichnete Männer, wie Anton Arnold, Pascal, Pierre Nicole, Perrault und Andere neben dem Kloster Port-Royal des Champs ein Erziehungsinstitut, zu welchem, weil die Zöglinge eine wirklich gründliche Bildung erhielten, der Andrang schon nach kurzem ein ganz außerordentlicher wurde. Ueberdem zog auch die berühmte Anna von Bourbon-Condé, Herzogin von Longueville, in die Nähe des Klosters, sich offen zum Jansenismus bekennend, und große Dichter und Schriftsteller, wie Boileau, Racine und Andere, schlossen sich ebenfalls an. Mit einem Wort, Port-Royal des Champs wuchs zu einem Verein von großen Talenten, von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und von aufrichtiger Frömmigkeit heran, so daß sein Ruhm allenthalben in der ganzen katholischen Christenheit erscholl. Was Wunder also, wenn sich die Wuth der Söhne Loyola's vor allem gegen das Kloster Port-Royal wandte, und wenn sie Jahre lang keinen heißeren Wunsch hatten, als, wie dem Jansenismus

überhaupt, so insbesondere diesem Jansenisten-Hornißnest den Garaus für immer und ewig zu machen?

Eine geraume Zeit über gelang ihnen dieß nicht, selbst nicht einmal, als bereits drei Päbste hinter einander auf ihren Antrieb den Jansenismus als „ketzerisch“ verdammt hatten, denn die gallikanische Kirche behauptete ihre Freiheiten und der auf die Durchführung seines Alleinwillens so überaus erpichte Ludwig XIV. wollte sich von den Päbsten nicht commandiren lassen. Endlich jedoch drangen Frau von Maintenon und der Pater Lachaise durch, und der König zur Ueberzeugung gebracht, daß Jansenismus und Hugenottismus nicht um ein Jota von einander verschieden seien, gab seine Einwilligung dazu, daß die zur gewaltsamen Unterdrückung des Letzteren erlassenen Gesetze auch auf den Ersteren angewandt würden. Nun nahm es natürlich mit den Jansenisten ein schnelles Ende und nachdem die Hervorragendsten unter ihnen entweder im Elende gestorben oder nach den freien Niederlanden geflohen waren, wagte es natürlich Niemand mehr, eine Meinung zu äußern, die auch nur entfernt jansenistisch hätte gedeutet werden können. Trotzdem waren die Väter von der Gesellschaft Jesu noch immer nicht vollständig zufrieden gestellt, denn das Kloster Port-Royal des Champs bestand auch jetzt noch fort, obwohl natürlich nicht mehr in seinem alten Glanze, sondern unter der strengsten Obhut des Erzbischofs Noailles von Paris. Gleichviel aber, es bestand fort, und so lange es fortbestand, hatten die Jesuiten ihre vollständige Rache nicht erhalten. Darum legte es der Pater Lachaise dem Könige, so oft er nur konnte, ans Herz, die Aufhebung des Klosters, zu welcher der Pabst gar gerne seine Einwilligung geben würde, sofort zu dictiren, und Frau von Maintenon secundirte dem jesuitischen Beichtvater, wie man sich wohl denken kann, aufs treulichste. Da starb am 20. Januar 1709 der Pater Lachaise und nunmehr hoffte man, es werde der von der Gesellschaft Jesu unterdrückten Partei vergönnt sein, wieder etwas freier aufzuathmen. Aber siehe da, es kam gerade umgekehrt, denn der König erwählte sofort zum Nachfolger des Lachaise den ihm von diesem auf dem Sterbebette empfohlenen Pater Letellier zum Beicht-

vater, und Letellier übertraf den verstorbenen Lachaise bei weitem an Energie, Herzensverhärtung und glühendem Haß des Jansenismus. Auch verstand er sich, wenn es unmöglich war, auf gerader offener Straße vorwärts zu kommen, sehr gut auf Umwege und Schleichpfade, so wie die Schmuggler oder Räuber thun, und einen solchen Schmugglerpfad schlug er auch in Beziehung auf das Kloster Port-Royal ein, wie man aus folgender mysteriösen Geschichte, zu der nur Er den Schlüssel hatte, genugsam ersieht.

Wenige Wochen nehmlich nach dem Tode des Paters Lachaise kam ein bäuerlich gekleideter Hufschmied aus dem kleinen Städtchen Salon, in der Provence, in Versailles an, suchte sofort den Feldmarschall Marquis de Brissac, den Commandanten der Königlichen Garde, auf und verlangte von diesem unmittelbar zum Könige geführt zu werden. „Das, was ich Seiner Majestät zu sagen habe," erklärte der Hufschmied, „ist von solch' außerordentlicher Wichtigkeit, daß ich es Niemanden sonsten anvertrauen darf, und wenn der König sich weigern wollte, mich zu sprechen, so würde es für ihn und das Land der unberechenbarste Schaden sein." Brissac wollte den Mann abweisen, allein derselbe blieb so hartnäckig auf seinem Verlangen, daß der Marquis endlich nicht umhin konnte, dem Könige von der Sache Meldung zu machen. Von Neugierde getrieben, befahl Ludwig XIV. den Hufschmied ins Schloß zu bringen und empfing ihn da in Gegenwart der Frau von Maintenon, des Pater Letellier, des Ministers Pomponne und des Marschalls Brissac. Pomponne hatte den Auftrag, den Mann zu inquiriren, und fragte natürlich zuerst nach Namen, Wohnort, Gewerbe, Alter und was dergleichen mehr ist. Der Hufschmied gab über alles geläufige Auskunft, ohne nur im geringsten zu stocken, und zeigte sich überhaupt als ein sehr unerschrockener und kluger Mann im Alter von etwa fünfzig Jahren. Nachdem nun dieses Examinatorium vorüber, wollte der Minister wissen, in wessen Auftrag der Hufschmied nach Versailles gekommen sei, ob aus eigenem Antrieb, oder vielleicht von einem Dritten gesandt. „Keines von Beiden," erwiderte der Mann mit großer Entschiedenheit, „sondern der Himmel selbst sendet mich oder vielmehr ein Engel

des Himmels, dessen Befehl ich nicht ungehorsam zu sein wagte. Ich besitze ein Gütchen hart bei Salon und in diesem Gütchen befindet sich ein großer Baum, in dessen Schatten ich oft nach vollbrachtem Tagewerk ausruhe. Vor vierzehn Tagen lag ich auch wieder einmal unter diesem Baume, als mich plötzlich eine ganz außerordentliche Helle umstrahlte, und wie ich erstaunt auffah, schwebte ein weibliches Wesen zu mir hernieder, dessen Herrlichkeit ich kaum beschreiben kann. Dasselbe hatte blonde Haare und blaue Augen, und war ganz in weiß gekleidet; auf dem Haupt aber trug es eine kleine goldene Krone und über der Krone wölbte sich ein Baldachin, der wie ein mildes Feuer strahlte. Die Erscheinung rief mich bei Namen und sagte zu mir, sie sei der Geist der verstorbenen Gemahlin des Königs; mich aber habe sie auserfehen, um dem Könige Hochwichtiges kund zu thun. Natürlich war ich über diese Anrede nicht wenig außer Fassung, und machte sofort die Einwendung, daß eine solche Mission für mich nicht wohl passen werde. Auch würde es mir schwer fallen, bei der Majestät Zutritt zu bekommen und wenn mir dieß je gelänge, so könnte der König mir unmöglich Glauben schenken, weil ich ja ein ganz armer, ungebildeter und unbekannter Mann aus den untersten Ständen sei. Diesen Einwand ließ jedoch die Erscheinung keineswegs gelten, sondern sie sagte mir vielmehr, daß sie mir ein Geheimniß mittheilen werde, welches nur ihr und dem Könige bekannt sei, und sobald ich dem Könige dieses Geheimniß ins Ohr flüstere, so müsse er mir unbedingten Glauben schenken; einen armen, unbekannten Mann aus dem untersten Stande aber habe sie ausgewählt, weil der König, wenn er meine Worte vernehme, dann wohl wissen werde, daß dieselben nicht in meinem Kopfe gewachsen seien. Auf dieses hin zog mich die Erscheinung wie mit unsichtbarer Gewalt zu sich heran und sprach dann leise fast eine halbe Stunde lang mit mir. Zum Schlusse nahm sie mir das Wort ab, schnellstens nach Versailles abzureisen und verschwand dann, mich in der Dunkelheit zurücklassend."

„Und auf dieses hin," fragte der Minister, als der Hufschmied hier innehielt, „auf dieses hin hast du dich schnurstracks nach Versailles aufgemacht?"

„Nein,“ entgegnete der Andere mit einem festen Blicke auf Herrn von Pomponne; „nein, das that ich nicht, sondern wie ich mich nun wieder allein sah, wollte es mich bedünken, als ob Alles blos ein Traum gewesen sei, und so gieng ich denn nach Hause, um den andern Tag meinem Geschäfte wieder obzuliegen. Mein Traum, wie ich die Erscheinung nannte, wollte mir übrigens nicht aus dem Kopfe, so daß ich Manches verkehrt angriff, und meine Leute fragten mich daher mehr als einmal, was mir wäre; ich sagte aber keinem Menschen etwas von dem, was ich unter dem Baume gesehen zu haben glaubte. Nach Verfluß von dreimalvierundzwanzig Stunden litt es mich nicht mehr zu Hause, sondern ich mußte, vom Geiste getrieben, wieder auf mein Gütchen hinaus und setzte mich nach Gewohnheit abermalen unter meinen Baum. Kaum aber saß ich da — Herr mein Gott, da zeigte sich dieselbe Erscheinung, wie drei Tage zuvor! Es war dasselbe hehre Wesen, nur nicht so freundlich und mild, wie damals, sondern eher streng, wenn nicht gar zornig. Auch ging die Erscheinung dießmal direkt auf mich zu und strafte mich mit harten Worten wegen meiner Wortbrüchigkeit. Zuletzt jedoch, als ich feierlichst versprach, nunmehr ganz gewiß nach Versailles abreisen und alles getreulich ausrichten zu wollen, wurde sie wieder gütig und verschwand erst, nachdem sie mich noch angewiesen, zum Königlichen Intendanten nach Aix zu gehen, welcher mir sicherlich alles zukommen lassen würde, wessen ich zu meiner Reise bedürfte. Ich war nun wirklich fest entschlossen, gleich den andern Tag meine Reise anzutreten, allein wie ich die Nacht durch geschlafen hatte, kam mir doch wieder ein anderer Sinn, denn es bedünkte mich abermalen, es sei Alles nur ein Gebilde meiner Einbildungskraft gewesen. Ich reiste also nicht ab, sondern blieb, und suchte mir die Gedanken an meine vermeintliche Vision durch recht tüchtiges Arbeiten zu vertreiben. Es wollte mir aber nicht gelingen, und am Abend zog es mich wieder wie mit Riesenkraft unter meinen Baum. Was soll ich nun weiter sagen? Noch keine zehn Minuten befand ich mich dort, so schwebte die hehre Frau zum dritten Male von den himmlischen Höhen herab, und trat auf mich zu. Dießmal übrigens

mit einem so bösen Blick und mit so harten Worten, daß ich ordentlich davor erschrack. Ja sogar Drohungen fügte sie bei, recht scharfe, schlimme Drohungen, wofern ich dießmal wieder nicht Wort halten würde, und so beschloß ich denn sogleich noch in der Nacht abzureisen. Das that ich auch wirklich und wandte meine Schritte sofort nach Aix; der dortige Intendant aber versah mich mit dem nöthigen Reisegeld nebst einer Freikarte auf der großen Landkutsche, die von Aix nach Paris fährt, und da bin ich nun, um die Befehle der hehren Erscheinung zu vollziehen."

Also sprach der Hufschmied von Salon in der Provence und die sämmtlichen Anwesenden hörten ihm mit gespannter Erwartung zu. Auch lag in ihren Gesichtern keineswegs Zweifel und Unglauben oder gar Spott, sondern eher ein verwirrtes Staunen und nur der Pater Letellier sah mit einer eisernen Kälte darein.

„Hochwürdiger Vater," wandte sich Ludwig XIV. an den Pater, als der Hufschmied mit seiner Erzählung zu Ende war, „halten Sie eine solche Erscheinung, wie der Mann sie hier beschreibt, für eine Möglichkeit?"

„An der Möglichkeit," erwiderte der Pater, ohne seine Miene zu verändern; „an der Möglichkeit zu zweifeln, wäre eine unverzeihliche Sünde, denn wer dieß thäte, würde auch die Auferstehung der Todten läugnen. Eine andere Frage ist, ob der Mann hier in der That von Gott einer solchen Erscheinung gewürdigt wurde, oder ob er blos vorgibt, dieselbe gehabt zu haben. Doch zum Glück können sich hierüber Eure Majestät mit Leichtigkeit Gewißheit verschaffen, dieweil ja der Mann, wenn er die Wahrheit sprach, ein Geheimniß kennen muß, welches nur Ihnen und der höchstseligen Königin bekannt war."

„Sie haben Recht, Pater," rief der König und winkte zugleich ihm und den andern Anwesenden, ein paar Schritte zurückzutreten. „Nun, Mann," wandte er sich darauf an den Hufschmied, „nun tritt näher, ganz hart auf mich zu und sage mir das Geheimniß in's Ohr, welches Dir die verstorbene Königin anvertraute."

„Nach Befehl, Majestät," sagte der Hufschmied und trat sofort hart an den König heran. So wie er aber da stand, begann er

dem Monarchen seine Mittheilungen zu machen und zwar so leise, daß die Uebrigen nicht einmal einen Laut, viel weniger ein Wort vernehmen konnten. Mit um so größerer Aufmerksamkeit studirten sie die Gesichtszüge Seiner Majestät, und siehe da, je länger der Hufschmied sprach, um so tiefer prägte sich das unverkennbarste Erstaunen darinnen aus.

„Bei Gottes Allmacht," rief endlich Ludwig XIV., als der Hufschmied zu Ende war, „der Mann ist kein Betrüger, denn er hat mir Etwas in's Gedächtniß zurückgerufen, was jetzt schon vor zwanzig Jahren geschah, und wovon außer der Königin und mir kein Mensch auf Erden etwas wissen konnte."

„Thor!" murmelte der Pater Letellier in sich hinein. „Als ob nicht die Königin alle ihre Geheimnisse ihrem Beichtvater, dem Pater La-Chaise, anvertraut und dieser sie nicht alle sorgfältig für mich niedergeschrieben hätte! — Wenn dem so ist, Eure Majestät," sprach er dann laut, einen Schritt vortretend, „wenn der Mann hier Ihnen ein Geheimniß sagte, das nur Sie und die verstorbene Königin kannten, so ist die Vision, die er hatte, kein Märchen und es ist die Pflicht Eurer Majestät, ihm eine Audienz unter vier Augen zu gewähren, damit er Ihnen mittheile, mit was ihn der Geist der verstorbenen Königin betraut hat."

Alle Anwesenden bekreuzten sich, und Frau von Maintenon sowohl als auch der Minister Pomponne und der Marschall Brissac stimmten dem Pater Letellier bei, indem sie jetzt alle fest davon überzeugt waren, daß die verstorbene Königin dem Hufschmied in Person erschienen sei. Auch der König theilte diesen Glauben und gewährte sofort dem Mann von Salon eine Audienz unter vier Augen. Sie nahm den Zeitraum von fast einer Stunde in Anspruch und daß sie den König sehr afficirte, sah man nachher aus seinem hochgerötheten Gesichte. Was jedoch der Hufschmied Seiner Majestät anvertraute oder um mich deutlicher auszudrücken: von welcher Art die Rathschläge oder gar Befehle waren, welche die abgeschiedene nunmehr im Himmel thronende Königin dem noch auf Erden weilenden Gemahle zukommen ließ, darüber ist nie etwas Näheres bekannt geworden. Nur konnte man aus den un-

mittelbar darauf folgenden Thatsachen den Schluß ziehen, daß dieselben die Religion so wie insbesondere die Abtei Port-Royal des Champs betrafen, denn es ging jetzt mit aller Gewalt an die letzte Säuberung der katholischen Kirche in Frankreich und zu dieser letzten Säuberung gehörte hauptsächlich die Schließung der genannten Abtei.

Freilich so plötzlich kam das nicht, weil vorher, ehe man den letzten Schritt that, verschiedene Formalitäten zu erfüllen waren. Namentlich hatte man noch zuvor die Genehmigung des Papstes einzuholen, sowie die des Erzbischofs von Paris, und selbst das Parlament mußte gefragt werden, obwohl man seiner Gefügigkeit unter allen Umständen gewiß war. Endlich bis zum Oktober 1709 hatte man allen diesen Formalitäten Genüge gethan und nun unterschrieb Ludwig XIV. am 26. Oktober das Dekret, welches befahl, daß die „Rebellinnen von Port Royal" in verschiedenen andern Klöstern des Landes einzeln untergebracht werden sollten. Die Ausführung dieses Befehls war auf Montag den 28. Oktober 1709, den Feiertag Simon und Judä, festgesetzt; aber ein furchtbarer Sturm, begleitet von einem orkanartigen Regen, machten es nothwendig, dieselbe auf den folgenden Tag zu verschieben. Dienstag Morgen also erschien d'Argenson, Polizei-Kommandant von Paris, mit einigen hundert Polizeisoldaten und verschiedenen verschlossenen Wagen in Port Royal und zugleich besetzten einige Compagnieen der königlichen Garden und des Schweizerregiments die Anhöhen vor dem Kloster. D'Argenson war somit gerüstet, jeden Widerstand zu brechen, wenn je ein solcher versucht werden sollte. In der Abtei angekommen, ließ er sofort die Clausur öffnen, versammelte die Nonnen im Kapitel und las ihnen, den Stuhl der Aebtissin einnehmend, den Befehl des Königs vor. Alle sollten sogleich abgeführt werden, abgerechnet eine halbe Viertelstunde, die man ihnen vergönnte, ihr Nothwendigstes einzupacken. Die Geduld und Artigkeit des Polizei-Kommandanten wurden übrigens auf eine harte Probe gesetzt, denn die alten Damen, zweinndzwanzig an der Zahl, konnten vor Zittern und Beben nicht fertig werden, und man mußte sie schließlich

die Treppen hinab tragen. Je zwei kamen in eine Chaise und jede Chaise hatte einen andern Bestimmungsort, oft bis auf fünfzig Stunden Entfernung von Paris. Nebenher aber ritten wohlbewaffnete Polizeisoldaten, so daß man meinte, es werden sehr gefährliche Staatsgefangene transportirt.

Also endete die Thätigkeit des jansenistischen Hornissennestes von Port Royal des Champs und man hätte nun glauben sollen, der Rachedurst der Jesuiten werde endlich vollständig befriedigt gewesen sein. Aber nein, noch nicht. Die Söhne Loyola's nehmlich kalkulirten, das „Hornissennest“ könnte einmal später, etwa nach dem Tode Ludwigs XIV., wieder bevölkert werden, sobald man es stehen lasse, und drangen daher auf den Abbruch der weitläufigen Gebäulichkeiten. Nur allein die Kirche und eine Wohnung für den Kaplan wollten sie „aus Gnade“ stehen lassen; von dem gesammten übrigen Anwesen, einem der großartigsten in ganz Frankreich, sollte kein Stein auf dem andern bleiben. Also beschlossen die Jesuiten und da ihnen Frau von Maintenon beistimmte, so gab Seine „allerchristlichste“ Majestät am 22. Januar 1710 den Befehl zum Abbruch, welcher auch augenblicklich in Ausführung gebracht wurde. Man riß also ein, was einzureißen war, und bis zum Juli 1710 sah es in Port Royal so aus, als ob Vandalen daselbst gehaust hätten. Allein trotz all' dem gab sich die Gesellschaft Jesu noch immer nicht gänzlich zufrieden. Mein Gott, es lagen ja auf dem Kirchhof von Port Royal so viele fromme Nonnen und so viele hervorragende Männer begraben, welche das Volk wegen ihrer im Leben bewiesenen exemplarischen Frömmigkeit gar leicht für Heilige zu verehren versucht sein könnte, und wer mochte also dafür stehen, daß nicht eine förmliche Wallfahrt nach dem zerstörten Port Royal zu Stande käme? In Folge dessen ruhten die Herren Patres von der Gesellschaft Jesu nicht eher, als bis im November 1711 von Ludwig XIV. Befehl gegeben wurde, alle Leichen in der Kirche, im Kapitel, im Gottesacker auszugraben und auf andern Kirchhöfen der Nachbarschaft heimlich einzuscharren. Es geschah; aber nicht auf würdige Weise geschah es, sondern man verfuhr bei der Ausgrabung auf eine solch skan=

dalöse Weise, daß sich die Natur dagegen empörte. Die Arbeiter, welche die Jesuiten gedungen hatten, das Geschäft zu verrichten, sangen, tranken und lachten während der Arbeit, als wären sie auf einer Hochzeit, und wenn sie wieder ein nacktes Weib zu Tage förderten, so konnte man die niederträchtigsten Zoten hören. Viele Leichname wurden zerbrochen und zerhackt, wenn es Mühe kostete, sie ganz aus den Gräbern zu ziehen, und Hunde nagten in der Kirche das Fleisch von den Knochen ab, ohne daß Jemand daran dachte, sie hieran zu verhindern; der Karren aber, welcher diese elenden Reste nach dem Kirchhofe von St. Lambert oder St. Etienne du Mont oder auch anderswohin brachte, wurde gewöhnlich so überladen, daß Vorübergehende manchen unterwegs herausgerollten Kopf oder Arm oder Fuß fanden und ihn dann zur Seite in der Erde verbargen.

Auf diese Art trieben es die Jesuiten in Port Royal und wie nun das Zerstörungswerk daselbst vollendet war, hieß es auf einmal, die Kirche diene nur allein den Nachteulen zur Zuflucht. Der König befahl also, auch diesen letzten Rest von dem ehemals so glanzvollen Kloster abzubrechen und man begann damit im Sommer 1713. Weil aber die Mauern der Kirche so gar fest waren, so wurde den Leuten das Brechen der Steine langweilig und sie sprengten daher schließlich Alles, was noch stand, mit Pulver in die Luft.

O Frankreich, wie tief warst du gesunken, als mit Hilfe der Frau von Maintenon die schwarze Kohorte der Jesuiten einzig und allein das geistige und geistliche Regiment innerhalb deiner Grenzen führte!

Sechstes Kapitel.

Drei Hofhaltungen.

Je länger Frau von Maintenon den König Ludwig XIV. beherrschte, um so ärger wurde es mit seinem Betbruderthum und von Beginn des 17. Jahrhunderts an sah es in Versailles, trotz seiner Pracht, Größe und Herrlichkeit, so traurig, düster und schweigsam aus, wie auf einem Kirchhofe. Man hätte glauben können, hier sei durch Zauberei eine Austauschung, eine Verwandlung vorgenommen worden, und Einer, der zur Zeit der Montespan da gelebt, dann gestorben und jetzt wieder auferstanden wäre, hätte sich unmöglich mehr auszukennen vermocht. Da war nichts mehr zu sehen von Bällen, Turnieren, Opern oder Ballets und die Grazien wie die Amoretten hatten sich beim Anblick der Schwarzröcke und ihrer unheimlichen Physiognomien eiligst auf die Flucht gemacht. Alles bekam jetzt ein ernstes gemessenes Ansehen und jedes Vergnügen war höchlich verpönt. Die Damen schafften die Schminke ab und sagten den ausgeschnittenen Kleidern Valet. Sogar die Liebhaber und die Liebchen kamen aus der Mode, wenigstens die öffentlichen, und dafür besuchte man die Kirchen, die Messen, die Prozessionen. Alle Welt zeigte Reue und Gewissensbisse; alle Welt that Buße und befleißigte sich der gesenkten

Blicke und der gefalteten Hände. „Der König betet," hieß es, „wohlan so wollen auch wir in Demuth niederknien, denn ein guter Unterthan thut, wie der König es haben will."

Also sah es jetzt, beim Beginn des 17. Jahrhunderts, am Hofe Ludwigs XIV. aus. Die Freude hatte der Traurigkeit, das frohe Lachen der Predigt, das heitere Gespräch dem Hängen des Kopfes, die Oper den geistlichen Liedern, das Küssen und Lieben dem Ave Maria und Paternoster Platz gemacht. Aber waren die Hofleute deßwegen wirklich fromm geworden? O ja äußerlich, aber nicht innerlich, wie man am besten aus nachfolgendem Geschichtchen ersieht. „Eines Tags," so erzählen die Memoiren von Duclos, der über Alles, was damals bei Hofe vorging, sehr genau unterrichtet war, „eines Morgens zu der Stunde, in welcher der König die Schloßkapelle zu besuchen pflegte, um daselbst sein Gebet zu verrichten, waren die Gänge und Stufen zu derselben wie immer mit Betenden und Knieenden angefüllt; denn alle Welt drängte sich da herbei, um von der Majestät in der vordersten Reihe bemerkt zu werden. Nun aber kam auf einmal Botschaft, daß Seine Majestät für diesmal verhindert sei, die Kapelle zu besuchen, und der Hauptmann der königlichen Garde kommandirte also die aufgestellte Wache zum Abmarsch. Was folgte nun? Einen Moment später erhoben sich alle die Büßer und Büßerinnen mit Geräusch von ihren Knieen und stoben sämmtlich auseinander, ohne daran zu denken, ihre Andacht zu Ende zu bringen." Man betete also nicht aus innerlichem Bedürfniß, sondern weil es Mode geworden war; man betete, weil der König betete, gerade wie man auch frivol gewesen wäre, wenn es Seiner Majestät beliebt hätte, einen frivolen Ton anzustimmen. Die ganze Hofwelt, von den Vornehmsten bis auf die Geringsten herab, bestand ja aus nichts als Augendienern, aus lakaienhaft denkenden Augendienern, denen der Wink des Monarchen mehr galt, als Gott und Ehre und Gewissen!

Und doch hätte der Hof von Versailles, wie überhaupt ganz Frankreich, nie mehr Ursache gehabt, in sich zu gehen und den Himmel um seinen allergnädigsten Beistand anzuflehen, denn nie,

so lange Ludwig XIV. regierte, war das französische Reich in eine größere Noth gerathen, als gerade damals. Die furchtbare Verschwendung der Mätressenwirthschaft, die immensen Ausgaben, welche die königlichen Bauten, zuletzt noch die von St. Cyr, erforderten, die unsinnigen Kosten der ewigen Kriege mit halb Europa, besonders auch des spanischen Erbfolgekriegs, welcher eben jetzt, von 1701 bis 1713, wüthete — alles dies zusammengenommen hatte eine Finanznoth herbeigerufen, welche man sich schrecklicher nicht denken kann. Die Steuern waren bis zu einer fast unerschwinglichen Höhe hinaufgeschraubt worden und der Staat steckte so tief in Schulden, daß man die Zinsen kaum mehr auftreiben konnte. Mußte doch Ludwig XIV. selbst anno 1709 den größten Theil seines Silberservices in die Münze senden, um es nur möglich zu machen, die Ausgaben des Hofs zu bestreiten! Dazu dann noch der Mangel an aller industriellen Entwicklung im Staate und was noch weit härter drückte, der Mangel an einer ordentlichen Justizpflege, zu der man Zutrauen hätte fassen können; denn fast alle Richter wie überhaupt die meisten Beamten waren nichts als elende, unwissende, von der Gnade des Königs abhängige Kreaturen, welchen natürlich nichts am Herzen lag, als nur allein ihre Existenz zugleich mit ihrem Avancement. Weiter kam in Betracht die Zerrüttung des Adels, der durch Nachahmung der Verschwendung am Hofe sich selbst ruinirt hatte und überdem durch die Voranstellung der königlichen Bastarde moralisch nullificirt war. Endlich noch die Aufhebung aller Religions- und Denkfreiheit, welche es der französischen Nation unmöglich machte, sich durch die Kraft des Geistes aus der tiefen Gesunkenheit wieder aufzurichten! Wahrlich, wahrlich, es war weit gekommen mit Frankreich und doch ließ sich Ludwig XIV. durch all dieses Elend nicht irre machen, sondern fuhr fort, zu beten und Crucifixe in seinem Zimmer aufzuhängen. Nicht einmal der Tod der Frau Marquise von Montespan am 28. Mai 1707 und der der Frau Herzogin von Lavallière am 6. Juni 1710 hatte ihn auch nur momentan aus seiner bigotten Versunkenheit emporzuraffen vermocht; vielmehr gehörten ganz andere Schicksalsschläge dazu, um ihn

endlich zum klaren Bewußtsein seiner selbst zu bringen. Ja zum Bewußtsein seiner selbst und eben damit zur Einsicht, daß er Frankreich an den Rand eines Abgrunds gebracht, der es ganz und gar zu verschlingen drohte!

Am 9. Juni 1701 starb Philipp, Herzog von Orleans, den man „Monsieur" nannte, der einzige Bruder Ludwigs XIV., im einundsechzigsten Jahre zu St. Cloud, wo er seine Sommerresidenz zu nehmen pflegte, und sein Erbe war sein erstgeborener Sohn, Philipp II., welcher bisher Herzog von Chartres hieß und als solcher die Bastardprinzessin Françoise Marie de Bourbon, Mademoiselle de Blois, wie wir oben gesehen, geheirathet hatte. Seine Majestät wurde jedoch von diesem Todesfall so wenig afficirt, als ob ein gewöhnlicher Privatmann gestorben wäre, und Höchstdieselben hatten dessen auch gar kein Hehl. Einen noch weit geringeren Eindruck machte es auf Ludwig den „Großen", wie ihn seine Schmeichler schon so lange nannten, als am 22. Februar 1709 François Henry de Bourbon, Prinz von Conti, fünfundvierzig Jahre alt, und am 1. April 1709 der erste Prinz von Geblüt, Henry Jules de Bourbon, Herzog von Condé, einziger Sohn des großen Condé, in seinem sechsundsechzigsten Jahre zu Grabe getragen wurde, denn diese zwei Prinzen, obwohl seine nahen Verwandten, hatten ihm nie näher gestanden. Etwas ganz Anderes aber war es, als am 14. April 1711 der Tod den Dauphin Louis, seinen einzigen Sohn, zu Meudon, dem Lieblingsschlosse desselben, dahinraffte, und es kostete die Frau von Maintenon viele Mühe, Seine Majestät diesen Schlag überwinden zu machen. Wie konnte denn der Todesengel die Frechheit haben, sich an seinem Erben, an „Monseigneur", dem designirten Ludwig XV., zu vergreifen? Das nahm sich ja gerade so aus, als ob der Sohn einer Majestät vom Schicksal ganz wie ein gewöhnlicher Mensch behandelt würde, und hierein sollte er, Ludwig XIV., sich fügen? Ueberdem, wenn Ludwig XIV. außer sich selbst und den Weibern je einen Menschen geliebt hatte, so war es dieser sein Sohn gewesen und derselbe verdiente es auch, da er seinen Vater nie betrübte, ein einziges Mal ausgenommen.

So wenig nehmlich Monseigneur, der Dauphin, in den meisten Dingen seinem Vater ähnlich war, denn derselbe gehörte unter die sogenannten gutmüthigen Menschen, welche bei etwas schwachen Verstandeskräften und einem noch schwächeren Charakter viel Herzensgüte und Leichtsinn zeigen, so hatte er doch Eins von dem „großen" Ludwig geerbt und dieses Eine war die Liebe zu den Weibern. Mit der Treue gegen seine Gemahlin nahm er es also nicht genau, sondern er hatte nach einander mehrere Geliebtinnen, wie z. B. Mademoiselle von Rembüre, eine Hofdame der Frau Dauphine, und nachher Madame La Raisin, eine berühmte Schauspielerin, welche ihm mehrere Kinder gebar. Am längsten fesselte ihn übrigens Fräulein Choin, früher die Gesellschafterin der Prinzessin Conti, und von dem Zauber ihrer Rede konnte er sich sein Leben lang nicht mehr losmachen. Weil nun aber Fräulein Choin unter keiner Bedingung ein Apartement in Versailles annehmen wollte — die junge fröhliche Dame hatte einen wahren Abscheu vor dem bigotten Leben, das sich dort unter den Auspicien der Frau von Maintenon entfaltete —, so bezog er mit ihr und seinem kleinen Hofstaate nach dem Tode seiner Gattin das Schloß Choisy, welches anno 1693, wo Mademoiselle von Montpensier starb, an die Krone Frankreich zurückgefallen war, und überließ sich da ganz der Lust und Freude. Er ging mit seinen Kavalieren auf die Jagd und zechte und trank mit ihnen. Er gab den Frauen derselben Fêten und Bälle und auf allen glänzte die geliebte Choin als die Königin der Liebe und Schönheit. Natürlich konnte ein solches Leben der vornehmen Welt in Paris und Versailles kein Geheimniß bleiben und bald suchte Alles, was sich jung und lebenslustig fühlte, in Choisy eingeführt zu werden. Das Vergnügen wurde zur unwiderstehlichen Lockspeise und alle Damen und Herren, in denen das Blut noch schneller pulsirte, waren selig, wenn sie der tristen Oede von Versailles auf eine Zeitlang entfliehen konnten. So bildete sich wie durch einen Zauberschlag ein zweiter Hof in Choisy, und wenn zu dem ersten Hofe, zu dem in Versailles, die Frommen und Alten nebst den Priestern und Jesuiten gehörten, so vereinigte sich dagegen auf dem zweiten, dem Hofe

des Dauphin zu Choisy, die Elite der vornehmen Jugend, worunter selbst Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt. Ja noch mehr: man rächte sich zu Choisy für die tödtliche Langeweile, welche man in Versailles ausstehen mußte, und scheute sich nicht, den Bigottismus des Maintenonschen Hofes ein wenig rücksichtslos lächerlich zu machen.

Also trieb mans auf Schloß Choisy vielleicht sechs Monate lang und während dieser ganzen Zeit verrieth Niemand das fröhliche Treiben an die betende Majestät zu Versailles. Eines Tags aber kam Frau von Maintenon, die überall ihre Spione hatte, doch dahinter und nun erfuhr man plötzlich, daß Ludwig XIV. Schloß Choisy gegen das viel näher bei Versailles liegende Schloß Meudon, das bisherige Eigenthum der Wittwe des Ministers Louvois, vertauscht habe. Zu gleicher Zeit erhielt der Dauphin Befehl entweder nach Meudon überzusiedeln oder seine Apartements in Versailles zu beziehen, und als Grund dieses Befehls wurde der eben gemachte Tausch angegeben.

Der Dauphin fühlte sich im höchsten Grade gekränkt, denn er stand bereits in einem Alter, wo andere Kronprinzen längst zur Krone gelangt sind, und er meinte also fordern zu können, daß man ihn nicht mehr als unmündigen Knaben behandle. Allein dem Könige selbst Vorstellungen zu machen, wagte er keineswegs und es kostete ihn sogar viele Ueberwindung, die Frau von Maintenon nach der Ursache des ihn so sehr beleidigenden Befehls zu fragen. Er that es aber doch und die Frau Marquise erwiderte ihm, ohne zu zögern, daß Seine Majestät gefunden habe, Choisy läge zu weit von Versailles entfernt und dadurch werde Monseigneur, der Dauphin, verhindert, so oft und viel um die Person Ludwigs XIV. zu sein, als letzterer es wünsche und verlange.

„Also aus Zuneigung zu mir," bemerkte der Dauphin mit etwas ungläubiger Miene, „hat Seine Majestät diesen Befehl gegeben? Aus Zuneigung verbietet man mir einen Aufenthalt, wo es mir so wohl gefiel?"

„Vielleicht," meinte jetzt die Frau Marquise, „gefiel es Ihnen etwas zu sehr dort, Monseigneur. So sehr, daß zu befürchten

stand, Sie könnten darob die Rücksichten vergessen, welche der erste Edelmann des Reichs dem Hofe von Versailles schuldig ist."

„Ich verstehe Sie nicht, Madame," erwiderte der Dauphin sichtlich betreten.

„Bitte, Monseigneur," fuhr die Frau Marquise mit scharfer Betonung jedes ihrer Worte fort, „bitte, sagen Sie mir, ob die zahlreiche Gesellschaft, welche sich fast täglich in Choisy sammelte; ob der Eifer, den man darlegte, den dortigen Festen anzuwohnen; ob die Huldigungen, die man Ihnen darbrachte, nebst dem Luxus den man entfaltete; ob dieß alles zusammengenommen, nicht ein wenig dem gleicht, was man sonst einen Königlichen Hof heißt?"

„Aber," sagte Monseigneur etwas eingeschüchtert, „meine Stellung als Dauphin, sollte mir doch erlauben, hie und da eine kleine Gesellschaft von Herrn und Damen......"

„Eure Königliche Hoheit," unterbrach ihn die Frau Marquise in noch schärferer Weise, „werden mir gewiß zugeben, daß es in einem streng monarchischen Staate nur Einen Herrn geben kann, und aus diesem Grunde schon darf ein zweiter rivalisirender Hof unmöglich geduldet werden. Ueberdem aber herrschte in Choisy ein Ton, welcher füglich als ein sündhafter und gottloser zu bezeichnen ist, und Seine Majestät haben sich daher in ihrem Gewissen nicht wenig darüber beunruhigt gefunden. Dennoch wollten Höchstdieselben Ihnen, als ihrem geliebten Sohne und dereinstigem Nachfolger, keine direkten Vorwürfe machen, sondern es soll vielmehr an der kurzen Andeutungen, die ich Ihnen so eben gab, genügen; natürlich übrigens in der Voraussetzung, daß das Leben von Choisy in Meudon nicht fortgesetzt werde."

Also sprach die Frau Marquise von Maintenon mit dem damals fast schon fünfzigjährigen Thronerben von Frankreich, und der Leser weiß jetzt, womit, wodurch und wann der Dauphin seinen Vater einmal betrübte. Weil übrigens Monseigneur gehorchte und von jetzt an zu Meudon ganz still und zurückgezogen, fast ganz allein auf den Umgang mit seiner geliebten Choin beschränkt lebte, so wandte ihm Ludwig XIV. bald seine volle Zuneigung wieder zu und diese Zuneigung steigerte sich sogar noch

gegen früher. Leider aber trat nun, wie wir oben gesehen, der Tod mit seiner Sichel dazwischen, und war es also ein Wunder, wenn der greise Monarch dadurch aufs tiefste betrübt wurde? Doch Ein Trost blieb ihm: „seine Thronnachfolge war gesichert," und dieser Eine Trost, den ihm Frau von Maintenon vom Morgen bis zum Abend zuflüsterte, ließ ihn den Tod seines Dauphin bald vergessen.

Ja wohl seine Thronnachfolge war gesichert, wenigstens menschlichem Ermessen nach, denn der Dauphin besaß drei Söhne, den Herzog von Burgund, den Herzog von Anjou und den Herzog von Berry, welche alle gesund und wohlauf waren. Noch mehr: der Herzog von Burgund hatte sich anno 1697 schon mit der Prinzessin Marie Adelaide von Savoyen verheirathet und durch diese liebenswürdige Dame war er Vater von zwei Söhnen geworden, von dem Herzog von Bretagne, der damals beim Tode des Dauphin fünf Jahre zählte, und von dem am 15. Februar 1710 geborenenen nachherigen Ludwig XV. Was besagte es also. daß der Herzog von Anjou, welcher bereis anno 1700 unter dem Titel Philipps V. die spanische Krone angenommen hatte, ebendamit auf die Thronnachfolge in Frankreich verzichtete? Was besagte es, daß der Herzog von Berry sich noch immer im ledigen Stande gefiel und bis jetzt nicht dazu hatte gebracht werden können, eine ebenbürtige Prinzessin heimzuführen? Die Thronnachfolge war vollständig gesichert und Ludwig der Große legte also nach kurzem die Trauer um seinen verstorbenen Sohn ab, indem er den Herzog von Burgund zum Thronfolger erklärte.

Doch siehe da, am 12. Februar 1712 starb plötzlich die neue Dauphine, welche bis zum April 1711 Herzogin von Burgund geheißen hatte, ohne, daß sie vorher krank gewesen war unter auffallend-gräßlichen Schmerzen, und sechs Tage später, den 18. Februar, folgte ihr der Dauphin, ihr Gemahl, eben so urplötzlich in's Grab nach. Auch er war nicht vorher krank gewesen und auch er hatte sich unter denselben Schmerzen gekrümmt. Ja noch mehr: siebenzehn Tage später, am 8. März, mußte der erst sechsjährige Herzog von Bretagne ebenfalls sein Leben lassen und selbst sein kaum

zweijähriger Bruder lag am Sterben. Ein entsetzliches Schicksal! Derselbe Todeswagen führte Vater, Mutter und Sohn in die Königsgruft von St. Denys und von der gesammten Nachkommenschaft Ludwigs XIV. blieben nur noch übrig ein todtkranker Knabe von zwei Jahren, der Bruder des Herzogs von Bretagne, dann der Herzog von Berry, der Enkel des Königs, endlich der König Philipp V. von Spanien, der auf die Thronfolge in Frankreich verzichtet hatte!

„Giftmord! Giftmord!“ schrie ganz Versailles, als die Kunde von den drei urplötzlichen Todesfällen erscholl, und „Giftmord! Giftmord! „hallte es schaurig in der Stadt Paris, in ganz Frankreich wieder. Mit dem Geschrei allein aber war es nicht abgethan, sondern Aller Augen wandten sich anklagend gegen das Palais Royal, und Aller Mund sprach es offen aus: „der Herzog von Orleans ist der Mörder!“ Es dürfte also an der Zeit sein, daß wir uns nach diesem Prinzen, dessen wir erstmals am Schlusse des vierten Kapitels dieses Buches bei Gelegenheit seiner Verheirathung erwähnt haben, ein wenig umsehen, und zwar um so mehr, als derselbe dazu bestimmt war, später eine so hervorragende Rolle in Frankreich zu spielen.

Philipp II. Herzog von Orleans wurde am 4. August 1674 geboren und erhielt sofort den Titel und Rang eines Herzogs von Chartres. Seine Erziehung leitete der Marquis d'Arcis oder vielmehr unter ihm der gelehrte Saint Laurent, ein aufgeklärter Herr, so wie später der noch aufgeklärtere Abbé Dubois und überdem wachte über ihm seine Mutter, Madame Elisabethe Charlotte, eine geborene Prinzessin von der Pfalz; sein Vater aber, Monsieur, der Herzog von Orleans und Ludwigs XIV. Bruder, bekümmerte sich nur wenig um ihn, da Seine Königliche Hoheit viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt war. Frisch und fröhlich wuchs der junge Prinz heran und schon sein körperliches Aussehen — er besaß dunkle Haare, feurige Augen, einen feinen Mund, eine offene Miene und eine hübsche obschon etwas kleine Statur — gefiel allgemein. Noch mehr zeichnete er sich durch seine intellectuellen Eigenschaften aus, durch Geist und Urtheilskraft so wie

durch ein vorzügliches Gedächtniß; besonders aber durch eine große Klarheit in der Auffassung aller Lebensfragen, die religiösen durchaus nicht ausgeschlossen. Dem Bigottismus blieb er daher stets fern; so fern sogar, daß man ihn eher des Gegentheils beschuldigen konnte, und daher kam es wohl auch, daß ihn die Frau von Maintenon nebst ihrer frommen Clique schon sehr bald mit einem keineswegs günstigen Auge betrachtete. Doch was kümmerte sich der junge Prinz um Frau von Maintenon? Er dachte neben seinen Studien nur an den Genuß des Lebens und sein Hauptlehrer, der Abbé Dubois, von dem ich in einem nachstehenden Kapitel berichten werde, bestärkte ihn unaufhörlich in solchen Gedanken und Grundsätzen.

So groß nun aber auch im Anfang die Abneigung der Frau von Maintenon gegen den jungen Herzog von Chartres war, so schien sich dieselbe doch im Verlaufe der Zeit aus einem besonderen Grund in eine Zuneigung verwandeln zu wollen, und wenn sich dies nicht bewahrheitete, so hatte es sich der Prinz rein selbst zuzuschreiben. Nachdem dieser nehmlich mit Erlaubniß des Königs als siebzehnjähriger Jüngling in Begleitung seines Gouverneurs, des Marquis d'Arcis, zur Armee abgegangen war und bei der Belagerung von Mons sowie in den Gefechten bei Steinkirchen und Neerwinden viel persönlichen Muth gezeigt hatte, erschien er der Frau von Maintenon plötzlich in einem andern Lichte und es wollte sie sofort bedünken, daß er für Fräulein Françoise Marie de Bourbon, eine der unehelichen Töchter des Königs, eine sehr gute Parthie sein möchte. Zwar allerdings schien der Prinz durchaus keine Lust zu haben, schon jetzt in den Hafen der Ehe einzulaufen, sondern er überließ sich vielmehr nach seiner Rückkehr von der Armee einem sehr ungebundenen Leben und knüpfte mit allen möglichen mehr oder minder berüchtigten Frauenzimmern Verbindungen an. Ueberdem fühlte sich sein Stolz beleidigt, daß man ihm zumuthen wolle, eine Bastardin zu heirathen, und darin bestärkte ihn vor Allem seine Mutter, Madame Elisabeth Charlotte, welcher eine solche Mißheirath einen wahren Abscheu einflößte. Allein dies Alles schreckte Frau von Maintenon durchaus nicht ab.

Sie wußte vielmehr den Abbé Dubois, den früheren Lehrer des Prinzen und nunmehr, nachdem derselbe herangewachsen war, dessen vertrauten Sekretär, für ihren Plan zu gewinnen, und dieser machte seinem früheren Zögling solche eindringliche Vorstellungen, daß der junge Herr, um sich dadurch die Zuneigung und Gunst Ludwigs XIV. zu verschaffen, endlich doch auf die Sache einging. Die Heirath kam also, wie wir bereits wissen, zu Stande und das Paar wurde den 18. Februar 1692 getraut; allein viel Glück und Segen kam dabei nicht heraus. Wie konnte man auch von einem noch nicht achtzehnjährigen Brausekopf erwarten, daß er ein stiller, gesetzter, solider Ehemann sein solle, und wie wäre es umgekehrt möglich gewesen, daß die kaum vierzehn Jahre alte Prinzessin es verstanden hätte, in aller und jeder Beziehung ihre Pflichten als Gattin zu erfüllen? Der Herzog von Chartres stürzte sich also von Neuem in Ausschweifungen und als seine Geliebtinnen aus dieser Zeit nennt man die Tänzerin Florence — sie hatte einen Sohn von ihm, den Abbé von St. Albin, nachherigen Erzbischof von Cambray —, das Fräulein von Montbrun, deren Vater, ein alter Obrist, sich wegen der seiner Familie angethanen Schande selbst erschoß, und das Fräulein von Sery, nachherige Gräfin d'Argenton, deren mit dem Herzog erzeugter Sohn, der Chevalier d'Orleans, nachmals Großprior von Frankreich wurde. Ja noch mehr, der Herzog besuchte in dieser Zeit des Nachts in guter Verkleidung alle möglichen öffentlichen Häuser, selbst Tanz- und andere ähnliche Lokale, und der Polizeilieutenant von Paris, der Marquis d'Argenson, hatte die Zuvorkommenheit gegen ihn, in der Nähe der Orte, welche derselbe frequentirte, immer eine starke Schaarwache aufzustellen, um, wenn es zu Unordnungen käme, sogleich einschreiten zu können.

Durch alles dies machte sich der Herzog von Chartres bei der Frau von Maintenon von neuem verhaßt, und da er sich nicht scheute, über sie und den von ihr am Hofe eingeführten Bigottismus die bissigsten Spottreden im Munde zu führen, so wußte sie auch den König total gegen ihn einzunehmen. Weit höher noch stieg dieser Haß in den nächstfolgenden Jahren und

zwar hing dies folgendermaßen zusammen: Der junge Prinz wurde nehmlich anno 1701, nach dem Tode seines Vaters, Herzog von Orleans und erbte überhaupt dessen sämmtliche Titel und Einkommenstheile. Auch hielt er von jetzt an, wie bisher sein Vater gethan, seinen eigenen Hof im Palais Royal und hatte seinen eigenen Kanzler und Siegelbewahrer, seine eigenen Räthe und Beamten, seine eigene Schweizerleibgarde, wie seine eigenen Kammerherren, Pagen und dergleichen mehr. Eben aber, weil er nun eine so wichtige Person im Staate geworden war, fing er plötzlich an, sich neben seinen körperlichen Ausschweifungen auch mit ernsten Dingen, besonders mit dem Studium des Kriegswesens, zu beschäftigen und drang dann in den König, ihn auf eine seinem Rang entsprechende Weise beim Heere zu verwenden. Solchem Verlangen konnte Seine Majestät nicht wohl verneinend entgegentreten und der junge Herzog erhielt also zuerst anno 1706 den Oberbefehl über das in Italien fechtende Heer, sodann das Jahr darauf den über die Armee in Spanien. Hier zeigte Philipp von Orleans ein entschiedenes Feldherrntalent und eroberte nicht nur die Provinzen Arragonien, Valencia und Catalonien, sondern erstürmte auch Lerida, Denia, Alicante und Tortosa. Ludwig XIV. hätte also alle Ursache gehabt, stolz auf seinen Neffen zu sein; allein statt dessen suchte Frau von Maintenon in Verbindung mit der Herzogin von Bourgogne und deren Gemahl, welche die Erfolge des Herzogs von Orleans mit großem Neide erfüllten, Mißtrauen gegen ihn zu säen und ihre Flüsterworte: „Ihr Neffe Orleans will den Thron von Spanien nicht Ihrem Enkel Philipp V. erhalten, sondern ihn vielmehr für sich selbst erkämpfen,“ fanden einen fruchtbaren Boden. Plötzlich also ward der Herzog mitten in seinem Siegeslaufe nach Paris zurückberufen und ohne Gnade zur Unthätigkeit verdammt. „Ein so kostbares Leben müsse geschont werden,“ sagte ihm der König, als er sich auf's heftigste bei ihm beklagte, und dabei blieb Seine Majestät, der Neffe mochte machen, was er wollte.

Natürlich erfuhr der Herzog von Orleans sehr bald, wem er dies Alles zu verdanken habe, und man kann sich daher wohl denken,

daß er gegen die Frau von Maintenon und das herzoglich Bourgogne'sche Ehepaar keineswegs die freundschaftlichsten Gesinnungen hegte. Allerdings suchte er seinen Zorn so sehr als möglich zu verbergen und sich den Anschein zu geben, als lebe er rein blos dem Vergnügen und dem Genusse; allein man wußte deßwegen doch recht gut, wie es um seine Gesinnungen stehe, denn die Verstellungskunst war nicht gerade seine Hauptstärke. Ueberdem — und dieß fiel noch mehr in's Gewicht — wußte man, daß er sich neben seinen Vergnügungen auch noch mit ernsthaften Dingen beschäftige, namentlich mit chemischen Präparaten, zu welchem Behufe er sich ein eigenes Laboratorium in seinem Palais hatte einrichten lassen, und nun, wenn man dies Alles wußte, wenn man wußte, daß der Herzog es verstand, in seinem Laboratorium die verschiedenartigsten Gifte herzustellen; wenn man ferner wußte, wie sehr er den Herzog von Bourgogne und dessen Haus haßte; wenn man endlich wußte, daß Philipp d'Orleans durch den Tod dieses Herzogs dem Throne von Frankreich näher und näher kam — lag es da nicht so zu sagen auf der Hand, daß bei der Kunde von den oben erwähnten drei plötzlichen Todesfällen alle Welt in den Schrei von „Giftmord! Giftmord!" ausbrach? Auch möchte ich unter „aller Welt" nicht blos den Pöbel und die niederen Hofbedienten verstanden wissen, sondern selbst die Höchstgestellten hielten den Herzog von Orleans für den Mörder des Bourgogne'schen Hauses und Frau von Maintenon klagte ihn dieses scheußlichen Verbrechens beim Könige geradezu an.

Acht Tage nach dem Tode des sechsjährigen Herzogs von der Bretagne fuhr der Herzog von Orleans im offenen Wagen, nur von Wenigen begleitet, durch alle Straßen von Paris, um sich dem Volke zu zeigen und zu sehen, ob es Jemand wagen würde, ihn offen als Mörder zu brandmarken. Die Leute liefen zusammen, aber sie schwiegen; denn eine solche Kühnheit frappirte sie. Den Morgen darauf verfügte sich der Herzog nach Versailles und ließ sich sofort bei Seiner Majestät dem Könige melden.

„Mein Königlicher Gebieter und Oheim," sagte er, sich auf ein Knie niederlassend, „ich weiß, wessen man mich bezüchtet und

weiß auch, wer meine Ankläger sind. Ich stelle mich also hier als Eurer Majestät Gefangener und bitte, die strengste Untersuchung anstellen zu lassen, an was der Herzog von Bourgogne, seine Gemahlin und sein Sohn gestorben sind."

„Was Sie verlangen, mein Neffe," erwiderte der tiefgebeugte Ludwig XIV. mit großer Würde, indem er den Herzog bei der Hand nahm und aufhob, „was Sie verlangen, ist bereits geschehen und mein Leibarzt Maréchal hat mit dem Doktor Fagon die genaueste Section angestellt. Der Erfund war, daß keine Vergiftung vorliegt, sondern mein Enkel mit seiner Gattin und seinem Sohne starben an der Miliaria purulenta, wie sie's nannten, das heißt an einer in Folge von nicht zu Tag getretenem Friesel erzeugten Blutvergiftung, welcher seither noch mehrere Angestellte meines Hofes erlegen sind. Ich werde deshalb heute Cour halten und das Resultat dem ganzen Hofe laut verkündigen."

So geschah es auch und von nun an hörte man das Geschrei von Giftmord auch nicht ein einziges Mal mehr. Im Gegentheile begannen nun die Leute den Herzog von Orleans mit ganz andern Augen zu betrachten, und es gab Viele, die sich sofort beeilten, ihm tagtäglich oder wenigstens allwöchentlich aufzuwarten. Er stand ja jetzt dem Thron so nahe, daß nur noch vier Augen sich schließen durften, um ihn darauf zu setzen, und unter solchen Umständen mußte man doch daran denken, sich seiner Gunst zu vergewissern. So wurde sein Hof fast noch besuchter, als seiner Zeit der des Dauphin in Choisy gewesen war.

Siebentes Kapitel.

Der sterbende König.

Am 4. März 1714 kam der einzig noch lebende Enkel Ludwigs XIV., der Herzog von Berry, durch einen Sturz vom Pferde ums Leben und von der ganzen Nachkommenschaft des Königs blieb also nur noch ein vierjähriger Knabe übrig, der zweitgeborne Sohn des verstorbenen Herzogs von Bourgogne, derselbe Urenkel Ludwigs, welcher bei dem Tode seines Brüderleins, des Herzogs von Bretagne, wie wir vorhin gesehen haben, auf den Tod darniederlag und seither sich keineswegs der besten Gesundheit erfreute. Auf diesem Knaben beruhte die Hoffnung des Reichs und wenn er ebenfalls noch starb, so mußte die Krone auf den Herzog Philipp II. von Orleans übergehen. O wie unglücklich fühlte sich da Ludwig XIV.! Wie sorgenschwer senkte sich da sein Haupt!

Sorgen — er hätte es nie für möglich gehalten, daß ein König wie er Sorgen haben könne! Als er jung war, da betete man ihn an und Alles ging nach seinem Winke. Seine Waffen siegten, sein Name erglänzte, sein Ruhm flog durch die ganze Welt. In seinen Palästen drängten sich die schönsten Weiber, und die Göttinnen der Freude und der Lust waren mit ihm im Bunde.

Jetzt aber — ach wie still war es jetzt um ihn, wie öde, traurig und verlassen! Der Tod hatte ihm die besten Hoffnungen geraubt und auch vor ihm selbst, vor Ludwig dem Großen, dämmerte die Nacht des Grabes herauf!

Er hatte die Majestät des Königthums repräsentirt, wie vor ihm kein Sterblichgeborner. Ganz Frankreich hatte vor ihm gezittert, ja fast ganz Europa, und wer sich ihm entgegenstellte, wurde gedemüthigt. Jetzt aber — ach jetzt zitterte er selbst; er zitterte vor dem nahenden Tode! Er hatte ein furchtbares Werk vollbracht und alle Nicht-Katholiken in seinen Reichen ausgerottet. Nur Ein Glaube herrschte noch in Frankreich, der Einzigseligmachende, und daß dieß so gekommen, war sein Verdienst; das mußte ihm vom Himmel angerechnet werden. Dennoch, trotz allem dem zitterte er; er zitterte vor demselben Gott, für den er Millionen geopfert hatte! Welch' ein Lebensausgang für den großen Ludwig, den man dereinstens vergöttert, dem man bei Lebszeiten Standbilder und Denksäulen gesetzt hatte!

Aber nicht blos Er, der König, zitterte, sondern auch sie, die Frau von Maintenon. Doch nicht vor Gott zitterte sie, sondern vor der Zukunft; vor der Möglichkeit, daß der Herzog von Orleans den Thron erben oder wenigstens die Regentschaft für den minderjährigen Urenkel Ludwigs in die Hand bekommen möchte. Er war ja, wenn der König starb, der nächststehende Verwandte, der nächststehende Prinz von Geblüte, und ihm mußte also diese hohe Stellung „von Rechtswegen" zukommen, wenn nehmlich das bisher in Frankreich gültige Gesetz nicht abgeändert wurde. Aber Er, der Herzog von Orleans Regent oder gar König! Er, den sie so sehr haßte und der diesen Haß, wie sie gar wohl wußte, in gleich hohem Grade erwiderte! Wahrhaftig vor einer solchen Zukunft hatte sie wohl Ursache zu zittern. Uebrigens nicht blos sie wurde über solche Aussichten von Furcht erfüllt, sondern dieselbe Furcht beschlich auch die sämmtlichen Hofleute, besonders die höhergestellten, weil sie wohl fühlten, daß es, wenn der Herzog von Orleans Regent oder König würde, um ihre Existenz gethan sei, und am allermeisten fürchteten dieß die frommen Väter von der Ge-

sellschaft Jesu, den Pater Letellier an der Spitze. Man kannte den Herzog von Orleans als einen Freigeist und von einem so erklärten Gegner des Bigottismus, von einem solch' offenen Spötter über Pfaffen und Pfaffenthum konnte man doch wahrlich nicht erwarten, daß er das bisherige Alleinregiment der Jesuiten in allen geistigen und geistlichen Dingen forterxistiren lassen werde?

Wenn nun aber auch die Frau von Maintenon und der Pater Letellier große Ursache hatten, der Zukunft mit bangem Herzen entgegenzusehen, so war doch weder er der Mann noch sie die Frau, deßwegen die Hände feig in den Schooß zu legen und alles dem lieben Gott zu überlassen, wie Er es etwa fügen und machen wolle. Im Gegentheil hielten sie ihr ganzes Leben hindurch an dem Grundsatz fest, der himmlischen Weltregierung ein wenig in's Handwerk zu greifen, und bald zeigte sich's, daß der Willen Ludwigs XIV. noch immer, wie seit Jahren, gänzlich von ihnen gelenkt wurde. Plötzlich nehmlich, zu Ende des Monats Juli 1714, also nur wenige Monate nach dem tödtlichen Sturze des Herzogs von Berry, erschien ein Königliches Dekret, welches die beiden Bastardprinzen, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse für thronerbfähig erklärte und das Parlament von Paris gab diesem Dekret sofort am 2. August, ohne irgend eine Widerrede zu wagen, seine Sanktion. Auch die Höchstbediensteten im Staate, die Minister, die Marschälle, die ersten Kronbeamten, stimmten tiefunterthänigst bei und nicht einmal einer der Prinzen von Geblüt aus den Häusern Bourbon, Condé und Conti wagte zu opponiren. Nur allein der Herzog von Orleans that es; allein der König war hierauf vorbereitet und ertheilte ihm eine Antwort, die alle seine Bedenken beschwichtigen sollte. „Die Rechte Eurer Königlichen Hoheit,“ ließ sich Seine Majestät in aller Formalität vernehmen, „werden durch dieses Dekret nicht im geringsten verletzt, denn es wird darinnen ausdrücklich festgesetzt, daß erst, wenn das unerbittliche Fatum auch Sie und Ihre männliche Nachkommenschaft dahingerafft haben würde, daß erst dann der Herzog von Maine und im Falle seines Todes der Graf von Toulouse den

Thron von Frankreich zu besteigen befähigt sein solle, und es handelt sich also hier nur von einer Vorsichtsmaßregel, um selbst im äußersten Falle des Unglückes einen französischen Erbfolgekrieg unmöglich zu machen. Mit dieser meiner Erklärung werden Sie sich hoffentlich beruhigen und ich erwarte daher von Ihrer Loyalität, daß Sie alle weiteren Schritte unterlassen." Also sprach Ludwig XIV. zu seinem Neffen, dem Herzog von Orleans, und dieser unterließ auch wirklich jeden weiteren Schritt in dieser Sache; allein so ganz beruhigt war er deßwegen doch nicht, sondern er hielt seine Augen weit offen, obgleich er sich den Anschein gab, als ob er mehr als je der Sinnenlust lebe.

Nicht lange hernach, am 19. August, sandte Seine Majestät, Ludwig XIV., dem Parlament ein versiegeltes Schriftstück zu und das dieses Schriftstück begleitende Schreiben besagte, daß dasselbe sein Testament enthalte, welches aber unter keinen Umständen vor seinem Tode eröffnet werden dürfe. So bald er aber todt sei, was bei seinem hohen Alter nicht allzulange mehr anstehen könne, sollen sich alle Prinzen von Geblüt, so wie alle Großwürdenträger des Reichs in's Parlament begeben, und dieses habe dann das Testament zu verlesen, nachdem vorher die sämmtlichen Anwesenden in Eid und Pflicht genommen worden seien, genau jeden Buchstaben seiner letzten Willensmeinung zu erfüllen. Auch müßten sofort Duplikate des Testamentes verfertigt und eines derselben in jede größere Stadt versandt werden, damit die Gouverneure und Obrigkeiten wüßten, woran sie seien. Endlich habe man den sämmtlichen Oberoffizieren den Eid der Treue abzunehmen und wer diesen sich zu schwören weigere, solle seiner Stelle für verlustig erklärt werden." So etwa lautete das Begleitschreiben des Königs, und die Sache machte natürlich das ungeheuerste Aufsehen. Jedermann hätte um's Leben gerne gewußt, was in dem Testamente stehe, und Jedermann stellte seine Vermuthungen auf. Etwas Gewisses aber konnte Niemand in Erfahrung bringen, denn der König selbst schwieg stille, wie das Grab, und eben so thaten auch diejenigen, die etwa von ihm in das Geheimniß eingeweiht worden waren.

Am meisten Skrupel machte dieses Testament dem Herzoge von Orleans. Er errieth natürlich leicht, daß es sich in demselben um nichts anderes handlen werde, als um die künftige Regentschaft, oder wenn man lieber will, um die Vormundschaft über den am 15. Februar 1710 geborenen Urenkel Ludwigs XIV. Er konnte sich auch weiter denken, daß das Testament ihm selbst unmöglich günstig lauten könne, sondern vielmehr geradezu gegen ihn gerichtet sein müsse, dieweil ja gar kein letzter Wille nöthig gewesen wäre, wenn der König ihm, dem Herzog, wie sich's von Rechtswegen gehörte, die Regentschaft und Vormundschaft übertragen wollte. Ueberdem warum ließ der König gegenüber von ihm auch nie ein Wort über den Inhalt des Testamentes verlauten? Warum vermied er es sogar in seiner, des Herzogs, Gegenwart auch nur mit einem Worte darauf anzuspielen, wie es nach seinem Tode in dieser oder jener Beziehung gehalten werden solle? Kurz, der Herzog von Orleans zweifelte gar nicht daran, daß Ludwig XIV. in jener geheimnißvollen letzten Willensmeinung Anordnungen getroffen habe, welche ihn, den Herzog, mehr als unangenehm berühren mußten, und er ließ es sich daher viele Mühe, Zeit und Geld kosten, um jetzt schon, das heißt so lange Ludwig XIV. noch lebte, hinter das Geheimniß zu kommen. Wußte er nehmlich, was in dem Testamente stand, so konnte er unter der Hand in aller Stille seine Gegenanordnungen treffen und stand jedenfalls seinen Feinden gegenüber nicht unvorbereitet da; wußte er aber nichts, so war es mehr als wahrscheinlich, daß der Wille Ludwigs XIV. auch nach seinem Tode noch respektirt werde. Allein so sehr sich der Herzog von Orleans auch anstrengte, etwas Näheres über den Inhalt des Testaments zu erfahren, und mit so viel Eifer und Beharrlichkeit ihn auch seine offenen und geheimen Partheigänger — unter den ersteren spielte sein Sekretär, der Abbé Dubois, unter den letzteren der Polizeilieutenant d'Argenson die Hauptrolle — hierin unterstützten, so blieben doch alle seine und seiner Freunde Anstrengungen vergeblich und keine der in die Sache eingeweihten Personen verrieth auch nur eine Sylbe. Doch endlich, endlich dämmerte ein Hoffnungsstrahl auf und zwar von

einer Seite her, von welcher es der Herzog von Orleans am wenigsten erwartet hätte.

Eines Tags im Monat Februar des Jahres 1715 benachrichtigte der Polizeilieutenant d'Argenson den Herzog auf dem längst unter ihnen abgemachten Wege, daß er ihn in einer äußerst wichtigen Angelegenheit sprechen müsse, und um Mitternacht kamen sie in einem kleinen Hause der Straße St. Honoré, wie sie es in solchen Fällen gewohnt waren, zusammen. Sie mußten nehmlich sehr vorsichtig zu Werke gehen, wenn sie sich sprechen wollten, weil d'Argenson sogleich seiner Stelle verlustig geworden wäre, wenn die herrschende Parthei seine geheime Verbindung mit dem Herzog herausgewittert haben würde; aber hier, in dem kleinen Hause, konnten sie sicher sein, nicht überrascht zu werden.

„Nun was bringen Sie mir, mein Freund?" fragte der Herzog seinen geheimen Verbündeten, welcher sich in großer Gemüthsbewegung zu befinden schien.

„Was ich bringe?" erwiderte d'Argenson. „Nicht mehr und nicht weniger als die sichere Aussicht eines Bündnisses mit der Herzoglichen Familie de Noailles, wenn anders Eure Königliche Hoheit sich zu einer solchen Verbindung verstehen wollen."

„Mit den Noailles?" rief Philipp von Orleans, vor Staunen um zwei Schritte zurückfahrend. „D'Argenson, wenn Sie es nicht wären, der mir dieß sagt, so würde ich glauben, ein Wahnsinniger wolle mich zum Besten haben. Der Kardinal-Herzog von Noailles und sein Neffe, der Finanzminister, sind ja seit Jahren die Vertrautesten der Frau von Maintenon und überdieß haben Sie denn vergessen, welche Aeußerung der Herzog-Minister bei Gelegenheit des Todes der Königlichen Enkel und Urenkel über mich gethan hat? Er beschuldigte mich in Gemeinschaft mit der Maintenon geradezu des Giftmords an meinen Königlichen Vettern."

„Dieß alles," versetzte der Polizeilieutenant mit großem Ernste, „ist mir sehr wohl bekannt; allein dennoch sprach ich die Wahrheit, als ich vorhin sagte, es stehe in der Macht Eurer Königlichen Hoheit, die ganze Familie der Noailles zu Verbündeten zu bekommen. Sie kennen den Streit des Kardinals mit dem

Pabste. Im Anfang war es nur eine Etiquettenfrage; allein weil Seine Heiligkeit in Rom sich durchaus nicht dazu herbeiließ, sich wegen seiner bewiesenen Gewaltthätigkeit zu entschuldigen, so nahm das Zerwürfniß immer größere Dimensionen an und jetzt eben geht der Pabst damit um, dem Kardinale den rothen Hut wieder zu nehmen. Hierüber ist nun natürlich der letztere sehr erbittert und diese Erbitterung theilt die ganze Familie. Doch jetzt kommt die Hauptsache. Ich hatte den Pater Letellier schon lange dringend im Verdacht, daß er in dieser Angelegenheit seine Hand mit ihm Spiele habe; nur fehlte es mir an Beweisen und ehe ich diese bekam, ließ ich mir nicht das Geringste merken. Da berichteten mir meine Spione, daß ein gewisser Espagnol hier fast jede Woche Briefe von Rom bekomme und eben so oft auch dorthin zurückkorrespondire, ohne daß er jedoch irgend ein Geschäft treibe. Ich ließ sofort den Espagnol genau beobachten und siehe da, es stellte sich heraus, daß der Herr Beichtvater des Königs in der genauesten Verbindung mit ihm stand. Selbstverständlich kam mir jetzt der Verdacht, Espagnol sei nur eine vorgeschobene Person, um den Briefwechsel des Paters mit Rom zu maskiren, und ich beschloß das nächste Briefpaquet abzufangen. Es gelang mir heute früh und der Inhalt der eroberten Schreiben lieferte den klarsten Beweis, daß der Pater Letellier, welcher den Kardinal wegen seines großen Einflußes am Hofe gern beseitigt hätte, den Streit mit dem Pabste mit Hülfe seiner schwarzen Brüder in Rom auf jene Spitze hinauftrieb, auf der er jetzt steht. Eilends suchte ich jetzt den Kardinal-Herzog auf, um ihm die betreffenden Briefe vorzulegen; der Kardinal aber ließ augenblicklich seinen Neffen, den Minister, zu sich entbieten und ihre beiderseitige Wuth über die Falschheit des Pater Letellier war so groß, daß sie ohne weiteres darauf eingingen, als ich ihnen einen Wink wegen eines Bündnisses mit Ihnen gab. So steht die Sachlage und es kommt nun ganz auf Eure Königliche Hoheit an, was Sie zu thun gesonnen sind."

Mit außerordentlichem Staunen, so wie mit nicht minder großer Aufmersamkeit hatte der Herzog von Orleans dem Bericht

des Polizeilieutenants gelauscht, und als dieser mit demselben zu Ende war, trat eine längere aber bedeutungsvolle Pause ein. „Glauben Sie," sagte endlich der Herzog tief aufathmend; „glauben Sie, daß der Herzog von Noailles, der Minister, meine ich, zugegen war, als der König sein Testament abfaßte?"

„Es ist dieß," erwiderte der Marquis d'Argenson, „mit Bestimmtheit anzunehmen, da derselbe bis jetzt der Vertraute der Frau von Maintenon war."

„Gut," versetzte der Herzog von Orleans, „so schließen Sie das Schutz- und Trutzbündniß mit den Noailles ab. Ich will Ihnen sogleich die umfassendsten Vollmachten ausstellen."

So geschah es denn auch und von jetzt an verging eine ganze Woche lang fast keine Nacht, in der nicht der Polizeilieutenant geheime Zusammenkünfte mit dem Kardinal und seinem Neffen, dem Minister, gehabt hätte. Nicht minder oft traf er sich mit dem Herzog von Orleans in jenem kleinen Hause der Straße St. Honoré; allein es geschah dies stets im tiefsten Incognito, so daß in ganz Paris keine Seele eine Ahnung davon hatte, die wenigen Eingeweihten natürlich ausgenommen. Zehn Tage später, eine Stunde nach Mitternacht, gingen drei Männer, die sich in dem bewußten kleinen Hause zusammengefunden hatten, dem Palaste des Kardinal-Herzogs von Noailles zu. Sie hatten sich so dicht in ihre Mäntel gehüllt, daß ihre Gesichter vollständig unkenntlich waren und überdem schritten sie lautlos dahin, ohne auch nur ein Wort mit einander zu sprechen. Kein Mensch, der ihnen begegnete, konnte sich denken, wer sie seien; ich aber will sie dem Leser nennen: es waren der Herzog von Orleans, der Polizeilieutenant Marquis d'Argenson und der Sekretär des Herzogs, der Abbé Dubois. Bald hatten sie den Palast des Kardinals erreicht; aber hier schien Alles im tiefsten Schlafe begraben, denn nirgends die ganze Façade entlang brannte ein Licht und noch weniger ließ sich irgend ein Laut vernehmen. Sofort ließen die Dreie das Hauptportal zur Seite liegen und wandten sich links abwärts nach einem kleinen Nebenpförtchen, durch welches man in den hinter dem Palaste sich hindehnenden Garten gelangte,

und an dieses Pförtchen klopfte der Polizeilieutenant dreimal in bestimmten Pausen mit dem Knopfe seines Degens. Nach dem dritten Klopfen öffnete sich die Thüre geräuschlos und die drei Männer traten ein; hinter ihnen aber ward die Thüre sogleich wieder fest verschlossen.

„Königliche Hoheit," sagte jetzt eine Stimme neben ihnen, in welcher der Herzog von Orleans augenblicklich die des Herzog-Ministers von Noailles erkannte, „darf ich Sie bitten, mir Ihren Arm zu geben? Es ist sehr finster hier und ich wagte es nicht, Fackeln herbeibringen zu lassen, um nicht die Aufmerksamkeit der Nachbarn und Vorübergehenden rege zu machen. Zugleich," fügte er mit leiserer Stimme hinzu, „ergreife ich diese Gelegenheit, um Eure Königliche Hoheit tiefinnigst um Verzeihung zu flehen, daß ich es einmal gewagt ...."

„Still, still, mein lieber Herzog," unterbrach ihn Philipp von Orleans in äußerst gewinnendem Tone, „wir sind jetzt Freunde und Verbündete und somit sei die ganze Vergangenheit vergessen und begraben. Haben sich Alle eingefunden, von denen wir hofften, daß sie unsere Partei ergreifen würden?"

„Alle ohne Ausnahme," erwiderte der Herzog von Noailles, sichtlich erleichtert, „und sie brennen sämmtlich vor Begierde, Eure Königliche Hoheit ihrer tiefsten Ergebenheit zu versichern."

Rasch ging es nun vorwärts und nach wenigen Schritten standen sie vor der Hinterseite des Palastes. Hier war es nicht so still, sondern man vernahm dumpfe Laute, wie wenn viele Stimmen in einem entfernteren Lokale durcheinander sprächen, und überdem schien der ganze erste Stock des hintern Flügels hell erleuchtet zu sein; denn, obwohl die Fenster durch Gardinen verhängt waren, konnte man doch an allen einen Lichtschein unterscheiden. Ich will den Leser übrigens mit Einzelnheiten nicht ermüden und führe ihn sogleich in den großen Saal ein, in welchen der Herzog von Orleans mit seinen Begleitern von dem greisen Kardinal von Noailles in Person — der Kardinal hatte ihn am Fuße der Treppe erwartet — geleitet wurde. Hier waren mehr als dreißig Männer versammelt und zwar theils vom Civil, theils vom Militär.

Von ersteren nenne ich den Herrn von Aguesseau, Generalprokurator des Parlaments, den Herrn Joli de Fleury, Generaladvokat, den Parlamentsrath von Fortia, den Abbé Pucelle, Mitglied der großen Kammer und Haupt der unterdrückten jansenistischen Partei, den Intendanten von Gaumont und den Präsidenten von Blamont, alle sechs Männer vom größten Einflusse auf das Parlament von Paris. Von letzteren, den Militärs, sind hervorzuheben der Herzog von Guiche, Oberst der königlichen Garden, der General-Lieutenant von Noailles, welcher nachher in Holland kommandirte, und der Marschall d'Estrées, der Kommandant von Paris. Kurz also, es war eine überaus ansehnliche Versammlung und der Herzog von Orleans ging zu Jedem Einzelnen, um ihm die Hand zu drücken und einige freundliche Worte mit ihm zu wechseln.

„Herr Herzog von Noailles," wandte sich, nachdem die Begrüßungen vorüber waren und Alle an einem langen ovalen Tische sich niedergelassen hatten, Philipp von Orleans an den Herzog-Minister, „Sie haben versprochen, uns mit dem Inhalt des Testaments Seiner Majestät bekannt zu machen. Dürfte ich Sie nunmehr bitten, dieses Ihr Wort zu lösen?"

„Es ist nur ein kurzes Aktenstück," erwiderte der Herzog-Minister, „und deswegen erinnere ich mich auch seines Inhalts noch so genau, als wäre es eben erst fertig geworden. Den ersten und Hauptpunkt bildet die Einsetzung eines Regentschafts-Rathes, welchem während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. die königliche Gewalt in ihrer vollsten Ausdehnung übertragen wird. Als Mitglieder desselben wurden von Seiner Majestät ernannt: erstens der Herzog von Orleans, Königliche Hoheit, zweitens der Herzog von Bourbon, drittens der Herzog von Maine, viertens der Graf von Toulouse, fünftens der Kanzler von Pontchartrain, sechstens, siebtens, achtens, neuntens und zehntens die Marschälle von Villeroi, von Villars, von Uxelles, von Tallard und von Harcourt, elftens, zwölftens, dreizehntens und vierzehntens die gegenwärtigen vier Minister des Kriegs, des Auswärtigen, des Innern und der Justiz, endlich fünfzehntens meine Wenigkeit als Generalkontrolleur der Finanzen. Alle Maßregeln sollen durch

Stimmenmehrheit entschieden werden und zwar so, daß bei Stimmengleichheit dem Herzog von Orleans der Stichentscheid zufällt; sonst aber soll der Herr Herzog keine Stimme haben, sondern nur als Präsident fungiren. Was die Person des jungen minderjährigen Königs anbelangt, so soll sie dem Herzog von Maine übergeben werden, damit dieser über deren Erziehung und Sicherheit wache, und eben zu diesem Zwecke sollen die Garden und Haustruppen unmittelbar unter den Befehl des genannten Herzogs gestellt werden. Als Stellvertreter desselben, eventuell als dessen Nachfolger im Falle eines schnellen Todes, wurde der Graf von Toulouse ernannt und also auch hier wieder der Herzog von Orleans, obwohl derselbe der erste Prinz von Geblüt ist, absichtlich übergangen. Weiter enthält das Testament noch die Bestimmung, daß der Pater Letellier bei dem jungen Thronerben als Beichtvater und Herr André Hercule de Fleury, der Bischof von Frejus und designirte Erzbischof von Rheims, als Oberlehrer zu installiren sei, während die Herren von Sommery und von Geoffreville denselben zu bedienen haben. Schließlich verordnete Ludwig XIV., daß nach seinem Tode sein Herz den Jesuiten in der Straße St. Antoine übergeben werden solle und daß man alle diese seine Dispositionen gerade so zu respektiren habe, als wenn er noch am Leben wäre. Also lautet das Testament des Königs und man sieht also daraus, daß es ganz entschieden gegen die angeborenen Rechte Seiner Königlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Orleans gerichtet ist."

„Aber diese Rechte," erklärte der alte Kardinal von Noailles mit starker Stimme, indem er sich in seiner ganzen Größe erhob, „diese Rechte sollen nicht umgestoßen werden, sondern wir wollen sie aufrecht erhalten und wäre es mit Gefahr unseres Lebens. Nach den alten Gesetzen Frankreichs kann über einen minderjährigen König Niemand zum Vormund gesetzt werden, als der nächste Agnat der königlichen Familie, und nicht minder klar ist die Bestimmung jener Gesetze in Beziehung auf die Regentschaft. Diese gebührt ganz allein dem Herzog von Orleans als dem ersten Prinzen von Geblüt und dem nächsten volljährigen Verwandten, und eben deßwegen ist das Testament als ungiltig zu verwerfen."

„Das Parlament," rief der heftige Generaladvokat Joli de Fleury, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „das Parlament muß es verwerfen. Ich weiß gewiß, daß die Mehrzahl der Räthe auf unserer Seite ist."

„Der Armee," nahm der Marschall d'Estrées das Wort, „der Armee gebührt auch eine Rolle und man muß ihr erlauben, den Herrn Herzog zum Regenten auszurufen. Für die gute Gesinnung der Garnison von Paris stehe ich ein."

„Und ich," schrie der Herzog von Guiche, indem er seinen Säbel halb zog und dann wieder mit Geräusch in die Scheide zurückstieß, „und ich für die Garden und Musketiere in Versailles."

„Meine hochverehrten Freunde," erhob sich jetzt der Herzog von Orleans und schon bei dem ersten seiner Worte trat die tiefste Stille ein; „meine hochverehrten Freunde, mein Herz fühlt sich förmlich gehoben durch das, was ich soeben von Ihnen vernommen habe, und vor diesem Gefühle verschwindet die Bitterkeit, die ich empfand, als ich hören mußte, wie gehässig und ungerecht der König, mein Oheim, gegen mich zu verfahren gewillt ist. Ich glaube übrigens, daß es nothwendig sein wird, in unser Vorgehen gegen das Testament eine zum Voraus bestimmte Ordnung zu bringen, und deßwegen haben Einige von uns eine Art von Feldzugsplan entworfen, in welchem jedem der anwesenden Freunde seine spezielle Rolle zugewiesen wird. Wollen wir nun nicht diesen Plan Satz für Satz und Punkt für Punkt durchgehen, um daran abzuändern, hinzuzusetzen und zu verbessern, was etwa räthlich erscheint? Auf diese Art allein kommen wir zum Ziele und wenn Sie damit einverstanden sind, so will ich hiemit dem Herrn Marquis d'Argenson das Wort als Berichterstatter gegeben haben."

So kam Methode in die Berathung und obwohl dieselbe nun mehrere Stunden in Anspruch nahm, so hatte sie doch das Gute, daß nach dem Wunsche des Herzogs von Orleans die Art und Weise, wie man unmittelbar nach dem Tode des Königs zu verfahren habe, ganz genau festgesetzt wurde. Um vier Uhr Morgens trennten sich die sämmtlichen im Palais des Kardinals von Noailles versammelten Männer von einander, um still und leise nach Hause

zu gehen; keiner aber schied, ohne dem Herzog von Orleans und dem Kardinal von Noailles Handschlag und Wort gegeben zu haben, von dem, was vorgegangen, selbst nicht einmal in der Beichte eine Andeutung zu machen, denn von unbedingter Schweigsamkeit hing der ganze Erfolg ab.

In der That bewiesen auch jene Männer, daß sie Männer waren, und weder ihre Weiber und Maitressen noch ihre Beichtväter und Hausgeistlichen erfuhren auch nur eine Silbe ihres Geheimnisses. Selbst Frau von Maintenon schöpfte nicht den geringsten Verdacht, obwohl sie in der letzten Zeit den Argwohn so weit trieb, daß sie das Postamt von Paris anhielt, ihr alle in das Palais Royal gehenden Briefe vor der Ablieferung auf eine Stunde zu überlassen, um deren Inhalt nach ihrer künstlichen Eröffnung zu prüfen. „Er ist so sehr," sagte sie noch zu Anfang des Monats August zu dem Herzog von Maine, als dieser nach Marly hinausritt, um sie und den der Landluft wegen daselbst verweilenden, aber mit jedem Tag mehr verfallenden König zu besuchen; „er ist so sehr in den Schlamm der Liederlichkeit versunken, der verächtliche Philipp von Orleans, daß er selbst seinen Ehrgeiz darin ertränkt hat, und Sie, mein theurer Herzog, werden also nach dem Tode des Königs, Ihres Vaters, seinem Testamente gemäß der Vormund Ihres Großneffen und zugleich der faktische Alleinregent von Frankreich sein."

So dachte übrigens nicht blos sie, sondern fast ganz Paris hatte dieselbe Meinung und konnte auch keine andere haben. Führte doch der Herzog von Orleans damals ein Leben, mit welchem Moralität und Zucht und Sitte durchaus unvereinbar waren, während alle Diejenigen, die seinen Hof bildeten oder sich an denselben anschlossen, ganz auf dieselbe Weise schlemmten, gerade als wären sie lauter Fallstaffsbrüder!

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des

ersten Bandes.

I. Buch. Die Zeiten der Lavallière.

			Seite
1.	Kapitel.	Die Heirath mit der Spanierin	7
2.	„	Die Tage von St. Germain	48
3.	„	Drei Proben des Selbstregiments	67
4.	„	Der Sturz Fouqué's	135
5.	„	Versailles	158
6.	„	Der Aufenthalt in Chambord	176
7.	„	Eine neue Sonne und ein Sonnenuntergang	199

II. Buch. Die Zeiten der Montespan.

1.	Kapitel.	Die Wittwe Scarron	219
2.	„	Henry de Pardaillan de Gondrin, Marquis de Montespan	231
3.	„	Choisy-Mademoiselle oder die Liebesnoth einer Prinzessin von Geblüt	251
4.	„	Die Allmacht einer Courtisane	274
5.	„	Zwei Freundinnen werden Rivalinnen oder die Verwandlung der Frau Scarron in die Marquise von Maintenon	291
6.	„	Die Fastenzeit von 1675	306
7.	„	Ein guter Rath des Pater La Chaise	321
8.	„	Ein neues Gestirn	347
9.	„	Marie Madelaine de Brinvilliers oder die glorreiche Erfindung des Erbschaftspulvers	364
10.	„	Ein tragisches Ereigniß oder das schnelle Ende der Fontanges	406

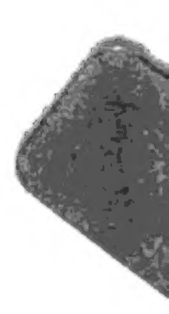
III. Buch. Die Zeiten der Maintenon.

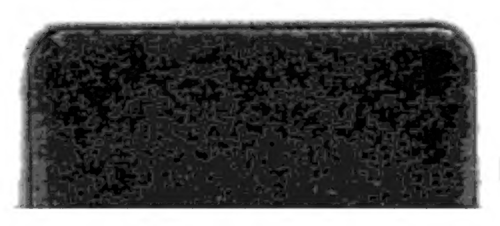
Seite

1.	Kapitel.	Das gestohlene Straßburg	421
2.	„	Drei Hofereignisse von europäischer Wichtigkeit	433
3.	„	Der Widerruf des Edicts von Nantes	448
4.	„	St. Cyr oder die Herrschaft durchs Beten	463
5.	„	Die Zerstörung von Port Royal	474
6.	„	Drei Hofhaltungen	486
7.	„	Der sterbende König	500

Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google